



3 1761 07063369 8











a.  
73623

DIE  
**SPRACHE ALS KUNST**

VON  
  
**GUSTAV GERBER.**

---

**ERSTER BAND.**

**ZWEITE AUFLAGE.**

---

**. BERLIN 1885.**

**R. GAERTNERS VERLAGSBUCHHANDLUNG  
HERMANN HEYFELDER.**

10363  
3/12/90 2 vols.

## V o r r e d e.

---

Böckh schrieb im Jahre 1808 eine Abhandlung „Von dem Übergange der Buchstaben ineinander“ (zuerst in den „Studien von C. Daub und Fr. Creuzer“ Bd. IV — kl. Schr. Bd. III), in welcher es heisst: „Jetzo kann man wohl sagen, daß diese Sprachlehre noch in den ersten Elementen stehe; nur ihre Mitte ist aufgeklärt, wir meinen das Gewöhnliche von Etymologie und Syntax; wie viele Bernhardi's werden aber noch erfordert, um die beiden Enden einigermaßen befriedigend zu bearbeiten, nämlich was diesseits der Etymologie und jenseits der Syntax liegt, letzteres die ethische Betrachtung der Sprache, ihr Wert, ihre Bedeutung, Wirksamkeit und verschiedener Gebrauch für das Gemüt nach ihren verschiedenen Elementen, eigentlich dasjenige, was in die Logik, Aesthetik, Rhetorik und Poetik gehört“ cet. —

In dieser Richtung, welche Böckh als „den künstlerischen Gebrauch“ der Sprache bezeichnet, „für welchen bis jetzt nichts Bedeutendes gethan worden, wiewohl der Aesthetiker und Poetiker, der Logiker und Rhetoriker hunderte vorhanden sind“ — bewegt sich die vorliegende Arbeit.

Nennt man die Tonkunst, so wird sogleich verstanden, wovon man spricht, und so sollte auch kein Zweifel sein, was Sprachkunst bedeutet. Indessen ist es zwar hergebracht, den Ton als Material der Tonkunst zu betrachten, wenn man aber an die Kunst dachte, welche sich des artikulierten Tons — also der Sprache — als Materiales bediente, so verstand man unter dieser die Dichtkunst. Man wird sehen, warum ich dies für unrichtig halte. Es klingt wunderlich, wenn ver-

sichert wird, es sei bis jetzt eine Kunst, welche doch jeder in ihren Hervorbringungen kennt, übersehen worden, wenn also eine solche Kunst gewissermaßen jetzt entdeckt wird; aber es ist andererseits nicht schwer, zu bemerken, woher es kommen konnte, daß die Aesthetik über diese Kunst hinweg sah, deren Abgrenzung die schwierigste ist und deren Werke nicht bedeutend auffallen, weil sie mehr der flüchtig vorüberrauschenden lebendigen Rede angehören, als der Litteratur. —

Man sah in der Sprache die Kunst nicht, weil Sprache sich zugleich immer als Bedürfnis zeigt, und weil sie dem Auge zu nahe lag, um in ihrem wahren Wesen angeschaut werden zu können. Man wagte nicht, sich in der wunderlichen Lage zu glauben, daß man unwissentlich unaufhörlich eine Kunst übe, etwa wie M. Jourdain in Molières: *le bourgeois gentilhomme* (A. II, Sc. 4): „Par ma foi, il y a plus de quarante ans que je dis de la prose, sans que j'en sçeusse rien.“ — Was man aber doch als Kunst in den Hervorbringungen der Sprache erkannte, das sonderte man von den verwandten Künsten und Techniken wegen einer Unklarheit nicht, wie sie z. B. ihren Ausdruck fand in der Aufstellung jener „schönen Redekünste“, über welche sich schon Goethe (Gr. A. Bd. IV, p. 261) ärgert, „denn herkömmliche Ausdrücke, woran niemand mehr Arges hat, verüben doch einen schädlichen Einfluß, verdüstern Ansichten, entstellen den Begriff und geben ganzen Fächern eine falsche Richtung.“ —

Man wird finden, daß durch die Einführung des Begriffs der Kunst eine bisher vermißte Ordnung und Bestimmtheit in die Theorie von der Sprache und von den sogenannten redenden Künsten gebracht wird, eine Ordnung nicht bloß äußerlicher Art, so daß wir etwa nur Namen und Rubriken änderten, sondern so, wie sie aus Klarheit der Grundanschauung und aus befriedigender Einsicht in das einzelne hervorgeht. —

Wir haben dabei mit Sorgfalt die Traditionen verfolgt, und man wird sich vielleicht wundern, daß wir auch bei vielfach schwachen und dürftigen Figuren- und Tropensammlern, Rhetoren cet. uns aufhalten. Zunächst ist darüber zu bemerken, daß im ganzen doch viel mehr Genauigkeit, Scharf-

sinn, Liebe in der Betrachtung der Sprache von jenen Alten bewiesen wird, als man nach den geringschätzigen Reden mancher Neueren erwarten sollte. Ferner aber ist zu bedenken, daß nur ein möglichst genauer Anschluß an die alte Überlieferung uns vor völliger Verwirrung in diesen Dingen bewahren kann. Achtung vor den Alten, gröfsere Genauigkeit und Vorsicht würden manche neuere Lehrbücher, in welchen diese Dinge behandelt werden, vor Verkehrtheiten und Mißverständnissen bewahrt haben, und obwohl die Terminologie der Alten an Unbestimmtheit, Überfülle, Schwanken u. dgl. leidet, wird doch kein neueres Volk sie durch eigen Erdachtes ersetzen können. Die Rhetorik, wie die Logik, Metaphysik, Medizin u. a. ist nicht von uns erfunden, und die Kontinuität der Tradition kann für ihre Termini nicht aufgegeben werden. Daß eine Menge des Überlieferten in Wegfall kommen kann, daß anderes genauer zu bestimmen ist, versteht sich von selbst — aber auch das wird erwünscht sein, daß sich hier in genügender Vollständigkeit bei einander findet, was festzuhalten und was aufzugeben rätlich erscheint.

In welchem Sinne wir übrigens die Sprache dem Begriff der Kunst einordnen, wird aus dem Werke selbst zu entnehmen sein. Vom Aberglauben an die Kraft von Titeln, Rubriken, wissenschaftlichen Kunstaussdrücken wissen wir uns frei. Das Wort „Kunst“ ist, eben als Wort, lediglich ein Bild, und wir wissen, daß es vergebliche Mühe wäre, mit Bildern — Kunstmitteln — schärfer bestimmen und abgrenzen zu wollen, als es eben möglich ist. Wir sagen nur etwa dies, daß es für die Erkenntnis sowohl des Wesens wie der Formen der Sprache von, wie uns scheint, entscheidender Wichtigkeit ist, wenn wir ihren Begriff in die Sphäre des Sprachbildes „Kunst“ hineinsetzen, in dem Sinne, daß Kunst vor allem ein freies Können bezeichnet, wie *τέχνη* auf dem *τίκτεν* beruht, *ars* ein *ἀρτέειν* ist, von dem Cicero treffend sagt (de nat. deor. II, 22): „*artis maxime proprium est creare et gignere*;“ wir verzichten aber, durch diese Einordnung eine Bestimmtheit zu erreichen, welche das System zwar abrundet, der Natur der Dinge aber Gewalt anthut. —

Der Verfasser muß befürchten, daß die Entwicklung

desselben Gedankens bei seiner Anwendung auf verschiedene Fälle öfter, wenn auch in anderer Form, wiederkehrt, als es nötig ist. Es liegt dies daran, daß seine amtliche Thätigkeit ein stetiges Arbeiten nicht erlaubte, so daß Spuren des öfteren Wieder-Anfangens und Sich-Hineindenkens entstehen mußten. Vielleicht ist indes bei der ersten konsequenten Entwicklung einer neuen Auffassung, und da auch der Leser nach der Natur des Abgehandelten mehr nach Abschnitten sich mit der Sache beschäftigen wird, als mit der Darstellung des ganzen Gebietes, der angegebene Übelstand nicht ohne Nutzen. —

Bromberg, den 18. März 1871.

G. G.

### Vorwort zur zweiten Auflage.

---

In der zweiten Auflage des vorliegenden Werkes sind Berichtigungen und Ergänzungen an vielen Stellen gegeben worden; der Grundgedanke ist unverändert geblieben, und nur seine Darstellung schien hier und da einer Abänderung zu bedürfen. Dem Hinweis auf eine „Kritik der Sprache“, welche ich mit Bezug auf Kant als eine „Kritik der unreinen Vernunft“ bezeichnete, habe ich inzwischen durch erkenntnistheoretische Untersuchungen zu genügen unternommen, welche dem Publikum in diesen Tagen unter dem Titel „die Sprache und das Erkennen“ vorgelegt werden.

Bromberg, den 6. August 1884.

G. G.

# Inhaltsangabe.

---

## A. Allgemeiner Teil.

- I. Das System der Künste. 1) Vom Wesen der Kunst. p. 1—9. — 2) Von der Beteiligung der Menschen an der Kunst. p. 10—14. — 3) Vom Ursprung des Kunstwerkes. p. 14—19. — 4) Von dem System der Künste. p. 19—40.
- II. Von der Sprachkunst im besonderen. 1) Die Aufstellung der Sprachkunst als einer besonderen Kunstgattung. p. 40—43. — 2) Prosa und Poesie; die Prosa der Sprachkunst. p. 43—50. — 3) Poesie und Sprachkunst. p. 50—70. — 4) die Sprachkunst und die Redekunst. p. 70—74. — 5) Über die Anerkennung der Sprachkunst als einer besonderen Kunstgattung bei früheren Forschern. p. 74—91. — 6) die Gliederung der Sprachkunst: die Sprache als Kunst; die Sprachkunst im Dienste der Rede; die Sprachkunst in ihrer Selbständigkeit. vide p. 94; p. 91—106. — 7) Andeutungen über die Geschichte der Sprachkunst. p. 107—115.

## B. Besonderer Teil.

### Abschnitt I. Die Sprache als Kunst.

- I. Vom Ursprung und vom Wesen der Sprache. p. 116—127.
- II. Entstehung der Sprache durch die Wechselwirkung des Lautvermögens mit dem Geiste des Menschen, der hierdurch zu seiner Entwicklung gelangt. p. 128—141.
- III. Die natürlichen Vorstufen der Sprache bis zur Schaffung der Sprachwurzel, d. h. bis zum Hervortreten der Kunst der Sprache. p. 141 bis 162.
- IV. Die Sprachwurzel als Werk naiver Kunst. Ihr Wesen im Gegensatz zu den Naturlauten, ihre Gestalt, ihr Lautmaterial; ihre Fähigkeit, der Mitteilung zu dienen. Die Symbolik der Laute. p. 163—214.
- V. Bedeutung der Wurzel als Satz und Bild. — Die Bedeutung der Wurzel ist am nächsten der Form des unpersönlichen Verbums zu denken. — Das Auseinandertreten der Wurzel zum Wörtergeflecht ist zugleich Sondern und Verbinden. — Erzeugung der Wörterklassen und der Beziehungsausdrücke, und wahrscheinliche Reihenfolge in der Bildung dieser Formationen nach Steinthal und Curtius. — Fortschritt in der Entwicklung der Seelenthätigkeit zum Urteilen und zur Begriffsbildung durch die Formierung des Satzes. — Der Satz als entfaltetes Bild im

Unterschiede vom Urteil. — Die Sprache des abstrakten Denkens; Bezeichnung des Unsinnlichen. — Die Bedeutung der Worte ist weder individuell, noch allgemein, sondern bildlich. p. 214—235.

VI. Verhältnis der Sprache zu der menschlichen Entwicklung überhaupt. — Die Sprache als Mittel. — In welchem Sinne die Sprache unser Eigentum ist. — Das Denken und das Sprechen. — Die sogenannte innere Sprachform. — Die Sprache des Bedürfnisses, die Sprache der Mitteilung, die Sprache der Prosa, die Sprache der Poesie in Bezug darauf, wiefern sie Sprache als Mittel verwenden. — Die Sprache an sich ist Verwirklichung des menschlichen Erkennens durch fortgesetzte Kunstschöpfungen; als Bild des Menschen vereinigt sie in sich sinnliche und geistige Natur, stellt nur eben dieses Mittlere dar, und hat hieran ihre Grenze. — Sprache bezeichnet ungenügend das Sinnliche, wie das abstrakt Geistige. — Untersuchung, wie der Kunstcharakter der Sprache die gesamte Entwicklung des Menschengeistes, namentlich in der Wissenschaft, bedingt. — Anhang: Analogie der Entwicklung von Schrift und Sprache. p. 235—291. —

VII. Wiefern Lexikon und Grammatik als Darstellung der Technik der Sprachkunst zu betrachten sind. — Die Verwirklichung der Sprachkunst, bedingt durch die Natur, d. h. von der Verschiedenheit der Sprachen. — Die Entwicklung der Sprachkunst, bedingt durch die Geschichte der Sprache. — Die Entfaltung der Sprache, bedingt durch den usus. p. 291—308. —

VIII. A. Das Wort, betrachtet nach seiner Bedeutung und deren Wandel; d. h. von den Tropen. — Möglichkeit einer Bedeutungslehre; der Wandel der Bedeutung; alle Wörter sind von Anfang an Tropen; die Tropen als ästhetische Figuren; die sogenannte eigentliche Bedeutung der Wörter; die Synekdoche in der Sprache; die Metapher bei dem Nomen, in der Bezeichnung des Geschlechts, bei den Formwörtern; die Metonymie im Gebiete des Unsinnlichen; die Katachrese. p. 308 bis 363. —

B. Das Wort, betrachtet nach seinem Lautkörper; von den grammatischen Figuren phonetischer Art. — Die Kunsttechnik der Sprache vom Standpunkt der vergleichenden Sprachwissenschaft, der historischen Grammatik, vom Standpunkt eines als feststehend angenommenen usus aus. — Die grammatischen Figuren; vitium und virtus orationis; Euphonie und Kakophonie; Hiatus, Gleichklänge, Mundarten, Idiotismus, Fremdwörter, Lehnwörter, Archaismen und Neologismen; Terminologie und Betrachtung der etymologisch-grammatischen Figuren. p. 363—430. —

C. Das Wort, betrachtet in seinen Beziehungen; von den syntaktisch-grammatischen Figuren. Analogie der Sprachformationen in der Etymologie und Syntax; Begriff und Terminologie der syntaktischen Figuren; Pleonasmus, Ellipse, Enallage mit ihren Unterarten. p. 430—561.



## A. Allgemeiner Teil.

---

### I. Das System der Künste.

#### 1. Vom Wesen der Kunst.

Die Werke der Kunst bringen uns Freude, gleichsam eine Bejahung unserer Natur. Wir aber suchen die Freude, wie das Leben selbst, denn diese ist eben nichts anderes, als der Genuß des Lebens.

Was immer in uns liegt, stellen wir nach und nach, wie unser Leben sich entfaltet, heraus, übergeben es so der Verflechtung in das Getriebe der Welt, so weit sich dies uns erschließt, und empfinden erst in dieser Wechselwirkung unser Leben, uns selbst. — Leben heißt thätig sein; allein aus der Bethätigung unseres Wesens quillt uns der Strom der Freude. Zwar kann es scheinen, als ergebe sich Freude auch ohne eigenes Thun, als flösse sie uns zu auch aus der bloßen Hingebung an das, was ohne uns ist, was die Schöpfung in überströmender Fülle bietet. Aber wenn wir anders das dumpfe Wohlgefühl des gesättigten Tieres von der bewußten Freude des Menschen unterscheiden wollen, so ergiebt sich leicht, daß selbst unser ruhigstes Genießen, anscheinend in reiner Passivität hingenommen, eines Entgegenkommens von unserer Seite und der Helligkeit des Bewußtseins bedarf, um zur menschlichen Freude zu werden, daß der Menscheng Geist, woher auch immer angeregt, doch sich alles erst zu eigen macht, worin er sich versenkt, daß er alles Gegebene sich doch wieder erst nehmen muß, daß er das freilich ohne ihn Geschaffene für seine Eigenart bestimmt, umgrenzt, umwandelt, daß er nicht eher zur Freude kommt, bevor er nicht sich gesucht, nicht sich wiedergefunden hat in dem, was er nicht ist oder nicht zu sein schien.

Hört er auf mit der Eigenthätigkeit beim Genusse, so hört auch sein Eigenleben auf; ihn durchflutet dann der bewußtlose Zug des Naturlebens, er träumt, er entschlummert. — Und so ist die Kunst eine Thätigkeit und bringt uns Freude, und, fügen wir hinzu, ihre Thätigkeit will eben nur dieses: Freude hervorbringen d. h. das Bewußtsein und den Genuß ihrer selbst.

Die Kunst unterscheidet sich hierdurch von den anderen Arten der Thätigkeit, welche die Freude als natürliche Folge unserer Selbstbethätigung zwar nicht ausschließen, als Zweck aber ein Anderes, ihrem Thun an sich Fremdes setzen, ohne welches sie überhaupt nicht vorhanden sein würden. Im Gebiete der Kunst würde die Frage, welche Zwecke wir durch unsere Thätigkeit erreichen, welche Vorteile wir aus ihr ziehen, gar nicht entstehen können, in den anderen Gebieten menschlicher Praxis müßte ohne nützliche oder ehrende Erfolge die aufgewandte Thätigkeit und Arbeit für verloren gelten. Es ergibt sich hieraus die Stellung der Kunst als eine freie gegenüber denjenigen Gebieten unseres Thuns, in welchen wir durch Motive bedingt und bestimmt werden, welche, außerhalb desselben entstanden, anregend, nützend, zwingend auf uns einwirken. Hier erfahren wir unsere Bedürftigkeit, welche uns veranlaßt, nach außen zu greifen, uns durch Aneignung weiteren Stoffes zu stärken, zu ergänzen; in der Kunst proklamieren wir uns als unabhängig, als auf uns selbst gestellt, und indem wir frei, unserer Art gemäß, gestalten und schaffen, dürfen wir uns dünken, einer göttlichen Gabe zu walten und zu genießen.

Wie verläuft denn die Praxis des Menschen? Er kommt aus dem System seiner Bedürfnisse im weiteren Sinne nie heraus. Seine Zwecke werden ihm im Weiterleben wieder zu Mitteln, und die Thätigkeit dieser Art hat darum ihre Erfüllung und Befriedigung immer in einem anderen; die Freude begleitet zwar dieses Streben, folgt auch der Prosa auf ihrem arbeitsvollen Wege und lohnt redliche Mühe, aber mit Erreichung des Erfolges erlischt sie naturgemäß und erwacht dann nur wieder in und mit dem Triebe zur Fortsetzung der Thätigkeit.

Derart ist nicht die Freude an den Werken der Kunst. In dieser mögen wir nicht einmal erinnert werden an die Mühe, die Sorgfalt des Künstlers; die Spuren der Arbeit und Anstrengung müssen im vollendeten Werke verwischt sein, unsere Freude ist volle Befriedigung; außer ihr, der Freude an der Schönheit, wollte unser Schaffen nichts und wollen wir nichts von dem Geschaffenen.

Die Thätigkeit bei Ausübung der Kunst ist also zwecklos, Arbeit, welche doch keine sein soll; sie macht ihre Werke nicht zu Mitteln für weiteres, ist ohne Nutzen und ist deshalb Spiel, frei vom Dienst, frei von der Strenge des Lebens. Aristoteles (Rhet. 1, 9): „καλὸν μὲν οὐκ ἔστιν, ὃ ἂν δι' αὐτὸ αἰσθετὸν ὄν, ἐπαινετὸν ᾗ.“ — Kant (Kritik der Urteilskr. p. 16): „Schön ist, was ohne alles Interesse gefällt.“

Das Wort „Spiel“ ist vielfach auf die Kunst angewendet worden. Schiller (Über ästhetische Erzieh. Brief 15) sagt in solchem Bezuge: „Der Mensch ist nur da ganz Mensch, wo er spielt.“ „Mit dem Guten, mit dem Vollkommenen ist es dem Menschen nur ernst; aber mit der Schönheit spielt er“, und er nennt den Spieltrieb die Quelle der Kunst. Jean Paul (Levana § 47) sagt: „Das Spiel ist die erste Poesie des Menschen“. — Unter Spiel verstehen wir demnach kein sinnloses Thun, setzen es nicht gleichbedeutend mit dem bloßen Scherz, mit nichtigem Spafs. Selbst das Spiel der Kinder ist ernstlich gemeinte Thätigkeit. Ihnen dünkt die blofse Willkür des Spafses, welche sich etwa in ihr Spiel mischt, zu läppisch, sie wollen feste Ordnung, d. h. sie suchen Gestaltung durch Form, und sie sind eifrig, diese aufrecht zu erhalten. Je mehr die Menschen reifen, desto mehr Inhalt, Bedeutung, Wert wissen sie dieser Formierung zu geben, und das Werk des Spiels scheint als Kunstwerk endlich seine Dauer zu verdienen, damit es viele in das Paradies der Unschuld zurückschmeichele.

Wenn nun diejenige Thätigkeit, welche der Kunst eigen ist, sich durch ihr Selbstgenügen, durch die Abwesenheit eines jeden äufseren Zweckes von anderen unterscheidet, so erscheint sie verwandt dem Verhalten des Menschen zur Religion und zur Wissenschaft. Denn auch im Glauben, in der Andacht, in der wissenschaftlichen Forschung finden wir ein Selbstgenügen und erheben uns zu geistiger Freiheit, und was der religiöse Sinn zu Mythen bildete, was philosophisches Schauen und Denken als Gott und Welt umfassendes System hinstellte, verträgt schwerlich eine scharfe Abgrenzung von den Gebilden der Kunst. Aber gemeint als Kunst sind diese Hervorbringungen nicht; sie wollen ein Inneres, ein Glauben, eine Gesinnung, eine Erkenntnis, empfangen ihre Bedeutung und ihren Wert nur dadurch, daß sie dieses offenbaren, eine Wahrheit verkündigen, und nicht das Hervorgebrachte ist das eigentliche Werk, sondern das, was es bedeutet. Der Kunst aber ist es wesentlich, daß ihr Schaffen ein bestimm-

tes Dasein gewinne, in welchem voll und ganz ihr Schaffen aufgeht, ein Dasein so, wie es eben gestaltet wurde, und welches so in sich abgeschlossen ruht. —

In der Kunst also spielen wir. Wann aber spielen wir doch? Wir spielen im Kindesalter, um einen Trieb zur Thätigkeit zu befriedigen, welcher mit Naturnotwendigkeit uns zwingt, und der daher, wenn ihm nicht gewillfahrt wird, als Reiz mit Unlust gefühlt, von dem zum Schweigen, Stillsitzen, Einschlafen verurteilten Kinde als das empfunden wird, was er an sich ist, als Pein und Qual. Wir spielen später, um uns abzuspannen von Anstrengungen, um Unangenehmes zeitweilig zu beseitigen, um uns zu betäuben, zu vergessen; wir spielen wohl auch, um zu spielen, um der Heiterkeit, Gesundheit, Kraft einen Ausdruck zu gewähren, immer jedoch, um aus einem gedrückteren in einen freieren, gehobenen Zustand überzugehn.

Nun ist freilich, was wir im gewöhnlichen Leben sonst Spiele nennen, nur Ausübung und Anwendung künstlerischer Einfälle, wie sie in Bezug auf ihre Erfinder mit Recht zu bezeichnen sind, angeknüpft an anderweitige Interessen und so in die Praxis des zwecksetzenden Lebens gezogen, und wir werden die Anwendung des Namens deshalb so zu beschränken haben, daß er nur auf die Quelle deutet, aus welcher auch die Kunst ihren Ursprung nimmt, aber, was von dem Bedürfnis nach Spiel, von seiner Wirkung auf das Gemüt gesagt wurde, gilt — und zwar in höherem Grade — auch von dem Spiel in seiner Reinheit, von der Kunst. — Die Kunst tritt als der Sonntag ein in die Werktage des Lebens, sie erheitert, tröstet, erhebt; sie hält sich dabei fern von jeder Einmischung in unsere Sorgen, unsere Bedürfnisse, deren Befriedigung nur hungrig macht nach neuen Diensten. So steht sie lächelnd, läßt sich nicht ein auf unsern Privatjammer, wehrt ab jede Unruhe und sagt zu uns: Kommet, spielet mit, und ihr werdet erhoben sein! —

Welche Tiefe des Schmerzes aber muß die Kunst in sich überwunden haben, um uns solches von sich verheißsen zu können! Denn wie sollte sie Freude bringen können für jeden, wenn nicht der Schmerz jedes Herzens in ihr zu Grunde gegangen wäre? Woher denn überhaupt dieses Verlangen in uns nach Freude, dieser Bejahung unseres Wesens, wie wir sagten, wenn unser Leben nicht an sich selbst der Schmerz wäre, welcher seinen Trost, seine Heilung eben in seiner Entfaltung sucht? Ist nicht klar,

daß der Schmerz es ist, welcher in tiefster Tiefe die Kunst hervorbrachte und hervorbringt? Welcher Schmerz aber?

Unser Leben ruht nicht in sich selbst geschlossen, es besteht nur durch die Wechselwirkung mit der Welt. Leicht empfunden wird anfangs diese unsere Bedingtheit, und leicht wird der Reiz befriedigt, welcher sie in uns anzeigt und uns in sie hinein zieht. Aber in dem Maße, als wir uns weiter entwickeln, d. h. inniger verflechten mit dem Leben des Universums, drückt gewichtiger die Nötigung und die Befriedigung gelingt schwerer. Wir finden unser Wesen bedingt, beschränkt, verneint nach allen Seiten. Die Qual unserer Unvollkommenheit, die Marter des Zweifels, die Schauer der Endlichkeit ergreifen und lähmen uns. Und die Welt sieht uns so aus, wie wir selbst: *οἶδαμεν γὰρ, ὅτι πᾶσα ἡ κτίσις σπασενᾶζει καὶ συνωδίνει ἄχρι τοῦ νῦν.* (Röm. Cp. VIII, 22.) Wir fühlen endlich und erkennen, daß überhaupt zwar unser Sollen ein unendliches ist, daß aber Befriedigung innerhalb jener Wechselwirkung nicht erreicht wird. Wir finden uns als rätselhafte Wesen, finden uns in einer Welt, deren Gesetzen wir zu folgen gezwungen sind, ohne daß doch, was sie uns gewährt, unser Wesen auszufüllen und zu vollenden imstande ist, wir finden uns umschränkt von einem endlichen Dasein und begabt mit nicht endlichen Ansprüchen, denen wir gleichwohl nicht entsagen, weil wir fühlen, daß sie gerade unser eigenstes Wesen aussprechen. So ergreift uns allmächtig der Schmerz unserer Endlichkeit.

Wohl tröstet und beruhigt immer wieder das Streben nach dem Guten, es erfreuen und stärken die Erfolge gewissenhaften Handelns, und, indem wir uns vorhalten, daß Erfüllung unserer Pflicht nach dem Maße unserer Kräfte als das allein uns Zustehende auch als allein vergönnte Beschwichtigung jenes Schmerzes zu betrachten sei, fügen wir uns mit Ergebung dem Schicksale alles Endlichen, aber dieses verständige Verzichten nimmt doch den Schmerz des Lebens nur hin, weil es muß, findet sich zwar mit ihm ab, aber überwindet ihn nicht. Es verweist uns dann die fromme Ahnung des Herzens, die freudige Hoffnung, welche auf dem Grunde des Glaubens erwächst, auf eine künftige Ergänzung unseres irdischen Lebens in einem jenseitigen, aber die Erfüllung wird doch erst im Jenseit erwartet, und wir kennen die Bedingungen nicht, unter welchen sie eintritt.

Wer aber trennt denn mit Recht dieses geahnte, von unserm Herzen geforderte Jenseit von dem Diesseit, wer setzt Scheidewände innerhalb der Schöpfung und zerreißt ihre Einheit? Er-

greifen wir dieses Jenseit nicht schon, indem wir es fordern? Ragt es nicht überall hinein in die Kreise, welche unser Leben zieht, und wirkt es nicht auf sie? Wie denn sollte einst eine Brücke führen von dem Hier nach einem Dort — und dies Einst ist immer — wenn sie nicht schon immer hinüberbrächte das Dort in unser Hier? — Verläuft unser Leben als eine Zeit der Prüfung, der Vorbereitung auf ein Weiterleben, so müssen doch die Bedingungen, unter welchen dieses zukünftige Dasein sich entwickelt, in ihrem Grunde dieselben sein mit denen, welche unsere diesseitige Welt regeln und bestimmen. Und so ist es in der That; das Ziel unserer Sehnsucht ist dieser Welt nicht fremd, sondern erfüllt sie mit tausend Wonnen, und die Kunst ist es, welche dies fühlt, schaut und für uns aufweist in ihren Werken. Welt-sinn und Weltlust sind kein Frevel, denn diese Welt ist nicht ungöttlich, und Blindheit ist es, sie ungöttlich zu halten; das verkündigt die Kunst. — Sie nimmt keinen Teil an dem Ringen unseres Geistes, das Rätsel der Schöpfung zu begreifen, es beschäftigt sie nicht die endlos sich erneuernde Aufgabe, dem Sollen in uns Verwirklichung zu geben; sie erfasset vielmehr das Dasein als ein dem Menschen und den Anforderungen seiner Natur Homogenes, in ihr lösen sich auf die Disharmonieen, durch welche die Bruchstücke der Erscheinungswelt uns beunruhigen und verwirren, sie findet und schafft überall Eurythmie und Symmetrie in dem Ruhenden, Harmonie der bewegenden Kräfte, Analogie der äusseren Vorgänge mit dem innersten Weben und Wollen der Seele, Gerechtigkeit sieht sie in der Menschengeschichte, wo der trübe Blick der Prosa sich verzweifelnd abkehrt, sie sucht und findet den Gott in der Natur, und ihr einziger Lohn ist dieses, daß sie ihn fand. Aus ihren Werken strahlt darum wieder jene Klarheit und Vollkommenheit, welche als der Schein des Geistes alles Irdische in Licht taucht. Freilich ist diese Freude am Göttlichen eben nur die Freude am Schein der Erscheinung, die Freude an der Schönheit — aber dieser Schein ist das einzige Licht, aus welchem uns die Wahrheit entgegenleuchtet, ohne uns zu blenden. Was endlich die Kunst erschafft und damit der Welt der Erscheinungen einreicht, verfällt dann zwar deren Bedingungen nicht weniger wie jedes andere Dasein, und zeigt so seinen endlichen Ursprung, aber einmal doch ist die Feier des Ewigen in dem Werke verkörpert worden, soweit dem Menschen dieses Ewige zu fassen vergönnt ist, und wir, die wir jene Einheit mit dem Göttlichen fühlten und auszusprechen vermochten, sind versöhnt

mit dem Dasein, welches sie in sich trägt. Man kann sagen, daß diese Versöhnung irdischer Art ist, daß die Tröstung durch die Kunst nichtig ist, hervorgebracht durch Täuschung — aber gehört denn das Leben der Erde, das Leben des Menschen nicht zum Alleben, zum Himmel — oder wie wir jenes unserer Sehnsucht vorschwebende Etwas nennen, welches aller Hoffnungen Erfüllung in sich trägt? Was auf Erden wahr ist — wahr in der ihm somit zukommenden Begrenzung — kann nirgend unwahr sein, denn jedes ist für alles geschaffen.

Solger sagt in Bezug auf die endliche Natur des Kunstwerks (Erwin. T. I p. 256 sq.): „Indem das Schöne mitten in dem Gewühl der anderen, erscheinenden Gegenstände durch die ihm inwohnende Herrlichkeit des göttlichen Wesens erhöht wird, kann es sich doch nicht aus jener irdischen Verkettung befreien, sondern versinkt vor Gott mit der ganzen übrigen Erscheinung in Nichtigkeit. Dieser herbe Widerspruch bewältigt jeden, auch unbewußt, mit einem nicht nur innigen, sondern allgewaltigen, nicht durch andere Güter heilbaren, sondern ewigen und unzerstreubaren Schmerze; denn nicht durch den Untergang des einzelnen Dinges wird er in uns erregt, ja nicht einmal bloß durch die Vergänglichkeit alles Irdischen, sondern durch die Nichtigkeit der Idee selbst, die mit ihrer Verkörperung zugleich dem gemeinsamen Geschick alles Sterblichen unterworfen wurde, mit der aber jedesmal eine ganze gottbeseelte Welt dahinstirbt. Dies ist das wahrhafte Los des Schönen auf der Erde! Und dennoch ist in demselben, und muß in ihm sein jener vollständige Übergang des Göttlichen und Irdischen in einander, sodaß, indem das Sterbliche vertilgt wird, nicht bloß an dessen Stelle der höhere Zustand der Verewigung tritt, sondern eben durch den Untergang erst recht einleuchtet, wie dieses Sterbliche zugleich vollkommen eins mit dem Ewigen ist. Dadurch entsteht die überschwengliche Seligkeit, die mit der Wehmut und durch sie bei solchem Anblick in unsere Seele strömt, und uns auf so wunderbare Weise den ganzen Maßstab gewöhnlicher Empfindung entrückt.“ —

Man findet den Boden für die gegebenen Andeutungen über das Wesen der Kunst bei Kant: Kritik der Urteilkraft.

Daß die Kunst sei, ist ein rein menschliches Bedürfnis.

„Im Fleiß kann dich die Biene meistern,  
In der Geschicklichkeit ein Wurm dein Lehrer sein,  
Dein Wissen teilest du mit vorgezogenen Geistern,  
Die Kunst, o Mensch, hast du allein.“

(Schiller: Die Künstler.)

Was an den Kunstwerken Kunst ist, die Form also, ist Eigentum und Abbild der Menschennatur, der Künstler selbst ist die Seele, das Leben, der Lebenszweck seines Werkes, er selbst nach seinen einzelnen Daseinsmomenten giebt in der Gestaltung des Stoffes sich selbst. Andererseits erfolgt die Verwirklichung der Kunst nur an einem bestimmten Stoffe, nur also im engsten Zusammenhange mit der Außenwelt, denn auch die Poesie, welche am meisten Form, am wenigsten Stoff ist, arbeitet doch nur mit Vorstellungen, welche aus dem Zusammenhange des Menschen mit der Außenwelt erwachsen. Dieser Stoff, welcher der Natur angehört, jene Form, in welcher sich unsere Seele abbildet, gehen in der Kunst zu so inniger Verbindung zusammen, daß schon hieraus die Analogie der menschlichen Seele mit den Bewegungen der Natur erhellt. Nur scheinbar ist der Stoff bloß ein Außen, nur scheinbar ist die Menschenseele bloß ein Innen; beides, Natur und Seele ist in seinem innersten Wesen zugleich auch das andere. Demnach hätte die Untersuchung jene Analogie zwischen der Seele als der kunsthervorbringenden und der Welt als der kunsterleidenden und kunstdarbietenden herauszustellen; dem Formtrieb in uns muß ein Gestaltungsbedürfnis außer uns entsprechen, d. h. eine Gestaltungs-Andeutung, welche als Gestaltungs-Reiz wirkt. Nun tritt die Beziehung unserer Organisation zu jener der äußeren Welt auf doppelte Weise uns entgegen und wird uns faßbar: wir sehen und wir hören. Geruch, Geschmack, Gefühl wirken hierzu nur beiher, um die Auffassung zu individualisieren und zu vervollständigen. Das Gesicht zeigt uns im Raume die Form, den Umfang, die Grenzen, das Scheinen; das Gehör überliefert uns in der Zeit den Inhalt, die Tiefe, die Endlosigkeit, das Wesen. Hieraus ergibt sich die Entstehung der Künste in einer Doppelreihe. — Zerlegen und ordnen wir ferner jenes Zusammengehen des menschlichen Organismus mit den Bewegungen der Erscheinungswelt nach den Graden, in welchen diese Analogie hervortritt und uns zum Bewußtsein kommt, so unterscheiden wir zuerst als die Stufe, auf welcher sie am schwächsten bemerkt wird, die der unorganischen Welt, welcher der Mensch nur beikommt durch Messen und Zählen, die ihm am



wenigsten deutlich erschlossen ist, der auch in ihm nur ein dunkles, wenn auch tiefes Wesen entspricht; auf dieser Stufe erbaut sich als Kunst des Gesichts die Architektur, als die des Gehörs die Musik. Näher entspricht der Seele und deutlicher das Leben der organischen Welt, denn sie zeigt ihm Gebilde, welche an sich schon als geistbewegt sich darstellen; auf dieser Stufe erzeugt sich als Kunst für das Gesicht die Plastik, für das Gehör die Sprachkunst. Wir schauen endlich in eine Welt des Geistes, für welche die Erscheinung nur Mittel der Darstellung, bloßer Schein ist, welcher das Wesen der Dinge verklärend umfließt, und es ergibt sich auf dieser dritten Stufe als Kunst für das Gesicht die Malerei, für das Gehör die Poesie. — Alles andere sind Mischkünste, welche sich an die eine oder andere dieser Kunstgruppen anlehnen. Wir werden sie weiterhin ausführlicher zu besprechen haben.

Die Grenzen der Kunst sind hiermit bezeichnet. Die Seele des Menschen kann schließlichs nichts anderes, Höheres hervorbringen, als sich selbst; sie findet auch in der Erscheinungswelt nur das ihr Entsprechende und entnimmt aus derselben daher wieder nur sich selbst in Gestalt eines Materiellen; sie beschäftigt sich also in der Kunst nur mit sich, wird sich gegenständlich, beschaut sich, wie sie sein muß, damit sie zur Befriedigung gelangen kann. So bestimmt und beschränkt in ihrem Wesen und nach ihrem Gehalte scheint freilich die Kunst ein leeres, wenn auch heiteres Gaukelspiel, welches der Mensch mit sich selbst spielt; sie erscheint dem Wahren und Guten gegenüber als nichtiger Schein, wenn wir die Abgrenzung ihres Gebietes als Ausschließung des Umfassenderen verstehen und betonen d. h. wenn wir das Nur-Menschliche ihres Inhalts um dieses Nur willen als das Nicht-Wesentliche, Nicht-Wahre, Nicht-Göttliche hinstellen. Zu solcher Entgegensetzung berechtigt uns jedoch nichts. Auch die Wahrheit ist nur eine menschliche und das Gute ist das Gute nur für uns; denn bestimmt, wie wir sind, durch die Eigenartigkeit unserer Organisation, sind wir auch nur nach deren Umfang und deren Bedingungen zur Teilnahme an dem Höchsten befähigt. Überall aber befinden wir uns in dem Umkreise desselben Seins, und so weit wir, den Andeutungen unserer Welt folgend, Überirdisches ahnen und darstellen, so weit eben ist es auch bei uns. Die Kunst umfaßt darum das Göttliche für uns, weil sie das Menschliche in uns in seiner Reinheit ergreift.

## 2. Von der Beteiligung der Menschen an der Kunst.

Was wir über das Wesen der Kunst gesagt haben, ergab sich aus Betrachtungen über das Wesen der menschlichen Seele, und es ist damit von selbst gesagt, daß wir die Kunst für ein allen Menschen Gemeinsames erachten, daß wir dem Künstler also keine absonderliche Begabung zuschreiben, welche nur selten zu finden wäre und bloß einzelnen ausnahmsweise von der Natur Bevorzugten zukäme. Das Bedürfnis, aus welchem die Kunst erwächst, zeigt sich nicht vereinzelt bei diesem und jenem, vielmehr charakterisiert es den Menschen, und ebenso ist die Art, wie die Kunst es befriedigt, keine nur zufällig vorkommende, vielmehr die gattungsgemäße, allgemeine. In der That entspricht dem Satz: die Kunst ist für alle — der andere: Alle sind Künstler, so daß es mit der Kunst sich verhält, wie mit dem Wahren und Guten: Alle üben sie aus und begründen ihr Bestehn für alle. Schleiermacher (Vorlesungen über Aesthetik ed. Lommatzsch p. 108 ff.) sagt: „Die ästhetische Thätigkeit ist eine allgemeine menschliche, kann sich aber in der Masse nur als Minimum im Traum und unklaren Vorstellungen entwickeln. In diesem gebundenen Zustande spricht sich aber die allgemeine Anlage im Wünschen und Sehnen aus, daß diese Thätigkeit frei werde. Der Geist hat das zweifache Bewußtsein, daß er in dieser Einzelheit ein anderer ist, als der Andere, und daß er eins mit dem Anderen, identisch mit ihm ist. Wo nun in irgend einer Richtung der Eine bloß zum Verlangen kommt von dem, was er so nicht verwirklichen kann, und der Andere die Thätigkeit selbst leistet, da eignet jener sich diese an und findet darin die Befriedigung seines Verlangens. Diese Befriedigung ist nichts anderes, als die Erhebung des Gattungsbewußtseins über das Einzelne; es erregt sein Wohlgefallen, daß das, was in ihm ist und nicht zur Vollständigkeit gebracht werden kann, in einem Andern wirklich dazu gelangt ist.“ — P. Ackermann (Du principe de la poésie p. 2) sagt: „que le sentiment poétique n'est pas un privilège céleste, mais un don commun à l'humanité, comme toutes les autres facultés morales.“ Er beruft sich dabei auf Goethe bei Eckermann (Gespr. I. p. 324), und giebt als Grund: „l'être humain est tout entier en chaque homme.“

Nicht jede Form freilich, in welcher Kunst sich darstellt, berührt jeden; wohl kaum werden alle Arten der Kunstwerke

demselben Menschen zugänglich sein und befreiend auf ihn wirken. Matt ferner, wie das Kunstbedürfnis, der Schmerz der Endlichkeit, bei vielen sich regt, ist bei diesen dann auch der Genuß, die Befriedigung und Freude. Die meisten werden, wie es auf allen Gebieten des geistigen Lebens bemerkt wird — denn auch unter den Denkern und Praktikern muß gewöhnlich „ein einziger Reicher viele Bettler in Nahrung setzen“, giebt es der „Könige“ nur wenig, der „Kärner“ in Menge (Schiller: Kant und seine Ausleger) — eher das Kunstwerk, welches geschaffen ist, (mit mehr oder weniger Abweichung) reproduzieren, als sich selbst zum Schaffen begeistern, sich lieber erfreuen in überwiegend passivem Verhalten, als sich anspannen zu schöpferischer Thätigkeit. Reine Passivität giebt es übrigens hierbei natürlich nicht, und oberflächlich ist die Betrachtung, welche in dem Genuß der Kunst eben nur das Genießen, ein Vergnügen findet, die Bethätigung aber des künstlerischen Sinnes in demselben nicht als eine durchaus aktive erkennt. Was als Idee in der Phantasie des Künstlers dem Werke voranging und seine Ausführung leitete, lebt im sinnig eindringenden Genuße wieder auf, und es kehrt so aus dem Kunstwerk gewissermaßen die Idee als Empfindung in die Menschenseele zurück. Richtig sagt deshalb George Sand (*La mare au diable*): *Celui qui puise de nobles jouissances dans le sentiment de la poésie est un vrai poète, n'eût-il pas fait un vers dans toute sa vie.* — und Lamartine (*Voyage en Orient*): *Je suis né poète, c'est à dire plus ou moins intelligent de cette belle langue que Dieu parle à tous les hommes, mais plus clairement à quelques-uns, par la voix de ses oeuvres.* — Was Aristoteles sagt (*Rhet.* 3, 7): *„συννομοιοπαθεῖ δὲ ὁ ἀκούων τῇ παθητικῷ λέγωνι“* und Horaz (*A. P.* 101): *„Ut ridentibus adrident: ita flentibus adsunt Humani vultus. Si vis me flere, dolendum est Primum ipse tibi“* cet. — gilt überraschend vom lebendigen Kunstwerk. Yxem (Über Goethe's Charakter p. 2) bemerkt: „Wenn ein jedes Kunstwerk, insofern die Phantasie und durch diese alle anderen Kräfte der Seele es hervorbringen, auch das Gepräge des Geistes an sich trägt, der es erzeugte, so wird der Beschauer des Kunstwerks, indem er sich durch dasselbe in eine andere — der Natur des menschlichen Geistes gemäße — Welt versetzt sieht, sich auch unwillkürlich eben jenem hervorbringenden Geiste verwandt oder doch nahe fühlen; — er wird bei wiederholter Betrachtung nicht nur die Thätigkeit desselben, seine Absichten, die Gesetze, nach denen er hervor-

brachte, sondern auch in diesem allen wieder seine Persönlichkeit, seinen Charakter und, mit einem Worte, ihn selbst zu erkennen bemüht sein.“ „Insofern freilich ein Kunstwerk nur das Resultat einer vorübergehenden Thätigkeit ist, wird aus demselben auch immer nur eine einzelne Bildungsstufe des Künstlers erkannt werden können.“ —

Wenn nun auch ferner eine einseitige Ausbildung vieler Menschen ebensowohl für als gegen die Kunst anzuerkennen sein wird, so ist doch ein Verhältnis zu ihr an sich in jedem vorhanden und zeigt sich, natürlich in Gradunterschieden, wie jede Befähigung, entweder als Sinn, der überwiegend nur aufnimmt, oder als Talent, welches, gegebener Anregung folgend, wiedergiebt und ein Schaffen gleichsam fortsetzt, oder als Genie, welches aus sich in ursprünglicher Frische das Kunstwerk hervorbringt. Daß aber die Kunst vorzugsweise als Ergebnis einer besonderen Naturanlage angesehen wird. — „*poetam natura ipsa valere et mentis viribus excitari et quasi divino quodam spiritu inflari*“ (Cicero: p. Arch. 8) — erklärt sich einmal daraus, daß allerdings das Schöpferische gerade beim Kunstwerk am meisten hervortritt, so daß bloße Reproduktionen, zu welchen auch Fleiß bei geringer Anlage befähigt, weniger geachtet werden, dann aber daraus, daß in der Kunst das volle Gewicht auf die Form fällt, welche eben schlechterdings befriedigen muß. Wohlgemeintes, Nachgeahmtes, Halbvollendetes, Mittelmäßiges kann bei allen anderen Bestrebungen immer noch als ein Achtbares erscheinen, in der Kunst aber ist es ohne Wert. Freilich ist auch im Gebiete der Kunst gar viel zu lernen, und der talentvollen Techniker giebt es genug, welche im Kreise genügsamer Zeitgenossen mit Ruhm von der Nachahmung der Genies oder genievoller Kunstepochen zehren; wahrer Schöpfergeist jedoch, die Originalität läßt sich in keiner Sphäre menschlicher Thätigkeit erlernen oder erarbeiten und bleibt deshalb der Vorzug einer kleinen Zahl. —

Zeigt es sich so, daß in höherem oder geringerem Grade die Kunst ein gemeinsamer Besitz aller Menschen ist, so folgt, daß überhaupt der Einzelne als solcher die Kunst nicht hervorzubringen vermag, wie ja selbst die Ausschmückung des Körpers bei Kulturvölkern ebensowohl wie bei den Wilden nur als Mode d. h. durch Beteiligung aller besteht und Form gewinnt. Darum genügte, wie die Geschichte zeigt, zur Blüte irgend einer Kunst niemals das bloße Vorhandensein einzelner Talente; Zeit, Ort, Umstand d. h. der bestimmte Mensch, das bestimmte Volk, die

Mitlebenden bedingen sie und geben ihr Richtung und Gesetz. Wahre Kunstbegeisterung entspringt aus dem Bewußtsein des Künstlers, für alle zu arbeiten; ohne innige Beziehung zum Volksgeiste, ohne geschichtliche Berechtigung schafft kein Künstler, giebt es keine Kunst. —

Es darf endlich nicht übersehen werden, daß auch dort schon Freude an dem Können und Schaffen, an dem Schein und an dem Schönen vorhanden ist, der Eintritt in die Sphäre der Kunst also anzuerkennen, wo doch von den höchsten oder auch nur von reinen Kunstforderungen nicht die Rede sein kann. Auch an der Kunst haftet ja ein individuelles Moment — denn kein Mensch ist nur Künstler und sonst nichts — und, absolut genommen, entspricht so keine Hervorbringung der Idee der Kunst vollkommen. Auch der Mensch ist nicht bloß in der Zeit vollkommener Reife des Körpers und des Geistes — wenn anders in seinem Leben dieser Punkt bestimmt angegeben werden kann — als wirklicher Mensch zu erachten, vielmehr stellt er diesen in dem Verlauf seines ganzen Lebens dar, so weit ihm dies nach den Schranken seiner Individualität vergönnt ist, nicht aber in einem einzelnen Daseinsmomente. So wird also eine unbefangene Betrachtung die Anfänge ästhetischer Entwicklung nicht deshalb mit Verachtung behandeln, weil bei ihnen nur ein Minimum ideellen Gehalts hervortritt und also auch eine Befriedigung sehr leichter Art stattfindet. Immerhin mag man diese mit dem Namen des sinnlichen Wohlgefallens von reineren Kunstgenüssen unterscheiden; dennoch wird, wer sich darauf versteht, als ein Mensch von Geschmack zweifellos in einem Bezuge zur Kunst und zum Schönen stehn. Der Sinn des Gefühls, Geruchs und Geschmacks lassen keine Art ästhetischen Genusses zu, als diese niedere, Auge und Ohr sind aber von ihr nicht ausgeschlossen. Ein Feuerwerk, ein Kaleidoskop, der Ton der Äolsharfe, der Glocken schmeicheln in der That nur den Sinnen, eine wohllautende, weiche Stimme, gefällige Aussprache ist am Ende, abgesehen vom Inhalte des Gesprochenen, bloßer Reiz, dennoch würde eine schwache Empfänglichkeit für dergleichen Anregungen des Auges oder Ohrs auch sicher auf geringen Sinn für die bildenden und musischen Künste überhaupt schließen lassen.

Und wenn in diesem Falle die ästhetische Auffassung und die dieser entsprechende Kunst hinter dem Begriff der Sache zurückbleibt, so kann andererseits eine einseitige Ausbildung des begrifflichen Denkens oder des praktischen Strebens die Menschen

dahin führen, daß sie überhaupt die Befriedigung des Geistes auf dem Wege der Kunst allein ablehnen, ohne doch die Verbindung mit ihr vollständig aufzugeben. Das Interesse am Schönen ist dann freilich kein reines mehr, man naht sich dem Objekt nicht mehr ohne einen bestimmten anderweitigen Zweck und trennt die Form von dem Wesen, aber auch dann ist die Beziehung zur Kunst noch anzuerkennen, und wer also nur etwa noch didaktische Poesie ernst genug für sich findet, Leopold Schefers Laienbrevier, oder Angelus Silesius Sprüche, der ist doch ohne Sinn für Poesie nicht zu denken.

Liefern uns für die Auffassung des Schönen in den Anfängen der Kunst im allgemeinen die Ungebildeten Beispiele, so werden uns für das zuletzt geschilderte Verhältnis zur Kunst als Individuen Gelehrte, Männer der Wissenschaft einfallen, als Völker Römer und Chinesen, als Zeiten z. B. die der Meistersänger in Deutschland.

Zusammenfassend also sagen wir: die Kunst ist nur scheinbar dem Individuum angehörig, sie ist das Werk und der Besitz der Gattung, wie etwa die Religion, die Geschichte. Auch in der Geschichte sind es nicht die einzelnen sogenannten geschichtlichen Personen, welche diese machen, sondern die Völker sind es, welche durch Einzelne sich aussprechen. —

Wir weisen noch darauf hin, daß die Beteiligung an der Kunst in dem Maße allgemeiner zu werden scheint, als diese geistiger wird. Es folgen so: Architektur, Plastik, Malerei, Musik, Sprachkunst, Dichtkunst d. h. Kunst im Gebiet des Gedankens. —

### 3. Vom Ursprung des Kunstwerkes.

Wir bezeichneten oben den Schmerz als den Stachel, welcher ursprünglich in der Menschenseele das Bedürfnis der Kunst erweckt. Es ist dies jetzt näher anzugeben.

Das Tier lebt in unmittelbarer Einheit mit der Natur, ist daher mit ihr weder zufrieden noch unzufrieden. Auch der Mensch ist Natur, aber er entwickelt sich zu einer Doppelstellung; er ist sie selbst, aber er ist auch sie selbst gegen sich selbst, denn er ist Dasein und er ist Ich. Sein Dasein verläuft nach dem Naturgesetz, sein Ich strebt nach Selbstbestimmung, d. h. nach Freiheit. Die Weltgeschichte zeigt, wie in diesem Ringen des Ichs mit der

Natur das Menschengeschlecht sich entfaltet. Wir fühlen demnach, sobald wir anfangen uns zu fühlen, zugleich unsere Entzweiung, fühlen die Natur als uns fremd, gleichgiltig, inkongruent, und dieser Schmerz treibt zur Darstellung einer uns kongruenten Natur, — (bruchstücksweise, wie wir ja auch nur einzelne Daseinsmomente in uns selbst zu empfinden vermögen) — welche uns durch die Wirklichkeit des Kunstwerks die Möglichkeit unserer Kongruenz mit der Natur erweist, welche unser Ideal als in den Bedingungen mit einbegriffen zeigt, unter welchen die Natur steht. Goethe spricht über diese Inkongruenz der Natur gegen Sulzer (Gr. Ausg. Teil 26 p. 17), und sagt u. a. „Was wir von Natur sehen, ist Kraft, die Kraft verschlingt; nichts gegenwärtig, alles vorübergehend; tausend Keime zertreten, jeden Augenblick tausend geboren, groß und bedeutend, mannigfaltig ins Unendliche; schön und häßlich, gut und böß, alles mit gleichem Rechte neben einander existierend. Und die Kunst ist gerade das Widerspiel; sie entspringt aus den Bemühungen des Individuums, sich gegen die zerstörende Kraft des Ganzen zu erhalten.“ —

In dem Gefühl der Inkongruenz unseres durch Naturnotwendigkeit bestimmten Seins und der Freiheit des Ich liegt ebensowohl der Keim des Stolzes auf unsere Menschenwürde, der zu Thaten treibt und die Natur sich zu unterwerfen strebt, wie das Leiden der Seele, welches sehnsüchtig nach Mitgefühl, Ruhe, Versöhnung trachtet; jener Stolz betont das Ich, dieses Leiden bekennt unsern Zusammenhang mit der Natur, unsere Trennung von einer Mutter. Theoretisch bethätigt sich jener Stolz in der Philosophie, praktisch in der Ethik und Politik; theoretisch bethätigt sich dieses Leiden in der Religion, praktisch in der Kunst, und der Kultus der Religion wird daher leicht zur Kunst selbst.

Dieses Leiden ist also kein vorübergehendes, es ist mit dem Ich zugleich gegeben, dessen Wahlspruch Hobbes' Wort ist: „*ex-eundum e statu naturae*“ — und steigert sich darum mit dem fortschreitenden Bewußtsein. Die Kultur, das Reich des Ich, wird zuletzt bedroht durch den Angstschrei des vereinsamten Herzens: *Retournons à la nature!* — „Wir sehen alsdann in der unvernünftigen Natur nur eine glücklichere Schwester, die in dem mütterlichen Hause zurückblieb, aus welchem wir im Übermut unserer Freiheit heraus in die Fremde stürmten: Mit schmerzlichem Verlangen sehnen wir uns dahin zurück, sobald wir angefangen, die Drangsale der Kultur zu erfahren, und hören im fernen Auslande

der Kunst der Mutter rührende Stimme.“ (Schiller: Über naive und sent. Dichtung. Gr. Ausg. T. 10 p. 295.)

Es könnte im Hinblick auf jene Entgegensetzung, welche Schiller (Über naive und sentimentalische Dichtung) zwischen naiver und sentimentalischer Dichtkunst macht, uns scheinen, als hätte unsere Auffassung nur die letztere, d. h. also die moderne, im Auge, denn nach Schiller genießt in jener die glückliche Menschheit die Natur als eine Wirklichkeit, welche ist, und strebt nur in dieser nach einem Ideal, welches sein sollte. Schiller übersieht indes, daß eben in dem Reiz des Schaffens der Schmerz schon sich kund giebt und von ihm aus sich immer schärfer zuspitzt, aufsteigend von Nichtbefriedigung bis zur Qual, und der von ihm entwickelte, im übrigen wohl begründete, Unterschied zwischen antiker und moderner Kunst ist ein gradueller, kein absoluter. Auf Goethe z. B., dessen Schöpfungen Schiller selbst in der Abhandlung als naive bezeichnet, welcher sich das Bedrückende von der Seele herunterschrieb, würde die Unterscheidung nur sehr bedingt anzuwenden sein, und es dürfte genügen, jene naive Dichtkunst als eine solche zu denken, in welcher der Anstoß zur Kunstschöpfung überwiegend von der Natur ausgeht, die sentimentalische als diejenige, welche vom Subjekt aus beginnt. Ein Sein bringt es jedoch nie ohne Entsprechen des andern Faktors zum wirklichen Schaffen. — Es ist ferner selbstverständlich, daß, da die Kunst eben aus jenem Schmerze hervorgeht, sie (für jeden betreffenden Daseinsmoment) auch dessen Heilung ist, so daß er in ihr sich auflöst oder vielmehr zu Grunde geht. Die kunsterfüllte, kunstbegeisterte Seele weiß daher auch nichts mehr von ihrem Schmerz, wenn sie sich nicht besinnt, sondern sie freut sich jenes erhöhten Lebens als eines sich von selbst vorstellenden; freilich ist uns Menschen solches Leben nur zeitweilig vergönnt, und nur zeitweilig auch ist es berechtigt. —

Daß aber jener Schmerz der Gattung in uns, welcher seine Heilung in der Kunst findet, erst später in das Bewußtsein tritt, sowohl bei den Individuen als im Leben der Völker, hat darin seinen Grund, daß er feiner ist, weil geistiger Art. Er wird deshalb nicht gefühlt, oder tritt doch auf so lange zurück, bis der erste Tumult unseres Naturdaseins sich gelegt hat, bis das Individuum als solches sein sinnliches Bestehen der Außenwelt gegenüber gesichert hat. Solange noch der Kampf um die Existenz selbst geführt wird, solange noch das rohere Bedürfnis unmittelbar uns zur Unterwerfung unter die Natur zwingt, so



lange also der Mensch sich noch nicht loszulösen vermag von ihr, nur ihre Stimme hört und beachten muß, so lange also die Entzweigung nicht eingetreten ist und von dem Bewußtsein erfaßt wurde, so lange bedarf er keiner Kunst und hat deshalb keine. In diesem Sinne gilt, was Schopenhauer sagt (Welt als Wille und Vorstellung T. 2 p. 466): „Die Mutter der nützlichen Künste ist die Not; die der schönen der Überfluß. Zum Vater haben jene den Verstand, diese das Genie, welches selbst eine Art Überfluß ist, nämlich der der Erkenntniskraft über das zum Dienste des Willens erforderliche Maß.“ — Es verhält sich ebenso mit jeder anderen Bethätigung der Freiheit des Menschen; die äußeren Voraussetzungen für das Entstehen von Wissenschaft, Gesetz, Religion, Kunst sind im ganzen und großen dieselben, und darum ist für sie das Weib, wesentlich die Naturseite des Geschlechts darstellend und festhaltend — es fehlt ihm eben die Entzweigung in ihrer Tiefe — weniger angeregt und befähigt. Wie sehr verschwinden übrigens, von hier aus angesehen, die Ungleichheiten im Schicksal der Menschen! Ohne Tiefe der Entzweigung kein Denker, kein Künstler; erst der zerreißende Seelenschmerz faßt die Wahrheit, faßt den Glauben und kennt sie; ohne Hölle kein Himmel der Seligkeit; schlafen die Sorgen des täglichen Brotes, so erwachen um so lebendiger die Kämpfe der Seele, wer ein Mittelmaß von selbst sich bewahrt, wen nie der Menschheit ganzer Jammer erfaßt, weil seine Natur es ihm so verstattet, der ist doch auch in seinem Glücke immer nur mittelmäßig.

Damit die Seele sich ausspreche, muß sie sich mit einem Leibe bekleiden, einem Stoffe, und diesen entnimmt sie der Natur. Sie schafft sich so eine von ihr belebte, vermenschlichte Welt, welche ihre Gleichgültigkeit und Fremdheit abgelegt hat und mit ihr sympathisiert. Schon unser Weinen, Klagen, Aussprechen erleichtert uns, und doch ist es nur der menschliche Laut, welcher durch das Medium der Luft an uns anklingt und wie ein Zeichen des Mitgefühls der Natur uns unserer Einsamkeit entreißt. Goethe entlastete seine Seele, wie er sagt, indem er, „was ihn erfreute oder quälte, oder sonst beschäftigte, in ein Bild, ein Gedicht umwandelte“, d. h. indem er es dem Ich entrifs und seiner Kunst-Welt übergab, und es ist hierbei in der That dasselbe, ob die Seele, welche zur Darstellung sich gedrungen fühlt, ihre Anregung von freudigen oder von schmerzlichen Empfindungen empfängt, denn auch die Freude schmerzt, wenn sie einsam bleibt,

kein Echo findet im All. Andere Arten der Praxis, Heilmittel gegen Leiden anderer Art, Leiden nämlich des Individuums als solchen, gehen nicht direkt auf diese Befreiung des Ich; sie zerstreuen allerdings, lenken die Empfindung ab, aber nur mittelbar, sofern sie eben Thätigkeiten sind, denn unmittelbar verfolgen sie eben andere Zwecke; die Kunst aber will allein diese Darstellung des Seelenmoments, und ihr fügt sich der Stoff nicht nur, sondern er scheint diese Darstellung selber zu suchen und herauszufordern. Und jeder Stoff, welchen die Seele in dem Gefühl, mit dem Vertrauen ergreift, daß die Natur ihr sich konform verhalte, leistet, was er verspricht. Doppelt also erfolgt der Reiz zum Kunstwerk, er regt sich in der Seele des Menschen, sobald sie sich frei fühlt, er ruht gebunden und schweigend, aber nur harrend, daß ihm der menschliche Mund geliehen werde, um sich zu äußern, in der Materie und in den Metamorphosen der Natur. — Und hier ist es nun, wo das Genie, der schöpferische Mensch, die Interpretation übernehmen muß. Denn nicht jedes Auge sieht, nicht jedes Ohr hört, nicht jedem Sinne enthüllt sich von selbst, was die Natur freigebig dem Genius offenbart; nur den Sonntagskindern der Kunst ist es vergönnt, den Menscheng Geist sogleich auch wiederzufinden in dem bewußtlosen Regen und Weben der Schöpfung, den anderen giebt die Natur nur zufällig, bei einem Zusammentreffen vieler glücklicher Momente, — in der Seele sowohl, wie in der äußeren Welt, — das uns Entsprechende, unsere Natur Bejahende zu sehn, zu hören, zu fühlen. Die Kunst-Welt aber, zu welcher der Genius den Menschen den Eingang erschließt, tilgt das Zufällige in dieser vermenschlichten Natur, und so ist sie uns wirklich die Welt geworden, welche die wirkliche nur ahnen läßt. An solche Welt glaubt der Mensch in der Religion wie in der Kunst; Gott wird in beiden Sphären zum Menschen, die Welt gilt nur als Mittel, ihn zu offenbaren. —

Man kann sich also vorstellen, die Natur reize zur Nachahmung, und so entstehe die Kunst; man kann aber ebensowohl sagen, daß ein Kunsttrieb der Seele inwohne, welcher sie nötige, zu schaffen; in der That ist es das Zusammentreffen beider Bewegungen, welches die Kunst hervorbringt. Natur und Mensch sind mit und für einander geschaffen, und darum trifft das Sehnen im Menschen auf jene Andeutungen seiner Befriedigung in der Natur. Wollen wir hier vorgreifend nach dem Gesagten die Reihe der Künste ordnen, so scheint, als ob bei der Baukunst, Bildkunst, Malerei, welche wir oben (p. 9) als Künste des Ge-

sichts bezeichneten, die Anregung vorwiegend von außen erfolgt, bei den Künsten des Gehörs dagegen: Musik, Sprachkunst, Poesie vorwiegend von innen.

#### 4. Von dem System der Künste.

Wenn, wie wir ausführten, der Mensch in der Kunst sich selbst darstellt und nur sich, so werden auch die verschiedenen Formen, in welche Kunst sich auseinanderlegt, durch psychologische Untersuchung sich ergeben. Andererseits stellt sich die Kunst in Wirklichkeit doch eben nur in diesen verschiedenen Formen dar — es giebt ja keine Kunst als solche — und da deren Verschiedenheit sichtlich auf dem Material beruht, welches die Seele ergreift, um sich ihm einzubilden, so würde ebensowohl aus einer Gruppierung des Materials eine brauchbare Übersicht und Rubrizierung der Kunstformen zu gewinnen sein. Aber beide Einteilungen würden nur die eine der beiden Seiten berücksichtigen, um die es sich handelt, denn die menschliche Seele bewegt sich nicht unabhängig von den Reizen der Außenwelt, und ebenso zeigt uns die Welt im Gebiete der Kunst ihren Stoff als einen solchen, wie er der Menschenseele konform ist. Es ist ja z. B. die architektonische Seele, wenn wir uns so ausdrücken wollen, keineswegs auch eine malerische oder musikalische oder dichterische, und die Verschiedenheit der Künste beruht also nicht nur auf dem Außen oder dem Innen, sondern auf beiden vereinigt. Das Charakteristische, Unterscheidende der einzelnen Künste wird daher nur dann richtig verstanden werden, wenn es zwar im Menschen selbst aufgesucht wird, aber nicht in dem abstrakten, begrifflichen Menschen, sondern in dem wirklichen, welcher als Naturwesen und in der Wechselwirkung mit der Natur lebendig ist, die sowohl in ihm wie außer ihm ihn trägt und umfaßt. Nennen wir also jene endlose Menge von inneren und äußeren Faktoren, welche helfend und hindernd sein Naturdasein bedingen, das Sinnliche, Leibliche, und bezeichnen wir jenes, was dieser Vielheit gegenüber ihn als Individuum, als Einheit bewahrt, als sein Geistiges, die Seele; so wird in der Verschiedenheit der Beziehung der Seele (als der Einheit) auf das Leibliche (als der Vielheit) der Grund zu finden sein, warum die eine Seele, um in der Kunst zu einer ihr adäquaten Darstellung zu gelangen, ein solches, die andere ein anderes Material sich vorstellt und darum

auch ein entsprechendes in der Außenwelt sich erwählt. Wir deuten hier nur an, was wir allerdings meinen, daß, wenn von Künstlern hervorragenden Schaffensvermögens die Rede ist, sich im Leiblichen und Geistigen, im Temperament, in der Auffassungsweise, im ganzen Charakter auch jene Unterschiede bemerkbar machen, werden, welche sie zu den verschiedenen Kunstformen hinweisen. —

Die Seele als das Einigende und Zusammenhaltende im Leiblichen mag passend als das Herrschende diesem gegenüber bezeichnet werden, keineswegs aber versteht sie ihre Herrschaft in jedem Individuum in gleicher Art oder übt sie auf dieselbe Weise aus. Was Aristoteles (*de anima* 1, 3) gegen die Pythagoreischen Vorstellungen von der Seelenwanderung bemerkt, daß nämlich nicht jede Seele in jeder Leiblichkeit wohnen könne, wie die Baukunst nicht in Flöten, findet auch hier seine Anwendung. Von diesen Verschiedenheiten zunächst abgesehen erkennt und fühlt sich allerdings das erwachte Bewußtsein des Menschen in jedem Individuum als das mit sich Identische im Wechsel des Sinnlichen, als beharrende Einheit dem Vielen gegenüber, und durchgängig wird daher die kunstübende Seele dem Materiale, welches sie zum Kunstwerk gestaltet, Einheit verleihen, denn nur so entspricht dieses ihrem Wesen. Einheit, dem Vielen gegenüber, macht sich, wo sie am schwächsten, lässigsten auftritt, als eine Ordnung, als äußerliche Gruppierung von Teilen in einem Ganzen geltend; straffer und strenger greift sie ein, wenn sie mit Herrschermacht die Teile völlig mit ihrem Willen und Wesen durchdringt, ihnen ihren Stempel aufdrückt und sich so zu ihnen verhält, wie das Leben zu den Gliedern eines Organismus; sie geht endlich auf den Grund dieser ihrer Macht zurück, wird innerlicher und geistiger, erkennt sich als den Wert, als die Bedeutung ihres Leibes und neben ihr behält dann die Vielheit nur den Sinn, die Erscheinung der Seele zu sein. — Und so stellt also die Seele, wenn sie sich in der Kunst eine Gestaltung giebt, die Einheit in ihrer Vielheit dar als eine mechanische, oder als eine organische, oder endlich als eine ideelle. — Geben wir das Nähere an. — Die Welt erscheint zunächst der Wahrnehmung als bloße Vielheit von Einzelheiten, deren zerstreutes und zerstreues Gewirr ein ruhiges Erfassen hindert; wie auch in der Seele sich zuerst der bunte Wechsel von Anregungen der Einheit des Selbstbewußtseins entgegenstellt und das Verlangen nach Sammlung hervorruft. Um sich zurecht zu finden, versucht die

Seele eine Ordnung in das Viele zu bringen, sie gruppiert es, macht es überschaulich, so daß es sich ihr darstellt als Teile eines Ganzen; sie meint in der Welt der Erscheinungen also geschlossene Gruppen entweder schon zu finden, oder sie schafft sie sich. Das Bewußtsein orientiert sich also entweder in einem ihm an sich äußerlichen Material, oder es formt dasselbe nach seinem Bedürfnis und macht es sich damit heimisch, wohnlich in der Welt. Es ist der Seele hierbei nur um eine Einheit lässiger Art zu thun, dem jenes Mannigfaltige, Viele sich leicht einfügt, und es entsteht so eine Ordnung gefälliger Art, welche dem Belieben noch Spielraum gönnt, die Selbständigkeit der Teile nicht völlig aufheben mag. Als Vielheit dieser Art ist jene ganze Natur zu bezeichnen, welche wir die unorganische nennen. Das Zusammenliegen der einzelnen Gestalten, für unsere Empfindung ein Zusammenwirken, wird Anlaß und Urbild für den künstlerischen Trieb, welcher aus der Grenzenlosigkeit ein für den Menschen Unbeschaulbares nach uns zusagenden Verhältnissen zusammenordnet und das Störende beseitigt. Die Weiten begrenzen sich zu Gärten; Höhen und Tiefen, Wölbungen, Grotten, Höhlen — immer eine Vereinigung des Stoffes zu Einer Wirkung — werden zu oberirdischen und unterirdischen Bauten, bald mit stärkerer Anlehnung an das von der Natur Gebotene, bald mit phantasievoller Befreiung von derselben. Der Schmuck der unorganischen Natur, die freieren Bildungen der Pflanzenwelt, geben der Phantasie mit ihren Stämmen die Säulen in ihrem Laub, ihrem Blütenmeer die Ornamentik. — Wir haben so das Gebiet der Architektur. —

Vischer bespricht (Aesthetik Bd. 3 p. 197) die dunkle Anregung der Phantasie durch die Natur der örtlichen Landschaft und handelt p. 317 über Krystalle und Krystallsäulen als Vorbilder beim gothischen Bau.

Die Seele fühlt sich weiter als Einheit strengerer und innigerer Art ihrer Leiblichkeit gegenüber; ist sie doch deren Lebensprinzip, ohne welche das Viele zerfällt. Sie ordnet nicht nur, sie gliedert das Leibliche, sie durchdringt es, bewegt es nach ihrem Willen; sie hat die Macht, die Teile als solche aufzuheben und organisch zu verbinden. Eine Einheit dieser Art verwirklicht die Natur in ihren organischen Gestalten, am lichtvollsten, der Menschenseele am innigsten entsprechend, in der Menschengestalt selbst. Und wie, ästhetisch betrachtet, das organisch Lebendige das Bewußtsein hineinwirft in die weiten und öden Bezirke des Unorganischen,

— gleichsam die Staffage der Weltlandschaft — so schließt auch die Phantasie ihre Nachschöpfungen des Lebendigen gern an die deutungsbedürftigen, stummen Schöpfungen der Architektur und berechnet sie auf diese. Das Material, in welches die Seele auf dieser Stufe ihre Ideen einbildet, behält unter den Händen des Künstlers das Gepräge der Vielheit nicht, und es muß deshalb schon an sich fähig sein, die Einheit nicht mehr als bloßes Nebeneinander der Massen erscheinen zu lassen, sondern als ein Ineinanderfluten beseelter Glieder. Gleichmäßigkeit und Zusammenhang des zu bearbeitenden Materials ist daher erforderlich und wird entweder aufgesucht, z. B. in Marmor, oder hervorgebracht, z. B. durch Erzguß. Der Stoff ist also nicht mehr eine zufällige Vielheit, welche äußerlich zusammengebracht und verbunden wird, sondern an sich schon eine Bestimmtheit und Begrenzung. Die Kunst, welche dieser größeren Spannung der Seele und dem lebendigeren Reiz der Natur folgend, in ihren Schöpfungen den Organismus als eine Beherrschung des Leiblichen durch be-seelende Einheit, gereinigt von den Schlacken der Endlichkeit, darstellt, ist die Plastik. Bei ihr zeigt die Bildhauerkunst den Moment, die Tanzkunst — im weitesten Sinne — die Bewegung, beide aber gefallen durch jene Eurythmie der Gestaltung, welche bekundet, daß jede Spur irdischer Arbeit, des Existenzkampfes, getilgt ist.

Aber in tieferer Weise noch wird sich die Seele ihrer bewußt, indem sie erkennt, daß sie es ist, durch welche die Vielheit sich erst zum Eigenleben, zum Bewußtsein ihrer selbst erhebt. Damit weiß sie sich als deren eigentliche Bedeutung, weiß, daß das Leibliche keine weitere Bestimmung hat, für sich nichts vermag, als dieses: sie erscheinen zu lassen, zu offenbaren. Und so ahnt sie sich als den eigentlichen Wert der Welt, welche in dunklem Ringen, aber doch der Ahnung zugänglich, der Deutung sich in Analogieen erschließend, zur Seele werden, Seele aussprechen, sich als Geist bekennen will. Wie die Seele im Menschen, so tritt in der Natur der Geist als das Wesen heraus, und es setzt sich damit die Vielheit zu bloßer Erscheinung, zu einem Schein herab. Der Geist wird zum Licht, welches hervorbricht aus dem dunklen Körper und ihn mit farbigem Leben überstrahlt; das Einzelne in der unorganischen Welt schwindet, die Masse löst sich in Duft, die Seele der Landschaft macht sich der Menschenseele vernehmlich, indem sie dieser ihre Stimmung mitteilt, das Geheimnis ihrer Schönheit eröffnet. — Und so senkt sich der Blick des Künst-

lers auch in die Tiefe des organischen Lebens; nicht mehr haftet er an der Oberfläche, sondern er fühlt, was diese ausstrahlt; er dringt ein durch das Auge, welches ihm lächelt, klagt, die Seele in jeder ihrer Regungen offenbart. So bleibt von der Masse nur Umriss, Farbe, Schatten, die Art der Raumerfüllung — alles, was eben hinreicht, den Schein des Körperlichen in allem Glanze, in aller Farbenpracht zu bewahren. — Es ist dies das Gebiet der Malerei, — welcher daher zur Auswahl für ihre Darstellungen das ganze Reich des Organischen, wie des Unorganischen zu Gebote steht, d. h. alles Sichtbare, welches fähig ist, unserm Auge seine Seele zu offenbaren, die Weltseele als der unseren verwandt uns nahe zu bringen. Ihr Material aber ist nicht mehr Masse oder überhaupt ein Körperliches und ist nur eben insofern noch Material zu nennen, als die Kunst durch dasselbe noch den Schein der Erscheinungswelt festzuhalten vermag.

Während also die Seele in der Architektur als zusammenfassende, in der Skulptur als gliedernde, in der Malerei als wesentliche Einheit sich kund giebt, verhält sich die Natur auf diesen Stufen als Vielheit der Massen, als organisierte Masse, als Schein der Masse. —

Hiermit ist der Kreis der Künste, wie sie der Sinn des Sehens, der Sinn für die Materie im Raume, hervorbringt, geschlossen; die Seele selbst als das Wesen wird gefordert, es tritt die innere Natur vor das Bewußtsein. Während nun die äußere Welt uns verinnerlicht und so für die Seele erfassbar wird durch das Licht, muß die innere Natur (der Welt wie des Menschen) damit sie unserm Bewußtsein erscheinen könne, sich veräußerlichen, und dies geschieht durch den Schall, welcher empfunden wird durch das Gehör, als den Sinn für die Materie in der Zeit. —

Es ist hierbei zu bemerken, daß die Auffassung des Gesichtssinnes als Sinn für die Materie im Raum und des Gehörs als Sinn für die Materie in der Zeit, minder abstrakt ausgedrückt, den Gesichtssinn als Sinn für die Farbe, den Gehörsinn als Sinn für die Bewegung des Räumlichen bezeichnen würde, denn weder Raum und Zeit noch Materie für sich sind Gegenstände für die Sinne; das Gehör ist insofern Sinn für die Zeit zu nennen, als im Schall das Räumliche verschwindet, sich selbst in seiner Bewegung aufhebt, und durch diese also, als durch seine Erzeugerin, wird er aus dem Raume in die Zeit hinübergenommen. —

Wenn die Seele sich als das Wesen der Erscheinung erkannt hat, ist sie damit zu sich selber gekommen. Als solche findet sie sich aber in der Außenwelt nicht; nur im Menschen lebt und webt sie als sie selbst, und so wird weiter in der Kunst der Mensch selbst Anfangs- und Endpunkt, Anreiz zugleich und Material für den schöpferisch sich bethätigenden Trieb.

Das Wesen der Seele ist es, Bewegung zu sein in sich selbst, die Geistesbewegung, von welcher jede äußerlich erscheinende nur Wirkung ist und Abbild. So lange daher die Menschenseele nur noch dumpfes, zielloses Weben in sich selbst ist, sich nicht offenbart in irgend einem Körperlichen, bietet sie weder das für die Gestaltung durch die Kunst notwendige Material, noch verleiht sie, wie die objektive Natur, dieser den nötigen Anreiz. Doch aber schläft nur in ihr der Drang, sich selbst zu beschauen, sich kennen zu lernen, zu lieben, um ihrer eigenen Göttlichkeit sich zu erfreuen, und bald erwacht sie. Die Nerven erzittern und schwingen, das Leibliche wird, bezwungen vom Geiste, selber zu einem Unstofflichen, zu einer bloßen Wirkung auf die Luftwellen, welche uns umfließen; — es entsteht der Ton, welchen das Ohr erfasset, um von ihm auf das Innerliche, auf die Seele des Erhörenden zu schließen.

Auf der Oberfläche nur weilt das Auge, ist von materiellen Schranken gehemmt, aber das Ohr vernimmt den Geist; als ein Nebeneinander erfasset das Auge die Welt, als ein Nacheinander erscheint sie dem Ohr; jenes haftet an der scheinbaren Festigkeit des Daseins, dieses ergreift es in seinem Werden, seiner Entfaltung, seinem Schwinden; darum kommt uns der tiefere Schmerz durch das Hören, darum die größere Erhebung durch die Künste des Ohrs. —

Es stellt sich nun dieselbe Reihe der Künste dar in Bezug auf diese innerliche Natur, wie sie sich für die äußerliche Natur uns ergeben hatte: zuerst rhythmische Ordnung in der Vielheit der Seelenbewegungen und deren äußeren Abbildern, den Tönen; zweitens Darstellung der durch die Anregung der einzelnen Lebensmomente individualisierten und bestimmten Seelenbewegungen durch entsprechend gegliederte (artikulierte) Tonreihen; endlich Erfassen der Naturseele in ihrer völligen Entfaltung als derjenigen, welche, zum Selbstbewußtsein entwickelt, zugleich das erfassende Ich ist und das erfassete; Darstellung also des selbstbewußten Geistes, wie er Herrscher ist im ganzen Reiche des Beseelten, Maß und Zweck setzt. —



Würde es auf dieser Stufe darauf ankommen, die Entfaltung des Selbstbewußtseins im Gebiete des Geistes zu verfolgen, so wäre dies die Wissenschaft; aber von der Kunst wird dieses Selbst nur erfaßt, wie es, die Blüte der irdischen Schöpfung, diese am tiefsten und reinsten in sich widerspiegelt und sie als von jenem Geiste durchdrungen aufweist, dessen Verwandtschaft die Menschenseele ahnt, fühlt und glaubt. In dieser Form bedeutet die Seele nicht mehr das Individuelle; sie offenbart sich als der wesentliche, und deshalb allen gemeinsame Geist der Gattung, wie er sich in der Menschengeschichte kund giebt. —

Es ist dies näher anzugeben.

Dafs die bewegte Seele sich im Ton äufsert, wird nicht erst bei dem Menschengeschlecht wahrgenommen. Tiere höherer Ordnung sind zur Tönhervorbringung befähigt; die Vögel, das Volk der Luft, zeigen sogar, gleichsam unterstützt von dem Elemente, welches sie trägt, ein Analogon der Kunst auf dieser ersten Stufe der zweiten Reihe, der Tonkunst, wie Ameisen, Bienen, Biber Analoga mit den Werken der Architektur, der ersten Kunst in der Reihe der bildenden Künste, hervorbringen. Der Sinn der Zusammenordnung des Vielen geht diesen Geschöpfen also nicht durchaus ab, obwohl er als selbstbewußter nicht hervortritt. Man fiel auch darauf, die menschliche Baukunst oder Tonkunst aus einer Nachahmung dieser Biberarchitektur und Vogelmusik abzuleiten, aber menschlicher Ton entquillt eigenartig und mit gleicher Notwendigkeit unserem Geschlechte und begleitet die Bewegungen der Seele in rein menschlicher Weise. Es braucht jedoch vielleicht die Vermutung nicht völlig abgewiesen zu werden, dafs bei Erfindung musikalischer Instrumente, also in Bezug auf die Technik, Beobachtung der Entstehung von Tierlauten nicht ganz ohne Einfluß blieb, obwohl für dergleichen sich überhaupt die ganze Natur, auch die unorganische, zur Benutzung darbot (wie zur testudo, zu den tibiis), die Technik selbst auch durchaus menschlichen Ursprung zeigt.

Was nun jene Seelenbewegungen betrifft, welche Anreiz und Grundlage für die Tonkunst bilden, so muß festgehalten werden, dafs bei ihnen von selbstbewußten Akten geistiger Thätigkeit noch nicht die Rede ist. Die Seele selbst ist zwar zum Objekt dieser Kunst geworden, aber als Naturseele, nicht als die zum selbstbewußten Erfassen ihrer selbst fortgeschrittene. In ihr regt sich jener dunkle Schmerz der Kreatur, jene Sehnsucht nach einer Heimat, das Bangen des Einsamen und das Bedürfnis nach Liebe,

sie sucht die Freude des Zusammenklangs, die Ahnung des Sichfindens, und sie findet in sich auch das Überströmen des Glückes, das Jauchzen der Erfüllung, das Gefühl erdentlasteter Seligkeit. Der Ton aber folgt allen diesen Regungen; an sich schon ist er die Flucht des Irdischen von sich selbst, Lösung der Starrheit des Stoffes; er ringt sich empor aus der Schwere des Daseins und mit ihm zieht, nicht mehr in erzwungener Ruhe gebannt an die Masse, in leisen Wogen, wie das Blut Tropfen um Tropfen heiß und innig den Lebensatem begleitet, der Rhythmus, der Ordner des Zuges, Einheit legend in die Bewegung. Unmittelbarer, ergreifender schlägt keine Kunst an das Herz, keine stürmischer, ermattender, als die Tonkunst. Sie erscheint als die am meisten subjektive der Künste, aber die in ihr schlummernde Mathematik, die Zahl, welche ihre Gestaltungen beherrscht, zeigt, wie sie im tiefsten Grunde doch wurzelt in der Objektivität (Leibnitz, *epist. ad divers.* I, 144: „*musica est exercitium arithmeticae occultum nescientis se numerare animi*“ —); und da eben nur solche Tonverbindungen unserm Ohre Harmonie sind, welche nach gewissen mathematisch bestimmten Verhältnissen erfolgen, legen die Harmoniegesetze der Musik ein unser Herz überzeugendes Zeugnis ab, wie die Musik des Menschen, wenn auch uns nicht immer erkennbar und so scheinbar gebunden, auch in den Bewegungen der großen Natur wiederklingt.

Es ist hier noch einer anderen Weise zu gedenken, in welcher die Naturseele ihre Bewegungen, und zwar für den Sinn des Auges, darzustellen vermag, nämlich durch die Gebärde. Diese spricht bestimmter, genauer bezeichnend, als die Musik, wie denn überhaupt der Sinn des Auges bestimmter auffaßt und Bestimmteres also verlangt, als das Ohr (Quintilian XI, 87 nennt die Gebärdensprache den „*communis omnium hominum sermo*“ der Verschiedenheit der Volkssprachen gegenüber. cf. Petron. *ed. Buech.* p. 212: „*manu puer loquaci*“), aber sie ist auch oberflächlicher, als der Ton und teilt eben ihrer Bestimmtheit wegen nur die sich häufig wiederholenden, allen bekannten Empfindungen in stereotyper Form mit. Auf ihr beruht zum Teil wieder die Tanzkunst, namentlich die pantomimische, eine sichtbare Rhythmik, welche durch begleitende Musik zu innigerer Wirkung gesteigert wird. — (cf. Tac. *dial. c.* 26: „*histriones diserte saltare dicuntur*“.) —

Die Einheit des musikalischen Kunstwerks beruht auf der Einheit der auszusprechenden Empfindung, welche sich namentlich

nach beiden Richtungen, zwischen denen das Naturleben sich auf und ab bewegt, in einem größeren Ganzen auszusprechen liebt, nach denen des Schmerzes und der Freude. — Das reine Tönen als solches kommt überwiegend der Instrumentalmusik zu, welche es so zu einer farbigen und reichen, doch aber weniger tief greifenden Entfaltung bringt; die Vokalmusik, welche der Mensch selbst als edelstes Instrument hervorbringt, bildet nicht etwa den unmittelbaren Schrei der Empfindung zu musikalischem Tone fort, sondern es gesellt sich bei ihr zum Tone das entsprechende Wort, ohne doch in dieser Verbindung schon sein volles Wesen zur Wirkung zu bringen; vielmehr giebt es nur der Stimmung, dem Gefühlsausdruck eine festere und charakterisierende Haltung, bleibt aber für die Gesamtwirkung von untergeordneter Bedeutung.

Aber allerdings drängt das menschliche Bewußtsein fort zu größerer Bestimmtheit und Klarheit; die innige aber unklare und schwankende Bedeutung der musikalischen Tonbilder genügt diesem fortgeschrittenen Bewußtsein nicht, es verlangt seiner größeren Helligkeit und Bestimmtheit gemäß eine entsprechende Gliederung seines Tonmaterials, wie sie erfolgt im Wort. Gerade so verdeutlicht und gliedert sich der Ausdruck der bildenden Kunst, wenn sie fortgeht von der Architektur zur Plastik. —

Das Kunstwerk der Musik folgt dem Auf- und Niederwogen der Empfindung, umschließt diese zerfließenden Wellen in Einem Becken und beschwichtigt das Leid der Seele, indem es sie untertaucht in die tönende Flut, sie vergessen läßt, träumen und ahnen; das Kunstwerk der Sprache schreckt den Geist auf aus dem Traume, zwingt ihn, sich auf sich zu besinnen, sich bestimmter zusammenzufassen; es durchdringt ihr Material, den Ton, mit Bewußtsein, erfüllt ihn mit Verstand, erhebt ihn zum an sich schon bedeutenden Worte. Es ist jetzt nicht mehr die empfindende Naturseele, welche durch menschliches Material sich ausspricht, sondern der Mensch als Mensch sucht sich, als den selbstbewußten also; und an der Sprache, dem für diesen Geist charakteristischen Material, will er ihn erkennen, ihn sich nahe bringen, sich seiner erfreuen. — Freilich verliert, wie wir schon hier bemerken, der Ton, indem er in der Sprache zum Ausdruck eines bestimmten Bewußtseins sich artikuliert, in eben dem Maße an der Fähigkeit, die minder bestimmten Bewegungen der Seele zu bezeichnen, und vielfach greift deshalb die Kunst der Sprache, um sich zur Darstellung dieser Empfindungen, Gefühle, zu befähigen, an dem gegliederten Worte nach dem Ton als solchem

zurück, benutzt es, absehend von seiner Bedeutung, rein musikalisch und läßt zur Steigerung der Wirkung, bestimmten Tonfall und Rhythmus hinzutreten. Eine besondere Helligkeit und Bestimmtheit muß jedenfalls diese Kunst auszeichnen, welche in der Sprache sich äußert, der festen Ausprägung des Gedankens; wir nennen sie die Sprachkunst. —

Das Material, in welchem die Sprachkunst arbeitet, ist aus dem Menschegeist geschaffen und stellt ihn dar, freilich noch in einem dem Bewußtsein an sich fremden Mittel, dem Ton, wie ihn unser Organismus erzeugt und gestaltet, so daß die Kunst von diesem abhängig bleibt und über seine Ausdrucksfähigkeit nicht hinausgeht. Es ist hiermit die Begrenzung der Sprachkunst angegeben; sie stellt die sprechende Seele dar, d. h. die Seele, sofern sie nur in der Sprache erscheint. Es ist hierbei von der Sprache nicht in dem Sinne die Rede, wie sie, als mächtigstes Mittel menschlicher Entwicklung, aber doch nur als Mittel, Völker zusammenschließt, die Fortschritte der Kultur bedingt, die Wissenschaft trägt, überhaupt jede menschliche Praxis begleitet und fördert, sondern von der Sprache, sofern sie Ausdruck der Seelenbewegungen ist; denn der Sprachkunst ist die Sprache nicht Mittel zur Darstellung irgend welchen Inhalts, welchen die Seele aufgenommen haben kann, sondern sie selbst, ihre Formation ist der alleinige Zweck der Darstellung, und der Gehalt, welchen sie in diesen Bildungen verkörpert, ist ebenso nichts anderes, als die Menschenseele in der bewußten Bestimmtheit, zu welcher sie in ihren einzelnen Lebensmomenten gelangt. Gerade so stellt die Plastik den Menschenleib hin. —

Da fühlt sich also die Seele in ihrer ruhig waltenden Harmonie, wenn sie in dem fließenden Wohllaut der Menschenrede sich wiegt; sie freut sich ihrer Gemeinschaft mit der Schöpfung, wenn sie der Klangsymbolik der Worte lauscht oder nachsinnt, oder wenn ihr die Bilderpracht der Darstellung die Überraschungen der Analogie zeigt, welche jedes mit allem verknüpft, sie erkennt den Sturm ihres Zornes, die Bitterkeit ihres Hasses, die Kraft ihrer Begeisterung in den Figurationen der Rede, sie sieht überhaupt die Vollkommenheit der Sprachkunst in der Genauigkeit und charakterisierenden Schönheit, mit welcher die Tonbilder der Sprache sie begleiten, so daß jede ihrer Bewegungen zu bestimmtem Ausdruck gelangt. Der musikalische Rhythmus ist in der Sprachkunst zwar noch vorhanden, aber abhängig von dem Wort und Satzton, d. h. von der Bedeutung. —

Die Sprachkunst verkörpert den einzelnen, bestimmten Moment des Seelenlebens; daher ist die ideale Wortwurzel ihr eigentlich ausreichender Sprachkörper, und ihre Darstellungen behalten ihre Einheit an diesem Worte, welches zu sagen ist, um den Seelenmoment abzubilden; ihr Umfang ist deshalb beschränkt auf Sprachkörper, für welche diese Einheit noch ausreichend gefühlt wird, auf das sich zum Satze entfaltende Wort, endlich auf Satzkreise, welche gleichsam nur die Ausstrahlungen eines einzigen Satzes oder Wortes darstellen. Diesen relativ engen Umfang ihrer Werke hat die Sprachkunst mit der Skulptur gemein, und der Grund hierfür ist bei beiden Künsten derselbe; auch die Skulptur, so lange sie selbständig ist, nicht bloßes Ornament, stellt nur den bestimmten Daseinsmoment einer Person dar oder einer Gruppe, welche diesen Moment vollständig entwickelt. —

Wenn nun so die Bewegungen der Seele, ihre einzelnen Lebensmomente allein es sind, wie wir sagten, nicht also der von ihr aufgenommene Inhalt, welche von der Sprachkunst dargestellt werden, und zwar dargestellt nicht in dem Material jener zu festem Gepräge, gewissermaßen zu einem Abschlufs gelangten Sprache, durch welche die Mitteilungen der Menschen erfolgen und deren Verbindung unterhalten wird, so kann es scheinen, als bewege sich diese ganze Kunst in bloßen Formen, sofern sie eben nur Seelenformationen in Wortformationen darstelle, und man wird fragen, ob denn die Seele könne anders dargestellt werden, als an jenem bestimmten Inhalt, welcher sie in den einzelnen Momenten erfüllt und eben den Anreiz zu ihren Bewegungen giebt; man wird auch fragen, ob Sprachkunst sich denn einer anderen Sprache bedienen könne, als dieser wirklichen, welche dem Menschengeschlechte alle jene Dienste leistet, um derentwillen wir hier von ihr absehn wollen. Hierauf läßt sich für jetzt nur im allgemeinen folgendes angeben. Allerdings ist es immer ein bestimmter, in das Bewußtsein eintretender Inhalt, durch welchen die Seele zu einer Bewegung veranlaßt wird, und ebenso muß auch das darstellende Wort diesen Inhalt abbilden, ihn bedeuten, wenn es den Seelenmoment bestimmt wiedergeben will, aber wie an der Seele nicht der Inhalt als solcher, sondern die Art, wie er erfaßt wird und wirkt, in Betracht kommt, so handelt es sich auch bei dem Wortbilde in der Sprachkunst nicht sowohl um den Inhalt, welchen es einschließt, um das, was es bedeutet, als um die Art, wie es diese Bedeutung in dem artikulierten Tonbilde oder in einer Wortreihe zur Darstellung bringt. Unablässig verkehrt

die Seele mit der Welt und zieht aus diesem Verkehr ihre Nahrung, aber in der Sprachkunst stellt sie lediglich die Einwirkungen dieses Verkehrs nach außen, und zeigt, obwohl an ihm und durch ihn, doch nur sich selbst in ihrer eigentümlichen Thätigkeit; so auch entsteht die wirkliche Sprache nur aus der Verbindung der Menschen und lebt in dieser fort, aber in jedem einzelnen behält sie doch ihre besondere Form, eigenartig je nach der Kraft, mit welcher das Individuum dieses gemeinsame Besitztum ergreift und verwaltet. Demnach stellt die Sprachkunst nur die subjektive Seele in ihrem subjektiven Ausdruck dar. Wie übrigens eben aus diesen Einzelbestrebungen der Individuen die Sprache selbst, — als Kunst der Sprache — ihren Ursprung nimmt, und diesen auch als sogenannte fertige Sprache — in der Sprachkunst — niemals verleugnet, wird später zur Erörterung kommen.

Der selbstbewusste Geist des Menschen erkennt endlich in dem Verkehr mit der Welt diese selbst, — die innere wie die äußere, so weit sie ihm zugänglich ist — als sein Eigentum, assimiliert sie sich, unterjocht sie durch Gedanken und Handlungen, und es ist dann die Dichtkunst diejenige Kunst, durch welche er seine Kämpfe bei dieser Besitzergreifung sich zur Anschauung bringt und gestaltet. Das Dasein des objektiven Menschen, wie der selbstbewusste Geist es erfafst, tritt, durch die Einheit dieses Selbstbewußtseins gehalten und erhoben, in verklärter Gestalt vor die Seele. Den Schauplatz, auf welchem sich die Entwicklung des menschlichen Geistes zur Objektivität hin vollzieht, bietet die Geschichte im weitesten Sinne des Wortes; aus ihr lernt die Seele sich ebenso in ihrer Kraft und Freiheit kennen, wie in ihrer Schwäche und Gebundenheit. Sie überschaut aber nur dann ihre eigene Welt, erkennt nur dann die in ihr selbst gebietenden Mächte des Guten, Wahren und Schönen als die weltbeherrschenden und weltüberwindenden, wenn sie sich als individuelle aufgibt und als gattungsgemäße erfafst, und so hat es die Poesie nicht mehr zu thun mit den Individuen als solchen, sondern sofern sie an sich die Gattung darstellen. Vortrefflich sagt daher Schiller (Über naive und sentimentalische Dichtkunst), daß „der Begriff der Poesie kein anderer sei, als der Menschheit ihren möglichst vollständigen Ausdruck zu geben“. —

Das Material, in welchem die Poesie arbeitet, ist der Geist selbst, das vorstellende Bewußtsein, die schaffende Phantasie. Zwar giebt sich das poetische Kunstwerk, um in die Welt der Erscheinung überzugehen, d. h. um selbst objektives Dasein zu

gewinnen, einen der Sinnlichkeit angehörenden Körper in der Sprache, aber es ist diese dem Kunstwerk gegenüber nicht Material, sondern nur das Mittel, um zu erscheinen; die Sinnlichkeit ist in der Poesie, wie in der Malerei, der in der ersten Kunstreihe ihr entsprechenden Kunst, nur noch Schein; das Wort wird zum Zeichen, welches bedeutet, und es kommt, wenn Poesie in begrifflicher Strenge und Reinheit gefaßt wird, im poetischen Kunstwerk auch nur diese seine Bedeutung, d. h. die Seele des Menschen, in Betracht. — Gleichgültig ist es deshalb auch an sich, ob das Werk der Poesie durch Wort oder durch Schrift, durch Auge oder Ohr mitgeteilt wird; nur im Geiste, in der Erinnerung, wird es besessen. —

Es kann gemeint werden, daß, wenn der Dichter auch zunächst seine bildende und gestaltende Kraft nicht auf das Wort richte, dieses doch als notwendige Bedingung für das Zustandekommen jeder Geistesarbeit sich sofort einstelle und zugleich mit dem poetischen Kunstwerk formiere, nachher auch zugleich, wie die poetische Komposition selbst im einzelnen noch revidiert und korrigiert wird, sprachkünstlerisch an diesen Stellen dem Ausdruck nachgeholfen werde, so daß überhaupt Seele und Wort in unlöslicher Verbindung ständen, die Sprachkunst also, wenn nicht als Zweck, doch aber als notwendige Folge poetischen Schaffens zu betrachten sei. Das Genauere hierüber wird später angegeben werden, für jetzt mag die Bemerkung genügen, daß die Annahme, irgend ein Künstler — außer eben der Sprachkünstler — arbeite in Worten, wenn er seine Werke entwerfe, unrichtig ist. Weder der Architekt, noch der Bildhauer, noch der Maler, und ebensowenig der Musiker und Dichter entwerfen in Worten. Es giebt sich gerade darin der Zug ihres besonderen Talentes zu erkennen, daß ihre Phantasie nur bestimmte, dem besonderen Materiale entsprechende Stoffe erfafst und sie deshalb auch unmittelbar mit diesem Materiale in Verbindung setzt. Und so mag denn der eine Dichter mehr in Bildern, ein anderer in Farbenglut, der dritte in musikalischer Stimmung, mancher vielleicht auch angeregt zu lebendiger Rhetorik seine Kompositionen sich wählen und behandeln — immer ist doch nur der Gedanke sein Material und die von selbst dazu tretende Veranschaulichung hängt von individuellen Einflüssen ab, ist zufälliger Art, unwesentlich und wechselnd. Die Künste, deren Werke durch das Ohr aufgefaßt werden, Musik, Sprachkunst, Poesie bedürfen eines Mittels, um beliebig wiedererzeugt und genossen werden zu können, da sie ihrer Natur nach nur

zeitlich existieren. Es giebt also Noten für Musik (und Tanz), Schrift für Sprachkunst und Poesie. Weiter sind Künstler erforderlich, reproduzierende Virtuosen, welche nach solchen Andeutungen der Noten und der Schrift die Kunstwerke wieder ins Leben zu rufen verstehen: Musiker, Sänger, (Tänzer), Deklamatoren, Schauspieler. Bei den Improvisatoren fällt das Hauptgewicht der Leistung auf die glückliche, im Augenblick erfolgende Darstellung der einzelnen Momente, deren Aneinanderreihung nach bestimmten Gesichtspunkten, wie sie sich aus dem Thema ergeben, zuweilen als Werk der Poesie aufgefaßt wird. Aber die Kunst des bewußten Geistes ist am wenigsten ohne die Besonnenheit zu denken, welche mit der Begeisterung zusammen erst das Kunstwerk hervorbringt, und der Improvisator kann deshalb nicht Dichter sein; dagegen fällt bei der Sprachkunst am leichtesten Conception und Darstellung zusammen, weil die Seelenbewegung sich naturgemäÙs sogleich in Worte verkörpert und blitzschnell zum treffenden Ausdruck gelangt. Demnach wird der Improvisator als der Virtuose der Sprachkunst aufzufassen sein. —

Das System der Künste ist also das folgende, welches sich in zwei einander entsprechenden Triaden ordnet:

1. Künste des Auges:

- a. Baukunst. b. Bildnerkunst. c. Malerei.  
(Architektur.) (Plastik.)

2. Künste des Ohrs:

- a. Tonkunst. b. Sprachkunst. c. Dichtkunst.  
(Musik.)

Der Mangel an Kongruenz bei anderen Aufstellungen muß, wenn er auch nicht erwähnt wird, doch empfunden worden sein, da feinfühlende Aesthetiker den Parallelismus zwischen Baukunst und Tonkunst, dann zwischen Malerei und Dichtkunst wohl bemerkt haben, ihnen demnach die Kunst des Bildhauers ohne eine entsprechende Kunst für den Sinn des Gehörs blieb. —

So sagt Vischer (Köstlin) (Teil III, Abschn. 2, Heft 4, § 766 der „Aesthetik“): „Im System der Künste steht die Musik in einer Beziehung tiefer Verwandtschaft bei tiefem Unterschiede mit der Baukunst. Wie diese ist sie eine Kunst der reinen Verhältnisse, wesentlich messend, zählend; ebendaher fällt auch bei ihr Erfindung und Ausführung auseinander; in derselben Stellung wie die Architektur als vorbereitende Urform vor



die bildende Kunst, tritt sie vor die Dichtkunst.“ Dieselbe Verwandtschaft hatte Fr. Schlegel angedeutet: die Baukunst sei eine gefrorne Musik, mit Bezug worauf Köstlin (l. c.) die Musik eine aufgetaute Baukunst nennt. Weiter heisst es (p. 839): „Die Musik steht als Vorhalle vor der Dichtkunst, wie die Baukunst vor den beiden anderen bildenden Künsten,“ und dann lesen wir (T. III, Abschn. 2, Heft 5) p. 1172: „Im allgemeinen hat das Wort des Simonides, die Dichtkunst sei eine redende Malerei, seine Wahrheit,“ was im weiteren durchgeführt wird. Das Verhältnis der Künste zu einander wird dann so gefasst (p. 1168): „Es verhalte sich die Poesie zu allen bildenden Künsten und zu der Musik, wie die Malerei zur Plastik.“ Darin ist viel Unbestimmtheit, und wenn man einerseits sieht, es soll bestimmt die Baukunst als der Tonkunst, die Malerei als der Poesie entsprechend hingestellt sein, gerät man andererseits in Verwirrung, weil eben der Plastik das entsprechende Gegenbild in der zweiten Reihe der Künste fehlt, so daß sie darum einmal der Malerei beigesellt werden muß, ein andermal von ihr gesondert erscheint. — Festzuhalten ist, daß die Malerei in ihrer Reihe der Künste der Poesie entspricht; sie zeigt eine ähnliche Art der Vergeistigung ihres räumlichen Materials, wie denn Vischer (Bd. III, Abt. 1. p. 539) von ihr sagt, „daß sie in dem Sinne, in welchem bei der Skulptur von Nachbildung die Rede ist, eigentlich kein Material hat.“ — Was Simonides sah (Plutarch, de glor. Ath. ep. 3): „τὴν μὲν ζωγραφίαν ποιήσιν σιωπῶσαν — τὴν δὲ ποιήσιν ζωγραφίαν λαλοῦσαν — οἱ μὲν χρώμασι καὶ σχήμασιν, οἱ δ' ὀνόμασι καὶ λέξεσι ταῦτ' ἀδηλοῦσιν — ὅλη καὶ τρόποις μιμήσεως διαφέρουσι, τέλος δ' ἀμφοτέροις ἐν ὑπόκειται“, und Horaz (ep. ad Pis. 361 sq.): „ut pictura poesis“, wird durch pedantisches Mißverstehen und Mißbrauchen, gegen welches Lessings Laokoon sich richtete, in seiner wesentlichen Richtigkeit nicht gestört. F. Thiersch (Allgemeine Aesthetik. Berlin 1846) hat eine ähnliche Gliederung der Künste, wie die unsrige, setzt jedoch statt der Sprachkunst die Mimik. Er sagt (p. 98 sq.): „Die drei mit dem Organismus des Menschen verkehrenden Künste, welche das Schöne insofern darstellen, als es sich durch den Organismus des Menschen offenbart — Tonkunst, Poesie, Mimik — sind dadurch angewiesen, es als ein nie Ruhendes, sondern immer Webendes und Waltendes, als die Erscheinung des Lebens selbst zu entfalten. Ihr Erscheinen ist darum in der Zeit begriffen.“ — „Die drei andern, mit irdischen, vom menschlichen Organismus unabhängigen

Stoffen verkehrenden Künste — Architektur, Plastik, Malerei — stellen das Schöne dar, nicht wie es sich in der Zeit entfaltet, sondern insofern es zu seiner Entfaltung gekommen ist, darum in einem Augenblicke, und sind genötigt, alle Teile desselben bei und nebeneinander zu zeigen, den Gegenstand nicht als einen werdenden, sondern als einen gewordenen aufzufassen, wo das zu Behandelnde, zu Bildende sich in seiner größten Bedeutsamkeit und reinsten Eigentümlichkeit offenbart — doch werden beide Triaden der Kunst dadurch nicht getrennt; auf dem Gebiete der Kunst ist in den mannigfaltigsten Gestaltungen Einheit des Wesenhaften im Innern; und die eine Reihe zeigt nur in ihrer durch den Stoff gebotenen Gebundenheit, was die andere in ihrer durch den Stoff bedingten Flüssigkeit oder Aufeinanderfolge als ein Nacheinander jenem Beieinander gegenüberstellt.“ — Was nun jene Aufstellung der Mimik statt der Sprachkunst als einer selbständigen Kunst im System der Künste betrifft, so ist sie nicht weit vom Richtigen entfernt, denn auch bei ihr handelt es sich um eine Sprache, — d. h. um eine bestimmtere Gestaltung des musikalischen Tons — freilich aber um die unvollkommnere und dem Sinn des Auges zufallende, der Gebärde. Hierüber haben wir p. 28 sq. schon gesprochen. Ähnlich ist der Theorie von Thiersch jene, welche Westphal (Metrik, der griech. Dramat. und Lyriker cet. von Rofsbach und R. Westphal. Teil II. Abteilung 1) aus der Scholiensammlung zu der Grammatik des Dionysios Thrax mitteilt, die nach dem Urteil des Herausgebers, der sie sich damit gewissermaßen aneignet, „den meisten neueren Versuchen, die Künste zu klassifizieren, unbedingt vorzuziehen ist.“ — Lucius Tarrhaeus unterscheidet nämlich eine doppelte Trias der schönen Künste: 1) die der apotelesistischen Künste: Architektur, Plastik, Malerei; 2) die der praktischen oder musischen Künste: Musik, Orchestik, Poesie. Eine Kunst ist ein *ἀποτελεσματικόν*, wenn sie der Künstler durch sein Schaffen dem Zuschauer ein für alle Male zur Anschauung bringt; *πρακτικόν*, wenn hierzu jedesmal die Vermittelung eines anderen, also eines Sängers, Schauspielers, Rhapsoden cet. nötig ist. — Es sind beide Triaden so getrennt als Künste der Ruhe und der Bewegung. Die erstere verlangt nämlich darum nur einmalige Schöpfung des Künstlers, weil die räumliche Existenz eben in Ruhe bleibt, die zweite aber bedarf einer nochmaligen Thätigkeit des darstellenden Künstlers, weil ihr Stoff (Ekmageion) vorübergehend ist, der Bewegung angehört. Für die Künste der Ruhe heisst die

künstlerische Gliederung dann Symmetrie, für die musischen Künste Rhythmus. (Takt, Metrum.) —\*)

Der Mangel bei dieser Einteilung — wie sie Westphal aufstellt — ist, daß die Künste der Bewegung zwei verschiedene Arten der Bewegung unter derselben Rubrik enthalten. Musik und Poesie bewegen nichts Räumliches mehr, ihre Bewegung bedarf, um sich wirklich darzustellen, eines mehr gefügigen, feineren Stoffes, als der Körper des Menschen ist, und darum brauchen sie auch ein idealeres Organ zur Auffassung ihrer Kunstwerke, als das Gesicht; ihnen dient das Gehör. Es ist leicht zu fühlen, daß zwischen den Wirkungen der Musik und der Poesie die des Tanzes nicht in der Mitte steht, daß im Gegenteil der Tanz (eine Mischkunst, wie aus dem obigen sich ergibt, von Plastik und Musik) hinter dem geistigen Gehalt, der Tiefe und Macht des musikalischen Ausdrucks zurücksteht. — Dennoch sind diejenigen, welche Mimik und Orchestik in dem System der Künste zwischen Musik und Poesie anbringen wollen, darin im Recht, daß sie eine bei den anderen Klassifikationen an dieser Stelle hervortretende Lücke ausfüllen, und daß sie die bei allen Künsten der Bewegung eintretende Notwendigkeit der jedesmaligen Erneuerung des Kunstwerks hervorheben. — Man kann sogar der Ansicht sein, daß die von uns gegebene Einteilung nur dasjenige giebt, was jene Theoretiker zu setzen beabsichtigten. Es wird nämlich von der auf die Tonkunst folgenden Kunst ein mehr bestimmter Ausdruck der Empfindung verlangt, als ihn die Musik rein für sich zu erreichen vermag. Die Musik selbst greift ja als Vokalmusik zum artikulierten Tone, um sich bestimmter auslassen zu können, oder sie spannt sich in den Rahmen einer durch das Wort umschriebenen bestimmten Situation — (mehr giebt ein Operntext nicht), um deutlicher und treffender zu sein. Nun giebt allerdings auch die Gebärde, indem sie gleichsam den Körper artikuliert, jenem Verlangen nach, und sofern also auch Mimik

---

\*) G. Teichmüller, „Aristoteles' Philosophie der Kunst“ (Halle 1869) weist freilich nach, daß Westphal hierbei einigermassen willkürlich mit der Überlieferung umgeht, da von den Alten die sogenannten schönen Künste von den anderen nicht getrennt werden, auch die Einteilung der schönen in bildende und musische nicht antik ist, endlich die Unterscheidung der apotelestischen von den praktischen nur dahin zu fassen ist, daß jene ein materielles Werk fertig hinstellen (z. B. die Schusterkunst und Baukunst), diese nichts Bleibendes hinterlassen (z. B. die Tanzkunst). (Die Ausführung bei Teichmüller l. c. p. 366 sq.)

und Orchestik eine Sprache sind — ihr Ausdruck muß „sprechend“ sein — beruht ihre Einordnung zwischen Musik und Poesie auf einem richtigen Gefühl. Aber die wahre Sprache ist eben nicht diese stumme des Körpers. — Es hindert im übrigen nichts, daß die Künste, wie wir sie in der Theorie trennten, in der Praxis doch vielfach Verbindungen eingehn. Werke der Plastik und Malerei werden zu Zierden in den Hallen der Architektur; die Werke der Sprachkunst dienen vielfältig der Poesie als Mittel der Darstellung; Entwürfe der Poesie (in der Oper), lyrische Gedichte werden Anlehnung für musikalische Kompositionen; endlich können alle Künste zu einer Gesamtwirkung, Zuschauer und Hörer in eine erhöhte Lebensstimmung zu versetzen, sich vereinigen. —

Man wird ferner, auch abgesehen von mancher Kunstgattung, wie z. B. der Kunst der Schauspieler, der Holzschnidekunst, welche man abgeleitete Künste nennen könnte, da sie das Bestehen anderer Künste voraussetzen, nicht einmal behaupten können, daß die Zahl der möglichen Künste bestimmt angegeben werden könne. Der Name einer Kunst wird aus dem Material zu entnehmen sein, in welchem sie sich darstellt, und dieses Material ist unbegrenzter Vermehrung fähig; unsere Einteilung beansprucht daher auch nur dies, die Hauptabteilungen gegeben zu haben, und läßt die Ansicht von Thiersch (Allgemeine Aesthetik p. 4) in ihrem Rechte: „Es giebt soviel Künste, als Gegenstände, an denen ein höheres Können sich zeigen kann.“ — Freilich würden wir Bedenken tragen, etwa mit Lommatzsch (Wissenschaft des Ideals. Berl. 1835) anzunehmen, daß „die Feuerwerkerkunst“, „Schattenspiel“, „Fechtkunst“, „Seiltanz“, „Reittanz“, „Redekunst“, jemals zu den Künsten zu rechnen sein würden. —

Lotze (Geschichte der Aesthetik in Deutschland. München 1868) sagt gut (p. 445): „So wie kleine Gemeinden und große Staaten von demselben Prinzip der Sittlichkeit und des Rechts durchdrungen sein sollen, gleichwohl aber jene wegen der Beschränktheit ihrer Aufgaben und ihrer Mittel niemals diesen zugerechnet werden können, so werden Gymnastik und Tanz, schöne Gartenkunst und Feuerwerkerei, Toilettenkunst und Mimik zwar immer Territorien nach amerikanischem Ausdruck sein, in welchen ästhetische Gesetze gelten, aber niemals werden sie Anspruch darauf erwerben, unter die Reihe der stimmfähigen Staaten aufgenommen zu werden.“ — Lotze spricht weiterhin (p. 458) von

den systematischen Einteilungen der Künste, wie sie Solger, Hegel, Vischer u. a. versucht haben; mit geringem Interesse. Er findet es „schwierig zu sagen, was denn eigentlich diese Versuche nützen, und wem?“ Er sagt (p. 459): es seien „im Leben und in der Wirklichkeit die Künste zwar zu mannigfaltigem Zusammenwirken bestimmt, aber nirgends dazu, sich in einer systematischen Reihenfolge zu gruppieren; in der Welt des Denkens aber und der Begriffe haben alle Gegenstände nicht nur eine systematische Ordnung, die unabänderlich feststände, sondern der Zusammenhang der Dinge ist so allseitig organisiert, daß man in jeder Richtung, in welcher man ihn durchkreuzt, eine besondere immer bedeutungsvolle Projektion seines Gefüges entdeckt. Keine der erwähnten Klassifikationen hat nur Unrecht; jede hebt eine dieser gültigen Beziehungen, einen gewissen Durchschnitt der Sache nach einer der Spaltungsrichtungen hervor, die ihr natürlich sind; aber wunderlich ist der Eifer, mit dem jeder neue Versuch sich als den endgültigen und einzig wahren ansieht und die vorangegangenen als nüchterne und überwundene Standpunkte betrachtet.“ —

Gewiß hat man sich zu hüten, daß man bei Versuchen zu systematischer Einteilung nicht in „wunderlichen Eifer“ falle, aber kaum war wohl Lotzes Erinnerung nötig, daß die systematische Ordnung als solche nicht in Wirklichkeit auch bestehe; er müßte dann etwa auch warnen, daß man nicht nutzlos die Linien der Längen- und Breitengrade auf dem Erdboden sich aufsuche. Keineswegs sind die systematischen Einteilungen alle gleich gut, gleich umfassend, gleich zweckmäßig, und sie haben, wenn keinen anderen, sicherlich didaktischen Wert. —

Wir selbst, indem wir die Sprachkunst einem System der Künste einreihen, wissen uns zuversichtlicher, wenn unsere Klassifikation mit denen großer Denker nicht im Widerspruch steht, vielmehr diese ergänzt und stützt. Damit besteht es wohl, daß wir uns die Worte Köstlins („Aesthetik“, Vorwort p. VI) aneignen: „die moderne Aesthetik bildet noch immer den Glanzpunkt der philosophischen Litteratur der Gegenwart und verdient es, ihn zu bilden; aber es fragt sich, wie lange sie es noch bleiben werde, wenn sie sich nicht entschließt, überall nur aus dem lebendigen Quell der Wirklichkeit selber zu schöpfen, statt an fertige Schemen irgendwelcher Theorie sich zu binden, und die Sprache der Menschen statt der der Systeme zu reden.“ —

Die Einheit nicht nur der von uns aufgestellten, sondern überhaupt der möglichen Künste beruht zunächst auf ihrer gemeinsamen Wesenheit, in Bezug auf welche Bernhardi (Über den Ajax des Sophokles p. 6) sagt: „Die einzelnen Gattungen der Künste sind gleichsam einzelne Sprachen, oft nur Dialekte der Einen ungetheilten Kunst“; — sie zeigt sich aber auch in einer gewissen Durchdringung jeder Kunst durch die anderen, so daß die eigentümliche Kraft einer jeden irgendwie auch in den andern zur Geltung kommt. — Es bedarf dieser Punkt noch einiger Erläuterungen im einzelnen. Was man z. B. mit bildlichem Ausdruck Architektonik in den Künsten nennt, wie etwa eine gewisse symmetrische Gruppierung in den Reliefs der Plastik, in historischen oder landschaftlichen Gemälden, oder auch in der Verteilung thematischer Durchführungen an einzelne Stimmen oder Instrumente in der Musik, ferner in der chiasmisch oder anaphorisch gegliederten, überhaupt eurhythmischen Satzgliederung im Gebiete der Sprachkunst, in kontrastierenden oder entsprechenden Gruppenstellungen auf der Bühne, wie sie vom Regisseur im einzelnen bestimmt werden, oder in den Chortänzen, wie sie der Balletmeister anordnet; — alles dies, wodurch die einzelnen Teile des Materials, abgesehen von ihrer letzten und notwendigen Beziehung, gefällig, überschaulich, symmetrisch geordnet werden, ist in der That ein Stück Baukunst in dem Material anderer Künste.

Ebenso zeigt sich die Plastik vielfach wirksam bei den Werken der Architektur, gewissermaßen sie krönend; sie beherrscht mannigfach auch den akademischen Stil in der Malerei, wird erkannt in einem gewissen ruhigen, sich wie organisch entfaltenden Ausdruck der Sprachkunst, ebenso in plastisch herausgehobenen Gestaltungen der Dichtkunst. —

In Bezug auf das Hervortreten des Malerischen innerhalb der anderen Kunstgattungen ist z. B. auf solche Säulenreihen der Architektur hinzuweisen, welche perspektivisch zurücktreten bis zu Pilastern, in der Plastik z. B. an malerische Gewandung, an lebendigere Reliefdarstellungen; in der Musik an die bekannten Tonmalereien; in der Sprachkunst an Klangnachahmungen; und was die Malerei in der Dichtkunst anbetrifft, so mußte ja Lessing seinen Laokoon schreiben, so sehr überschätzte man zu seiner Zeit die Fähigkeit der Poesie, malerische Wirkungen hervorzubringen. Daß ferner Musik an den Werken der Architektur empfunden werden könne, darauf deuten z. B. die hellenischen Mythen von dem Mauerbau Thebens durch Amphion und Zethos,

oder Trojas durch Apollo und Poseidon, welche also zur Mechanik der Massenbewegung die Harmonik in der Zusammensetzung hinzufügen; in der Sprachkunst ist die Wirkung vieler sogenannten Figuren eine überwiegend musikalische; in der Poesie stimmt die Lyrik namentlich der modernen Völker vielfach wie Musik; dahin wirken klangvolle Modulierungen desselben Gefühls, ein musikalisch freierer Takt, affektvolle Bewegung bei wenig reicher oder tiefer Gedankenentwicklung, Mangel klaren Heraustretens der Empfindung, welche träumerisch in sich webt. Schiller (Über naive und sentimental. Dichtkunst) unterscheidet eine plastische Poesie von einer musikalischen und bezeichnet z. B. Klopstock als musikalischen Dichter. — In einem Briefe an Goethe sagt er von sich, beim Dichten überkomme ihn zuerst eine gewisse musikalische Stimmung, was auch allgemeinere Geltung hat. Denn so lange dem Dichter die Vorstellungen noch nicht zu klarer Formierung und Komposition gekommen sind, sind sie für den Ausdruck durch die Sprache nicht reif und es bleibt bei einer „gewissen musikalischen Stimmung“, geht es zur Festigkeit und Bestimmtheit fort, so stellt sich als Zeichen davon auch das bezeichnende Wort ein. Aber auch nachher verschwindet die Musik im poetischen Kunstwerk nicht, sondern tritt nur zurück; und wie die Architektur auch noch in den beiden anderen bildenden Künsten, in der Plastik und Malerei, als Symmetrie und Eurhythmie fortwirkt, so bleibt in den Künsten, welche mit dem Ton verknüpft sind, in der Sprachkunst und Poesie, der Rhythmus, und ruft denen der Tonkunst verwandte Wirkungen hervor. —

Das Wesen der Sprachkunst tritt hauptsächlich in einer Art der Darstellung hervor, welche man „sprechend“ nennt, womit das Wesen eines bis zur äußersten Bestimmtheit, Lebendigkeit, Helligkeit fortgeschrittenen Ausdrucks glücklich bezeichnet ist. So kann namentlich die Plastik und die Malerei in der Darstellung bestimmter Momente menschlicher Bewegung durch grofse Energie diese bis zum sprechenden Ausdruck veranschaulichen, so dafs die Phantasie des Beschauers das angefangene Wort notwendig ergänzt. —

Auch die Instrumentalmusik führt uns zuweilen bis zum sprachlichen Ausdruck, sei es, dafs sie elegisch rührt, milde klagt, oder jubelt oder neckisch spielt und lacht; es tritt selbst als höchste Steigerung des musikalischen Ausdrucks Deklamation ein, als Recitativ angedeutet. In Beethovens neunter Symphonie bricht zuletzt die Menschenstimme hervor, um zu sagen,

was der Tonkunst an sich klar auszusprechen versagt ist. — Im Gebiete der Poesie macht sich die Sprachkunst geltend im emphatischen, prägnanten, antithetischen, ironischen Ausdruck, überhaupt in jeder mit besonderer Kraft den Moment herausstellenden Wendung. —

Was endlich die Wirkungen der Poesie innerhalb der anderen Kunstgattungen betrifft, so ist darauf hinzuweisen, daß diese geistigste der Künste schon in der Conception zu jedem Kunstwerk alle Gattungen in gleicher, obzwar mehr oder weniger bewußten Weise durchzieht. Es genügt hier, auf den Sprachgebrauch aufmerksam zu machen, welcher ein recht feines, ideales Hervortreten des Künstlerischen in den Kunstwerken jeder Gattung noch besonders als „poetisch“ bezeichnet. —

---

## **II. Von der Sprachkunst im besonderen.**

### **1. Die Aufstellung der Sprachkunst als einer besonderen Kunstgattung.**

Wir haben in das System der Künste die Sprachkunst eingereiht und hiermit den sonst gewöhnlich aufgestellten Kunstgattungen eine neue hinzugefügt. Wir suchten dies zunächst im vorhergehenden dadurch zu rechtfertigen, daß wir die Stellung näher bezeichneten, welche der Sprachkunst innerhalb des Systems zufällt. Wie also in der Reihe der bildenden Künste zwischen Architektur und Malerei die Plastik gewissermaßen vermittelt, von den Karyatiden und Telamonen bis zur Reliefdarstellung, so vermittelt in der Reihe der Künste für das Gehör die Sprachkunst zwischen Musik und Poesie, beginnend von der euphonischen, der charakterisierenden, der bildlichen Gestaltung des Wortes bis zu jenen liedförmigen Produktionen, welche lediglich den einzelnen Moment individueller Bewegung, wie er z. B. vielfach im sogenannten Volksliede hervorbricht, darstellen, oder bis zu jenen mehr ernsten oder mehr spielenden Sprachkunstwerken, welche z. B. als Epigramme, Rätsel u. d. m. bisher eine unbestimmte und



schwankende Einreihung unter die Dichtungsarten gefunden haben. Es ist fühlbar, daß zwischen der Kunst des Tons und der Kunst des Geistes die Kunst des vergeistigten Tones in der Mitte steht. —

Nun kann es allerdings auffallend erscheinen, daß eine Kunst, deren Werke am allgemeinsten verbreitet sind und am offensten vorliegen, bis jetzt noch von niemand als solche erkannt und aufgestellt worden ist. Es erklärt sich dies indessen zur Genüge aus folgenden Umständen. Künste erfordern Künstler — und wo sind die bei der Sprachkunst? In keiner anderen Kunst verschwindet in der That die Person der Künstler ebenso; Namen der Schöpfer selbständiger Sprachkunstwerke sind nur ausnahmsweise bekannt, und die Verfasser von Sprachornamenten gelten nicht als Künstler der Sprachkunst, weil sie anscheinend Größeres betreiben, worüber denn diese Qualität vergessen wird; die Künstler aber, welche die Sprache selbst als Kunst schufen, scheinen alle zu sein, welche überhaupt sprechen. Was man endlich etwa Sprachkünstler auch schon bisher nennen konnte, war eben um deswillen wenig angesehen; es galt der Name gleichbedeutend etwa mit Wortemacher. — Wie die Künstler, so ist auch das Material dieser Kunst, die Sprache, ungemein flüchtiger Natur, so schnell verrauschend, daß für Betrachtung nicht Zeit bleibt, so fügsam der Behandlung, daß für sie der Name einer Kunst viel zu gewichtig erscheint. Und dieses Material, obwohl immer künstlerisch geformt, dient doch äußerst selten — wenigstens bewußt — dem künstlerischen Genusse, denn es tritt sogleich in den Dienst der verschiedenartigsten Zwecke und findet eine so mannigfaltige Verwendung, daß jede Sonderung, welche Sprache für sich selbst herausstellen will, sofern sie auch nur für sich selbst da sein soll, erst spät gelingt und als von der Wissenschaft gefordert erkannt wird. Es ist ferner die Zahl derjenigen Werke der Sprachkunst verhältnismäßig klein, welche selbständig ein Ganzes bilden; man findet sie überwiegend nur als Ornamente am Sprachkörper, oder sie erscheinen auch als ganz natürliche Formen der Darstellung. Endlich ist auch zu berücksichtigen, daß die Aesthetik in dem Sinne eines Systems, in welchem wir sie jetzt verstehen, eine verhältnismäßig noch junge Wissenschaft ist (Kant, Kritik der Urteilskr. p. 202 erinnert noch: „Man möge seinen Entwurf zu einer möglichen Einteilung der schönen Künste nicht als beabsichtigte Theorie beurteilen. Es sei nur einer von den mancherlei Versuchen, die man noch

aufstellen kann und soll.“), und daß sie die selbständigen Werke der Sprachkunst bisher mit einiger Mühe freilich und schief genug, immerhin doch wenigstens untergebracht hatte bei der Dichtkunst. Es wird sich gleichwohl weiter unten ergeben, daß bedeutende Denker schon vielfach mit mehr oder weniger Deutlichkeit auf die Sprachkunst als eine von der Poesie zu sondernde Kunst hingewiesen haben. —

Die Sonderung der Künste läßt sich im übrigen innerhalb der beiden Triaden mit voller Strenge nicht durchführen, und es mag daran erinnert werden, daß der Wert der Systematik für die Sache selbst kein absoluter ist. Die Kunst so wenig wie das Leben werden in allen ihren Bildungen von unseren logischen Rubrizierungen umfaßt, wenn auch Jean Pauls Wort (Vorschule der Aesthetik p. 22) die Sache zu leicht abmacht: „Jede Klassifikation ist so lange wahr, als die neue Klasse fehlt“. Die Alten dehnten z. B. den Begriff der Musik sehr weit aus. Nach Hesychios (T. II p. 625) wurde durch das Wort Musik jede Kunst, nach Photios (Lexic. p. 277) selbst die Wahrsagerkunst, am gewöhnlichsten jedoch außer der eigentlichen Tonkunst Poesie und Philosophie bezeichnet. Cicero (de orat. III, 44) sagt: „Musici erant quondam iidem, qui poetae“. Trennung von Musik und Poesie wird von Platon (de legg. p. 670 A; cf. de rep. lib. II u. III) als *ἀνομία καὶ ἁνατομολογία* verworfen. Auch nach Lessing sollten eigentlich Musik und Poesie zu Einer Kunst zusammenfließen. Er sagt (Bd. XI p. 178 ed. Lachm.-Maltz.): „Die Vereinigung willkürlicher, auf einander folgender hörbarer Zeichen, mit natürlichen, auf einander folgenden hörbaren Zeichen ist unstreitig unter allen möglichen die vollkommenste, besonders wenn noch dieses hinzukommt, daß beiderlei Zeichen nicht allein für einerlei Sinn sind, sondern auch von ebendemselben Organe zu gleicher Zeit gefaßt und hervorgebracht werden können. Von dieser Art ist die Verbindung der Poesie und Musik, so daß die Natur selbst sie nicht sowohl zur Verbindung, als vielmehr zu einer und ebenderselben Kunst bestimmt zu haben scheint. cet.“

Die Sonderung der Künste wird natürlich in dem Maße schwieriger, als der Stoff, in welchem sie sich darstellen, feiner und geistiger ist. Namentlich stehen deshalb die Künste, welche den Ton als Material direkt oder indirekt gebrauchen, in vielfacher Verbindung und in mannigfaltigem Übergange zu einander, und wenn z. B. Kameen, Intaglien noch unbestritten als

Werke der Plastik gelten mögen, Kupferstiche und Holzschnitte der Malerei eingeordnet werden, so sind doch Melodram, Oper, Kantate schon schwerer unterzubringen, und Werke, wie z. B. Parabeln, Epigramme, Fabeln sind unter Poesie nicht ohne Willkür zu rubrizieren, wenn man sie deren Hauptgattungen unterordnen will. —

Das Gebiet der Sprachkunst wird natürlich auf Unkosten anderer Kunstgebiete gewonnen werden müssen, denn wir erfinden nicht neue Kunstwerke, sondern stellen nur schon vorhandene unter neue Gesichtspunkte. Es wird sich dabei zeigen, daß durch unsere Abgrenzung den Nachbarkünsten eben nur Fremdartiges entzogen wird, und daß durch Aufstellung der Sprachkunst als einer besonderen Kunstgattung eine Klarheit innerhalb der Künste des Tons erreicht wird, welche mehr vermifst wurde, als man es sich gern eingestehen wollte.

## 2. Prosa und Poesie; die Prosa der Sprachkunst.

Zu solcher Klarheit wird auch eine Auseinandersetzung nötig sein über das Verhältnis der sogenannten Prosa zur Sprachkunst und zur Poesie. Der Sprachgebrauch ist hier nicht ohne Verwirrung geblieben, und man könnte, „Sprachkunst“ verwechselnd mit der sogenannten „poetischen Diktion“, zu der Annahme kommen, es bilde „Prosa“ den Gegensatz zur „Sprachkunst“. —

Prosa (oder eigentlich *prorsa* d. h. *proversa*) *oratio* ist die Rede (*πρὸς λόγος*, *oratio pedestris*), welche nicht im *versus* (*στρογγή*) wiederkehrt, sondern immer vorwärts strebt, also ungebundene Rede im Gegensatz zu der durch *Metrum* gefesselten. So erklärte schon Donatus (Ter. Eun. II, 3, 14): „*Prorsum est porro versum, id est ante versum. Hinc et prorsa oratio, quam non inflexit cantilena*“. — Wenn also das Wort in diesem Sinne beibehalten werden soll, so bezeichnet es nichts als die freie, unabhängige Rede, im Gegensatz zu der von der Dichtkunst zu ihrem Dienste in bestimmte Maße gebrachten. So drückt den Unterschied aus die Zusammenstellung bei Ausonius (profess. XXI, 14): „*prosa solebas et versu loqui*“, und danach ist z. B. auch die Recitation von Prosa und Vers zu unterscheiden, wie Quintilian I, 8, 2 sagt: „*sit lectio poetarum non quidem prosae similis, quia et carmen est et se poetae canere testantur*“. — So versteht denn auch

Molière das Wort, wenn im „le bourgeois gentilhomme“ (II, 4) sein maistre de philosophie expliziert: „Tout ce qui n'est point prose, est vers; et tout ce qui n'est point vers, est prose“. Nun fanden Neuere (vielleicht ist Adelung, über den Deutschen Styl. Bd. 2 p. 250 sq. der Anstifter), daß der Unterschied zwischen derjenigen Sprache, welche die Dichtkunst zu ihrer Darstellung wählt und der anderen, keineswegs bloß auf dem Metrum, und wie sie hinzusetzen, dem Reim allein beruhe, sondern etwa auf der „Lebhaftigkeit“, wie Adelung (p. 253) will oder auf anderen Eigenschaften der Bildlichkeit cet. wie Neuere und Neueste sagen. Es wußten dies natürlich auch schon die Alten. cf. Quintilian 1, 5, 10 sq., der von den Barbarismen bei den Dichtern spricht, welche „poetico jure“ sich rechtfertigen, und bemerkt: „sed in prosa quoque est quaedam jam recepta immutatio“. Ganz deutlich sagt Aristoteles im ersten Kap. der Poetik, daß man im gewöhnlichen Leben jeden einen Dichter nenne, der sich des Metrums bediene, selbst Naturforscher; Dichter seien jedoch nur die sich der nachahmenden Darstellung Bedienenden (*τοὺς κατὰ μέτρον ποιητάς*). — Adelung ärgert sich so über die Ausdrücke „gebundene und ungebundene“ Rede, daß er sie gar nicht mehr gebrauchen will. —

Nun wollte aber Prosa nichts weiter sagen, als ungebundene Rede; es bezeichnete einen nur äußerlichen Unterschied, aber einen sicheren, und man konnte es dabei bewenden lassen. Jetzt ist der Begriff sehr schwankend geworden, denn man hat der poetischen Sprache viel zugeschrieben zum Unterschiede von der gewöhnlichen, was von gewissen Dichtungsgattungen, oder Dichtern oder dichtenden Völkern und Zeiten gelten mag, keineswegs aber von allen; man hat auch zugleich der Prosa vieles abgesprochen, was nicht jeder Darstellung in Prosa, z. B. Werken der Dichtkunst, der sogenannten Redekunst cet. abgesprochen werden kann. —

Dazu ist noch ein anderer Übelstand eingetreten. In der Bemühung, die Prosa von der Sprache der Dichtkunst zu unterscheiden, geriet man immer tiefer in Untersuchungen über das Wesen der Kunst, speziell der Poesie selbst, als aus welchem auch der Unterschied ihrer Sprache sich herleiten lassen müsse, und vergaß schließlich, daß man Prosa ja nicht von der Poesie zu unterscheiden habe — was ganz unnötig ist, da niemand eine Kunst selbst verwechseln wird mit irgend welchen Arten, wie sonst deren Material noch benutzt werden kann — sondern von

dem sprachlichen Ausdruck der Poesie. So heisst es schon bei Adelung (l. c. p. 253): „Indessen ist doch gewiss, daß sowohl die poetische Harmonie, als die Dichtung zur Poesie notwendig sind, nur daß in keiner von beiden, auch nicht in beiden zusammen genommen, das Wesen der Poesie und der Unterschied zwischen Poesie und Prosa gesetzt werden kann.“ Man sieht, wie die Frage, um die es sich handelt, nunmehr schief gestellt wird; aber in ästhetischen und sonstigen Werken ist diese Schiefheit jetzt allgemein, und der Begriff der Prosa wird so gefaßt, daß man das Wort schon nicht mehr bloß als den Gegensatz zur Poesie bezeichnend anwendet, sondern zur Kunst überhaupt, wie wenn man z. B. von der Prosa des Lebens spricht, prosaischer Zeit *cet.* Nun läßt sich gegen Veränderungen in der Bedeutung technischer Ausdrücke nicht viel thun, doch ist das Sachverhältnis vor Verdunkelung zu schützen.

Prosa bedeutet also erstens im engeren, ursprünglichen Sinne: die ungebundene Rede; im weiteren Sinne metonymisch, bezeichnet es den Gegensatz zum Wesen der Kunst. So liest man bei Lessing (Bd. 11 p. 183 ed. Lachm. - Maltz.): „So gut die Sprache ihre Prosa hat (d. h. so gut im Gebiete der Künste, welche sich in der Sprache darstellen, eine Prosa als deren Gegensatz aufgestellt wird): so gut muß auch die Mahlerey dergleichen haben. Es giebt also poetische und prosaische Mahler.“ (z. B. nach Lessing: Die Allegoristen.) In diesem Sinne stände also etwa neben dem Baukünstler als Prosaiker der Maurer, neben dem Bildhauer der Steinmetz, neben dem Maler der Anstreicher, neben dem Musiker der signalisierende, die Marschbewegung regelnde Hornist, Trommler, neben dem Dichter endlich der Prosaist — welcher aber nur nicht etwa ein solcher ist, der sich der Prosa (im ersten Sinne) zur Darstellung bedient — oder wären etwa Boccaccio, George Sand, Dickens, Jean Paul nicht Dichter? — sondern vielleicht ein Geschichtschreiber, Mathematiker, Naturforscher, Kritiker *cet.* Im allgemeinen beruht die Prosa in der ersten Triade der Künste (des Auges), auf der Geometrie, die Prosa bei den Künsten des Ohrs auf dem Verstande, dem Begriff des Zweckes, der Logik. Wir haben uns aber enthalten, in dem vorhergehenden diejenige Prosa (im weiteren, übertragenen Sinne) anzugeben, welche neben der Sprachkunst steht, weil dies noch weiterer Erörterung bedarf.

Offenbar nämlich ist es ungenau, wenn man die gewöhnliche Rede z. B. die in der Umgangssprache übliche, ebenso als Prosa

bezeichnet, wie z. B. die Prosa in den Werken des Tacitus oder Lessings. Beide Arten der Darstellung sind „ungebundene Rede“, aber nicht beide stehen in demselben Range, und nicht beide stehen in demselben Gegensatze zur dichterischen Sprache. Wer denkt überhaupt z. B. daran, daß irgend eine Mitteilung geschäftlicher Art in „gebundener Rede“ nicht erfolgen könne? — Wenn gesagt wird, die Sprache der Poesie sei älter, als die Prosa, meint man dann etwa, daß die aus dem Bedürfnis hervorgehende Mitteilung unter den Menschen zuerst in gebundener Rede stattgefunden habe? — Prosa ist vielmehr ein Ausdruck, welcher die auf einem gewissen Standpunkt der Völker sich erzeugende Entgegensetzung gegen die Sprache der Poesie bezeichnet; er gehört in die Geschichte der Litteratur. So ist es gemeint, wenn Plinius hist. nat. VII, 56 erzählt: „*Prosam orationem condere Pherecydes Syrius instituit, Cyri regis aetate; historiam Cadmus Milesius*“. — oder V, 29: „*Cadmus primus prosam orationem condere instituit*“, oder Suidas v. *Ἑκαταῖος*: „*πρωῖτος ἱστορίαν πεζῶς ἐξήνεγκε, συγγραφήν δὲ Φερεκύδης*“ und Strabo I, 18, der dies am deutlichsten ausspricht: „*ὁ πεζὸς λόγος, ὅγε κατεσκευασμένος, μίμημα τοῦ ποιητικοῦ ἐστὶ. πρωτίστα γὰρ ἡ ποιητικὴ κατασκευὰ παρῆλθεν εἰς τὸ μέσον καὶ εὐδοκίμησεν. εἴτα ἐκείνην μιμούμενοι, λύσαντες τὸ μέτρον (τὰλλα) δὲ ψυλάξαντες τὰ ποιητικά, συνέγραψαν οἱ περὶ Κάδμον καὶ Φερεκύδη καὶ Ἑκαταῖον*“. — Zu dem *κατεσκευασμένος* bemerkt Casaubonus: „*Non dicit, omnem orationem solutam esse poëtica posteriorem: sed artem oratoriam post poëticam esse natam. Eos autem, qui poëticam omni oratione soluta priorem esse putant, eleganter irridet Aristides in oratione de laudibus Serapis*“. Es ist also die Prosa, wenn nicht eine Kunst, doch Sache einer Technik, und Molières Maistre de philosophie ist also nicht völlig im Rechte: „*Tout ce qui n'est point prose, est vers; et tout ce qui n'est point vers, est prose*“, so daß auch de la prose wäre: „*Nicole apportez-moy mes pantoufles*“ cet. — Prosa nämlich würden wir dies nur in jenem weiteren Sinne nennen, in welchem es den Gegensatz zur Kunst überhaupt bezeichnet. Diese Kunst aber im besonderen, welcher die gewöhnliche Rede der Bedürfnisse gegenübersteht, ist eben die Sprachkunst.

Die Prosa im Gegensatz zur sogenannten dichterischen Sprache ist kein zufällig, d. h. nach beliebigen, wechselnden Zwecken zusammengebrachtes und beliebig verwandtes Material, sie ist *κατεσκευασμένος*, dient den verschiedenen Gattungen der Prosadar-

stellungen ebenso, wie die dichterische Sprache den verschiedenen Gattungen der Dichtkunst, so daß von einer allgemeinen Dichtersprache, welche gleich gut auf Epos, Lyrik, Drama; Idyll und Heldengedicht, Posse und Tragödie cet. paßte, ebensowenig die Rede sein kann, wie von einer guten Prosa überhaupt, die nämlich gut wäre z. B. für den historischen Stil wie für den der Beredsamkeit oder der Wissenschaft u. d. m. — Die Sprache ist nicht das Material, in welchem die Poesie arbeitet, denn dies ist die menschliche Vorstellung selbst; sondern ist nur die Außenseite dieses Materials, nach welcher es auch ein hörbares ist, also der Erscheinungswelt sich einreicht. Und ebenso ist die prosaische Sprache nicht das Material, welches z. B. die Geschichte, die Beredsamkeit, die Wissenschaft bearbeitet, denn auch deren Arbeiten liegen im Gebiete des Geistes; sondern sie ist dienend, bedingt in ihrer Formierung, im Stil, durch den Inhalt, welchen sie zur Erscheinung bringen soll. Die dichterische Sprache ist nun allerdings stets die Darstellung des schönen Scheins einer Kunst, die prosaische ist meistens die Darstellung eines Begreifens, des Begriffs, aber es hindert nichts, daß auch die Poesie sich der prosaischen d. h. ungebundenen Rede zu ihrer Darstellung bediene, wie z. B. im Roman, im Idyll, dem Märchen etc. und es ist in der That ein weiterer fester Unterschied zwischen poetischer und prosaischer Darstellung nicht vorhanden, als der von den Alten angegebene zwischen gebundener und gelöster Rede, von welchem freilich richtig ist, daß er nicht das Wesen der Poesie trifft, was er aber gar nicht kann, und daß er nicht alle Darstellungsweisen der Poesie umfaßt, was er aber auch gar nicht sollte. Diejenige Behandlung der Sprache ist, auch bei der Dichtkunst, die beste, welche deren Eigentümlichkeit am meisten Freiheit läßt, sie benutzt, aber nicht zwingt und unterdrückt, welche weder mit der *licentia poëtica*, den Fesseln des Metrums, der Einengung durch den Reim Gewaltthatigkeiten gegen die Sprache entschuldigt, noch die Gebilde der Sprachkunst im Übermaß verbraucht, um durch Schmuck, einer anderen Kunst entlehnt, zu ersetzen, was bei ihr selbst an geistigem Gehalt vermißt wird. —

Spricht man aber von Prosa in jenem weiteren Sinne, in welchem sie den Gegensatz zur Kunst überhaupt, also auch zur Poesie als einer solchen bezeichnet, so ist zu bedenken, daß mit dieser zwar die ungebundene Rede — Prosa — verknüpft ist, weil die gebundene einfach zweckwidrig wäre, aber daß deshalb nicht

umgekehrt die Poesie von dem Gebrauch der ungebundenen Rede ausgeschlossen wird. Man wirre also die Begriffe nicht durcheinander. —

Nicht in der Sprache, dem gemeinsamen Vehikel der Darstellung für Kunst und Nicht-Kunst, ist der Unterschied zwischen Poesie und Prosa (in weiterer Bedeutung) zu suchen, sondern in der verschiedenen Weltanschauung. Bestimmter tritt dieser Unterschied erst hervor in der Litteratur eines Volkes, als welche einerseits das Sein der Dinge wiederzugeben sich bemüht, soweit es als wirklich bestehend betrachtet wird: Prosa — andererseits auch das Sein, soweit es durch die Wirklichkeit nur zu einem Schein gebracht wird, also nur Symbol ist eines vorausgesetzten höheren Seins: Poesie. Litteratur aber, Prosa wie Poesie, entsteht erst dann, wenn ein Volk zum Bewußtsein seiner selbst gelangt, eine Gedankenwelt sich erbaut; ihr Reichtum ist nur Gradmesser und Folge des sich ausbreitenden und vertiefenden Bewußtseins, hebt sich und sinkt mit diesem in Wechselwirkung, wie denn die Litteratur z. B. steigt, wenn ein Volk durch große Thaten in höherem Grade selbstbewußt wird.

Was nun poetischer und prosaischer Ausdruck genannt wird, ist lediglich Folge jener Grundverschiedenheit in der Auffassung, denn das Sein, als letzte Wirklichkeit betrachtet, verlangt eigentliche, wirkliche, den Dingen nachgehende Darstellung; das Sein aber als bloßer Schein wird nur dann angemessen dargestellt, wenn auch die Darstellung selbst als Schein wirkt, was aber durch allerlei Sprachkunstmittel, überhaupt durch einzelnes nicht mit Sicherheit zu gewinnen ist, zum Teil freilich z. B. durch Vers, Reim, Bildsprache erreicht wird, aber auch der ungebundenen und einfachen Rede gelingen kann. Die Sprachkunst hat es mit diesem Gegensatz als solchem nicht zu thun, obwohl natürlich der Unterschied der Weltanschauung sich auch in ihr geltend macht, so daß sich die Sprache des Bedürfnisses und die der freien Darstellung, Darstellung um ihrer selbst willen, d. h. Kunst gegenüberstehn. Diese Sprache des Bedürfnisses, die Prosa der Sprachkunst, gehört aber gar nicht in die Litteratur; sie wird, wenn nicht scharf, doch genügend, als Sprache des gewöhnlichen Lebens bezeichnet. Wie aber steht es mit den Werken der Sprachkunst? Wo findet man sie? Und wie verhält sich die Sprache der Sprachkunst zu der sogenannten Sprache der Poesie? —



Wir können an dieser Stelle hierauf nur im allgemeinen antworten. Das der Sprachkunst eigentümliche Gebiet wird deutlicher hervortreten, wenn wir in den folgenden Abschnitten es genauer gegen die Dichtkunst und Rhetorik abgrenzen, wir bemerken hier nur dies, daß die Bildung der Sprache selbst als Kunst vor jeder Litteratur liegt, und zwar begrifflich: durchaus, zeitlich: im wesentlichen, daß diese also von dem Gegensatz der Poesie und Prosa (im engeren Sinne wie im weiteren) nicht berührt wird, sie vielmehr durch ihre Hervorbringungen erst die Mittel liefert zur Ausbildung der verschiedenen Stilgattungen; daß ferner die Sprachkunst neben jenem Gegensatz sich hält und ihn für sich nicht beachtet. Wie weit aber die Sprachkunst ihre Werke zur Litteratur stellt, wird sich später ergeben. — In wie fern nun dennoch die Werke der Sprachkunst auf die Darstellung der Poesie Einfluß haben, darüber bemerken wir an dieser Stelle nur das Folgende.

Die Werke der Sprachkunst sind teils der Art, daß sie selbständig für sich fortleben, wie z. B. Epigramme, Parabeln, Rätsel, Gnomen u. a., teils sind sie geringeren Umfangs, weil sie den einzelnen Lebensmoment nur abbilden, aber nicht entfalten, und dann reihen sie sich von selbst — wie im Anfang der Sprachbildung die Wörter und Wortformationen — dem vorhandenen Sprachschatz ein und werden so ebenfalls zu Sprachmitteln, welche jedoch als Schmuck erscheinen, so lange sie noch als Figurationen der gewöhnlichen Rede gefühlt und erkannt werden. Diese Ornamente, welche unter dem Namen der Redefiguren bekannt sind, verfallen ferner sogleich, nachdem die Sprache sie in sich aufgenommen, dem Gesetz der Analogie, welches die Sprachbildung beherrscht, und bei ihrer flüchtigen Natur verlieren sie bald ihren bestimmten sprachlichen Ausdruck, in welchem sie der Sprachkünstler ursprünglich niederlegte, und werden zu bloßen Formen, zu Schablonen, nach denen dann die weiteren Verzierungen ausgeführt werden. Dabei ist zu bemerken, daß die Sprache immer neu geschaffen wird, daß sie immer Sprechen ist, daß also in diesem Flusse des Sprachlebens jeder neue Ornamentist ebenso wohl Originalkünstler sein kann, wie er, von seinem Sprachgefühl geleitet, vielleicht nur — und zwar meist unbewußt — Nachahmer ist. — Diese letzteren, dem gewöhnlichen Sprachgebrauch bereits anheimgefallenen Werke der Sprachkunst werden allerdings dann auch in den Dienst der Poesie treten, und, wie ja natürlich ein Werk der Kunst auch äußerlich den schönen

Schein gern um sich breitet, etwa den kunstvoll geschnitzten Rahmen um das herrliche Bild, die Arabesken an den Wandflächen in Kunstbauten, so wird die Poesie auch mit Vorliebe sich dieser Ornamente der Rede bedienen; aber ebenso bedient sich derselben jede affectvolle, feierliche, gehobene, scherzende Rede, um sich eine Färbung zu geben, namentlich z. B. die der Beredsamkeit, und eine besondere dichterische Sprache wird also durch diese Benutzung der unselbständig gewordenen Werke der Sprachkunst nicht konstituiert. Aristoteles (Rhet. III, 1) spricht z. B. von einer dichterischen Sprache (*ποιητική λέξις*), welche sich die Rhetorik ebenfalls angeeignet habe, womit eine Sprache bezeichnet wird, wie sie in Dichtungen vorzugsweise gebraucht wird, nicht aber der Poesie eine besondere, ihr eigentümliche Sprache zugeschrieben ist. Es tritt ja z. B. auch bei gotischen Bauwerken der Bildhauer als Steinmetz vielfach an die Stelle des Maurers; sein Werk wird von dem Architekten als Teil des Mauerwerks mit Vorliebe — denn das Einzelne verstärkt bei Anwendung solcher Technik den Eindruck des Ganzen — zum Bau benutzt, darum aber giebt es doch kein plastisches, oder überhaupt künstlerisches Mauerwerk — denn von ähnlichen Ornamenten könnte jedes prosaische Ding, — ein Spiegel, ein Stuhl cet. Gebrauch machen —; und ebensowenig giebt es etwa eine Sprachkunst, welche im besonderen „Sprache der Dichtkunst“ wäre. —

### 3. Poesie und Sprachkunst.

Wir kommen dazu, das Gebiet der Sprachkunst genauer zu bezeichnen und grenzen es zunächst gegen die Poesie ab. —

Poesie war von uns gefaßt worden als die Kunst des Gedankens. Damit soll nicht nur gesagt sein, sie stelle irgendwie Gedanken dar, denn jede Kunst offenbart den Menscheng Geist, sondern dies, daß sie Gedanken darstelle im Gedanken als ihrem Material, oder, wie mit schärferer Bestimmung es genannt werden mag, Vorstellungen in der Vorstellung. Dem Dichter wird also die eigene Seele und das von dieser Aufgefaßte zum Stoff der Behandlung. Demnach wird bei den Werken der Poesie der Gedanke in doppelter Weise sichtbar: als der formende, das Viele einigende, d. h. als die Idee, und als Stoff, welcher, als das Viele, dem Einigenden, der Form, sich unterwürfig zeigt. Homer also z. B. ist nicht bloß Dichter als der formgebende Künstler,

sondern auch in Bezug auf den Stoff, welchen er ergreift. Nicht etwa den trojanischen Krieg stellt er in der Iliade dar, was immer nur Sache der Prosa, der Geschichte sein könnte, sondern er zeigt uns, wie seine Seele sich in diesen Krieg eingelebt hat, welche Bedeutung sein Sinn hineingelegt oder herausgeholt hat, wie sich ihm an diesem Stoffe die Natur des Menschen und menschlicher Verhältnisse enthüllt hat. Wegen dieser ihrer durchaus geistigen Natur nennt Aristoteles (Poet. c. 9.) die Poesie philosophischer als die Geschichte. Er sagt: Geschichtschreiber und Dichter unterscheiden sich nicht dadurch, daß die einen in gebundener, die anderen in ungebundener Rede sprechen (*οὐ τῷ ἢ ἔμμετρα λέγειν ἢ ἄμμετρα διαφέρουσιν*). Man könnte z. B. die Bücher Herodots ins Versmaß bringen und sie wären um nichts weniger Geschichte mit Versmaß als ohne Versmaß. Aber dadurch unterscheiden sie sich, daß der eine erzählt, was geschehen ist, der andere, wie es hätte geschehen können (*τῷ τὸν μὲν τὰ γινόμενα λέγειν, τὸν δὲ οἷα ἂν γένοιτο*). Deswegen ist die Poesie auch philosophischer und vorzüglicher als die Geschichte, denn die Poesie stellt mehr das Allgemeine, die Geschichte das Einzelne dar (*διὸ καὶ φιλοσοφώτερον καὶ σπουδαιότερον ποιήσις ἱστορίας ἐστίν· ἢ μὲν γὰρ ποιήσις μᾶλλον τὰ καθόλου, ἢ δ' ἱστορία τὰ κατ' ἑκαστον λέγει*).

Während nun die künstlerische Komposition für die Ausprägung ihrer Ideen bei den Künsten des Auges eine Menge von verschiedenartigem Material zur Verfügung hat, die mannigfachsten Körper oder deren Schein, ist für die Darstellung des ideelleren, mehr geistigen Gehalts der Künste des Ohres eben nur der Ton vorhanden. In der Musik bleibt noch eine gewisse sinnliche Fülle, reiche Modulation, scharfe Rhythmik, namentlich Auswahl für die Klangfärbung, denn dieselben Bewegungen der Seele können durch Vokal- oder Instrumentalmusik, durch Vereinigung beider, und innerhalb dieser Arten wieder durch Blase-, Schlag-, Streich-Instrumente u. s. w. verschiedenartig zum Ausdruck gebracht werden, für Sprachkunst und Dichtkunst bleibt aber eben nur die Sprache, welche jedoch nicht in demselben Sinn für beide das Mittel zur Darstellung ist. Bei der Poesie ist sie nur die zweite, nach außen gekehrte Hälfte des Materials, der Stoff, in welchen sich das bestimmte Denken notwendig kleidet, um vollständig zu sein und zu erscheinen. Plato (Soph. 263) drückt diese Notwendigkeit, daß der Gedanke zum Worte werde, ja an sich schon selbst das Wort sei, naiv aus: „*διάνοια μὲν καὶ*

λόγος ταυτόν· πλὴν ὁ μὲν ἐντὸς τῆς ψυχῆς πρὸς αὐτὴν διάλογος ἄνευ φωνῆς γιγνόμενος τοῦτ' αὐτὸ ἡμῖν ἐπωνομάσθη διάνοια.“ — wie Macaulay (Milton. Essays I, 21) sagt: „the business of poetry is with images and not with words. — The poet uses words indeed; but they are merely the instruments of his art, not its objects“ — bei der Sprachkunst dagegen ist die Sprache das ganze Material. Poesie also setzt eine fertige Sprache voraus, um sie nach Belieben verwenden zu können, Sprachkunst verlangt die Sprache als ihr Material nur der Möglichkeit nach; sie giebt dann dem bis zum Sprechen bestimmten Gedanken den vollkommensten Ausdruck in der Sprache, so daß nichts Überschüssiges an Geist noch zurückbleibt, während das Kunstwerk der Poesie von der Sprache nur zur Erscheinung gebracht wird, in seiner Tiefe aber mehr durch sie angedeutet als erschöpft wird. — E. Müller (Geschichte der Theorie der Kunst bei den Alten Bd. II p. 14) bezeichnet so im wesentlichen richtig als Aristoteles' Ansicht: „daß das eigentümliche und wesentliche Darstellungsmittel der Poesie das Wort ist, und zwar das innerliche, nicht das gesprochene, welches freilich, um andern wahrnehmbar zu werden, irgendwie sinnliche Gestalt gewinnen muß, wenn auch nur durch die Schrift (?), dessen Kraft aber doch keineswegs in dem, wodurch es sinnlich wahrnehmbar ist, beruht“. und p. 11: „Nach Aristoteles ist das Gedicht da, im wesentlichen fertig, noch ehe der Dichter seine Erfindung in Worte zu kleiden angefangen hat, die poetische Erfindung selbst ist ihm das Gedicht“ cet. —

Es fällt also bei der Dichtkunst das ganze Gewicht auf die Dichtung, Erdichtung, Verwandlung, Umschaffung der Erscheinungswelt, die Gedankenverschlingung, den Gedankenkampf; bei der Sprachkunst auf die Vollkommenheit der Darstellung eines Seelenmoments durch die Sprache; der Dichter erfindet Verwicklungen, Lösungen, Umstände, Lagen, giebt eine Weltanschauung; der Sprachkünstler erfindet Wörter, Satzformationen, Figurationen, Sprüche, giebt das Abbild eines Lebensmoments der Seele.

Der Dichter ist deshalb auch nicht ohne das Bewußtsein, daß Sprache für sich, ohne die beständig ergänzende und belebende Macht des Geistes, der Vorstellung, seinen Intentionen nicht entspricht, während der Sprachkünstler in der Darstellung seines Werkes durch den sprachlichen Ausdruck sich völlig genügt. Schiller z. B. erscheint die Sprache fast nur wie ein notwendiges Übel, ja wie ein Hindernis für den vollständigen Ausdruck

des poetischen Gedankens. Er citiert z. B. im Briefwechsel mit Körner 1, 55, eine (später weggelassene) Stelle aus dem Don Carlos:

„Schlimm, daß der Gedanke  
Erst in der Worte tote Elemente  
Zersplittern muß, die Seele sich im Schalle  
Verkörpern muß, der Seele zu erscheinen.“

ebenso heißt es in dem Epigramm „Sprache“:

„Warum kann der lebendige Geist dem Geist nicht erscheinen?  
Spricht die Seele, so spricht ach! schon die Seele nicht mehr.“  
Dagegen zeichnet er das Genügen bei dem bloßen Worte, wie es ein Sprachkünstler (besser: Sprachkunst-Nachahmer) empfindet, in dem Epigramm „Der Dilettant“:

„Weil ein Vers Dir gelingt in einer gebildeten Sprache,  
Die für Dich dichtet und denkt, glaubst Du schon Dichter zu sein.“

Die Kunst des Sprachkünstlers will zuerst, ehe noch die Sprache eine Festsetzung gewonnen hat, die Schwierigkeit überwinden, die Bewegungen der Seele in einem andersgearteten Material, dem Ton, darzustellen, späterhin hat sie eine erstarrte, begrifflich, abstrakt, zum bloßen Zeichen gewordene Sprache zum Aussprechen des Individuellen wieder zu beleben; die Poesie verlangt jedoch, daß die Sprache dem Gattungsbewußtsein genug thue, und die sinnliche Lebendigkeit, von welcher bei der Poesie so oft die Rede ist, hebt in Bezug auf die Sprache nur die Einzelheiten der Darstellung; die Lebendigkeit des Ganzen, also des Kunstwerks selbst, beruht im Gedicht lediglich auf der Tiefe und GröÙe des Gedankens. Heyse (System der Sprachwissenschaft ed. Steinthal p. 45) sagt: „Werke der Poesie und der reinen Wissenschaft setzen die durch die menschliche Gesellschaft bereits gebildete und bis auf einen gewissen Grad vollendete Sprache schon voraus als vorgefundenes Darstellungsmittel.“ „Der Dichter redet nicht die Sprache des einzelnen individuellen Menschen als eines solchen, und will auch nicht dem einzelnen Subjekt etwas sagen oder mitteilen. Die Sprache wird für ihn Darstellungsmittel der Idee, des allgemeinen Geistes.“ —

Wenn wir nun bei der Sprachkunst ein Zuerst und ein Späterhin unterscheiden, nach welchem ihre Aufgaben wechseln, so kann allerdings dabei an die erste Bildung der Sprache gedacht werden, und weiter an einen Kulturzustand der gleichsam fertig gewordenen Sprache, aber zu bemerken ist, daß Sprache immer neu entsteht,

daß ferner auch immer die in Gebrauch genommenen Sprachmittel einen Sprachschatz bilden, welcher den rein individuellen Ausdruck bindet, daß also beide Aufgaben, nämlich überhaupt: Sprachbildung und: Sprachbelehrung, Umschaffung, Individualisierung beständig die Sprachkunst beschäftigen, daß also sich immer beides durchdringt: die Bildung der Sprache als eine Kunst, und die künstlerische Behandlung der vorhandenen Sprache d. h. die Sprachkunst. —

Warum aber Poesie und Sprachkunst auseinander zu halten sind, wird ferner klar, wenn wir die verschiedene Begabung des Dichters und des Sprachkünstlers betrachten. Der Dichter lebt vor allem in einer idealisierten Welt, oder sagen wir klarer: in einer von ihm den Bedingungen und Gesetzen seines Geistes entsprechend geschaffenen Welt. Die Gestalten des Epos wandeln auf einem idealen Boden, auch in der Lyrik erhebt sich das Gemüt in die Region der Freiheit, ganz erfüllt von dem poetischen Ideale ist der Äther, in welchem die Gestalten des Drama atmen. Auf die Interessen des Einzelnen als solchen, welche an der Wirklichkeit haften, geht der Dichter nicht ein; er fühlt sich eben jener Wirklichkeit enthoben, welche mit beständig wechselnden, zufälligen Reizen die Individuen beunruhigt, stachelt, beglückt. Es ist nichts Hyperbolisches in der Auffassung des Altertums, wenn z. B. Ennius (nach Cicero pro Arch. 8, 15) die *poëtas sanctos* nennt, welche begnadigt seien: „*deorum aliquo dono atque munere*“, wenn Ovid (ars am. III, 403) sagt:

„*Quid petitur sacris nisi tantum fama poëtis?*“

*Hoc votum nostri summa laboris habet.*

*Cura deum fuerant olim regumque poëtae*

*Praemiaque antiqui magna tulere chori.*

*Sanctaque majestas et erat venerabile nomen*

*Vatibus et largae saepe dabantur opes.*“

Was wir die Begeisterung des Dichters nennen, war den Alten *μανία*, furor. Cicero (de divinat. 1, 34) berichtet: „*Negat enim sine furore Democritus quemquam poëtam magnum esse posse.*“ (cf. Cic. de orat. 2, 46 und Hor. ep. ad Pis. 295.) Plato sagt (Phaedr. p. 245): „*ὅς δ' ἂν ἀνευ μανίας Μουσῶν ἐπὶ ποιητικὰς θύρας ἀφίκηται, πεισθεὶς ὡς ἄρα ἐκ τέχνης ἰκανὸς ποιητὴς ἐσόμενος, ἀτελὴς αὐτὸς τε καὶ ἡ ποίησις ὑπὸ τῆς τῶν μαινομένων ἢ τοῦ σωφρονοῦντος ἡφανίσθη.*“ cf. auch legg. 4, 719: „*παλαιὸς μύθος ὑπὸ τε αὐτῶν ἡμῶν αἰὲ λεγόμενός ἐστι καὶ τοῖς ἄλλοις πᾶσι ξυνδεδογμένος, ὅτι ποιητὴς, ὁπό-*

ταν ἐν τῷ τρίποδι τῆς Μούσης καθίζηται, τότε οὐκ ἔμψρων  
 ἐστίν“. — Der Dichter, ein Homer, Aeschylus, Sophokles, Aristophanes, ein Dante, Ariost, ein Shakespeare, ein Goethe, Schiller — er bewegt immer eine Welt; sei es, daß sein helles Auge in der wirklichen Welt auch die poetische auffindet, wie Goethe sie schaute, sei es, daß er seine Feuerseele hineinleuchten läßt in die Welt des Daseins, so daß ihre Gestalten von diesem Lichte umstrahlt werden, er bewegt immer eine Welt. — Wer daher diese Kraft nicht fühlt und diese Lust, mit der gemeinen Wirklichkeit zu brechen, die Klugheit der Weltkinder von sich abzu-  
 thun, wem es zu phantastisch vorkommt oder zu kühn, in die selbstgeschaffene Welt sich zu flüchten und in ihr die wahre zu finden — der ist kein Dichter. So fühlt es z. B. Horatius (Serm. 1, 4, 39):

„primum ego me illorum, dederim quibus esse poëtas,  
 excerptam numero: neque enim concludere verum  
 dixeris esse satis; neque si quis scribat uti nos  
 sermoni propiora, putes hunc esse poëtam  
 ingenium cui sit, cui mens diviniior atque os  
 magna sonaturum, des nominis hujus honorem.“

In der Poesie kommt die Kunst zu ihrer Vollendung, und zwar dadurch, daß sie auf jedes fremde Material verzichtet, ihre sinnliche Erscheinung auf das geringste Maß beschränkt; es atmet der Dichter in dem berausenden Duft einer Zauberwelt, die seinem eigenen begeisterten Gemüt entquillt. Die Künstler der übrigen Kunstgattungen idealisieren nur innerhalb bestimmter Sphären, und so erstreckt sich auch das Kunstwollen des Sprachkünstlers nur darauf, den unmittelbaren Ausdruck der Seelenbewegungen durch die Sprache zu einer idealisierten Darstellung zu bringen, dem gemeinen Affekt durch das geisterfüllte Wort ein erhöhtes Dasein zu verleihen. Er nimmt im übrigen die Bedingungen der objektiven Welt als gegeben, und läßt sie für sich gelten, ihn kümmert keine *κάθαρσις παθημάτων*, keine Reinigung, Beruhigung der Gemütsaffektionen, sondern einzig deren tref-  
 fendste, edelste und schönste Darstellung in der Sprache. — Es interessiert den Sprachkünstler jeglicher Inhalt objektiver Art nur insofern als dieser die Seele bewegt und anregt, sich darzustellen, sich mitzuteilen; während es dem Dichter gerade um diesen Inhalt zu thun ist, der seiner idealen Welt angehört und sie hervorbringt. — Die Seele des Menschen kann nach zwei Seiten als an sich unbestimmt bezeichnet werden; einmal, sofern sie von Natur

unendlich bestimmbar ist, sodann, indem sie, sich entfaltend, endlos von Außenreizen bestimmt wird; sie ist einmal nur die Empfindung von der Möglichkeit jeden Inhalts, sodann ist sie Auffassung eines Anderen; hier wie dort tritt sie in ihrer eigenen Eigentümlichkeit nicht hervor. Die Musik ist es, welche jene empfindende Seele zum Tönen bringt: (Schiller: „Tonkunst“) „Aber die Seele spricht nur Polyhymnia aus.“ Die Poesie ist es, welche die gehaltvolle Seele, die zum freien Geist erhobene, zeigt, wie sie diesen Gehalt sich aneignet, sie erhält: „Aus Morgenduft gewebt und Sonnenklarheit, der Dichtung Schleier aus der Hand der Wahrheit.“ (Goethe: „Zueignung.“)

Wo aber die Seele sich selbst erfafst in ihrer Bestimmtheit, da spricht sie; die Sprache tritt eben nur ein, wo ein bewußtes, helles Denken sich bestimmt hat; der artikulierte Ton ist Ausdruck eines artikulierten Denkens. Diese Heligkeit des Bewußtseins charakterisiert darum auch den Sprachkünstler, und die Besonnenheit, welcher auch der begeisterte Künstler bei Hervorbringung seiner Werke bedarf, ist jenem vornehmlich eigen. Dabei berührt die Sprachkunst einerseits den Kreis musikalischer Empfindungen, und sie grenzt andererseits an die Gedankenentfaltung der Poesie. —

Fehlt es nun den Werken der Sprachkunst an einem objektiven Gehalt, bleiben sie in den Schranken des Individuellen, der Einzelheit, stellen sie nichts dar, als die wechselnden Affekte der Seele, ihr Weinen und Lachen, ihren Schmerz und ihre Lust, so mag man fragen, wo da die Hoheit, die Idealität einer Kunst noch vorhanden sei. Aber was spricht denn z. B. die Plastik aus in ihren Gestalten, was die Musik in ihren Tönen? Ist es etwas anderes als die Formen unseres äusseren und inneren Lebens? Ist unsere Seele keine Lebensform des Universums? Ist sie der Darstellung weniger würdig durch Pracht und Reichtum, Zartheit und Kraft, Hoheit und Feinheit, als was der Pinsel des Malers aus der Welt der Erscheinungen wiedergiebt? Die Bewegungen der Seele entspringen aus ihrer Wechselwirkung mit der Welt, sie sind nur scheinbar blofs subjektive, denn auch sie enthüllen das Wesen des Weltgeistes; sie auszusprechen giebt deshalb Genugthuung, Freude, Genuß und ist Sache der Kunst. —

Wir entwickelten, daß der Dichter als Material für seine Werke eine Vielheit von Gedanken behandle, für welche der Ein-



heitspunkt in der Idee der Dichtung liege. Es läßt sich hieraus weiter schliessen, daß seine Werke auch äußerlich in ihrer Darstellung durch die Sprache einen gewissen größeren Umfang beanspruchen müssen, denn Motivierung, Entfaltung, Verschlingung, Auflösung — dies alles mit seinen Kontrasten, Parallelen, auch wohl Episoden ist mehr oder weniger in jeder Dichtung enthalten und bedingt ein Werk von nicht zu engem Bau. Anders verhält es sich mit dem Werke des Sprachkünstlers, dem jene Langatmigkeit nicht eigen ist. Seine Werke entwickeln nicht ein Ringen von Gedanken, die Handlungen des Geistes, sondern zeichnen Bewegungen der Seele in demjenigen Momente, wo diese zu der nötigen Klarheit gelangt sind, zu solcher Bestimmtheit sich zugespitzt haben, daß sie zu Worte kommen können und müssen. Die Werke der Sprachkunst also, als den Moment ergreifend und ausdrückend, überschreiten auch in ihrer sprachlichen Darstellung den Umfang Eines Gedankens, Einer Seelenregung nicht, und es ist also im allgemeinen die Form des Satzes, in welchem sie zur Erscheinung kommen, worunter der streng grammatische Satz freilich nicht allein zu verstehen ist. Auch der Kunstgenuß ist hiernach ein verschiedener bei Werken der Poesie, welche einen Wiederaufbau ihrer Gedankenkonstruktion verlangen, und bei denen der Sprachkunst, wo die Auffassung im Moment erfolgt, zu hell und zu bestimmt, um lange nachzuklingen, zu leicht fälschbar, um dauernd zu beschäftigen. Man achte gleichwohl diese Werke des Moments nicht gering. Schiller mag uns hier vertreten („Gunst des Augenblicks“):

— — „der mächtigste von allen  
Herrschern ist der Augenblick.

Von dem allerersten Werden  
Der unendlichen Natur  
Alles Göttliche auf Erden  
Ist ein Lichtgedanke nur.

Langsam in dem Lauf der Horen  
Füget sich der Stein zum Stein,  
Schnell, wie es der Geist geboren,  
Will das Werk empfunden sein.

Wie im hellen Sonnenblicke  
Sich ein Farbenteppich webt,  
Wie auf ihrer bunten Brücke  
Iris durch den Himmel schwebt,

So ist jede schöne Gabe  
 Flüchtig wie des Blitzes Schein;  
 Schnell in ihrem düstern Grabe  
 Schließt die Nacht sie wieder ein.“

Die Sprachkunst zeigt auch nach dieser Seite die ihrer Stellung in der zweiten Triade der Künste zukommende Analogie mit der Skulptur. Schelling („Über das Verh. der bild. Künste zu d. Natur“) sagt: „Die Plastik ist genötigt, die Schönheit des Weltalls fast auf Einem Punkt zu zeigen“. (cf. Vischer, Aesthet. Bd. III. p. 359.) „Die Skulptur wählt zur Darstellung den „fruchtbaren Moment“. (Vischer: Aesth. III. p. 399.) Ebenso Lessing im Laokoon und Goethe, über welche man sehe: Gervinus, Gesch. der dtsh. Dichtung, IV. p. 323.

Erwägt man die über den Unterschied von Dichtkunst und Sprachkunst gegebenen Bestimmungen, so erhellt, daß ein Teil der Erzeugnisse, welche man namentlich der lyrischen Dichtungsgattung gewöhnlich zurechnet, von uns als der Sprachkunst angehörig betrachtet werden muß. Da im späteren hierüber genauer verhandelt wird, beschränken wir uns auf einige Andeutungen, um unseren Standpunkt zu rechtfertigen.

Was ist lyrische Dichtkunst? Wenn man etwa sagt, sie stelle die Subjektivität, die Empfindungen, das innerliche Leben des Menschen dar, hat man sich sogleich nach zweien Seiten hin zu verwahren. Denn weder ist jeder subjektive Einfall oder jede Regung der Empfindung oder jeder innerliche Vorgang, wenn er auch versifiziert wird, ein Gedicht, noch wird man geneigt sein, eine gereimte Gesetzgebung für die Innenwelt, wie man sie als Aufgabe der sogenannten didaktischen Poesie betrachtet, überhaupt für Poesie zu erklären. Gelegenheitsdichtung, Reflexionspoesie, Tendenzpredigt in Versen — das sind z. B. Bezeichnungen von Poesieen, in welchen unsere geringe Bereitwilligkeit zur Anerkennung dieser Formen als der Dichtkunst angehörig sich ausspricht, ohne daß ihnen doch eine passendere Stellung angewiesen würde. Unsicherheiten dieser und weiterer Art sind bei strengeren Kunsttheoretikern Grund geworden, die Lyrik überhaupt, als der Epik und Dramatik nicht ebenbürtig, beiseite zu schieben. Wir nennen Aristoteles, Lessing, Gervinus.

Aristoteles übergeht in seiner Poetik die Lyrik fast ganz. Im ersten und zweiten Kapitel, in welchem über die Dichtkunst an sich und über ihre Arten gehandelt werden soll (*περὶ ποιητι-*

κῆς αὐτῆς τε καὶ τῶν εἰδῶν αὐτῆς), erwähnt er der Lyrik als der διθυραμβικῶν ποίσεις καὶ ἡ τῶν νόμων und läßt dann weiter von ihr nichts hören. Wenn er im Eingange als Arten der μιμήσεις auch „den grössten Teil des Flöten- und Citherspiels“ nennt (τῆς αὐλητικῆς ἡ πλείστη καὶ κιθαριστικῆς), so ist darunter nur ψυλλὴ κιθάρισις und αὐλῆσις zu verstehen, d. h. μέλος ἄνευ λόγου, aber kein Teil der Lyrik. Nun hängt es von den Vorstellungen, welche man sich von dem Zustande der uns überlieferten Poetik macht, ab, ob man das Übergehen der Lyrik als Nichtachtung derselben auslegen will, aber jedenfalls soll doch hier im Eingange von der lyrischen Poesie gesprochen werden, und eben hier nennt Aristoteles einzelne Arten der Lyrik statt ihrer selbst. Den Dithyramben aber kam rein lyrischer Charakter gar nicht zu, sie waren lyrisch-episch-dramatisch. (cf. Gräfenhan, Comment. zu Arist. poet. p. 4: „perierat lyrica eorum natura.“) Die Nomen haben ebenfalls epischen Charakter gehabt. (cf. Gräfenhan l. c. p. 28.) Ähnlich führt auch Plato (de republ. 3 p. 394C.) statt der lyrischen Poesie, welche den Dichter selbst reden lasse („δι’ ἀπαγγελίας αὐτοῦ τοῦ ποιητοῦ“) bloß die Art des Dithyrambus an: „εὖροις δ’ ἂν αὐτὴν μάλιστα πον ἐν διθυράμβοις.“ — Die Hymnen und Loblieder, welche sich im vierten Kapitel der Poetik beiläufig erwähnt finden, werden gleichfalls als Handlung darstellend betrachtet. Man sieht also, daß dem Aristoteles die Dichtung wesentlich nur als Nachahmung von Handlungen und Situationen gegolten hat, daß er ein Ausprechen bloßer Empfindungen als Dichtkunstwerk nicht anerkannte. (cf. Biese, Phil. d. Arist. Bd. II p. 677; 694 sq.) Deutlich schließt er deshalb ψόγοι (Spottgedichte) aus dem Gebiet der wahren Poesie aus, welche in heiterem Mutwillen Fehler bestimmter Individuen rügten (Poet. 4, 5), wie er andererseits auch die Lehrgedichte als Gedichte nicht anerkennt. (Poet. c. 1.) —

Lessings Ansicht ist aus seinem „Laokoon“ zu entnehmen; sie ist vollständig die des Aristoteles. „Handlungen“ sind nach ihm der eigentliche Gegenstand der Poesie, und Herder schrieb deshalb „nach der lyrischen Tonart seines Geistes“: „Er zitterte vor dem Blutbade, welches Lessings Sätze unter alten und neuen Poeten anrichten müssen.“ (Herders Werke, Litt. u. Kunst XIII., 209.) In der That hat freilich Lessing durch die Betonung der Handlung die Lyrik nicht überhaupt aus dem Gebiet der Poesie gewiesen, wie er denn in seiner Abhandlung über die Fabel (T. V,

p. 419) sagt: „Giebt es aber doch wohl Kunstrichter, welche einen noch engeren, und zwar so materiellen Begriff mit dem Worte Handlung verbinden, daß sie nirgends Handlung sehen, als wo die Körper so thätig sind, daß sie eine gewisse Veränderung des Raumes erfordern.“ — „Es hat ihnen nie beifallen wollen, daß auch jeder innere Kampf von Leidenschaften, jede Folge von verschiedenen Gedanken, wo eine die andere aufhebt, eine Handlung sei; vielleicht weil sie viel zu mechanisch denken und fühlen, als daß sie sich irgend einer Thätigkeit dabei bewußt wären.“ — Aber Lessing erkannte doch nur eine solche Lyrik an, welcher in diesem weiteren Sinne „Handlung“ zuzuschreiben wäre. Epos und Drama erschienen ihm jedenfalls als die vollendeteren Dichtungsarten, wie er denn höhere und niedere Gattungen der Poesie ausdrücklich unterscheidet. Erst eine Mannigfaltigkeit von Bildern, die zweckmäßig zusammenstimmen, d. h. Handlung begründet auch das Wesen der Fabel nach Lessing, sonst wäre, wie er sagt, jedes Gleichnis, jedes Emblema eine Fabel. „Handlung“ erklärt er im Sinne der Aristotelischen *πρᾶξις*, welche Thun und Leiden gleichmäßig in sich schließt. „Was die Fabel erzählt, muß eine Folge von Veränderungen sein. Eine Veränderung oder auch mehrere Veränderungen, die nur nebeneinander bestehen und nicht aufeinander folgen, wollen zur Fabel nicht hinreichen;“ — „sie ist dann nur ein Bild, Emblem.“ — Es kann Zweifel bestehen darüber, ob Lessing recht hat, wenn er die Forderungen, welche er an die Poesie stellt, hier gerade an die Fabel richtet (vide unten, wo die Fabel behandelt wird), aber die Richtigkeit der Forderungen selbst wird dadurch nicht angefochten. — Dem gegenüber hebt z. B. Goethe hervor, daß die bildende Kunst zu ihrer Darstellung gerade nur einen Moment zu wählen hat, und wir haben schon oben (p. 58f.) der Analogie gedacht, welche auch hier zwischen Skulptur und Sprachkunst besteht; Lessing selbst weist (Laokoon, Kp. III.) darauf hin, daß der bildende Künstler „nie mehr als einen einzigen Augenblick“ brauchen könne; er sagt, daß dieser einzige Augenblick „nicht fruchtbar genug gewählt werden kann“, nämlich fruchtbar in dem Sinne, daß er der Einbildungskraft freies Spiel läßt. — Kp. XVI sagt er, „dieser Augenblick müsse der prägnanteste sein“, aus welchem das Vorhergehende und Folgende am begreiflichsten wird, „gleichsam also das Centrum einer Handlung“, „als Wirkung einer vorhergehenden und Ursache einer folgenden Erscheinung.“ — Auch von dieser Bemerkung kann die

Theorie der Sprachkunst Gebrauch machen, denn wenn wir oben den Satz als den natürlichen Umfang eines Sprachganzen hinstellten, so wird klar, daß, wenn in Analogie mit der Skulptur, der Sprachkünstler einen Seelenmoment zur Darstellung bringt, welcher prägnant, ein Centrum notwendig vorausgehender und folgender Momente ist, die Sprachkunst auch zu einem Werke größeren Umfangs gelangt — denn sie kann wegen der zeitlichen Natur des Tones nur nach einander darstellen — welches dann gleichsam die Entfaltung des Einen Momentes enthält. —

Gervinus beseitigt, wie Biese (die Philosophie des Aristoteles Bd. 2 p. 695) sagt, in seinen Grundzügen der Historik p. 56 die Lyrik als unwesentliche Dichtungsart und wirft sie mit der didaktischen Poesie zusammen. — In seiner „Geschichte der deutschen Dichtung“ (Bd. IV., p. 323 sq.) schließt er sich den Ansichten des Aristoteles und Lessings an und spöttelt über den Herderschen Schrecken wegen des Dichter-Blutbades: „Was weiter, so bleibt eben die Zahl der echten und wahren Dichter und Dichtungsarten übrig, unter denen uns wohl ist.“ — Wir führen noch die Stelle an aus Bd. I, p. 284 sq.: „Alle Lyrik läßt sich in die zwei großen Hälften scheiden, nach denen sie entweder an die epische und dramatische Dichtung angelehnt oder auf sich selbst ruhend erscheint, falls man diesen letzten Ausdruck überhaupt von einer Dichtungsart brauchen kann, die wo sie am meisten unabhängig ist, am innigsten sich mit der Musik verwebt, und in unverkünstelten Zeiten immer untrennbar von der Musik war“ — „eine dritte Gattung lehrhafter Verstandespoesie, Sprüche, Rätsel, Sinngedichte u. dgl. m. konnte nur der Lyrik zugeteilt werden, weil man eine eigene Gattung lehrhaft-satirischer Dichtung nie klar abgeschieden hat.“ — Ähnlich, wie diese Männer, spricht sich Vischer, Aesthetik III, 2. Abt. § 838 (p. 1172) über das Verhältnis der Lyrik zum Epos und Drama aus. Der vielbenutzte J. J. Eschenburg (Entwurf einer Theorie und Litteratur der schönen Redekünste) nahm überhaupt keine weiteren Dichtgattungen an, als Epos und Drama. (Vide die fünfte von Pinder besorgte Ausgabe p. VIII.) — Jean Paul, der in seiner „Vorschule der Aesthetik“ (Werke, T. 42 p. 145) auch einen Paragraph „über die Lyra“ giebt, sagt, in der ersten Auflage hätte er nichts davon gehabt. „Im frühern Auslassen der ganzen lyrischen Abteilung hatt' ich einen alten, wenn auch nicht guten Vorgänger an Eschenburg, welcher gleichfalls nur alles in Drama und in Epos einteilt, und in das letztere die ganze lyrische

Heerde, die Ode, die Elegie und noch Satiren, Allegorieen und Sinngedichte einlagert“ cet. Indessen ist, was Jean Paul hierüber beibringt, auch von wenig Belang, und p. 148 zweifelt er doch noch, ob man nicht „die lyrischen Arten nur für abgerissene, für sich fortlebende Glieder der beiden poetischen Riesenleiber“ (Epos und Drama) erklären solle. —

Die von Gervinus als „der unabhängigere Teil der Lyrik, welche auf der Gegenwart ruht“ bezeichneten Dichtwerke, (l. c. p. 284.) ebenso diejenigen, welche er seiner dritten Gattung einordnet, sind im wesentlichen der Sprachkunst zuzurechnen, wobei über jene ihrer Natur nach mit der Musik verbundenen Lieder das Folgende schon hier zu bemerken ist.

Es hat nämlich überhaupt eine wirkliche Dichtung bereits an ihrer sprachlichen Darstellung ihre Musik, soweit sie eine solche verträgt, und die Verbindung mit der Tonkunst kann ihr im übrigen in Bezug auf die Herausstellung ihres wesentlichen Gehalts nur zum Nachteil gereichen. Man fühlt dies leicht, wenn man etwa ein Gedicht von bedeutenderem Gehalt, z. B. Schillers Glocke mit der hinzugefügten Romberg'schen Musik anhört, die manche Einzelheiten allenfalls herauszuheben vermag, aber doch nur in fremder, den Gesamteindruck abschwächender Weise, den Gedankengehalt des Ganzen aber völlig unberührt läßt. Wie sollte auch die Musik in dem Gebiete objektiven Gedankengehalts, für welches ihr jedes Verständnis fehlt, in welchem sie also nichts zu suchen hat, nicht zudringlich erscheinen? Wenn man von tiefer, gedankenvoller Musik spricht, so ist dies doch in ganz anderem Sinne zu verstehn, als wenn dasselbe von einer Dichtung gesagt wird, denn die musikalischen Gedanken, wenn man sie so nennen will, bleiben immer in der Sphäre der Empfindung. Ganz wohl aber kann ein Lied, Abbild eines Lebensmoments der Seele, entspringend also aus einer subjektiven Stimmung, aus welcher es sich bis zur Bestimmtheit des sprachlichen Ausdrucks herausgearbeitet hat, in jede allgemeine Stimmung wieder untertauchen, und wenn diese etwa mit dem Grunde verglichen werden kann, aus welchem die helleren Farben eines Gemäldes aufleuchten, so werden dann die Worte des Liedes etwa als die Lichter erscheinen, welche der Künstler aufsetzt, um das Bedeutende bedeutend hervortreten zu lassen. In der That ist es in der Musik wie in der Sprachkunst dieselbe Naturseite der Seele, welche zu ihrem Ausdruck kommt, und eine Verbindung der benachbarten Künste erscheint natürlich. —

Wenn ein Einwurf hiergegen aus dem Verhältniß entnommen werden sollte, welches bei den Griechen die Tonkunst zur Dichtung einnahm, so ist zu bemerken, daß dort die musikalische Hülfe eben nur diente, an Bedeutung etwa derjenigen in unseren Recitativen vergleichbar, welche lediglich Hebung der Deklamation bezweckt.

Fassen wir das über die Lyrik Gesagte zusammen, so haben wir sie überhaupt als das Grenzgebiet zwischen Sprachkunst und Dichtkunst zu bezeichnen. Was bisher zur Lyrik gerechnet wurde, ohne doch mehr zu geben, als Abbildung eines einzelnen Lebensmomentes der Seele, ziehen wir zur Sprachkunst. Diejenige Lyrik hingegen, welche eine Vielheit von Empfindungen und Gedanken behandelt und diese Mannigfaltigkeit zur Einheit eines Gedankens oder einer Empfindung abschließt, halten wir für eine der Epik und Dramatik gleichberechtigte Dichtungsgattung. —

Bei dieser Sonderung unter den sogenannten lyrischen Gedichten haben wir uns, um ein Mißverstehen abzuwehren, noch mit wenigem über die sogenannte didaktische Dichtgattung auszusprechen.

Sofern nämlich das Wesen derjenigen Lyrik, welche wir auch ferner der Poesie einordnen, darin zu erblicken ist, daß sie die auf der Höhe der Gattung stehende Innenwelt des Menschen darlegt, so wird ihr damit eine Tendenz auf Hervorbringung einer Erkenntnis, Herausstellen einer Wahrheit zugeschrieben, und es ist eine nahe liegende Folgerung, es sei diese Lyrik als eine lehrhafte zu fassen, wie auch wohl Jean Paul es meinte, wenn er sie „den elektrischen Kondensator der Philosophie“ nennt.

Nun hat die gesamte in Betracht kommende Kunstphilosophie der neueren Zeit den moralischen wie jeden anderen Nutzen von dem Wesen der Kunst durchaus fern zu halten gesucht und die didaktische Dichtgattung als zur Dichtkunst in strengerem Sinne nicht gehörig erachtet. Die Alten dachten nicht so, wie bekannt. Horat. A. P. 343 sagt:

„Omne tulit punctum, qui miscuit utile dulci  
Lectorem delectando pariterque monendo“.

ebenso v. 333:

„Aut prodesse volunt, aut delectare poetae.

Aut simul et jucunda et idonea dicere vitae“,

wozu Schol. Cr. setzt: „prosunt Georgica“, auch rühmt er am Homer: (lib. I. ep. 2.)

„qui, quid sit pulchrum, quid utile, quid non  
Planus ac melius Chrysippo ac Crantore dicit.“

Auch Boileau schärft, ihm folgend, ein (*l'art poétique* 8):

„Auteurs —

qu'en savantes leçons votre muse fertile  
partout joigne au plaisant le solide et l'utile.“

Unsere eigene Meinung ist nach dem Gesagten nicht zweifelhaft: die Kunst verfolgt keine Zwecke, welche aufer ihr selbst lägen. Aber man muß sich hüten, ein Richtiges zu stark zu betonen, weil es einer verbreiteten Schiefheit entgegengehalten wird, und in diesen Fehler sind bei uns namentlich die Anhänger der romantischen Schule verfallen. Sie haben mit ihrer freieren Ansicht der Förderung der Kunst und der Kunsteinsicht gedient, sind aber in Theorie und Praxis durch Übertreibung des an sich wahren Prinzips vielfach zu inhaltslosem Spiel gekommen, bei dem ein ironischer Scherz der einzige Ernst war. Schiller schrieb noch: „über die Schaubühne als moralische Anstalt betrachtet“ und doch spricht er sehr streng über die didaktische Poesie, namentlich die von Haller und Klopstock, „welche nicht eigentlich des Dichters Empfindungen, sondern seine Gedanken darüber mitteilt;“ — (In der Abhandl. über naive und sentimental. Dichtkunst.) — sie sei zur Poesie nicht zu rechnen, und „dasjenige didaktische Gedicht, worin der Gedanke selbst poetisch wäre und es auch bliebe, sei noch zu erwarten;“ und doch wird der Charakter gerade der Schillerschen Lyrik im wesentlichen als didaktisch bezeichnet werden müssen, aber „Ideal und Leben“ z. B. ist kein philosophisch-didaktisches Gedicht, sondern eben Schillers Lyrik. In Bezug auf die von Stolberg angefochtenen „Götter Griechenlands“ schreibt Schiller an Körner: „Ich bin überzeugt, daß jedes Kunstwerk nur sich selbst, d. h. seiner eigenen Schönheitsregel Rechenschaft geben darf und keiner anderen Forderung unterworfen ist. Hingegen glaub' ich auch fest, daß es gerade auf diesem Wege auch alle übrigen Forderungen mittelbar befriedigen muß, weil sich jede Schönheit doch endlich in allgemeine Wahrheit auflösen läßt.“ — Auch Goethe scheint nicht immer gleich zu urteilen. Er erklärt es einmal (Bd. 26 p. 146): „Über das Lehrgedicht“ — „für nicht zulässig, daß man zu den drei Dichtarten, der lyrischen, epischen und dramatischen, noch die didaktische hinzufüge,“ — „da diese didaktische oder schulmeisterliche Poesie ein Mittelgeschöpf sei und bleibe zwischen Poesie und Rhetorik;“ dann aber scheint er



die Poesie überhaupt für didaktisch zu erklären, wenn er klagt: „daß das Publikum nicht begreifen lerne: daß der wahre Poet eigentlich doch nur als verkappter Bußprediger das Verderbliche der That, das Gefährliche der Gesinnung an den Folgen nachzuweisen trachtet.“ — Ähnlich sagt Hegel: (Aesthetik, Bd. I, p. 541 cf. p. 543) „daß die didaktische Poesie aus dem vollständigen Zerfallen der zur wahren Kunst gehörigen Momente hervorgehe,“ giebt aber (Bd. III, p. 509) zu, daß im Drama der bestimmte Zweck einer Belehrung zulässig sei, „sobald er nicht in selbständiger Absichtlichkeit aus der dargestellten Handlung heraustrete.“ — (Hegel hat sich ausführlich über diesen Punkt ausgelassen: Aesth. Bd. I, p. 64—73.) —

Es ist eine Überspannung des Begriffs der Kunst, wenn man jeden Zusammenhang ihrer Schöpfungen mit dem Getriebe des prosaischen Lebens aufheben will. Das vollendete Kunstwerk verfällt, wie jedes andere Objekt, dem Gebrauch der zwecksetzenden und zweckmäßigen Thätigkeit der Menschen, ohne daß es doch durch diese Verwendung in seinem Wesen gestört oder geändert würde. Eine solche Verwendung kann selbst von dem Künstler vorher gewußt werden, und die Rücksicht auf dieselbe kann in vielen Beziehungen seinen Entwurf mitbestimmt haben, ohne das Werk in seinem Kunstwert zu beeinträchtigen, wie wenn z. B. vom Musiker eine Messe geschrieben wird, oder ein Trauermarsch komponiert, oder wenn der Maler ein Altarbild malt. So können auch die Werke der Sprachkunst allmählich in den Gebrauch der Sprache des Bedürfnisses übergehen, und die Beredsamkeit, die geschichtliche, wissenschaftliche Darstellung etc. kann sich ihrer bedienen.

In Bezug auf die didaktische Poesie wird man hiernach folgendes festzuhalten haben. Es ist unrichtig, eine besondere didaktische Dichtgattung aufzustellen, denn aus dem Inhalt einer Dichtung ist kein Einteilungsprinzip zu entnehmen, und noch weniger aus dem Zweck, da Kunstwerke Zwecke nicht verfolgen. Vischer (Aesthetik, Bd. V, p. 1457) bezeichnet es deshalb richtig als „grobe logische Sünde, das Didaktische dem Epischen, Lyrischen, Dramatischen zu koordinieren.“ Andererseits wird die Poesie rechter Art die Lehre — so wenig sie diese als Zweck setzen und sich also in ihrer Gestaltung durch sie bestimmen lassen darf — als Folge ihrer Darstellung, und zwar als eine ihr wesentlich zukommende zu erkennen haben. Denn die Poesie hat es nicht mit der Darstellung des Individuellen als solchen zu thun,

sondern mit den Idealen der Menschheit, soweit diese in den Individuen sich darzustellen vermögen. Diese Darstellung aber des Gattungsgemäßen ist der Urquell für alles, was im tiefsten Sinne Lehre zu nennen ist, ja sie ist das Gericht über jene Einzelschriften der Moral selbst. Es gehört das Werk der Dichtkunst dem Streite des Lebens, auf den Moral sich wesentlich bezieht, nicht mehr an; die Poesie hat diesen, wie gut sie ihn auch kennt, nur mittelbar zu beachten, denn sie hat ihn überwunden; ihre Stimme, aus der Ruhe einer beseligten Menschenbrust hervorgehend, tönt durch das Gewirr der Leidenschaften wie Glockenton aus der Höhe und kündigt den Frieden. — Gut sagt so Jakobs (Vermischte Schriften T. III, p. 34): „die wahre Weisheit eines Gedichts liegt in seinem Innersten, wie der Fruchtkern in dem tiefen Schoße der Blume; und seine Sittlichkeit ist der Wiederschein des Hohen und Göttlichen, das der Menschheit zum Grunde liegt.“ —

Das Didaktische in diesem Sinne, wenn schon jeder Dichtgattung eigen, tritt unmittelbar und direkt nur in der Lyrik hervor. Platen beklagt, von diesem Standpunkt aus, das „Loos des Lyrikers“:

„Es flötet oftmals tauberem Ohr der hohe

Lyrische Dichter —

Pindars Flug und die Kunst des Flaccus,

Aber dein schwerwiegendes Wort, Petrarka,

Prägt sich uns langsam in's Herz; der Menge

Bleibt's ein Geheimnis.

Jenen ward bloß geistiger Reiz,

Leichter Takt nicht, der den umschwärmten Putztisch ziert.“

„Ewig bleibt ihr Name genannt und tönt im

Ohr der Menschheit; doch es gesellt sich ihnen

Selten freundschaftsvoll ein Gemüt und huldigt

Körnigem Tiefsinn.“ —

Aber Platen irrt doch, wenn er glaubt, daß: „Gerne zeigt jedwem bequem Homer sich,“ und daß: „leicht das Volk hinreißend erhöht des Dramas Schöpfer den Schauplatz.“ — Es ergeht gehaltvoller Poesie, wie überhaupt ächter Kunst, sei sie nun, welcher Gattung man will, beim Pöbel unweigerlich schlecht.

Man könnte nun nach dem Gesagten annehmen, als unterseide sich die Sprachkunst von dieser höheren Lyrik der Poesie vornehmlich dadurch, daß sich aus ihr ein Lehrhaftes nicht ergebe oder entwickeln lasse, aber es wäre dies unrichtig. Warum

soll nicht ein Lebensmoment der Seele erfüllt sein können von einer Erkenntnis, einer Beobachtung, einem Einfall, warum sollte Darstellung eines solchen Moments, solcher Seelenblicke und Seelenblitze ein sprachliches Kunstwerk nicht geben, bei welchem der Wert darauf ruht, daß es in dieser bestimmten Form seinen Ausdruck gefunden hat? —

Der Spruch, das Epigramm, Gnome, Sprüchwort cet. sind hier anzuführen und werden später genauer zur Betrachtung kommen. Für jetzt ist darüber zu bemerken, daß allerdings das Lehrhafte in diesen Sprachkunstwerken anderer Art ist, als die idealen Tendenzen, um welche es sich bei Werken der Poesie handelt; sie stellen alle auch in diesem Gebiete des Gedankens nur den Moment dar, ein Einzelnes, aber den „fruchtbaren Moment“ als Centrum, als Resultat von Einzelheiten; sie alle haben nicht den Gedanken als solchen zum Vorwurf, sondern seine glückliche Verkörperung, seine dankenswerte Aufbewahrung in einer bestimmten, durch Kürze, Eigenheit, Wohlklang, Schönheit ansprechenden sprachlichen Form. —

Überhaupt haften die Werke der Sprachkunst ihrer Natur nach viel mehr an ihrem bestimmten Ausdruck in der Sprache, als die der Poesie, denn gerade die Eigenartigkeit, die individuelle Kraft der Darstellung macht sie zu Kunstwerken, und während also Werke der Poesie ganz wohl Übersetzungen in fremde Sprachen vertragen, sobald nur der Geist der Dichtung bewahrt erscheint, erscheinen die Werke der Sprachkunst nicht leicht übertragbar in fremdem Idiom, müssen eher im fremden Idiom neu geschaffen werden.

Es ist schließlich an dieser Stelle ausdrücklich auszusprechen, daß die Sprachkunst es ist, welche die Sprache nicht nur schafft und gestaltet, sondern auch beständig umschafft und fortbildet, und daß es ein Irrtum ist, welcher mit den oben besprochenen ungenauen Ansichten über das Verhältnis der Poesie zu ihrer sprachlichen Darstellung zusammenhängt, wenn man die Dichtkunst, die Beredsamkeit, überhaupt die Litteratur der Völker als deren Sprachen angehörig erachtet, so daß die Sprache es vornehmlich wäre, welche durch die Litteratur dargestellt würde, fortgebildet, gehoben, und auch verschlechtert, zu Grunde gerichtet. Das Vorhandensein einer Litteratur beweist hohe Kultur, zeugt von Streben nach Durchdringung des objektiven Geistes, von begrifflicher Schärfe, es bedingt Fähigkeit der Sprache, dieser Kultur zum Ausdruck zu dienen, aber nirgend geht Litteratur

auf Produktion der Sprache als solche, überall verbraucht sie diese nur als Mittel. Und eben in dem Maße, in welchem Sprache den Völkern zum bloßen Zeichen wird, erlischt das Sprachgefühl, stirbt das Sprachbewußtsein ab, und mit der fortschreitenden Abstraktion beschleunigt sich der Verfall der Sprache als solcher.

Die Erschaffung einer Sprache ist gleichbedeutend mit der Entwicklung des Bewußtseins und hat die Völker lange beschäftigt, ehe sie in die Geschichte eintraten. Erst mit dieser beginnt auch eine Litteratur, d. h. die Entwicklung des Volksgeistes giebt sich u. a. auch durch Überlieferung der Thaten, Lehren, Sagen, Forschungen einen Ausdruck, und diese Überlieferung erfolgt in der Sprache. Es handelt sich aber um diese selbst so wenig dabei, als bei der Plastik um den Marmor, bei der Architektur um Stein und Balken, obwohl, wie die übrigen Faktoren der geschichtlichen Entwicklung, auch die Litteratur ihren Einfluß auf die Sprache übt, und zwar, weil sie gerade in ihr das Mittel zur Darstellung hat, in hervortretender und besonders nachweisbarer Weise. —

Schleicher („Die Deutsche Sprache,“ p. 35) sagt: „Sprachbildung und Geschichte sind sich ablösende Thätigkeiten des Menschen, zwei Offenbarungsweisen seines Wesens, die nie zugleich stattfinden, sondern von denen stets die erstere der zweiten vorausgeht. Es läßt sich sogar objektiv nachweisen, daß Geschichte und Sprachentwicklung in umgekehrtem Verhältnisse zu einander stehen. Je reicher und gewaltiger die Geschichte, desto rascher der Sprachverfall; je ärmer, je langsamer und träger verlaufend jene, desto treuer erhält sich die Sprache.“ — Schleicher bezeichnet deshalb geradezu (l. c. p. 37) die historische Periode in dem Leben einer Sprache als „die Geschichte des Verfalles der sprachlichen Form.“

Wird dem Gesagten entgegengehalten, daß durch eine schriftliche Litteratur unzweifelhaft eine feste Richtschnur für den Ausdruck der Sprechenden gegeben, die Sprache somit durch sie wenigstens konserviert werde, so ist zu bemerken, daß selbst diese anscheinend der Sprache zu gute kommende Folge einer schriftlichen Nationallitteratur dem Leben der Sprache keineswegs unbedingt heilsam ist. Denn weil Litteratur nur Eine Art ist, wie der Volksgeist sich darstellt, wird ihre Sprache auch nur Eigentum einer bestimmten Volksschicht; es entsteht der Gegensatz einer bequem fortlebenden Volkssprache und einer stagnierenden

Büchersprache und damit ein Bruch innerhalb der Sprache selbst. Die Geschichte der Kultursprachen zeigt dies hinlänglich.

Nun spricht Schleicher nur vom Verfall der sprachlichen Form; auch wird niemand bestreiten, daß durch ihre Anstrengungen, den objektiven Geist zu bewältigen, die Litteratur der Sprache zu größerer Schärfe begrifflicher Bezeichnung verhilft und ihr überhaupt eine allseitige geistige Durchbildung verschafft, welche in dem syntaktischen Gebiete besonders hervortritt. Aber dieser Gewinn ist dennoch kein Gewinn für die Sprache als solche, sondern nur eine Steigerung ihrer Fähigkeit, zum Zeichen für objektiven Inhalt zu werden, Steigerung ihrer Brauchbarkeit für den Dienst. Schleicher ist indes im Irrtum, wenn er annimmt, daß in der historischen Zeit des Lebens der Sprache der Trieb zur Sprachbildung gar erlischt. Dieser Trieb bleibt so gewiß, wie der Mensch selbst, aber freilich ändert er auch die Formen, unter denen er erscheint, sobald der Mensch selbst eine Umwandlung erfährt. Wenn die Menschen in das hellere Bewußtsein des Kulturzustandes eintreten, wird auch ihr Sprachsinn ein mehr bewußter, ihre Sprachkunst eine mehr reflektierte; an Stelle der ursprünglich schaffenden Kunst, welcher wir „die Sprache als Kunst“ verdanken, tritt überwiegend ein Umschaffen, bloße Figuration des vorhandenen Sprachschatzes ein, ein Teil dessen, was wir als Werke der „Sprachkunst“ bezeichnen. Beide Äußerungen des Sprachkunsttriebes sind aber wesentlich derselben Art, gehören derselben Kunst an. Es ist dies eine Kunst, an welcher sich scheinbar alle auch schöpferisch beteiligen oder doch beteiligen können, aber auch sie verlangt besondere Gaben für ihre wirklichen Künstler, deren Werke Anerkennung finden und Bestand haben. —

Wir haben so im allgemeinen die Gesichtspunkte angegeben, nach welchen uns begrifflich eine Sonderung der Sprachkunst von der Poesie geboten erscheint. Was nun die Sonderung der bestimmten, einzelnen Werke beider Kunstgattungen betrifft, so wird später das nähere angegeben werden. Hier finde nur die Bemerkung Platz, daß, sowie z. B. Plastik und Architektur zuerst vielfach vermischt auftreten, auch Sprachkunst und Poesie sich erst allmählich in bestimmter Weise von einander sondern. Sonderung ist eben der Gang der Kultur, und sowie deshalb ein Nichtgetrenntsein von Dichtkunst und Sprachkunst Zeichen ist einer erst beginnenden Kultur, so ist das Eintreten einer Vermischung beider Kunstgattungen ein Zeichen von Hyperkultur, oder sagen

wir lieber: vom Verfall der Kunst. — Goethe sagt (Einleitung in die Propyläen): „Eines der vorzüglichsten Kennzeichen des Verfalles der Kunst ist die Vermischung der verschiedenen Arten derselben. — Die Künste selbst, sowie ihre Arten sind untereinander verwandt, sie haben eine gewisse Neigung, sich zu vereinigen, ja sich ineinander zu verlieren; aber eben darin besteht die Pflicht, das Verdienst, die Würde des ächten Künstlers, daß er das Kunstfach, in welchem er arbeitet, von andern abzusondern, jede Kunst und Kunstart auf sich selbst zu stellen und sie aufs möglichste zu isolieren wisse.“

#### 4. Die Sprachkunst und die Redekunst.

Die selbständigen Werke der Sprachkunst hat man der lyrischen, auch wohl der epischen Dichtgattung zugeschoben, die unselbständigen, namentlich die sogenannten Redefiguren wurden mehr noch in den Lehrbüchern der Rhetorik in dem Abschnitt über die *elocutio* behandelt, als in denen der Poetik; sie finden sich zuweilen auch in Grammatiken als Anhang untergebracht. Die mit solchem Schmuck, den sie der Sprachkunst verdankt, mehr oder minder reich ausgestattete Sprache der Beredsamkeit, namentlich der griechischen und römischen, gab vielfach auch Anlaß, die sogenannte Redekunst zu den Künsten zu stellen. Wir führen hier nur Kant an, der (Kritik der Urteilskraft, p. 203) sagt: „Die redenden Künste sind Beredsamkeit und Dichtkunst. Beredsamkeit ist die Kunst, ein Geschäft des Verstandes als ein freyes Spiel der Einbildungskraft zu betreiben: Dichtkunst ein freyes Spiel der Einbildungskraft als ein Geschäft des Verstandes auszuführen. Der Redner also kündigt ein Geschäft an und führt es so aus, als ob es bloß ein Spiel mit Ideen sei, um die Zuhörer zu unterhalten. Der Dichter kündigt bloß ein unterhaltendes Spiel mit Ideen an, und so kommt doch so viel für den Verstand heraus, als ob er bloß dessen Geschäft zu treiben die Absicht gehabt hätte.“

Man sieht sogleich, daß Kant, um die Beredsamkeit zu einer Kunst machen zu können, eben nichts Gutes aus ihr gemacht hat, und man erinnert sich an den Platonischen Sokrates im *Gorgias*, der sie eine Geschicklichkeit nennt, (*ἐμπειρία χάριτος τινος καὶ ἡδονῆς ἀπεργασίας*) und sie zusammen mit der Kochkunst (*ὀψοποιική*) und der Putzkunst und Sophistik, (*χορμωτική καὶ σοφισ-*

σικκή) der Schmeichelei (κολακεία) unterordnet. (Plat. Gorg. p. 463.) Kant selbst nennt ihr wirkliches Beginnen ein Geschäft des Verstandes, welches durch einen Aufputz zur Kunst werde; wir finden also gerade dasjenige ihr zugeschrieben: das Setzen eines ihrer Form fremden Zweckes, welches sie aus dem Reiche der Künste entfernt. Da der Verstand ihre Operationen allerdings leitet und bestimmt, ist E. v. Lasaulx (Philosophie der schönen Künste. München 1860) gar dazu fortgegangen, die Redekunst als „Kunst der Prosa“ für die geistigste der Künste auszugeben. Dafs sie im übrigen mit der Sprachkunst nichts gemein hat, ist klar. Kein Werk der Beredsamkeit hat darin seinen wesentlichen Zweck, das zu Sagende in die schönste Sprachform zu kleiden. Spricht man von einer „schönen Rede“, so meint man entweder eine zweckmäfsige, oder, wenn der Ausdruck genau genommen werden soll, spricht man ironisch und bezeichnet blofses Wortgeklänge und täuschende Sophistik, weil sie eben durch den schönen Schein von einer ernsten Prüfung ihres Inhalts — um den allein es sich handelt — abzulenken sucht. Kant ist denn auch der Rhetorik, sofern er mit ihr „als der ars oratoria, der Kunst zu überreden, d. i. durch den schönen Schein zu hintergehen“, die Sprachkunst notwendig verbunden hält, durchaus abgeneigt und lobt sich dagegen die Dichtkunst, „bei der alles ehrlich und aufrichtig zugehe.“ — Er sagt (l. c. p. 215), dafs er „bei Lesung der besten Rede eines römischen Volks — oder jetzigen Parlaments — oder Kanzelredners jederzeit das unangenehme Gefühl der Mißbilligung einer hinterlistigen Kunst gehabt habe.“

Wie richtig übrigens und begründet diese Empfindung Kants namentlich in Bezug auf die griechische Rhetorik war, deren Streben immer blieb: τὸν ἥτιω λόγον καί τι ποιεῖν können wir z. B. aus den naiven Ratschlägen entnehmen, welche in der dem Aristoteles zugeschriebenen Rhetorik des Anaximenes den Rednern erteilt werden, damit sie Überredung herbeizuführen vermögen. So heifst es im cap. 7 (L. Spengel, rhet. Graec. Vol. I, p. 194), wo von den Mitteln gehandelt wird, eine Sache glaublich erscheinen zu lassen (πίστεις) —: wenn du nun die Anschuldigung ableugnest, so mache es so — (ἂν μὲν οὖν ἔξαρκος ᾗς μὴ πεποιημέναι cet.) mußt du es zugestehen, so sage, dafs ja meist dergleichen geschehe (ἂν δὲ ὁμολογεῖν ἀναγκάζῃ cet.); geht auch das nicht, so schiebe es aufs Unglück cet. (ἂν δὲ μὴ δυνατόν ᾗ τοῦτο δεῖξαι, καταγενομένης cet), oder im cap. 15 (l. c. p. 202), wo gezeigt wird, wie man ein Zeugnis erschleichen kann, (ἔστι δὲ καὶ κλέπτειν

τὴν μαριτυρίαν τρόπῳ τοιῷδε) wenn aber die Gegner es so machen, wie wir ihre Niederträchtigkeit ans Licht bringen u. s. w. Spezieller noch gegen die Verwendung gerade der Sprachkunst in der Rede erklärt sich Locke (An Essay Concerning Human Understanding III, 10, 34): Figurative Speech also and Abuse of Language. Er sagt: „Da Witz und Seltsamkeiten (wit and fancy) eher in der Welt Platz finden, als trockene Wahrheit und wirkliches Wesen, so wird man figürliche Redeweise und Wortspieleereien schwerlich als eine Unvollkommenheit oder einen Mißbrauch der Sprache betrachten wollen. Ich gestehe, daß in Reden, durch welche wir mehr Vergnügen und Lust suchen als Belehrung und Besserung, dergleichen erborgter Schmuck kaum als Fehler gelten kann. Aber wenn wir von den Dingen sprechen wollen, wie sie sind, müssen wir zugeben, daß die ganze Redekunst, mit Ausnahme der Ordnung und Klarheit, alle die künstliche und figürliche Anwendung der Wörter, welche die Beredsamkeit erfunden hat, zu nichts weiter dient, als unrichtige Vorstellungen zu erwecken, die Leidenschaften zu erregen, dadurch das Urtheil mißzuleiten, und so in der That eine vollkommene Betrügerei ist.“ — Wenn er dann die Redekunst nur in Reden an das Volk zulässig hält, ihren Gebrauch in der Wissenschaft gänzlich verwirft, darüber klagt, daß die Menschen Professoren der Beredsamkeit anstellen, um zu lernen, wie sie sich gegenseitig betrügen, doch aber den Zauber der Rede so groß hält, daß es Verwegenheit sei, dagegen zu sprechen: „Eloquence, like the fair sex, has too prevailing beauties in it to suffer itself ever to be spoken against; and it is in vain to find fault with those arts of deceiving, wherein men find pleasure to be deceived“ — so ist zunächst zu bemerken, daß die Wissenschaft zwar das Bestreben haben wird, sich vor den Täuschungen bildlicher und figürlicher Worte zu hüten, daß sie aber kein anderes Mittel hat, sich auszusprechen, als eben diese Sprachbilder und Figuren, deren sie gern überhoben wäre, worüber später näheres. Was übrigens die Verwendung der Werke der Sprachkunst in der Beredsamkeit betrifft, sofern sie als solche noch wirksam und erkennbar sind, so ist eben zu sagen, daß die Beredsamkeit keine Kunst ist, sondern ein Geschäft, welches, wie jedes andere, mit mehr oder weniger Strenge und Gewissenhaftigkeit getrieben wird und danach mehr oder weniger Anspruch auf Achtung hat. Soweit Erzeugnisse der Sprachkunst dazu benutzt werden, bedeutende einzelne Momente der Rede hervorzuheben, hat die Beurteilung



einen ähnlichen Fall vor sich, wie wenn dies bei der Darstellung von Werken der Dichtkunst geschieht, oder wie wenn z. B. Bauwerke, Geräte durch allerlei der Skulptur entlehnte Ausschmückung dem Geschmacke schmeicheln und ihn möglicherweise auf Kosten strenger, die Zweckmäßigkeit besonders berücksichtigender Ausführung zu bestechen drohen. —

So behandelt denn auch die Lehre von der *elocutio* in der Rhetorik oder in der Stilistik nicht etwa die Sprachkunst, sondern die Angemessenheit des Redeganzes und der einzelnen Ausdrücke zu dem Zweck, welcher durch eine Rede unter gewissen Umständen, unter bestimmter Umgebung, innerhalb gewisser Grenzen *et.* erreicht werden soll. Die Rhetorik ist daher auch wesentlich eine Lehre; sie und die Stilistik sind Produkte grammatisch historischer Kennerschaft, abstrahieren ihre Regeln von ihren Mustern, geben Anweisung zur Verfertigung von Werken der Redekunst und können also, wenn sie hierbei auch von den in der Sprache bereits eingebürgerten Werken der Sprachkunst handeln wollen, diese nur als dienende Glieder mit steter Beziehung auf die Gesamtwirkung berücksichtigen. Die Aesthetik aber, und so speziell die der Sprachkunst, stellt kein Regelwerk auf; sie kann nichts zur Nachahmung empfehlen, sondern nur zur Betrachtung, will nicht sowohl Belehrung bieten, als auf künstlerischen Genuß hinweisen. Sprechen schon an sich, um eben zu sprechen — welch' heiteres, lebensvolles Vergnügen! — „Wenn auch niemand wäre, der uns sehe oder höre — wir sprechen, wir schreiben, gleichsam nur um Besitz von der Sache zu nehmen und uns unseres Genusses zu vergewissern,“ sagt Herder. (Anmerkungen über die Anthologie der Griechen. T. 1. — Bd. 20, p. 121) und ferner (p. 122): „Sollte auch niemand seine (des Schmerzerfüllten) Seufzer hören oder seine Klagen lesen; genug sie zerrannen in Thränen, sie atmeten in Worte aus: dadurch erhellete und beruhigte sich die Seele.“ — Sagt doch auch unser Dichter (Goethe, Bd. 32, p. 229):

„Worte sind der Seele Bild —  
Nicht ein Bild; sie sind ein Schatten!  
Sagen herbe, deuten mild,  
Was wir haben, was wir hatten. —  
Was wir hatten, wo ist's hin?  
Und was ist's denn, was wir haben? —  
Nun, wir sprechen! Rasch im Flieh'n  
Haschen wir des Lebens Gaben“. —

Franzosen und Weiber verstehen und würdigen diesen Genuß des Sprechens besser, bewegen sich in ihm glücklicher, als Deutsche und Männer, denn sie empfinden leichter, feiner, und sie haben die Neigung, das Empfundene sogleich frei und gefällig zu gestalten. M. de Staël sagt mit Recht über die französische Sprache: „qu'elle n'est pas seulement comme ailleurs un moyen de communiquer ses idées, ses sentiments et ses affaires, mais un instrument dont on aime à jouer et qui ranime les esprits comme la musique chez quelques peuples et les liqueurs fortes chez quelques autres.“ —

Und so will die Aesthetik der Sprachkunst nur eben dies: die Werke ihrer Kunst verstehen und in ihrem begrifflichen Zusammenhang aufweisen. Hegel spricht dies allgemein von der Kunstphilosophie aus (Aesthetik, Bd. I, p. 25): „Es ist eine schiefe Ansicht, als ob es bei einem Feststellen des Schönen um das Leiten zu thun wäre. Die Philosophie der Kunst bemüht sich nicht um Vorschriften für die Künstler, sondern sie hat auszumachen, was das Schöne überhaupt ist, und wie es sich im Vorhandenen, in Kunstwerken gezeigt hat, ohne dergleichen Regeln geben zu wollen.“ — (cf. auch l. c. p. 35 sq.) —

## 5. Über die Anerkennung der Sprachkunst als einer besonderen Kunstgattung bei früheren Forschern.

Es ist nicht ohne Interesse, den Spuren der Anerkennung einer besonderen Sprachkunst nachzugehen, wie sie sich bei tieferen Forschern hier und da zu erkennen geben, doch werden wir uns dabei auf Mitteilung des Wichtigsten beschränken. Wir beginnen bei Aristoteles. Er bezeichnet die nachahmenden Künste, welche sich zu ihrer Darstellung der Sprache bedienen, mit dem gemeinsamen Namen: Wortdichtung, (*ἔποποιία*) ob sie nun in gebundener oder ungebundener Rede auftreten. (Poet. 1: *ἡ δὲ ἐποποιία μόνον (μιμῆται) τοῖς λόγοις, ψιλοῖς ἢ τοῖς μέτροις.*) Er setzte also das Wesen der Dichtung nicht, wie die gewöhnliche Meinung, in das Metrum, (cf. cp. 1.), und sagt deshalb z. B. im cp. 6 der Poetik, wo er die Darstellungsmittel der Tragödie bespricht, daß hier der ungebundenen Rede ebensoviel Bedeutung und Wert zukomme als der gebundenen. (cp. VI: *τέταρτον δὲ τῶν μὲν λόγων ἡ λέξις. λέγω δὲ, ὥσπερ πρότερον εἴρηται, λέξιν*

εἶναι τὴν διὰ τῆς ὀνομασίας ἐρμηνείαν, ὃ καὶ ἐπὶ τῶν ἐμμέτρων καὶ ἐπὶ τῶν λόγων ἔχει τὴν αὐτὴν δύναμιν.) — Aristoteles giebt sonach, wie wir schon oben (p. 44) erwähnten, der Sprache, als einem bloßen Mittel äußerer Darstellung, die richtige Stellung zur Poesie, deren Wesen die Handlung ist. Er nennt deshalb (cp. 6) die *σύνθεσις* oder *σύστασις τῶν πραγμάτων* die *ἀρχή* und *ψυχή* der Dichtkunst, und sagt (cp. 9) ganz deutlich, worauf es bei der Poesie ankommt und worauf nicht: *ὁῦλον οὖν ἐκ τούτων, ὅτι τὸν ποιητὴν μᾶλλον τῶν μύθων εἶναι δεῖ ποιητὴν, ἢ τῶν μέτρων, ὅσῳ ποιητὴς κατὰ τὴν μίμησιν ἐστὶ, μιμεῖται δὲ τὰς πράξεις.* Darum kann auch nach ihm die gebundene Rede ganz wohl zur Darstellung prosaischer Stoffe gebraucht werden, wie denn Empedokles, der metrisch geschrieben, ein Physiologe sei, aber kein Dichter, (cp. 1) während z. B. die Mimen des Sophron und Xenarch, wiewohl geschrieben: *τοῖς λόγοις ψιλοῖς*, Dichtungen seien. (Ähnlich sagt Plutarch de audiendis poetis ed. Hutt. T. VII, p. 62 von den philosophischen Lehrgedichten des Empedokles, Parmenides cet. auch von den Gnomen des Theognis: *λόγοί εἰσὶ κεχρημένοι παρὰ ποιητικῆς, ὥσπερ ὄχημα, τὸν ὄγκον καὶ τὸ μέτρον, ἵνα τὸ πᾶν διαφύγῃ.*)

Wo deshalb Aristoteles die Rede als solche betrachtet, weiß er nichts von einer eigenen poetischen Sprache, als ob die Poesie eine besondere Formierung derselben bedinge. Er erkennt die Notwendigkeit kühner, zusammengesetzter Wortbildungen bei den Dithyramben, den Darstellungen der Affekte, an (Rhet. III, 3), aber Bilder und geschmückter Ausdruck bringen ihm keineswegs die Poesie hervor, vielmehr darf der Dichter sie nur sparsam verwenden, weil sie sonst von der Hauptsache abziehen, und Charaktere wie Gedanken verdecken. (Poet. cp. 24, cf. auch Rhet. III, 3.) Er lehnt darum überhaupt die Behandlung der Redeformen (der *σχήματα τῆς λέξεως*) in der Poetik ab (cp. 19), mit Recht abweichend von den modernen Verfassern von Poetiken und Aufstellern einer „dichterischen Sprache“, da für die Dichtkunst deren Kenntnis oder Nichtkenntnis ziemlich gleichgiltig sei. Die Schauspielerkunst müsse von ihnen wissen, sagt er, oder vielmehr eine andere und höhere Kunst als diese. (*τὰ σχήματα τῆς λέξεως, ἃ ἐστὶν εἰδέναι τῆς ὑποκριτικῆς καὶ τοῦ τὴν τοιαύτην ἔχοντος ἀρχιτεκτονικῆς.*) Als Beispiele solcher Redeformen führt er dann Figuren an des Gebots, der Bitte, Drohung, Frage cet. — Nun ist klar, daß Aristoteles unter der architektonischen Wissenschaft an dieser Stelle keine andere versteht, als die Theorie der Sprache als

Sprache. Die Rhetorik, unter welche sonst gewöhnlich die Figurenlehre gebracht wird, meint er nicht, denn er weist ihr gerade im Gegensatz hierzu zu Anfang desselben Kapitels die Behandlung der Gedanken zu (*περὶ διανοίας*). Ein kleiner Schritt fehlte nur bis dahin, daß von ihm diese Wissenschaft auch als ein Wissen von einer Kunst erfaßt wurde, und diesen Schritt hatte er halb zurückgelegt, als er (Poet. cp. 22) über ungewöhnliche Worte, Figuren, Metaphern und deren Anwendung redend, sagte, es sei nichts Geringes (*μέγα μὲν*), dergleichen passend anzuwenden, das bei weitem Bedeutendste aber (*πολὺ δὲ μέγιστον*) sei es, das Metaphorische zu behandeln, denn dies entspringe allein aus glücklicher Naturanlage (*εὐφροίας δὲ σημειῶν ἔστιν*), weil es auf bildlichem Anschauen beruhe. — Da hatte Aristoteles doch eine Kunst, welche durch Sprache sich darstellt, ohne doch Poesie zu sein oder der Rhetorik anzugehören.

Noch auf einen andern Punkt haben wir zurückzuweisen. Was wir nämlich oben (p. 30) als wesentlichen Unterschied der Sprachkunst von der Poesie in Bezug auf ihren Gehalt bezeichneten, daß jene die individuelle Seele in ihren einzelnen Lebensmomenten zum Ausdruck bringe, die unmittelbare Bewegung der Naturseele, diese von dem selbstbewußten, mit der objektiven Welt vermittelten allgemeinen Geist der Gattung getragen werde, gerade dies trennt auch nach Aristoteles die wahrhafte Poesie von anderen Hervorbringungen, welche er nur eben nicht bestimmt einer andern Kunst — unserer Sprachkunst — einzuordnen weiß. Er schließt deshalb die individuellen Spottgedichte von der Poesie aus, (vide oben p. 59) und betont den allgemeinen, philosophischen Charakter dieser letzteren (vide oben p. 51). Hiermit hängt zusammen, daß er auch die Improvisationen, sofern sie eben nur den Erregungen des Moments Ausdruck geben, von der Poesie trennt (vide oben p. 32). Er betrachtet die Leistungen jener Verfertiger von Spottgedichten und von Improvisationen gleichsam als Vorstufen zur Ausbildung der Poesie. Aus den individuell gehaltenen Spottliedern, sagt er cp. 4, ging der die Dummheit allgemein verspottende epische Margites hervor, und cp. 5: es sei in Athen zuerst Krates vom individuellen Spottliede zu allgemein gehaltenen Dichtungen fortgeschritten; (*Κράτης πρῶτος ᾗρξεν ἀφήμενος τῆς λαμβικῆς ιδέας καθόλου ποιεῖν λόγους καὶ μύθους*) ebenso habe man sich bei der Neigung und natürlichen Freude, welche die Menschen für Nachahmung, Harmonie und Rhythmus empfänden, zuerst in glücklichen Improvisationen geübt,

aus diesen aber, aneinander gereihten Sprachkunstwerken, dann zur Poesie erhoben. (cp. 4: *κατὰ φύσιν δὲ ὄντος ἡμῖν τοῦ μιμεῖσθαι καὶ τῆς ἀρμονίας καὶ τοῦ ἑυθμοῦ — ἐξ ἀρχῆς οἱ πεφυκότες πρὸς αὐτὰ μάλιστα, κατὰ μικρὸν προάγοντες ἐγέννησαν τὴν ποιήσιν ἐκ τῶν αὐτοσχεδιασμάτων.*) Es sei so Tragödie, wie Komödie aus Improvisationen hervorgegangen, jene aus dem Dithyrambus, diese aus den Phallicis. In ähnlicher Weise wie hier in der Geschichte der Litteratur zeigt denn auch die Entwicklung der einzelnen Menschen ein Aufsteigen von Sprachkunst zur Fähigkeit dichterischer Komposition. (cp. 6: *οἱ ἐγγειροῦντες ποιεῖν πρότερον δύνανται τῇ λέξει καὶ τοῖς ἡθεσιν ἀκριβοῦν ἢ τὰ πράγματα συνίστασθαι, οἷον καὶ οἱ πρῶτοι ποιηταὶ σχεδὸν ἅπαντες.*) Wir bezeichneten oben (p. 32) die Improvisatoren als die Virtuosen der Sprachkunst, befinden uns also mit Aristoteles im Einverständnis, sofern wir sie von den Dichtern unterscheiden, bemerken jedoch, daß Improvisationen nicht nur als dem Grade nach noch nicht Dichtungen und als Anfänge der Dichtkunst zu fassen sind, sondern als der Art nach von dieser verschiedene Kunstwerke. Volkslieder, welche etwa durch Improvisation entstehen, gehören eben dann der Sprachkunst an, und die Improvisatoren sind auch in Zeiten der Kultur möglich, sofern sie in eminenter Weise den vorhandenen Sprachschatz zur Beherrschung des Moments zu verwenden wissen, wobei denn die poetische Idee des Ganzen ihnen nur der übernommene Rahmen ist, in welchen sie ihre Produktionen einpassen. Cicero, wo er den Improvisator Archias rühmt (p. Arch. 8), hebt richtig dessen Wort-Kunst hervor: „*quotiens ego hunc vidi, cum litteram scripsisset nullam, magnum numerum optimorum versuum de iis ipsis rebus, quae tum agerentur, dicere ex tempore! quotiens revocatum eandem rem dicere commutatis verbis atque sententiis!* — Es versteht sich natürlich von selbst, daß in demselben Individuum bis auf einen gewissen Grad die Talente zur Improvisation und zur Poesie vereinigt sein können, und sicherlich sind jene Anfänge der Dichtkunst, welche Aristoteles als Improvisationen bezeichnet, von Personen solcher Begabung ausgegangen, aber Kunstwerke reiner Art entstehen nur, wenn der Poet nicht als solcher auch Sprachkünstler sein will und umgekehrt. —

So hat z. B. unser Schiller sich in seinen späteren Werken immer freier gemacht von dem übermächtigen Andrang des Moments und ist ein um so größerer Dichter geworden, je mehr er

als Sprachkünstler zurückzutreten wufste. Interessant ist es zu sehn, was dabei herauskommt, wenn ein Mann konsequent und vollständig Sprachkunst mit Poesie verwechselt, und es mag uns, damit wir hiervon ein Beispiel geben, eine kurze Abschweifung gestattet sein.

Aristoteles sagt, dafs die Rede dadurch sich veredele, wenn man sich fremdartiger Bezeichnungen bediene, seltener, umschreibender, metaphorischer (Rhet. 3, 2: τὸ γὰρ ἐξαλλάξαι ποιεῖ γαίνεσθαι [λέξιν] σεμνότεραν), wenn man aber alles und jedes so ausspreche, würde die Rede rätselhaft und kauderwelsch. Jenen ersteren Teil der Ansicht des Aristoteles (am deutlichsten in der Poetik cp. 22: σεμνή δὲ καὶ ἐξαλλάττουσα [λέξις] τὸ ἰδιωτικὸν ἢ τοῖς ξενικοῖς κερημένῃ. ξενικὸν δὲ λέγω γλῶττιαν καὶ μεταφορὰν καὶ ἐπέκτασιν καὶ πᾶν τὸ παρὰ τὸ κύριον. ἀλλ' ἂν τις ἅμα ἅπαντα τὰ τοιαῦτα ποιήσῃ, ἢ αἰνίγμα ἔσται, ἢ βαρβαρισμός. ausgesprochen), eignete sich an Ferdinand Wachter („Die höhere Dichtersprache, vornehmlich des Witzes, erneuert und erweitert von Eywind Skaldaspillir dem Wiedergeborenen“ mit dem Heldengedicht: die sechs Nebenbuhler auf der Dorfkirmse. Ein komisch-tragisches Heldenlied in 27 Gesängen. Nebst Vorhalle: I. Die Dichtersprache, II. Zweck und Wirkung des ächten Heldenliedes, III. Einheit und Abfassung der Iliade. Leipz. Brockhaus 1854). Er nennt als Quellen für die Belehrung über die Dichtersprache die Skaldenlieder der Heimskringla, griechische Orakelsprüche u. dgl. m. und sagt: „Die wahre Dichtersprache braucht den prosaischen Ausdruck gar nicht, sondern bedient sich blofs dichterischer Bezeichnungen.“ Es ist, wie Wachter meint, Aufmerksamkeit auf den Inhalt als solchen der Poesie fremd; die Skaldenlieder, auch wohl die Gesänge Pindars gäben das Richtige, hingegen seien Goethes Dichtungen „in dürriger Dichtersprache verfaßt.“

So giebt denn der Mann ein Beispiel, wie es wird, wenn jemand mit theoretisch befestigtem Bewußtsein und praktischer Tollheit Sprachkunst mit Poesie verwechselt. Er macht also Vorschläge zur Güte, um die Sprache, d. h. nach ihm: die Dichtkunst zu heben. Das Volk liebe dichterische Bezeichnungen z. B. Gänsewein statt Wasser; der Dichter möge nun für Gans den edleren Schwan setzen, dann umschreibe er Wein und Schwan und sage also statt Wasser: „der von der weissen Zierde des Urdharbrunnens genossene Rebensaft.“ So ist ein Strumpfwirker auf poetisch: „Der Wirker der Hüllen der Füße“, und sehr schön

kann gesagt werden: „Gäbe mir einer den Schallschlag, die von dem Ohr und der Wange genossne, nicht süßliche Feige“ etc. —

Damit man sehe, wie sich dies im Zusammenhange ausnimmt, möge eine Stelle aus der Wachterschen Dichtung folgen:

„Als ich einst in den herbstlichen Ferien Lehrau's Au liess,  
Und nach der Stadt, die erfreu'nd an der Leutra und Saale  
Vermählung

Ganz paradiesisch gelegen, mich trug, und dem Hain, das der  
alte

Am Landgrafen geborne Philister als Hahn aus dem Mund  
schickt,

Welchem ein Lichten vorangeht, dessen Erwähnen den Söhnen  
Des nach dem Lichten sich sehnenden Ziels des den kinnlichen  
Backen

Boldwin's schwingenden Tödters des Leun, auf dem Wandern  
ein Heimweh

Weckt, wie den Tellschussgläubigen Sehnsucht jene Musik schafft,  
Die Kuhreigen genannt, als ich nach der Quelle der Wonne  
Wallhaul's ging, liess ich mir die würzigen Pflaumen der  
kalk'gen

Hügel des Saalthals trefflich die speisende Röhre hinunter  
Gleiten. — Ein Mädchen verbot, die Last der Belaubten zu  
mindern“

u. s. w.

Wir sahen oben schon, wie Lessing die Lyrik im Verhältniß zum Wesen der Poesie betrachtet. Man erinnert sich hierbei an jene Stellen in den Litteraturbriefen, in welchen er zwischen dem Sprachkünstler und dem Dichter unterscheidet. Es galt den Oden des Herrn Cramer: „Herr Cramer ist der vortrefflichste Versifikateur — daß aber sein poetisches Genie, wenn man ihm überhaupt noch ein poetisches Genie zugestehen kann, sehr eiförmig ist, das haben wir oft beide bedauert. Wer eine oder zwei von seinen sogenannten Oden gelesen hat, der hat sie ziemlich alle gelesen. In allen findet sich viel poetische Sprache und die beneidenswürdigste Leichtigkeit zu reimen, aber auch allen mangelt der schöne verdeckte Plan, der auch die kleinste Ode des Pindar und Horaz zu einem so sonderbaren Ganzen macht. Sein Feuer ist, wenn ich so reden darf, ein kaltes Feuer, das, mit einer Menge Zeichen der Ausrufung und Frage, bloß in die Augen leuchtet.“ Was Lessing hierbei unter „poetischer Sprache“ versteht, deutet er an, indem er weiterhin vor dem Ge-

brauch „edelster Worte“ warnt, durch welche „die Helden (des Drama) in Deklamatores verwandelt werden“ und statt ihrer die Wahl der „nachdrücklichsten“ empfiehlt. (Es bezieht sich dies auf Klopstock's Abhandlung: „Von der Sprache der Poesie.“ — zuerst im „Nordischen Aufseher“, wie Lessing citiert; in den sämtlichen Werken Bd. 10, p. 202 sq.) Es heisst also Lessings Urteil für uns: Herr Cramer, seiner Natur nach ein unverächtlicher Sprachkünstler, wird dadurch nicht zum Dichter, daß er eine Reihe sprachlicher Kunstwerke nach bloß prosaischen, logisch-rhetorischen Gesichtspunkten zusammenstellt. Weiter aber ist zu bemerken, daß Dichter dieser Art, welche zwei Künste vermischen, eben darum auch nicht für wahrhafte Sprachkünstler zu halten sind, denn sie können nicht, was sie wollen, und sie wollen nicht, wozu sie vielleicht befähigt sein würden. Solchen Zwitterkünstlern gilt das Horazische (ad Pis. 372):

— „mediocribus esse poetis

Non homines, non di, non concessere columnae.“ —

Der Sprachkünstler, sobald er mit selbständigen Werken auftritt, darf diese nicht in Formen bringen wollen, welche der Poesie angehören. Rückert hat in unserer Zeit z. B. hierin das Richtige getroffen, die Spruch- und Liedform angewendet, wie wir dies später noch besprechen werden.

Lessing teilte Herrn Basedow, der sich über jenes Urteil ereiferte, mit, daß man ein „vortrefflichster Versifikateur“ — wie auch z. B. Pope es war — nicht wäre, ohne ein Mann von vielem Witze, von vielem Verstande, von vielem Geschmacke zu sein; „ja, daß ein solcher Mann jedenfalls auch ein Genie habe.“ Es wird dabei Diderot citiert: „Quelle différence entre le Versificateur et le Poete! Cependant ne croyez pas que je meprise le premier: son talent est rare“ und eine Stelle aus einem „feinsten Kunstrichter der Engländer“ (dem Verfasser des Essay on the Writing and Genius of Pope): Wahre Dichter seien so selten, „that no country in the succession of many ages has produced above three or four persons that deserve the title. The man of rhymes may be easily found; but the genuine poet, of a lively plastic imagination, the true Maker of\*) Creator, is so uncommon a prodigy, that“ — cet. (vide Lessing: Briefe, die neueste Litteratur betreffend, Brief 51 und 103.)

Boileau übrigens, den Diderot in der oben citierten Stelle

---

\*) Lessing hat of; ist vielleicht or zu lesen? Gr. Ausg. Bd. 6, 216.



als versificateur bezeichnet hatte, wird in den „Questions sur l'Encyclopédie“ (u. Artikel: Art poétique) gegen diese Bezeichnung in Schutz genommen: „Il faut rendre justice à Boileau. S'il n'avait été qu'un versificateur, il serait à peine connu.“ — cet. Er selbst warnt (in seiner l'art poétique, I, 9):

„N'allez pas sur des vers sans fruit vous consumer,  
Ni prendre pour génie un amour de rimer“ cet.

Hatte doch auch sein Vorbild Horaz (ep. ad Pis. 319 sq.) schon gegen die Wortklingelei bemerkt:

„Interdum speciosa locis, morataque recte  
Fabula nullius veneris sine pondere et arte  
Valdius oblectat populum meliusque moratur  
Quam versus inopes rerum, nugaeque canorae.“

Auch ein deutscher Kritiker vor Lessing, Christian Wer-nicke, der sich über „das Wörterspiel“ der Schäfer an der Peg-nitz lustig macht, hatte unterschieden zwischen Worte- und — Versemachern und Dichtern. Er sagt: (wie Koberstein, Grundr. der Gesch. der dtsh. National-Litterat. Bd. 1. p. 657 anführt) „Wir sind unstreitig bessere Reimer und bessere Versmacher, als Franzosen, Italiäner und Engländer; wer aber unter uns, der diese ausländische Poeten gelesen und deren Sprache nicht nur überhin versteht, darf sich unterstehen zu sagen, daß wir bis itzo durch- gehends so gute Poeten als sie sind?“ —

In sinniger Weise bespricht Herder Zeiten des Übergangs von Musik zur Poesie, in denen eben Sprechkunst und Sprach- kunst vorzugsweise herrschend waren: (Werke, T. I, p. 154: „Von den Lebensaltern einer Sprache.“) „Lange Zeit war bei den Alten singen und sprechen (*ᾄδαν, ἀείδειν* und das nachge- bildete Wort *canere*) einerlei. Orakel sangen, und die Stimmen, die der Gott sang, hießen Aussprüche (*γὰρά*); die Gesetze san- gen, und hießen Lieder (*νόμοι*); die Weissager, die Dichter san- gen und was sie sangen, hießen Reden (*ῥήματα*) cet.“ „Man sprach im gemeinen Leben (und ein anderes gab es noch nicht) die Worte in höherem Ton, daß man nicht bloß lange und kurze Accente, sondern auch hohe und niedere Sylben deutlicher hören liefs. Der Rhythmus der Sprache war heller, und in solchen rhythmischen Falltönen fiel natürlich die Sprache auseinander“ (p. 137) cet. „Und dies jugendliche Sprachalter war bloß das poetische. Man sang im gemeinen Leben, und der Dichter erhöhte nur seine Ac- cente in einem für das Ohr gewählten Rhythmus. Die Sprache war sinnlich und reich an kühnen Bildern: sie war noch ein Aus-

druck der Leidenschaft, sie war noch in den Verbindungen ungefesselt: der Periode fiel auseinander, wie er wollte — Seht, das ist die poetische Sprache!“ —

Wir sagen: seht, das ist eine Schilderung der Sprache als Kunst der Sprache! und bemerken noch folgendes über die vermeinte Fortentwicklung und Ausbildung der Sprache durch die Poesie. Es ist nämlich nach dem von uns früher Gesagten nicht richtig, einen unmittelbaren Einfluß der Poesie auf die Sprache anzunehmen. Eine Kunst freilich ist es — und in dem allgemeinen Sinne, nach welchem wir in jeder Kunst Poesie erblicken, mag man sie ungenau Poesie nennen, wie wenn Goethe (Bd. 26 p. 157) „Poesie und leidenschaftliche Rede die einzigen Quellen“ nennt, aus denen Reinigung, Bereicherung, lebendiges Wachstum der Sprache hervorgehe. Freilich war im Entstehen der Sprache der Dichter auch der Sprachkünstler, und erst die eine Weltanschauung ausdrückende Sprache gestattete freie Entfaltung des poetischen Gedankens —, welche in der Bildung und Weiterbildung der Sprache sichtbar wird, aber es ist dies lediglich Sprachkunst, nicht Dichtkunst. Daß Dichter auch Sprachkünstler sein können und umgekehrt, versteht sich von selbst, wie ja auch der Bildhauer zeichnen kann, und z. B. ein Buonarotti die höchste Bedeutung in der Architektur, Skulptur, Malerei zugleich erreichte — aber die kunstvolle Behandlung der Sprache ist sicher nicht das Werk des Dichters als solchen. Wie Lessing, unterscheiden auch Goethe und Schiller in dieser Beziehung gar wohl. Goethe erinnert z. B. „für junge Dichter“: (Bd. 26 p. 316) „Die deutsche Sprache ist auf einen so hohen Grad der Ausbildung gelangt, daß es einem jeden gegeben ist, sowohl in Prosa als in Rhythmen und Reimen (Goethe vermeidet sichtlich den Ausdruck: in Poesie) sich dem Gegenstande wie der Empfindung gemäß, nach seinem Vermögen glücklich auszudrücken.“ „Betrachtet man solche Erzeugnisse genau, so wird alles, was im Innern vorgeht, alles, was sich auf die Person bezieht, mehr oder weniger gelungen sein“ cet. So schildert man Sprachkunst, welche geneigt ist, sich für Poesie zu halten; und was sagt Schiller anderes zum „Dilettanten“?

„Weil ein Vers dir gelingt in einer gebildeten Sprache, Die für dich dichtet und denkt, glaubst du schon Dichter zu sein.“ (cf. hierzu Goethe Bd. 25 p. 333: „Schaden des Dilettantismus in der lyrischen Poesie.“)

Wichtig ist für die neuere Theorie der Kunst die Ansicht Hegels. —

Hegel (in seiner Aesthetik; Vorlesungen ed. Hotho) stellt eine Sprachkunst im System der Künste nicht auf, aber dennoch sondert er solche Kunst von der Poesie und giebt auch ihre Gliederung im wesentlichen richtig an. — Die Idee des Schönen entwickelt sich nach Hegel in drei Hauptformen der Kunst: als symbolische, klassische und romantische, (Bd. I, p. 388 sq.) und zwar „sucht die symbolische Kunst jene vollendete Einheit der inneren Bedeutung und äusseren Gestalt, welche die klassische in der Darstellung der substantiellen Individualität für die sinnliche Anschauung findet, und die romantische in ihrer hervorragenden Geistigkeit überschreitet“ (p. 390). Es bezeichnen die Namen dieser Kunstformen wesentlich geschichtliche Entwicklungsstufen: die orientalische, antike, mittelalterliche Kunst, denen gegenüber das moderne Ideal, wie Gottschall (Poetik p. 107) will, als die plastische und romantische Seite vereinigend aufgefaßt werden mag. —

Nun ist klar, daß die Sprachkunst hauptsächlich der symbolischen Kunstform Hegels zugerechnet werden muß, wie sie denn auch vorzugsweise im Orient zu üppiger, die Poesie überwuchernder, Entfaltung gelangt ist. Denn Sprache ist Symbol des Gedankens, ist sein menschlich konventionelles Zeichen. Hegel sagt darüber (p. 392 sq.): „Das Symbol ist zunächst ein Zeichen. Bei der bloßen Bezeichnung aber ist der Zusammenhang, den die Bedeutung und deren Ausdruck mit einander haben, nur eine ganz willkürliche Verknüpfung. Dieser Ausdruck, dies sinnliche Ding oder Bild stellt dann so wenig sich selber vor, daß es vielmehr einen ihm fremden Inhalt, mit dem es in gar keiner eigentümlichen Gemeinschaft zu stehen braucht, vor die Vorstellung bringt. So sind in den Sprachen z. B. die Töne Zeichen von irgend einer Vorstellung, Empfindung u. s. w. Der überwiegende Teil der Töne einer Sprache ist aber mit den Vorstellungen, die dadurch ausgedrückt werden, auf eine dem Gehalte nach zufällige Weise verknüpft, wenn sich auch durch eine geschichtliche Entwicklung zeigen ließe, daß der ursprüngliche Zusammenhang von anderer Beschaffenheit war, und die Verschiedenheit der Sprachen besteht vornehmlich darin, daß dieselbe Vorstellung durch ein verschiedenes Tönen ausgedrückt ist.“ —

Nach Hegel ist nun ferner die symbolische Kunst „gleichsam nur als Vorkunst zu betrachten, welche hauptsächlich dem Morgen-

lande angehörte“ (p. 391). (Der Ausdruck „Vorkunst“ wird p. 406 der „eigentlichen Kunst“ entgegengesetzt.) Die unsichere Bezeichnung einer Vorkunst, die dies doch nur „gleichsam“ sein soll, zeigt die Verlegenheit, in welcher sich Hegel bei der Rubricierung befand; im Verhältnis zur Poesie war hier eben die Sprachkunst anzuerkennen. —

Wir deuten auch noch die weitere Ausführung bei Hegel an, weil sie fast den gesamten von uns später zu entwickelnden Stoff der Sprachkunst berührt. Hegel selbst bemerkt (p. 491) ausdrücklich, „daß die verschiedenen Formen, welche in diesem ganzen Kreise ihre Stellung finden, fast durchgängig nur der Kunst der Rede angehören,“ — nimmt aber freilich sofort wieder diese „Kunst der Rede“ als die „Poesie“.

Nachdem Hegel (p. 392) die Symbole unterschieden hat 1) in willkürliche Zeichen, z. B. Töne einer Sprache, Farben cet. für Vorstellungen, und 2) in solche, welche in Beziehung stehen, z. B. Löwe als Symbol für Stärke, Fuchs für List cet. zeigt er (p. 395), daß sie notwendig zweideutig sind, weil sie sowohl im eigentlichen wie im uneigentlichen Sinne genommen werden können, wie z. B. die Wörter: begreifen, schliessen cet. Diese Zweideutigkeit hört erst dann auf, wenn die Beziehung von Bild und Bedeutung ausdrücklich gesetzt wird in einer Vergleichung. — Wird nun diese subjektive Seite der Einsicht in die Beziehung des Symbols oder Zeichens zu seiner Bedeutung noch nicht als solche geltend gemacht, so giebt dies die Darstellungen der Fabel, Parabel, des Apologs (p. 416), des Sprichworts und der Metamorphosen (p. 490); wenn aber die Bedeutung als solche klar hervortritt und das Symbol überragt, so giebt dies die Allegorie, die Metapher, das Gleichnis (p. 416), das Rätsel und das Bild (p. 490). Wenn endlich sich die Kunstform rein äußerlich zur Bedeutung stellt, wodurch diese selbst als bloße Prosa sich ausscheidet, so giebt dies das Lehrgedicht und die beschreibende Poesie (p. 416), von welchen Dichtformen (p. 490) auch gesagt wird, daß sie nur „anhangsweise“ erwähnt würden, weil sie „wahrhafte Kunstwerke“ nicht seien. —

Jene symbolische Kunstformen sind also (p. 488) „untergeordneter Gattung“, wenn sie sich als ein Ganzes darstellen; im übrigen kommen sie bei echten Produkten der klassischen und romantischen Kunst „als Schmuck und Beiwerk“ vor. Man „befindet sich deshalb in Verlegenheit und hat viel Mühe, wenn man

diese Dichtungsarten in bestimmte Hauptarten einzurangieren unternimmt“; (p. 491) sie sind nur „ein bloßes Suchen der Kunst“ (p. 492) haben nur „zu den allgemeinen Formen der Kunst ein Verhältniß, und ihr spezifischer Charakter läßt sich nur aus diesem Verhältniß, nicht aber aus dem Begriff der eigentlichen Gattungen der Dichtkunst, als der epischen, lyrischen und dramatischen erklären“. —

Freilich nicht. Merkwürdig aber ist es doch, daß eine Menge unzweifelhafter Kunstwerke, darunter z. B. die Fabel, welcher ein Lessing so viel Aufmerksamkeit widmete, die Spruchdichtung, welche Nationen so lange und so eindringlich bewegt — wenn auch nicht mit dem Posaunenschall dramatischer Pracht — „untergeordnet“ sein sollen und einem schwer begreiflichen „allgemeinen“ Kunstverhältniß angehören, weil sie in die Rubriken nicht passen wollen, welche die Theoretiker gemacht haben. Gelten denn die Kunstwerke nur, wenn das System es erlaubt, oder muß nicht umgekehrt die Theorie aus den wirklich vorhandenen Kunstwerken abgeleitet werden? —

Daß aber die Werke der Sprachkunst sich in die Rubriken der Poesie nicht einfügen lassen, ist eine Folge davon, daß Hegel den Begriff der Poesie höchst scharf und bestimmt gefaßt hat; denn hieraus mußte sich ergeben, daß jene Erzeugnisse der Sprachkunst ihr nicht angehören. Hegel nennt die Poesie „die allgemeine Kunst, deren eigentliches Material die Phantasie selber ist“. (Aesth. T. III, p. 231.) „Ihre Sprache beruhe weder auf der Wahl der einzelnen Wörter, noch auf der Art ihrer Zusammensetzung zu Sätzen und ausgebildeten Perioden, noch auf dem Wohlklang, Rhythmus, Reim u. s. f., sondern auf der Art und Weise der Vorstellung.“ — Er betont dies besonders (Aesth. III, p. 274): „Die äußerliche Weise, in welcher ein Inhalt kunstgemäß erscheint, das kann, wir müssen immer wieder darauf zurückkommen, für den poetischen Ausdruck nur die Vorstellung selber sein.“ —

Hegel schildert ferner, und es läßt sich nicht besser sagen, das erste Hervortreten der Sprachkunst. Er entwickelt nämlich, daß Sprechen um zu sprechen, Poesie giebt; und er hat recht, wenn er Poesie in dem weiteren Sinne faßt, in welchem man es für Kunst überhaupt gebraucht, wie er selbst (III, p. 237) sagt: „Die Natur des Poetischen fällt im allgemeinen mit dem Begriff des Kunstschönen und Kunstwerks überhaupt zusammen“. — Hätte er aber, nach seinen eigenen Prinzipien, nicht sagen müssen:

Sprechen, um zu sprechen, giebt eine Kunst der Sprache? — Die Worte selbst sind (Aesth. III, p. 239 sq.): „Die Poesie hat begonnen, als der Mensch es unternahm, sich auszusprechen; das Gesprochene ist ihr nur deswegen da, um ausgesprochen zu sein. Wenn der Mensch selbst mitten innerhalb der praktischen Thätigkeit und Not einmal zur theoretischen Sammlung übergeht und sich mittheilt, so tritt sogleich ein gebildeter Ausdruck, ein Anklang an das Poetische ein. Hiervon liefert, um nur eins zu erwähnen, das durch Herodot uns erhaltene Distichon ein Beispiel, welches den Tod der zu Thermopylae gefallenen Griechen berichtet. Der Inhalt ist ganz einfach gelassen; die trockene Nachricht, mit dreihundert Myriaden hätten hier die Schlacht viertausend Peloponnesier gekämpft; das Interesse ist aber, eine Inschrift zu fertigen, die That für die Mitwelt und Nachwelt, rein dieses Sagens wegen, auszusprechen, und so wird der Ausdruck poetisch, d. h. er will sich als ein ποιεῖν erweisen, das den Inhalt in seiner Einfachheit läßt, das Aussprechen jedoch absichtlich bildet. Das Wort, das die Vorstellungen faßt, ist von so hoher Würde, daß es sich von sonstiger Redeweise zu unterscheiden sucht und zu einem Distichon macht.“

Nun kommt es gewiß nicht darauf an, daß jene Inschrift sich gerade zu einem Distichon machte; die metrische Form ist ihr nicht wesentlich, und auch die ungebundene Rede würde genügt haben, obwohl sie sicher auch nach rhythmischer Schönheit gestrebt hätte, aber, und das ist es, worauf es ankommt, sie suchte sich „rein dieses Sagens wegen“ auszusprechen und darum „von sonstiger Redeweise zu unterscheiden“; sie änderte nicht die Vorstellung, sondern den Ausdruck, sie war also kein Werk der Dichtung, sondern der Sprachkunst. — Daß aber dies sich so verhalte, giebt Hegel indirekt zu, indem er solche Darstellung des bloßen Moments, ohne weitere Entwicklung, von der Poesie ausschließt und doch der Kunst zurechnet. Es ist nicht ohne Interesse, zu sehen, wie er sich wendet und dreht, das Falsche abzuwehren, zum bestimmten Erfassen des Richtigen aber nicht durchdringt. T. III, p. 248 sagt er: „Es giebt einen Inhalt gediegener Art, der ein in sich geschlossenes Ganzes bildet, doch ohne weitere Entwicklung und Bewegung schon in einem Satze vollendet und fertig ist. Von solchem Gehalt läßt sich eigentlich nicht sagen, ob er zur Poesie oder zur Prosa zu rechnen sei. Das große Wort des alten Testaments z. B. „Gott sprach, es werde Licht und es ward Licht“, ist in seiner Gediegenheit und

schlagenden Fassung für sich die höchste Poesie so gut als Prosa. Ebenso die Gebote: Ich bin der Herr, dein Gott, du sollst keine anderen Götter haben neben mir; oder: du sollst Vater und Mutter ehren. Auch die goldenen Sprüche des Pythagoras, die Sprüche und Weisheit Salomonis u. s. f. gehören hierher. Es sind dies gehaltvolle Sätze, die gleichsam noch vor dem Unterschiede des Prosaischen und Poetischen liegen. Ein poetisches Kunstwerk aber ist dergleichen selbst in größeren Zusammenstellungen kaum zu nennen, denn die Abgeschlossenheit und Rundung haben wir in der Poesie zugleich als Entwicklung, Gliederung und deshalb als eine Einheit zu nehmen, welche wesentlich aus sich zu einer wirklichen Besonderung ihrer unterschiedenen Seiten und Teile herausgeht.“ —

Nicht minder vergeblich bemüht sich Hegel, wo er vom sprachlichen Ausdruck der Poesie handelt (T. III, p. 282 sq.), eine besondere poetische Sprache, welche er anerkennt, abzugrenzen: „Es läßt sich die Grenzlinie, an welcher die Poesie aufhört und das Prosaische beginnt, nur schwer ziehen und ist überhaupt mit fester Genauigkeit im allgemeinen nicht anzugeben.“ — Man denkt bei dem Begriff des sprachlichen Ausdrucks der Poesie gewöhnlich nur an die Sprache der Oden, des Heldengedichts, der Tragödie; hielte man sich gegenwärtig, daß ebensowohl die Sprache der Satire, der Komödie, des Märchens, der Novelle zum „sprachlichen Ausdruck der Poesie“ gehört, so würde man leicht die Ansicht gewinnen, daß überhaupt das poetische Kunstwerk nur in demselben Sinne eine besondere Sprache verlangt, in welchem z. B. der Kanzelredner, der Philosoph, der Feuilletonist sich einer eigenen Sprache zu bedienen hat. — Sehr gut bespricht Hegel (T. III, p. 287) auch die Überwucherung dichterischer Produktionen mit Gebilden der Sprachkunst, wodurch rhetorische Poesie (bei Lateinern, Franzosen, auch Herder, Schiller) oder Überladen mit Bildern (bei Spaniern und Italienern, besonders Persern und Arabern) und witziges Spielen der Diktion entstehe. —

Wir erwähnen ferner Trahndorff. (Aesth. oder Lehre von der Weltanschauung und Kunst. Berl. 1827.) Trahndorff spricht z. B. (T. II, p. 94) von einer „Kunst des Wortklangs“, welche zusammen mit der Musik als „das Bewegen des Zeitlichen zum Ewigen“ zu fassen sei, wie sich Mimik und Tanzkunst als „das Bewegen des Räumlichen zum Ewigen“ darstellten. Er bestimmt sie näher p. 115: sie sei „das Sprechen als schöne Kunst“, welches

er nennt: „ein Inbegriff von Bildern in Bildern und von Bildern über Bildern.“ — Er sagt (p. 116): „Wohl hat man bereits erkannt, daß es eine solche Kunst geben müsse, wie dies der Eifer der Aesthetiker beweist gegen diejenigen, welche schöne Verse schon für schöne Gedichte halten; man hat also die Verskunst dadurch als eine besondere von der Poesie verschiedene anerkannt, indem man einsah, daß ein Gedicht in schlechten Versen doch sehr poetisch sein könne, so wie hingegen die schönsten Verse sehr unpoetisch.“ — „Der Mangel an Selbstständigkeit der Kunst des Wortklanges (sagt er p. 94) hat sie als eigentümliche Kunst versteckt“, ihr Einfluß erscheine (p. 98) z. B. an den Klinggedichten, Sonetten, Trioletten u. s. w., welche indes zur lyrischen Poesie zu rechnen seien. Trahndorff bemerkt weiter (p. 117), daß diese Kunst sich zeigen könne „in der Prosa so gut wie in der Verskunst,“ „daß sie trotz scheinbarer und wirklicher Abhängigkeit von anderen Künsten, dennoch ihr eigenes Leben habe, und ein Glied sei in der Reihe der schönen Künste und ein notwendiges Organ in dem Organismus der Kunst überhaupt, daß sie also auch für sich zu beachten und nicht zu zersplittern und bei anderen Künsten unterzustecken sei“. Durch Feststellung solcher Kunst des Wortklanges wird, wie Trahndorff sieht (p. 118), mancher Unklarheit über die Sprache der Prosa in ihrem Verhältnis zur Verskunst begegnet, man begreift durch sie „ein Leben des Schönsprechens, und daß ein Improvisatore, wenn auch nicht gerade als Dichter, doch als Meister in der Kunst des Wortklanges werde gelten können“. Auch die „Deklamation“ weist er in die Sphäre dieser Kunst, und als ihr entsprechend bezeichnet er (p. 118) „die Tanzkunst“, „denn so wie diese hindeute auf eine Veredelung des menschlichen Bewegens, so jene auf eine Veredelung des Sprechens“ cet. — Die weitere Ausführung bei Trahndorff hält sich teils zu sehr im allgemeinen, teils verfehlt sie auch zu sehr das Totalgebiet der Sprachkunst, da diese ihr mit der Verskunst fast zusammenfällt. — Die Unterscheidung der Poesie von der Sprachkunst, wie sie Hegel aufstellt, findet sich mehr oder weniger deutlich auch bei den neueren Aesthetikern, ohne daß jedoch es zur Aufstellung einer besonderen Kunstgattung gekommen wäre. Der Wirrwarr in diesem Gebiete ist deshalb bis heute geblieben.

Thiersch (Allgemeine Aesthetik. Berl. 1846), dessen Gliederung der Künste wir schon oben (p. 33 sq.) erwähnten, spricht (p. 141) von „gewissen Tongebilden“ in der Sprache, welche der



Dichter „als Werkstücke für die Gestaltung seiner Schöpfungen“ brauchen könne. Er sagt: „Es hat sich in den Worten gleichsam ein Vorrat von Formen und in der Rede ein Instrument gebildet, dessen Tasten der Geist berührt, und auf dem er die Melodien seiner Gedanken spielt.“ — „Es hat sich gleichsam (?) gebildet!“ Wer ist der Es? —

Bei Kahlert (System der Aesthetik. Leipzig 1846) heisst es, (p. 255): „Das dichterische Ideal ist, wie wir sehen, allerdings Bild, aber ein weit höheres, als Metapher und Gleichnis. Die Metapher hat ihr Verhältnis zur Vorstellung, das Gleichnis zum Phantasiegebilde, welches von dem seine Umrisse überwachenden Begriffe gezügelt wird. Das Ideal, die Erscheinung der Idee, ist bildliche Äußerung der Vernunft.“ P. 251 warnt Kahlert vor Verwechselung einer „Vorratskammer tropischer Ausdrücke“ mit der Poesie. Er meint (p. 256), „dafs ein Sprachkünstler als Dichter höchstens Allegoriker sei“, wobei denn die Frage bleibt, ob er denn als Sprachkünstler selber nichts ist? —

Solger (Vorlesungen über Aesthetik, herausgegeb. v. Heyse) erkennt (p. 259), dafs für die Poesie die Sprache nicht in demselben Sinne Material ist, als man von einem Material der übrigen Künste spricht; er faßt sie als die Kunst der reinen, das Mannigfaltige aus sich erzeugenden Idee, als die universelle Kunst und stellt ihr die anderen, an sinnliche Darstellung gebundenen Künste gegenüber. Er sagt, nachdem er die „Haupteinteilung in Poesie und Kunst“ aufgestellt, „die Poesie ist die universelle Kunst; sie ist die sich selbst modifizierende und bestimmende Idee“. „Die Poesie und die darin lebendige Idee muß selbst eine Wirklichkeit annehmen, die aber nur als Wirklichkeit der thätigen Idee, nicht des Objektes erscheint.“ „Die Wirklichkeit nun, welche die Idee sich giebt, ist die Sprache, welche mithin nicht äußeres Mittel oder Organ der Poesie ist, sondern die Existenz und Thätigkeit der Poesie selbst, insofern diese Thätigkeit ganz Wirklichkeit werden muß.“ Deutlicher (l. c. p. 265): „Die Sprache ist in der Poesie nicht Mittel der Mitteilung, sondern einzig und allein Mittel der Selbstobjektivierung, wodurch die Idee Wirklichkeit wird.“ (Genaueres in diesem Sinne: Solger, Erwin, T. II, p. 73, 76, 81.) —

Nicht klarer ist sich hierüber Carrière (den Danzel, Lessing II, p. 46 A citiert), wenn er sagt: „dafs das Material, in welchem der Dichter arbeitet, eigentlich (!) doch die Phantasie des Hörers

oder Lesers ist“. Mit solchem: „eigentlich“ ist in der Wissenschaft eben Ernst zu machen. —

Vischer, der die Sprache richtig als „bloßes Vehikel“ für die Poesie bezeichnet, als für welche nur „die Phantasie“ selbst das Material sei (Aesthetik, T. III, 2. § 836, p. 1163); der ferner (§ 838) die Poesie als die „Totalität der anderen Künste“ faßt, und „den Standpunkt der bildenden Künste auch in dieser wiederkehren“ sieht, war, wie Hegel, nahe daran, eine Sprachkunst als selbständige Kunst zu erkennen. Bestimmt genug heißt es (l. c. p. 9): Das Material der Poesie sei die Phantasie der Zuhörer, „Sprache sei nur das Werkzeug, womit in diesem Material gearbeitet wird“, aber, wie Hegel, läßt er dann (§ 850, p. 1215) „die Dichtkunst „es sein“, welche schöpferisch und sprachbildend“ wirke. Das Material der Sprache in seinen Einzelheiten zu betrachten, weist er dann „der Rhetorik“ zu, nicht ohne deren „wesentliche Formen“ auch für die Poetik geeignet zu finden. Daß die Sache hiermit in genügender Weise sich nicht erledige, deutet er p. 1219 an, wo er sagt: „Genaue Analyse“ cet. der „poetischen Sprache würde für die Poetik von tiefem Interesse sein. Man habe dieselbe bisher nur von der Voraussetzung aus, daß das Ganze prosaisch sei, untersucht; man dachte an keine tiefere Ableitung“ cet. „So habe von jeher die trübste logische Verwirrung, die dürftigste äußere Aufreihung in diesen Erörterungen geherrscht. Es wäre aber eine gründliche Untersuchung und Berichtigung nicht sowohl Aufgabe der Aesthetik, als vielmehr einer getrennten Poetik. Jene habe dazu keinen Raum übrig.“ — Schlägt man dann eine neuere Poetik auf, z. B. die von Gottschall (Breslau 1858), so findet man statt der gründlichen Untersuchung etwa die Bemerkung (p. 149): „Es bedürfe wirklich diese Lehre einer gründlichen Reform, zu der leider die Grenzen, die diesem Werke vorgezeichnet seien, nicht den genügenden Raum gewährten.“

Manche neuere Aesthetiker endlich, wie Zeising (Aesthetische Forschungen, p. 470) helfen sich freilich glatt über diese Schwierigkeiten fort, indem sie kurzweg: „die Sprache das Darstellungsmittel für die Poesie nennen, welche für den Dichter dieselbe Bedeutung habe, wie die übrigen Stoffe für die übrigen Künstler.“ —

Ähnlich, und den Sprachkünstler charakterisierend, der sich für einen Dichter hält, sind Rückerts Worte (Ausgew. Ged.,

p. 289) die Poesie ist ihm: „des Worts demütige Dienerin“, so daß er erklärt:

„Des Wortes Kraft durch Worte zu entfalten,  
Dies hohe Amt ist vor der Welt das meine.“

## 6. Die Gliederung der Sprachkunst.

Wir gehn dazu über, den Inhalt der Sprachkunst im einzelnen zu bezeichnen und zu klassifizieren. Er zerlegt sich uns in drei deutlich auseinander tretende Gruppen, welche ohne Zwang eine Parallele mit den Gattungen der Sculptur, der, wie wir sahen, der Sprachkunst entsprechenden bildenden Kunst zulassen. Man erinnert sich hierbei, daß Demokrit (wie Olympiodor zu Platons Philebus p. 242 anführt) die Namen als *ἀγάλματα φωνήεντα* bezeichnete, ebenso (nach Proclus zu Plat. Kratyl. p. 6) Pythagoras. (vide: Lersch, die Sprachphilosophie der Alten I, 26 und III, 19.)\*)

Fassen wir nämlich die Kunst des Bildhauers allgemein als solche, durch welche eine kontinuierliche Masse Form empfängt, so werden wir behauene Grenzsteine, Denksteine, mancherlei Formierung von Backsteinen, Säulen und Pilasterbildungen, selbst, wie in Indien, in Tiergestalten, Postamenten u. d. m. als Bildhauerwerke, wenn auch niedrigsten Ranges, gelten lassen; ebenso z. B. jene bergartig aus Erde aufgeworfenen Reliefs in Nordamerika, welche Vischer (T. III, p. 269) „gebaute Plastik, plastisches Bauen“ nennt, ferner die Obeliken: steinerne Sonnenstrahlen, die Steinpfeiler des Nordens, (cf. Kugler, Kunstgesch., p. 10) die Idole von den Sandwichinseln, die „Bildersteine“ in Nordasien (cf. Springer, Kunstgesch., p. 12), den indischen Dagop, reihenweise Aufstellung von Sphinxen, Widdern cet., Memnonen in Egypten, Elefanten cet., in Indien: symbolische Bauwerke. Daß dergleichen schließlich der verhältnismäßig leichten Technik eines Steinmetzen zur Ausführung überlassen werden könnte, thut nichts zur Sache. Vischer (Aesth. T. III, p. 89) bespricht, wie viel-

---

\*) Hierocles (Comment. in Aur. Carmen XXV): καὶ τὸ τοῦ Διὸς ὄνομα σύμβολόν ἐστι καὶ εἰκὼν ἐν φωνῇ δημιουργικῆς οὐσίας, τῷ τοῦς πρώτους θεμένους τοῖς πράγμασι τὰ ὀνόματα, διὰ σοφίας ὑπερβολήν, ὥσπερ τινὰς ἀγαλματοποιοὺς ἀρίστους, διὰ τῶν ὀνομάτων, ὡς δι' εἰκότων, ἐμφανίσαι αὐτῶν τὰς δυνάμεις.

fältig der Künstler erst durch das Handwerk hindurchgeht, wie z. B. Peter Vischer, bei den Griechen der *δημιουργός, χειρῶνάξ*, wie denn *τέχνη* ebensowohl Kunst wie Handwerk ist. Findet doch ähnliches auch bei der Dichtkunst statt, sofern Übung in der Behandlung der Sprache bis zu ihr hinanreicht. Solche Werke nun, obzwar an sich selbständig gedacht, vielleicht auch zufällig, wenn z. B. der Kultus sich einmischt, selbständig erhalten, lehnen sich gewöhnlich an etwas Architektonisches an, sei es Bau oder Garten, verschwinden auch wohl unbeachtet in der Mannigfaltigkeit als einzelne Teile, obwohl sie in sich gegliederte Ganze sind.

Wird dann zweitens die Bildhauerkunst nach Gehalt und Technik bedeutender, so sichert sie ihren Werken von selbst eine eigentümliche und selbständige Bedeutung, und zwar in dem Maße, als sie das individuell Menschliche, z. B. in Büsten, Medaillons, zur Erscheinung bringt. Diese Eigenstellung wird dadurch nicht beeinträchtigt, daß es, wie im Wesen der Malerei, so in der Natur der Skulptur liegt, sich, z. B. als Reliefdarstellung in Giebeln, eine architektonische Beziehung oder Umgebung zu wünschen und sich so an die Werke einer räumlich umfassenderen Kunstgattung anzulehnen. In diese zweite Abteilung gehören also z. B. Statuen, Gruppen, Reliefs etc. (cf. Vischer, Aesth., T. III, p. 461). — Es ist endlich drittens die Skulptur imstande, eine freie Verbindung mit anderen bildenden Künsten einzugehn, etwa so, wie die Malerei sich zur Unterstützung von Skulpturwerken herbeiläßt. Sie giebt namentlich der Architektur die Mittel, ihre Strebungen klarer auszusprechen, ihre Wirkungen zu steigern, harmonisch zu machen, zuzuspitzen, ihr Erscheinen reicher und würdiger hervortreten zu lassen. Dabei ist sie nicht darauf beschränkt, sich notwendig wieder mit Kunstwerken zu verbinden, sondern auch Dinge, welche an sich der Prosa des Lebens dienen, werden ihr als Hintergrund, von dem ihr Schmuck sich frisch und klar abhebt, willkommen sein, ja sie wird dergleichen prosaische Werke selbst erfinden oder darstellen, um sie entweder durch ihr Ornament in eine gefällige Beziehung zum ästhetischen Gefühl zu setzen, oder um durch sie für ihre kleinen Kunstwerke passende Träger zu erhalten. Hierher gehören z. B. die geflügelten assyrischen Pallastwächter, egyptischen Sphinxen, in Bezug auf welche Springer (Kunstgesch. p. 16) von einer „architektonischen Skulptur“ spricht, ebenso die umgekehrten Reliefs: *ἐντυπον, ἐγγλυφον*, intaglio für Siegelringe,

auch Pasten, Gemmen, *ἐκτυπον, ἀνάγλυφον* als Schmuck am Körper, an Bechern, Leuchtern cet. — Es tritt hier zu der Kunstthätigkeit des Bildners noch die Reflexion, um verständige und sinnige Beziehungen zu ermitteln, so daß die Wirkung des Ganzen wesentlich (wie etwa bei der Beteiligung der Malerei in Schmückung der Gewänder) auf feinen und gebildeten Geschmack berechnet ist. Man denke etwa an Benvenuto Cellinis Thätigkeit. — Vischer (Aesthetik, T. III, p. 331) bezeichnet diese ganze Kunst als „untergeordnete Tektonik“, sagt aber: „Niemand rühme sich des Kunstsinns, der sich nicht auch für diese untergeordneten Zweige, wodurch diese Kunst sich konkret mit dem Leben verschlingt, lebendig interessiert.“ Er verlangt von den Ornamenten, daß sie sich „organisch in einer den Zweck selbst klar symbolisierenden Weise“ mit dem Gerät vereinigen; z. B. Tierfüße an Tischen, Panthertatzen am Weintisch, Widderkopf am Sturmbock cet. —

Es ist, wie wir in Bezug auf unsere Parallelisierung der Skulptur mit der Sprachkunst noch schließlicb bemerken, auch nicht zufällig, daß ein besonders hervorragendes Werk der Sprachkunst, das Epigramm, mit Einzelwerken der Plastik vielfach in Verbindung trat. In der griechischen Anthologie z. B. sind namentlich Bildsäulen, in ihrem charakterisierenden Momente aufgefaßt, Gegenstände eines Ausspruchs, durch welchen diesem Momente gleichsam das Wort geliehen wird; ebenso die natürlichen Menschengestalten in plastischer Situation. Dergleichen sind z. B. Myrons Kuh, Jupiters Bildsäule von Pheidias, die badende Venus, das Bild der Geliebten, die Venus des Praxiteles. Herder („Blumen aus der Anthologie“, Bd. 20 p. 124 der ges. Werke) sagt fein: „Es ist ein und derselbe Sinn, der diese Kunstwerke und ihre Exposition in Worten hervorbrachte“ und bildet eine besondere Abteilung seiner Epigramme (p. 149) aus „jenen schildernden, welche die Griechen auf ihre Kunstwerke machten“. — Alle jene Kunstwerke der Skulptur endlich, die der Architektur oder dem Schmucke dienenden wie die selbständigen, wie die Kunstwerke aller Gattungen überhaupt, verfallen, sobald sie als fertig der Welt der Erscheinungen übergeben worden sind, gehen ihrer Verwitterung, Abnutzung, ihrem Untergange unaufhaltsam entgegen. Der Akt ihrer Schöpfung ist auch die Blüte ihres Daseins, dann unterliegen sie dem Lose alles Endlichen. Und auch hierin teilt die Kunst der Sprache das Geschick ihrer Schwestern, denn die Geschichte der Sprachen zeigt aus-

nahmelos nur den allmählichen lautlichen Verfall, die Abnutzung, das Absterben ihrer Kunstwerke. —

Als den oben geschilderten drei Gattungen der Skulptur entsprechend können drei Formen unterschieden werden, unter denen die Werke der Sprachkunst erscheinen. Sie sind nämlich zuerst innerhalb der Sprache selbst zu erkennen, obwohl sie als Werke der Kunst dort nicht mehr hervortreten. Hatten wir für die entsprechenden Formen der Skulptur die Bezeichnung „gebaute Plastik, plastisches Bauen“ uns angeeignet, so mag für jetzt der zu wenig umfassende Ausdruck: musikalische Sprache, sprechende Musik andeuten, welche Stelle innerhalb der Sprachkunst wir bezeichnen wollen. Wir geben dieser ersten Abteilung den Titel: Die Sprache als Kunst.

Den Skulpturen, welche der Künstler mit größerer oder geringerer Absichtlichkeit und Reflexion als Schmuck verwendet — „der untergeordneten Tektonik“ — entspricht die zweite Abteilung der Sprachkunst, welche wir, da sie deren unselbständige Werke in sich begreift, unter dem Titel: Die (Werke der) Sprachkunst im Dienste der Rede behandeln wollen.

Den selbständigen Werken der Skulptur endlich entsprechen drittens die selbständigen Werke der Sprachkunst und die dritte Abteilung handelt so von der: Sprachkunst in ihrer Selbstständigkeit.

Man sieht schon an dieser Stelle leicht, daß in der Skulptur wie in der Sprachkunst die Unselbständigkeit der Werke der ersten und zweiten Abteilung gemeinsam ist, und daß also diese Abteilungen insofern zusammenfallen. Der Unterschied zwischen ihnen ist, daß in der ersten Abteilung die noch nicht vollzogene Sonderung von Bauen und Bilden, von Singen und Sagen zur Betrachtung kommt, in der zweiten aber eine hergestellte Verbindung von Bauen und Bilden, Sprachkunst und Sprache; dort ist die Vereinigung eine unmittelbare, naive, hier eine vermittelte, reflektierte. In der ersten Abteilung ist deshalb die Kunst aus einer bisherigen Verkennung hervorzuziehen, ist zu zeigen: die Sprache als Kunst; in der zweiten haben wir es mit einem bewußten Schaffen zu thun, welches deshalb auch schon immer als ein künstlerisches bemerkt worden ist, und der Titel: Sprachkunst im Dienste der Rede drückt dies aus. —

Wir fügen dieser allgemeinen Angabe über unsere Einteilung der Sprachkunst einige Erläuterungen hinzu und handeln zuerst von der

## I. Sprache als Kunst.

Daß Sprache Kunst ist und in welchem Sinne sie so zu nennen ist, werden wir im ersten Abschnitte des besonderen Theiles ausführlich darthun. Welcher Gattung menschlicher Thätigkeit man sie zuzurechnen habe, ist bisher nicht genügend untersucht und beantwortet worden. Die Ansichten, welche die Wissenschaft hierüber entwickelt hat und für jetzt festhält, lassen sich aus Heyse (System der Sprachwissensch., ed. Steinthal. Berl. 1856) in genügendem Maße entnehmen, und wir wollen deshalb diese vorläufige Besprechung an seine Darstellung anschließen. Heyse führt aus (p. 25), daß die Sprache „ihrer Substanz nach nicht dem praktischen, sondern dem theoretischen Geiste angehöre“, sie sei (p. 27) „die Äußerungsform des denkenden Geistes oder der Intelligenz des Menschen“, „notwendig für das menschliche Individuum als solches“ (p. 38 sq.), „für die menschliche Gesellschaft“ (p. 41) und für Werke der Kunst und Wissenschaft, welche dem Individuellen entrückt seien und dem allgemeinen Geiste angehörten (p. 45). Sie sei also (p. 60) „ein dienendes Organ des Geistes“, aber (p. 62) „nicht der physische Organismus des Menschen, noch auch der subjektive Geist ist das schaffende Prinzip der Sprache; sondern die Erzeugung der Sprache geschieht mit Notwendigkeit, ohne besonnene Absicht und klares Bewußtsein, aus innerem Instinkte des Geistes“. — Weiter bespricht dann Heyse (p. 36 sq.) das Verhältnis der Sprache zur Kunst: beide seien Äußerungsformen des theoretischen Geistes, beide seien kein Handeln und gingen nicht auf einen außer ihnen liegenden Zweck, beide seien nicht bloße Nachbildung der äußeren Objekte, sondern stellten einen geistigen Inhalt dar und zwar für einen der idealen Sinne: Gesicht, Gehör. Dennoch sei die Sprache nicht Kunst, und der Unterschied sei folgender: „Die Sprache entwickelt den Gedanken in logischer Form für den Verstand. — Die Kunst stellt ihn in sinnlicher Form dar für die Anschauung, die Phantasie. — In der Sprache ist das sinnliche Element, der Laut, objektiv betrachtet, bloßes Mittel der Äußerung. Es kommt hier alles auf den geistigen Inhalt an. Für die Kunst ist das sinnliche Element der wesentliche Stoff, in welchem sie bildet, nicht bloß Darstellungsmittel, sondern integrierender Teil des Kunstwerkes.“ —

Ist dies nun richtig? —

Mag, was von der Kunst gesagt wird, gelten; dem, worin

die Sprache ihr entgegengesetzt wird, kann man nicht beistimmen. Es heist: „Die Sprache entwickelt den Gedanken in logischer Form für den Verstand.“ Da würde zunächst der Ausdruck: „entwickelt den Gedanken“ zu meiden sein, auch wenn man unter Gedanken überhaupt die Bewegungen, Lebensakte der Seele verstehen will, denn die Sprache als solche entwickelt nicht schon: sie stellt nur heraus, stellt dar; dafs sie ferner „in logischer Form“ darstelle, würde genauer heissen müssen: in bestimmt artikulierten Zeichen der Vorstellungen und der Beziehungen derselben zu einander; dafs endlich sie allein „für den Verstand“ darstelle, kann nichts anderes bedeuten, als dafs sie für ein Verstehen, für das Verständnis darstelle. —

Heyse selbst bemerkt (p. 67) richtig gegen Becker (Organism. der Sprache): Dieser „konstruiere die Sprache nach abstrakt-logischen Kategorieen.“ Dagegen sei zu sagen: „Der Laut ist schon da, ehe der Begriff da ist, als Ausdruck des animalischen Seelenlebens, der Empfindung. Der Begriff erschafft den Laut nicht: er gestaltet ihn nur um, und macht ihn zu seinem Organe (wozu wir setzen: so weit dies möglich ist). Das ursprüngliche Gestaltende aber ist in der Sprache überhaupt nicht der logische Begriff, sondern der vernünftige Geist überhaupt, der durch verschiedene untergeordnete Entwicklungsstufen oder Formen sich erst allmählich zum logischen Begriffe hinaufarbeitet“ cet. P. 68 heist es noch: „Bei Becker fängt die Sprache mit dem abstrakten logischen Begriffe an, statt mit ihm aufzuhören; denn mit dem Erreichen dieses Standpunktes erreicht zugleich die ursprüngliche Sprachschöpfung ihr Ende; die organische Identität des Geistigen und Sinnlichen ist aufgelöst, indem der Geist zur Herrschaft gelangt, und der Laut zum blofsen Zeichen des Begriffes herabsinkt.“ —

Hat sich nun wohl Heyse bei seiner Entgegensetzung von Sprache und Kunst nicht der von ihm getadelten Beckerschen Vorstellung zu nahe gestellt? — Wir glauben, dafs unsere Verbesserung schon hier als solche erkennbar ist, sagen also: Die Sprache stellt die Lebensakte der Seele in bestimmt artikulierten Zeichen der Vorstellungen und deren Beziehungen zu einander für das Verständnis dar, und fragen nun, indem wir das von der Kunst Gesagte vergleichen, stellen sich diese bestimmt artikulierten Zeichen etwa nicht dar: „in sinnlicher Form“? — Man denke doch nur an dasjenige, was in der Musik und gar in der Dichtkunst: „sinnliche Form“ zu nennen wäre! — Und wir fragen



dann: ist das Verständnis durch die Sprache nicht ein Verstehen auf Anregung dessen, was Heyse Anschauung, Phantasie nennt, und umgekehrt: wird in der Kunst durch Anschauung und Phantasie etwas anderes bewirkt, als eben das Verständnis des Kunstwerks? — Wollte man zweifeln, ob das Verständnis, zu welchem die Sprache führt, durch „Anschauung und Phantasie“ vermittelt werde, so erinnere man sich — bis zur genaueren Erörterung dieses Punktes — zunächst nur an den ursprünglich symbolischen Charakter der Sprache, daran, daß die Zeichen, deren sich die Sprache bedient, zwar in der fertigen Sprache als willkürlich erscheinen, in der That aber nicht minder Bilder sind, als z. B. die Tonbilder der Musik, die Vorstellungsbilder der Poesie, Bilder freilich nicht der äusseren Welt, sondern der Bewegungen und Lebensakte unseres Innern. Mit dem von Heyse selbst (p. 37) Gesagten: „Die Sprache ist keineswegs der reine farblose Ausdruck des abstrakt-logischen Gedankens; sie hat innerlich und äusserlich sehr viel sinnlich-anschauliche, phantastische Elemente,“ läßt sich zwar schon berichtigen, was wir hier von ihm besprechen, aber diese Anschaulichkeit, Sinnlichkeit, Phantastik ist vielmehr, wie sich später zeigen wird, die Natur der Sprache, nicht ein zufälliges Element in ihr, von dem sich eben nur „sehr viel“ findet. —

Wenn nun Heyse weiter sagt: „das sinnliche Element der Sprache, der Laut, sei bloßes Mittel der Äußerung, es komme hier alles auf den geistigen Inhalt an“, so mag er sich selbst entgegnen (p. 35): „der Laut steht zum Geistigen nicht im Verhältnis des Mittels zum Zweck, sondern ist das natürliche Organ des denkenden Geistes“. — Daß das Lautbild im Gebrauch nach und nach zum bloßen Mittel wird — oder sagen wir besser: zu werden scheint — kann sein Wesen nicht ändern; zu sagen, daß alles auf den geistigen Inhalt ankommt, heißt behaupten, daß nichts auf die Lautform, auf die phonetische Seite der Sprache ankomme. Ist das so? — Heyse sagt (p. 66): „Wir dürfen nie vergessen, daß der Geist durchaus der wesentliche Inhalt und die herrschende Macht, der Lautstoff nur dienendes Element ist. Die physiologischen Gesetze und Erscheinungen in der Sprache sind nur Symbole psychischer Verhältnisse und haben nur als der sinnliche Ausdruck geistiger Bestimmungen Wert und Bedeutung“ cet. „Diese Lautformen also sind nur Symbole psychischer Verhältnisse?“ Und dienen denn Symbole? Sind sie nicht vielmehr so „integrierende Teile der Sprache, wie es Heyse

(vide oben) nur immer vom sinnlichen Element des Kunstwerks im Verhältnis zu diesem selbst verlangen kann; sind sie nicht „der wesentliche Stoff“ der Sprache?

Wir prüfen auch noch die übrigen Punkte, in welchen nach Heyse Sprache von der Kunst sich unterscheidet.

Heyse sagt (p. 36): „Die Sprache kommt jedem vernünftigen Menschen als solchem zu; die Kunstdarstellung hingegen setzt eine besondere Begabtheit des individuellen Geistes voraus. Auch das Verständnis des Kunstwerks ist nicht jedem gegeben, wie das Verständnis seiner Sprache.“ — Es sind dies die gewöhnlichen Vorstellungen von der Sache, aber sie sind unrichtig, wie wir ausführlich oben (p. 10—14) in Bezug auf die Kunst nachgewiesen haben. Was aber die allgemeine Befähigung „jedes vernünftigen Menschen“ für die Sprache betrifft, so ist zu bedenken, daß über sie nicht leicht zu urteilen ist, da wir ja die Sprache nicht mehr machen, sondern erlernen, daß aber bei der uranfänglichen Sprachschöpfung sich die Begabteren wahrscheinlich gerade so vor den übrigen ausgezeichnet haben, wie in der Kunst die Genies und die Talente vor den Nachtretern und bloß Aufnehmenden; daß ferner „jeder vernünftige Mensch“ allerdings spricht, weil die Vernünftigkeit (worüber später weiteres) vor allem von der Sprachentwicklung bedingt ist, daß aber manche Völker in der That wenig Vernünftigkeit und so auch nur unvollkommene Sprache aufweisen; daß endlich noch heute innerhalb der bestehenden Sprachen mindestens ein ebenso großer Unterschied zwischen dürftig und gewaltig Sprechenden, zwischen kärglicher und überreicher Verwendung des Wortschatzes, zwischen bloß Nachsprechenden und die Sprache Umschaffenden besteht, wie nur irgend — die einzelnen Kunstgattungen als Eine Kunst zusammengefaßt — zwischen den echten Künstlern und solchen, welche der Kunst ferner stehn. — Wie aber mit dem Sprechen, so verhält es sich, wie leicht zu sehen, auch mit dem Verständnis der Sprache. —

Heyse trennt ferner die Kunst von der Sprache in Beziehung auf ihren Stoff. Er sagt: „Der Sprachstoff sind die Worte und Wortformen, nicht der rein sinnliche, materielle Laut nach seinen physikalischen Unterschieden und Verhältnissen.“ „Er ist schon an und für sich ein Geistiges, Bedeutsames; die einzelnen Wörter und Wortformen sind auch in ihrer Vereinzelung Zeichen von Vorstellungen und logischen Beziehungen. Der Stoff des Kunstwerkes hingegen ist an sich ein rein Natürliches, Geist-

loses. Dieser ist an sich tot; der Sprachstoff ist nur scheinbar ruhend“ — cet. —

Hiernach soll also ein schon für sich Geistiges, Bedeutsames nicht Stoff eines Kunstwerks sein können, nur ein an sich Totes. Es ist wohl zu sehen, wie Heyse zu solcher Aufstellung kommt. Will man nämlich im Begriff die einigende Idee des Kunstwerks gegenüberstellen dem Material, durch welches sie sich aussprechen soll, so erscheint natürlich in diesem Verhältnis die Idee als das Bestimmende, Thätige, der Stoff als das Bestimmte, Leidende, so daß also auch ein an sich Lebendes, Geisterfülltes, wenn es als Material zur Verwendung kommt, sein Eigenleber soweit aufgeben muß, als die beherrschende Einheit es fordert — aber folgt denn daraus, daß nun auch für sich der Stoff kein Leben haben darf? — Duldet Gartenbaukunst nur Vertrocknetes? Formiert nicht die Tanzkunst z. B. einen an sich schon lebendigen Körper? Hält Heyse den Ton der menschlichen Stimme, welchen die Vokalmusik verwendet, für an sich geistlos, nicht bedeutsam, tot? Nenn er ihn nicht (p. 34) selbst: „die ideellste Lebensäußerung des animalischen Seelenlebens“? Und nun die Dichtkunst mit ihren Nebenkünsten, z. B. der des Schauspielers, arbeitend in totem Stoff!

Endlich sagt Heyse (p. 37): „Die Sprache ist nur ein Stoff, ein Vorrat einzelner Begriffszeichen, wie sie etwa in Wörterbuch und Grammatik vorliegen. Diese Teile stehen zwar in lebendiger Beziehung zu einander, aber nur der Möglichkeit, noch nicht der Wirklichkeit nach. Ein wirklicher Zusammenhang wird erst hergestellt in einem Rede-Ganzen, einem Sprach- oder Schriftwerk.“ Weiterhin wird dann noch erklärt, „die Poesie sei die redende Kunst“, „das Dichtwerk zugleich Sprach- und Kunstwerk“. —

Daß, um mit dem letzten anzufangen, es ein Irrtum ist, wenn man ein Dichtwerk für ein Sprachwerk ansieht, haben wir zur Genüge besprochen. Nun vermißt Heyse an der Sprache, damit sie ein Sprachwerk sein könne, die Totalität, ohne welche doch ein Kunstwerk nicht bestehe, sie biete nur Teile, kein Ganzes. Aber was sagte denn Heyse kurz zuvor? — „Der Sprachstoff ist schon an und für sich ein Geistiges, Bedeutsames, die einzelnen Wörter und Wortformen sind auch in ihrer Vereinzelung Zeichen von Vorstellungen“ cet. Nun soll das alles doch „nur der Möglichkeit nach, nicht in Wirklichkeit“ so sein? Die wirkliche Sprache aber wäre „der Vorrat an Begriffszeichen in Wörterbuch und Grammatik“? — Gewiß nicht. —

Vielmehr bietet die wirkliche Sprache nur Ganzes, die Auflösung der Sprache in an sich sinnlose Einzelheiten ist lediglich theoretische Abstraktion. Man nimmt mit hinlänglicher Sicherheit an, daß alle Wörter sich auf Wurzeln zurückführen lassen. Was ist denn nun als der Inhalt dieser Wurzeln zu denken? Heyse giebt hierüber Auskunft (p. 134 sq.): „Da die Wurzel den reinen Inhalt der Vorstellung ohne alle formelle (logisch-grammatische) Begrenzung darstellt, so kann sie nicht Ausdruck der einzelnen bestimmten Vorstellung als solcher sein (wie sie das Wort bezeichnet); sondern sie muß vielmehr der noch ungesonderten, den bloßen Stoff des Wahrgenommenen enthaltenen Anschauung in ihrer Totalität entsprechen. Die Notwendigkeit dieser Bedeutung der Wurzel wird aber vollkommen einleuchtend, sobald wir sie als Form der Mitteilung eines geistigen Inhaltes auffassen. Als solche kann sie unmöglich Zeichen einer einzelnen Vorstellung sein, sondern muß einen reicheren Inhalt haben, indem sie einen ganzen Gedanken vertritt. Das Bezeichnen einzelner Vorstellungen (Dinge, Thätigkeit, Eigenschaften u. s. w.) durch Laute ist ein bloßes Nennen.“ „Wie jeder Akt des denkenden Geistes seinem subjektiven Inhalte nach ein ganzer Gedanken ist: so muß notwendig auch jede Sprachäußerung der Absicht des Sprechenden nach ein ganzer Satz sein, „wie auch jetzt das erste Wort des Kindes ein ganzer Satz ist (Becker, Organism. S. 19)“ cet. — Dies ist richtig, und dies ist auch festzuhalten für alle spätere Entwicklung der Sprache, denn was die Wurzel zustande brachte: Verständnis, das wollte auch bis jetzt die Sprache, und sie erreicht ihre Absicht nicht weniger, sondern besser, bestimmter. Immer denkt also die lebendige Sprache, der wirklich Sprechende ein Ganzes, nie ist die wirkliche Sprache bloßer Vorrat von Wörtern, nie meint sie ihre einzelnen Bestandteile. Daß unsere Theorie solches Ganze zerlegen, vereinzeln kann, daß unsere Grammatiken und Wörterbücher dieses Vereinzelte wissenschaftlich behandeln, ist hierbei völlig gleichgiltig; es könnte sonst auch wohl weiter behauptet werden, daß die Wörter selbst nur der Möglichkeit nach vorhanden seien, in Wirklichkeit vielmehr die Silben und einzelnen Laute. Die Sache stellt sich also gerade umgekehrt: in der Wirklichkeit bezieht die Sprache immer nur ihre Wörter aufeinander, die Wörter in ihrer Einzelheit sind Abstraktionen, Sprache nur der Möglichkeit nach. — (Man vergleiche hierüber noch W. v. Humboldt „Über die Verschiedenheit des menschl. Sprachbaues“. Ges. Werke Bd. 6 p. 42.)

Heyse sagt (p. 37): „unter allen Künsten steht die Musik der Sprache am nächsten“, und stellt damit selbst gewissermaßen die Sprache in die Reihe der Künste. In der That ist das Hervorbrechen der Sprache, wie Heyse richtig (p. 42 sq.) erörtert, nicht „aus einem äußerlichen Bedürfnisse“ herzuleiten, sondern es ist „das Bedürfnis des denkenden Geistes an sich, sich zu äußern“ (p. 44), die Sprache also ist sich selbst Zweck. Ebenso frei und zugleich mit derselben innerlichen Notwendigkeit, wie der musikalische Laut, entsprang die Wurzel dem menschlichen Organismus; ähnlich wie dieser im Gebiete der empfindenden Seele, der Naturseele, war auch dieser als Ausdruck der sich selbst bestimmenden, bewussten Seelenakte zunächst noch unbestimmt, sicherlich vom musikalischen Tone nicht zu weit entfernt und verschieden, aber ihn trieb allerdings ein anderes Bedürfnis hervor, als dasjenige, welchem der musikalische Ton genügte, das Bedürfnis bestimmter Abbildung einer bestimmteren, helleren Seelenthätigkeit, und so entfaltete er sich zur Sprache, welche nicht weniger Kunst forderte, nicht weniger Kunstgenuß gewährte, als die Musik, welche aber über deren Wirkungen nach der Seite des Geistes hinausging. — Wir bezeichnen also im allgemeinen als Inhalt unserer ersten Abteilung die Betrachtung über das Wort und über die Wortformen, welche von andern Gesichtspunkten auch Gegenstand lexikalischer und grammatischer Behandlung sind. Wenn das Wörterbuch den Sprachstoff, d. h. den materiellen Inhalt der Wörter feststellt, die Grammatik das Formelle der Sprache, also die Sprachformen und die Beziehungen, gemäß welcher diese eintreten, das Werden also der Wörter zu Worten erörtert, geht unsere Untersuchung auf das Schaffen und Entstehen des Stoffes und der Form als einer Einheit, durch welche ein bestimmter Seelenmoment zur Darstellung kommt. Wenn die Musik ihre Empfindungen kundgiebt durch Tonbilder, offenbart sich die Kunst der Sprache durch Lautbilder, d. h. durch Töne, welche an sich Bedeutung haben, gedeutet werden. Wir haben zu beachten, daß das Wort Bild selbst ein Bild ist, wenn es Tonbild bedeuten soll, denn der Ton an sich, das Hörbare ist nicht fähig, ein Simultanes darzustellen, wie es das sichtbare Bild vermag. Der Ton erfolgt successiv, ist nur ein wiederholtes Erschüttern, aber in unserer Auffassung wirkt er nach Art eines Bildes, und man kann in lauter Bildern sagen: das Gehör schaut ein Zeitbild an.

Betrachten wir die einzelnen Wörter einer als abgeschlossen

erscheinenden Sprache, so treten sie uns freilich nicht als Kunstwerke, als Bilder entgegen; sie sind eben als Baustücke hineingearbeitet in den Bau der Sprache, thun einzeln ihren Dienst und erscheinen uns lediglich als Zeichen für jenes, was sie bedeuten. Aber doch auch in den Fügungen der Sprache kommt es vor, daß wir an ihre künstlerische Natur erinnert werden, wie wenn ein Wort emphatisch steht, und so das erloschene Sprachbewußtsein neu belebt wird, wenn Wortspiele unsere Aufmerksamkeit reizen, oder Rätsel, oder, wenn Reimklänge wirken u. d. m. Man kann zur Veranschaulichung dieses Verhaltens der Wörter in der fertigen Sprache die bekannte Vergleichung der Wörter mit Münzen benutzen, welche schon Quintilian hat (lib. I, 6, 3): „utendumque plane sermone ut nummo, cui publica forma est“ (cf. Fortunat., art. rhet. III, 3). Vide auch Plutarch (de Pyth. orac. 24) „ἀμοιβὴ γὰρ ἔοικε νομίσματος ἢ τοῦ λόγου χρεία, καὶ δόκιμον μὲν αὐτοῦ τὸ σύνηθές ἐστι καὶ γνώριμον, ἄλλην ἐν ἄλλοις χρόνοις ἰσχύν λαμβάνοντος“. — Zweifellos nämlich weist die Münze an sich ein Kunstwerk auf, aber kaum ist sie geschaffen, so bewirkt die Allgemeingiltigkeit ihres Stoffes allgemeine Benutzung, und sie wird konventionelles Zeichen für Mitteilung und Umtausch von Werten. Wenn dann nicht ausbleiben kann, daß das Gepräge — das Bild und die Charakterisierung — sich nach und nach abnutzt und verwischt, wodurch dann das Künstlerische zurückgeschoben, endlich vergessen wird, so hindert doch andererseits nichts, daß jedes Stück einmal von einem Künstlerauge betrachtet werde, am ehesten wohl, wenn die Gepräge verschiedener Stücke verglichen werden, oder wenn neu-geprägte in Umlauf kommen. Es dienen aber auch kostbare Stücke Liebhabern zum Schmuck, und endlich bethätigt sich an Münzsammlungen zwar überwiegend ein historisches Interesse, doch geht neben diesem auch ein künstlerisches, und die Freude an der Münzsammlung ist nicht bloß auf den Besitz eines wissenschaftlichen Hilfsmittels gegründet. Die Werke der Kunst also, welche wir in der ersten Abteilung zu betrachten haben, begegnen uns in der ausgebildeten Sprache nur noch als Zeichen, aber diesen Zeichen und ihren verschiedenartigen Kombinationen fehlt nirgend ästhetische Beziehung, und es wird unsere Aufgabe sein, diese herauszustellen. —

Unsere zweite Abhandlung behandelt weiter:

## II. Die Sprachkunst im Dienste der Rede.

Die Werke dieser Abteilung sind im allgemeinen als Schmuck der Rede aufzufassen, d. h. also als unselbständige Kunstmittel. Wie schon erörtert wurde, wird ihnen um des Umstandes willen, daß sie gewissermaßen in Abhängigkeit von anderen Darstellungen durch Sprache treten, ihr Charakter als Hervorbringungen der Kunst nicht zu bestreiten sein. Solger (Vorlesungen über Aesthetik ed. Heyse p. 103) sagt: „Der Schmuck hat einen edlen Ursprung. Was in der Sittlichkeit die Sitte und der Anstand, das ist im Schönen der Schmuck; beide die Äußerung der ihnen zu Grunde liegenden Ideen in der Erscheinung des gemeinen wirklichen Lebens“; wobei zu bemerken ist, daß nicht bloß das gemeine wirkliche Leben sich des Schmuckes bedient, sondern daß ebensowohl die Hervorbringungen der Kunst ihn benutzen.

Wenn in der ersten Abteilung die Sprachkunst, wie sie in der Sprache selbst niedergelegt ist, uns als Erzeugnis eines Kunsttriebes und unmittelbarer Eingebung erscheint, der Sprachkünstler als naiv schaffend und das Geschaffene sogleich auch verwendend; wenn ferner die Werke, welche wir der dritten Abteilung zuwiesen, eine bewußt-künstlerische Verarbeitung des Materials voraussetzen, so haben wir es in dieser zweiten Abteilung mit Werken zu thun, deren Wirkung in Bezug auf ein ihnen an sich Fremdes berechnet und abgewogen wird. Nicht bloß also die Art ihrer Verwendung, sondern ihre eigene Gestaltung erfolgt nach Zwecken und wird durch Reflexionen bestimmt. Wo nun bei Hervorbringung von Werken eine Absicht sich beteiligt hat, tritt deren Verständnis unschwer ein, denn die Reflexion wird von der Reflexion verstanden, weil sie dieselbe naturgemäß anregt, und darum ist denn dieser Teil der Sprachkunst schon früh als solche erkannt und vielfach und eifrig behandelt worden. Bei der Aufstellung dieser Lehre von den Figuren der Rede schwankte man freilich, ob man sie der Rhetorik oder der Poetik zuzuordnen habe. —

Die Verwendung dieser der Reflexion angehörigen Sprachkunstwerke findet in jeder Gattung von Darstellungen durch die Rede statt; auch ist es vielleicht mehr angemessen, die Sprachkunst als mitwirkend bei der Musik anzunehmen, als die Poesie, so daß z. B. man die Operntexte betrachten kann als verständig und zweckmäßig entworfene Gerüste, welche die Skizze eines Ganzen geben, geeignet, einzelne Momente aneinander zu reihen,

so daß sie durch die Situation Stimmung erhalten und bestimmteres Verständnis der Musik vermitteln. Es ist wenigstens nicht zweifellos, ob man den Operntext zu den poetischen Werken rechnen könne. Hegel (*Aesthetik*, Bd. 3 p. 201) nennt es zwar „ein schädliches Vorurteil, zu meinen, die Beschaffenheit des Textes sei für die Komposition eine gleichgiltige Sache“, aber er findet doch „für die Musik nur eine gewisse mittlere Art von Poesie passend, welche wir Deutsche kaum mehr als Poesie gelten lassen“, „eine Poesie, im Lyrischen wahr, höchst einfach, mit wenigen Worten die Situation und Empfindung andeutend; im Dramatischen ohne allzu verzweigte Verwicklung klar und lebendig, das Einzelne nicht ausarbeitend, überhaupt mehr bemüht, Umrisse zu geben, als dichterisch vollständig ausgeprägte Werke“. — Demnach steht er nicht so fern von der gewöhnlichen Ansicht, wie sie z. B. Westphal ausspricht („*Harmonik und Melopöie der Griechen*“ p. 17): „Bei uns ist die Musik eine freie selbständige Kunst geworden; sie tritt zwar noch häufig genug in Begleitung der Poesie auf, aber die Poesie ist dann, von wenigen Ausnahmen abgesehen, stets das untergeordnete Element. Der poetische Text unserer Oper ist fast überall ohne Kunstwert und kann auf den Namen einer wirklichen Poesie keinen Anspruch machen.“ —

Es bleibt uns noch die dritte Abteilung:

### III. Sprachkunst in ihrer Selbständigkeit.

Wenn schon, wie wir ausführten, es die Darstellung des bestimmten Seelen-Moments ist, welche die Werke der Sprachkunst charakterisiert, so ist damit doch nicht gesagt, daß solche Darstellung stets in den Grenzen des einzelnen Wortes oder des grammatischen Satzes ihre vollständige Form gewinne. Es können mehrere Worte, mehrere Sätze sein, welche diesen Einen Moment ausdrücken, ohne daß durch diese quantitative Zunahme aus dem Sprachkunstwerk ein Werk der Poesie wird, denn es liegt die Einheit des Seelenmoments in ihm selbst, im Gedanken, nicht in den Worten als solchen, seinem Material. So ist auch die Skulptur, welche ebenso den Moment darstellt, nicht auf Darstellung Einer Figur beschränkt; der plastische Künstler kann Gruppen bilden und berührt damit keineswegs das Gebiet der Malerei. —



Es kann nicht behauptet werden, daß die Seele in Einem Moment auch nur Eine Vorstellung zu fassen imstande sei. Lotze (Mikrokosmos, Bd. I, p. 232) sagt: „Obgleich es sehr schwierig sein würde, durch unmittelbare Beobachtung zu entscheiden, ob mehrere Vorstellungen zugleich im Bewußtsein vorkommen können, und ob nicht vielmehr überall uns nur die Raschheit der Abwechselung mit diesem Scheine täuscht, so nötigt uns doch die Thatsache, daß wir überhaupt Vergleiche anstellen können, zu der Annahme einer möglichen Gleichzeitigkeit. Denn wer vergleicht, geht nicht bloß von dem Vorstellen des einen der verglichenen Glieder zu dem Vorstellen des andern über; um den Vergleich zu vollziehen, muß er notwendig in einem unteilbaren Bewußtsein beide, und zugleich die Form seines Überganges zwischen beiden zusammenfassen. Wenn wir eine Vergleichung mitteilen wollen, sind wir durch die Natur der Sprache genötigt, die Namen beider verglichener Glieder und die Bezeichnung der Beziehung zwischen ihnen zeitlich aufeinander folgen zu lassen, und dies verursacht uns wohl die Täuschung, als fände in der Vorstellung, die wir mitteilen wollen, das gleiche Nacheinander statt; aber zugleich rechnen wir doch darauf, daß in dem Bewußtsein des andern unsere Aussage nicht drei getrennte Vorstellungen, sondern die eine Vorstellung einer Beziehung zwischen zwei andern veranlassen wird. Obgleich wir endlich, gewöhnt an den Gebrauch der Sprache, auch unseren verschwiegeneu Gedankengang in die Form einer innerlichen Rede bringen, so ist doch offenbar auch hier die Reihenfolge, in welcher zeitlich die Worte für unsere Vorstellungen sich verknüpfen, nur eine Nachzeichnung der Beziehungen, die wir zwischen ihren Inhalten früher vorstellten, und diese Gewohnheit des innerlichen Sprechens verzögert eigentlich den Gedankenlauf, indem sie das ursprünglich Gleichzeitige in eine Reihe auflöst. — Bürgen uns nun diese Thaten des beziehenden Wissens für die Gleichzeitigkeit einer Mehrheit von Vorstellungen, so scheinen sie zugleich die Bedingungen des Stattfindens derselben zu lehren. Nur für unverbundenen Viele hat das Bewußtsein keinen Raum; es ist nicht zu eng für eine Mannigfaltigkeit, deren Glieder wir durch Beziehungen geteilt, geordnet und verbunden denken.“ Lotze führt dies dann weiter durch, an den Auffassungen musikalischer Vielheiten, architektonischer Mannigfaltigkeit u. a. m. —

Bei der flüssigen Natur, der Feinheit des Stoffes, welcher der Sprachkunst dient und der Poesie, sind freilich scharfe Gren-

zen in jedem einzelnen Falle schwer zu ziehen. Es wird bei manchen Werken nicht zu entscheiden sein, ob der Eine Moment nur sich entfaltet hat, sein Licht weiter ausstrahlt, oder ob mehrere Vorstellungen aus leiserem Konflikt, welcher sie mehr nur aufeinander bezogen erscheinen läßt, als ineinander verflochten anzuerkennen sind. —

Aber dieser Mangel absoluter Festigkeit haftet allen Klassifikationen an, sie können nur ordnen, den überströmenden Reichtum des Lebens umfassen sie nicht. — Immerhin wird für die Unterscheidung ausreichen, wie wir schon erörtert haben, daß es sich bei den Werken der Sprachkunst nicht um den Gedankeninhalt handelt, um die Fülle und Tiefe der Erfindung, wie bei der Poesie. Diese holt ihre Stoffe aus dem Gebiete des inneren und äußeren Menschenlebens, steht deshalb in Bezug zur Philosophie, Moral, zur Religion, Pädagogik, reinigt, lehrt, versöhnt; der Sprachkunst aber fehlt dies alles, denn sie erfasset des Menschen Inneres nur von der Naturseite, stellt nur insoweit dar, als der Seelenmoment Sprache werden kann und soll. In der Poesie schließt die künstlerische Einheit den Konflikt von Vorstellungen und Gedanken ab, deren jeder eine Sphäre erfüllt, in der Sprachkunst bringt die Einheit des Kunstwerks ein Vieles zusammen, welches für sich unselbständig sein würde und nur durch seine Beziehung auf das Eine Halt bekommt. Es bleibt darum ein Werk der Poesie im wesentlichen dasselbe, ob es nun z. B. in griechischer oder in deutscher Sprache zum Ausdruck komme, das Kunstwerk der Sprachkunst dagegen, z. B. das Wortspiel, Rätsel, Epigramm u. a., ist meist nur in einer bestimmten Sprache möglich, annähernd richtige Übertragung aber in eine andere Sprache würde wieder einen Sprachkünstler erfordern. Ja, die geistige Natur des Stoffes, in welchem der Sprachkünstler arbeitet, ergreift nicht selten diesen selbst und bedingt sein Schaffen, wie man denn z. B. bei gewissen Witzreden, namentlich bei den sogenannten Wortwitzen, welche sich zuweilen (wie bei Shakespeare) weit fortspinnen lassen, gar wohl fühlt, wie nicht sowohl ein bewußter Gedanke, sondern eine durch das Wort angeregte Wörter-Association das Weitergehen veranlaßt. Überhaupt erhält dasjenige, was in der Sprachkunst gesagt wird, seinen Wert und seine Bedeutung nur dadurch, wie es gesagt wird, während wir mit Goethe vom Dichter vor allem verlangen, daß er uns etwas Tüchtiges, Gehaltvolles zu sagen habe, indem wir annehmen, es werde dann auch an den rechten Worten nicht fehlen. —

## 7. Andeutungen über die Geschichte der Sprachkunst.

Die Gebilde der Sprachkunst sind flüchtiger Natur. Was Schiller im Prolog zum „Wallenstein“ von dem Schauspieler sagt, gilt fast in gleicher Weise vom Sprachkünstler. Auch dieser bedarf zur Würdigung seiner Werke als von Werken der Kunst eines auserlesenen Kreises,

„Der, rührbar jedem Zauberschlag der Kunst,  
Mit leisbeweglichem Gefühl den Geist  
In seiner flüchtigsten Erscheinung hascht.  
Denn schnell und spurlos geht des Mimen Kunst,  
Die wunderbare, an dem Sinn vorüber,  
Wenn das Gebild des Meißels, der Gesang  
Des Dichters nach Jahrtausenden noch leben.  
Hier stirbt der Zauber mit dem Künstler ab,  
Und wie der Klang verhallt in dem Ohr,  
Verrauscht des Augenblicks geschwinde Schöpfung“ cet.

Sprache ist kein fester Besitz, ist vielmehr eine immer erneuerte Eroberung, Sprache ist nur Sprechen. Und so tauchen namentlich die Werke der Sprachkunst, welcher wir unserer ersten und dritten Abteilung: „Sprache als Kunst“ und „die unselbständigen Werke der Sprachkunst“ zuordneten, in Strömen unter, welche sie mit sich führen, den verschiedenartigsten Einflüssen aussetzen und so unserer Beachtung entführen. Die Geschichte dieser Sprachkunstwerke ergiebt sich daher aus der Geschichte der Sprache selbst, nächst dem aus der Kenntnis der Litteratur. Nur die Werke der dritten Abteilung, welche in ihrer reicheren Entfaltung es zu selbständigen Gestaltungen gebracht haben, besitzen auch eine Geschichte, obwohl auch bei ihnen, wie bei den Volksliedern, die Namen der Verfasser sich uns meistens entziehen. —

Indem wir Genaueres den Einleitungen zu den einzelnen Abteilungen vorbehalten, bemerken wir vorläufig nur folgendes.

Sprachkunst tritt zugleich hervor mit der Sprache selbst, oder vielmehr das Hervortreten der Sprache ist schon ein Akt der Sprachkunst. In mannigfacher Weise gehen Äußerungen des menschlichen Geistes — auch durch Töne — dem ersten gegliederten Sprachganzen voraus; das erste Wort, oder sagen wir genauer: die erste Wurzel ist aber Erzeugnis der Kunst.

Was zunächst im Wege steht, dies anzuerkennen, ist der Umstand, daß wir in den Worten der fertigen Sprache nur einzelne Glieder der Rede zu erblicken gewohnt sind, daß wir also in ihnen ebensoviel die Totalität, Abgeschlossenheit nicht finden, wie die Freiheit der Erscheinung, ohne welche wir uns ein Kunstwerk nicht denken können. Beides ist schon oben besprochen worden. Es sind erstens die einzelnen Wörter für sich nicht das Wort in unserem Sinne. Das Wurzelwort bedeutete notwendig einen solchen Umfang des Sinnes, wie ihn in der fertigen Sprache uns der grammatische Satz zeigt, denn von Anfang an konnte man, wenn man sprach, nur von einem Moment des Seelenlebens ein Bild geben wollen, d. h. einen Sinn ausdrücken. Dieser Sinn, die Bedeutung, konnte, weil an den zeitlich erscheinenden Laut gebunden, auch in der Wurzel nur successiv zur Entfaltung kommen, und so geschah im wesentlichen nichts Neues, als zu immer bestimmterer Hervorkehrung des Sinnes die Wurzeln zu Wörtern auseinandertraten, welche ebensoviel die Bedeutung tragen, als — und dies ist das Zeichen, daß sie als einzelne für sich nichts sind — die Beziehung auf einander kundgeben. Der Laut des Wortes ist einmal Träger eines Bildes, welches die Wurzel darstellt; er zeigt ferner Formationen an sich, Flexionen, Figurationen, welche als Hervorbringungen einer künstlerischen Technik zu bezeichnen sind. — Soviel an dieser Stelle über die Totalität und Abgeschlossenheit der Sprachkunstwerke, welche die Sprache selbst bilden.

Die Schöpfungen dieser Art gehören durchaus einer vorhistorischen Zeit an (cf. p. 49sq.) und die Untersuchung über den Ursprung der Sprache beschäftigt sich mit ihnen. Aber auch, wenn die Sprache sich gebildet hat, wenn ein grammatischer Bau sich festgestellt hat, zeigt und verwirklicht sich der angeborene Trieb zur Sprachkunst. Das Lautbild erfährt beständige Umbildungen, obwohl der Laut selbst erstarrt ist, und die Beziehungen werden mannigfach figurirt. Der Sprachkörper, dessen ursprüngliche Bedeutung dem Bewußtsein allmählich schwindet, erscheint dann als bloßer Stoff für die neuen Formationen, welche, weil sie auf dem Grunde schon vorhandener Bedeutungen und Beziehungen — auf dem Grunde des fertigen Sprachkörpers — sich erheben und gegen diesen sich abzugrenzen und deutlich oder bedeutend zu machen haben, der Reflexion ihr Entstehen verdanken, oder doch von reflektierendem Bewußtsein begleitet werden. Die Lehre von den Tropen und Figuren, unter welcher Bezeichnung

die Untersuchung über diese Bildungen gewöhnlich zusammengefaßt wird, entnimmt ihre Belege vorzugsweise der Litteratur, und es gehören also diese Sprachkunstwerke der historischen Zeit an.

Auch der Einwand, daß diese Sprachwerke, sowohl die der vorhistorischen Zeit als der historischen, nur im Dienste der Rede, sei es der gewöhnlichen Mitteilung, sei es von Werken der Poesie, Rhetorik et. gefunden werden, nimmt ihnen den künstlerischen Charakter nicht. Wir haben auch hiervon bereits gehandelt und fügen nur noch einige Bemerkungen hinzu.

Wenn gewöhnlich angenommen wird, daß, was wir Mitteilung nennen, unter den Menschen sogleich von Anfang durch die Sprache erfolgte, so daß man sich vorstellt, Sprache sei eben nur hervorgebracht worden um dieses Zweckes der Mitteilung wegen, so muß man sich vor der Annahme hüten, als sei das äußere Bedürfnis, in dessen Dienste die Mitteilung sich der fertigen Sprache als des geeignetsten Mittels heute bedient, auch der Trieb gewesen, welcher sie ursprünglich hervorrief. Dazu steht das Bedürfnis zu niedrig, dazu ist die Natur der Sprache zu edel. Dem Zweck einer Verständigung unter Geschöpfen derselben Gattung genügt eine Hervorbringung affektvoller Laute, wie sie z. B. Hunde, Hühner hervorbringen; es genügt für die Naturbedürfnisse eine größere oder geringere Menge von Naturlauten, und auch Menschen, welche im Besitz der fertigen Sprache sind, greifen nicht selten, aus Bequemlichkeit oder in der Heftigkeit des Affekts, auf solche Naturlaute zurück, um ihren Willen kund zu thun, und sind sicher, verstanden zu werden. Denkt man an den überlegenen Organismus des Menschen, so sieht man leicht, wie er, wenn es nur auf dieses äußere Bedürfnis bei ihm angekommen wäre, eine höchst mannigfaltige Sammlung solcher Laute würde gebildet haben. Was aber haben diese mit den Lautbildern der Sprache, mit dem symbolischen Ausdruck der Seelenmomente zu thun?

Dennoch ist richtig, daß das Hervorbringen von Lauten und Hören, daß Sprechen und Verstehen sich bedingen, und in diesem Sinne allerdings ist auch das Sprachkunstwerk Mitteilung, aber eben nicht anders, wie jedes Werk der Kunst überhaupt.

Einmal im Besitz der Sprache entzieht sich der Mensch hauptsächlich durch sie der rohen Gewalt äußerer und innerer Natur; „er spricht sich aus“, „er läßt mit sich reden“, und er wendet den edleren Lautstoff jetzt an, wo auch ein niederer ausgereicht

haben würde. Das Geflecht der Zwecke ergreift so allmählich die Kunstwerke der Sprache, zerstört durch den übergreifenden Sinn des Redeganzes die Bilderpracht der einzelnen Wörter und zwingt sie zu seinem Dienst, in welchem sie als bloße Zeichen verwandt werden. Nur der forschende Geist der Wissenschaft, der feine Sinn des Sprachkünstlers erinnert sich ihrer ursprünglichen Symbolik. Auch als der erste Stein behauen wurde und regelmässig geformt, war an sich ein Kunstwerk geliefert worden; es kam auf seine Bestimmung an, ob er etwa — bei hervorragender Grösse — als Gedenkstein in seiner Form auch seine einzige Existenzberechtigung finden sollte, oder ob er, zusammengefügt mit anderen, zur Erbauung einer Wohnung, Brücke u. d. m. dienen sollte. — Und, wie die Sprachkunst, geht z. B. auch die Baukunst von vornherein mit dem Bedürfnis Hand in Hand, so daß vielfach es nur von unserer Betrachtung abhängt, ob wir einen Kunstbau oder einen Bedürfnisbau erkennen wollen.

Es bleibt uns noch übrig, im allgemeinen zu bezeichnen, in welchen Perioden der Völkergeschichte vorzugsweise die selbständigen Werke der Sprachkunst entstehen.

Daß nicht jede Kunst zu jeder Zeit und an jedem Orte auftreten, sich entwickeln, blühen kann, ist, wenn man die Erdvölker überhaupt in Betracht zieht, sogleich einleuchtend; der Satz gilt aber auch für die Kulturvölker im besonderen.

So sagt man mit Recht, es sei die Plastik namentlich bei den Griechen zu besonderer Vollkommenheit gediehen und zwar derart, daß die Schönheit, welche dieses Volk überhaupt in der Kunst verwirklichte, vorzugsweise den Charakter der Plastik ausprägte, z. B. also in seiner Poesie. Malerei dagegen, die geistigste unter den Künsten der ersten Triade, erschien bei weitem nicht in derjenigen Höhe und Selbständigkeit, welche ihr nachmals christliche Innerlichkeit und modernes Geistesleben verliehen haben; sie ging nicht um vieles über das Dekorative im Dienste der Plastik und Architektur hinaus. Noch weniger gelangte bei ihnen die Musik zu einer Stellung, wie sie ihr im Leben der christlichen Völker geworden ist; sie war ebenfalls nur Dekoration für eine andere Kunst, für die Poesie; sie verlebendigte das Wort zum Recitativ, unterstützte die phonetische und symbolische Wirkung der Sprache durch eine Melodie und ein diskretes Mittönen einfacher Instrumente, aber zu einer Selbständigkeit hat sie es nicht gebracht. So ist es denn auch erklärlich, daß nachher unter den christlichen Völkern die Plastik völlig zurücktrat und erst dann wieder auf-

genommen wurde, als man überhaupt zur Erkenntnis des antiken Geistes sich zurückwandte. —

Auch die selbständigen Werke der Sprachkunst haben eine Stätte, welche ihnen eigentümlich zugehört, wie die Plastik den Griechen, so daß man sagen kann, es trage, was hier an Kunst überhaupt produziert wurde, wesentlich den Charakter der Sprachkunst. Diese Stätte ist der Orient, namentlich Arabien, Palästina, Syrien, auch Persien. Mangel an Objektivität der Betrachtung und der Lebensinteressen hinderte hier die Entwicklung zur Dichtkunst; lebhaftes, reizbares, ein für Momente im höchsten Grade entflammtes Seelenleben drängte zu Werken der Sprachkunst. —

Wir geben die vortreffliche Schilderung, welche Renan („Histoire des langues sémitiques“) von dem Geist der semitischen Hauptvölker, Hebräer und Araber, entwirft. Er sagt dort (p. 5): „Les Sémites ne comprirent point en Dieu la variété, la pluralité, le sexe“. (cf. p. 9: „ils n'ont jamais compris la multiplicité dans l'univers.“) „La conscience sémitique est claire, mais peu étendue; elle comprend merveilleusement l'unité, elle ne sait pas atteindre la multiplicité. Le monothéisme en résume et en explique tous les caractères.“

Renan begreift daher die Art ihrer Kunst (p. 9): „La conception de la multiplicité dans l'univers, c'est le polythéisme chez les peuples enfants; c'est la science chez les peuples arrivés à l'âge mûr. Voilà pourquoi la sagesse sémitique n'a jamais dépassé le proverbe et la parabole, à peu près comme si la philosophie grecque eût pris son point d'arrêt aux maximes des sept sages de la Grèce. (Besser wäre hier dem proverbe und der parabole die Dichtkunst gegenübergestellt worden; von Wissenschaft im strengeren Sinne war überhaupt nicht die Rede.) Le livre de Job et le Kohéleth, qui nous représentent le plus haut degré de la philosophie sémitique, ne font que retourner les problèmes sous toutes les formes, sans jamais avancer d'un pas vers la réponse; la dialectique, l'esprit serré et pressant de Socrate y font complètement défaut“ cet. Und weiter (p. 10): „La poésie des peuples sémitiques se distingue par les mêmes caractères. La variété y manque absolument. Les thèmes de la poésie sont, chez les Sémites, peu nombreux et bien vite épuisés. Cette race n'a connu, à vrai dire, que deux sortes de poésie: la poésie parabolique, le maschal hébreu, dont les livres attribués à Salomon sont le type le plus parfait, et la poésie subjective, lyrique, comme

nous dirions, représentée par le psaume hébreu et la Kasida arabe, formes courtes, ne dépassant jamais une centaine de vers, exprimant un sentiment personnel, un état de l'âme, et dont l'auteur est lui-même le héros. (Renan bemerkt hierzu: „La poésie des Moallakat est, sans contredit, la plus subjective de toutes les poésies, les poèmes de cette sorte n'ayant aucun sujet déterminé et étant l'expression de la personnalité du poète, si bien qu'on ne peut les désigner que par le nom même de leur auteur: la Moallaka d'Antara cet.“ . . .) Ce caractère éminemment subjectif de la poésie arabe et de la poésie hébraïque tient lui-même à un autre trait essentiel de l'esprit sémitique, je veux dire à l'absence complète d'imagination créatrice, et, par conséquent, de fiction. Le poète sémitique ne se résigne jamais à prendre au sérieux un sujet étranger à lui-même. Ainsi, nulle trace de poésie narrative ou dramatique, aucune de ces grandes compositions où le poète doit s'effacer: la fiction des Sémites ne s'élève jamais au-dessus de l'apologue; le conte leur est venu de l'Inde et ne s'est développé parmi eux que bien tard. En général, le sentiment des nuances manque profondément aux peuples sémitiques. Leur conception est entière, absolue, embrassant très-peu de chose, mais l'embrassant très-fortement.“ Und p. 12: „Le monothéisme et l'absence de mythologie expliquent cet autre caractère fondamental des littératures sémitiques, qu'elles n'ont pas d'épopée. La grande épopée sort toujours d'une mythologie; elle n'est possible qu'avec la lutte des éléments divins, et dans l'hypothèse où le monde est envisagé comme un vaste champ de bataille où les dieux et les hommes se livrent de perpétuels combats. Mais que faire pour l'épopée de ce Jéhovah solitaire, qui est Celui qui est?“ cet. — p. 356 spricht Renan von den „innumbrables petits discours en vers qu'on trouve dans les recueils d'histoire et de poésie anté-islamiques. Tel est, en effet, le genre le plus ancien de la poésie arabe: une poésie toute personnelle, exprimant en quelques vers une situation de l'auteur, et se rattachant à un récit. C'est la forme primitive de la poésie sémitique, forme qu'on trouve dans les plus anciens monuments de l'histoire hébraïque, et presque dès les premiers jours du monde, dans la chanson de Lémek (Gen. IV. 23—24). Un ancien auteur arabe cité par Soyouthie, dans le curieux ouvrage intitulé Mouzahir, l'a très-bien remarqué: Les anciens Arabes, dit-il, n'avaient d'autre poésie que les vers isolés que chacun prononçait à l'occasion.“ — p. 131 be-



zeichnet Renan den Charakter der prophetischen Darstellung: „Sous la dynastie de Jéhu une grande révolution s'opère dans l'esprit du prophétisme. A l'ancien prophète, homme d'action, faisant et déposant les rois au nom d'une inspiration supérieure, succède le prophète écrivain, ne cherchant sa force que dans la beauté de sa parole. La littérature hébraïque, limitée jusqu'à au récit historique, au cantique et à la parabole, s'enrichit ainsi d'un genre nouveau, intermédiaire entre la prose et la poésie, et auquel nul autre peuple n'a rien à comparer.“ —

Der Mangel eigentlicher Dichtkunst bei den Semiten beruht so auf demselben Grunde, wie der Mangel an bildenden Künsten, an einer Wissenschaft, wie der Mangel einer organisierten Gesellschaft, eines Staates, eines entwickelten Systems von Rechten und Pflichten, kurz eines objektiv sich darlegenden Volksgeistes. Der Poesie der Semiten mußte es an Inhalt fehlen. —

Wie auch die Natur der Sprache mit solcher Art der literarischen Darstellung übereinstimmte, zeigt Renan: „L'esprit de chaque peuple, et sa langue sont dans la plus étroite connexité.“ — „La langue étant le module nécessaire des opérations intellectuelles d'un peuple, des idiomes peignant tous les objets par leurs qualités sensibles, presque dénués de syntaxe, sans construction savante, privés de ces conjonctions variées qui établissent entre les membres de la pensée des relations si délicates, devaient être éminemment propres aux énergiques déclamations des Voyants et à la peinture de fugitives impressions, mais devaient se refuser à toute spéculation purement philosophique cet.“ (De l'origine du langage p. 190. cf. fast dieselben Worte in der hist. des lang. sem. p. 18. —).

Wie man sieht, hinderte im Orient die üppige Blüte der Sprachkunst eine selbständige Entfaltung der Poesie, und so finden wir auch bei den Kulturvölkern des Abendlandes, dafs, wie nahe auch Sprachkunst und Poesie an einander grenzen, doch ein bedeutender Aufschwung der einen Kunst regelmäfsig von einem Sinken der anderen begleitet ist. Es liegt dies in der Natur der Sache, und kann in ähnlicher Weise im Gebiete der bildenden Künste an der Geschichte der Plastik und Malerei beobachtet werden. Sprachkunst hat allein mit dem individuellen Seelenleben zu thun; dieses regt sich immer und sucht seine künstlerische Gestaltung; nur dann tritt es zurück, wird übertönt, findet geringe Beachtung, wenn mächtigere, objektive Interessen in das Bewußtsein eintreten und uns begeistern. Darum sind z. B.

diejenigen Zeiten, welche man prosaisch zu nennen pflegt, der Sprachkunst günstig, denn solche prosaische Zeiten sind mit ihrer Welt — mit dieser Welt — zufrieden und hinlänglich durch sie ausgefüllt, wollen von den idealen Gestalten aus einer anderen Welt nichts wissen und verlangen darum nicht nach dem Dichter.

Es verhält sich ähnlich mit den Zeiten einer beginnenden Kultur, welche zu objektiver Weltanschauung noch nicht gelangt sind. Es mögen dann wohl Anregungen zu künstlerischen Gestaltungen durch das Wort in Menge vorhanden sein, aber es fehlt den Menschen dieser Zeiten jene aus dem Reichtum klarer Welt-erfassung stammende Besonnenheit, welche sich frei macht vom subjektiven Affekt und dadurch erst ein freies Spiel der Phantasie ermöglicht. Auch im Leben ausgezeichneter Individuen ist dies zu bemerken. Sprachkunst beginnt, die reifere Weltanschauung führt zur Poesie, das prosaische Alter neigt wieder zu beschaulicher Darstellung des einzelnen Seelenmoments. So kann man von der Geschichte der selbständig auftretenden Sprachkunst im allgemeinen dies aussprechen, daß ihre Blüte mit jener der Dichtkunst alterniere. —

Auch ist in Bezug hierauf noch folgendes zu bemerken, was die Geschichte aller Gattungen der Sprachkunst betrifft. — Sprachkunst als Kunst der Sprache geht notwendig dem Gebrauch vorher, welchen das Leben in der gewöhnlichen Mitteilung von der Sprache macht; eine lange Einwirkung auf die Entwicklung der Sprache durch fortgesetzte Ausbildung der Sprachkunst ist ferner vorauszusetzen, ehe Poesie entstehen konnte, ehe eine technisch ausgebildete Prosa möglich wurde. Eine Menge von Ausdrucksmitteln für jeden Moment der Seele mußte in der Sprache niedergelegt worden sein, ehe sie für die Zwecke der Litteratur ein brauchbarer Diener sein konnte. — Mit dem Hervortreten jener Scheidung in gebundene Rede und litterarische Darstellung in Prosa hört die naive Freude an der Sprachkunst, welche jenen Gegensatz so nicht kennt, zwar nicht auf, tritt aber zurück vor dem Gedankengehalt von Poesie und Wissenschaft. Hat aber Poesie einen Gipfelpunkt erreicht, in den Zeiten, welche man klassisch zu nennen pflegt, so tritt regelmäfsig eine Periode der Erschlaffung ein, und sofort erscheint dann wieder die Menge der Sprachkünstler, welche, in solchen Zeiten der Kultur von längerem Atem als die naiven Vorgänger, die Gedanken-Eroberungen der Dichter als Sprachstücke in den allgemeinen Sprachschatz ein-

tragen, und es beginnen dann die Zeiten, in welchen über „Vermischung des prosaischen und poetischen Stils“ geklagt wird. Es endet so Sprachkunst, wie sie begann, als Indifferenz von Prosa und Poesie, nur, daß sie den Weg von der Naivetät bis zur Reflexion durchlaufen hat, und es ist nicht zu übersehen, daß auch durch diese reflektierte Sprachkunst der Sprache ein Gewinn an Scheidung, Schärfe, Feinheit erwächst. —

Wir schliessen hier mit diesen allgemeinen Andeutungen ab, bei welchen es nur um die Aufstellung einiger leitenden Gesichtspunkte zu thun war. —

---

## B. Besonderer Teil.

---

### Abschnitt I.

## **Die Sprache als Kunst.**

### I. Vom Ursprung und vom Wesen der Sprache.

Der Mechanismus des Lebens, die geschlossene Ruhe des Weltanges zeigt uns nur Eine Unterbrechung; es ist der Mensch, welcher den Zwiespalt in die Natur wirft und ihr Gesetz der Notwendigkeit durchbricht. Durch ihn kommt es zum Gegensatz von Geist und Materie, von Freiheit und Notwendigkeit; das größte Wunder in der Natur, ja das einzige ist das menschliche Ich. Von dem Standpunkt dieses Ich aus erscheint das Leben, welches den Tierleib beseelt, als kein eigenes; in ihm lebt nur die Natur, aus ihm spricht nur Natur, und was sie so verkündet, ist wieder Natur. Es ist wohl richtig gesagt (Hegel, Naturphilosophie p. 654): daß „das theoretische sich Ergehen der Vogelstimme ein höheres ist, als die Stimme des Bedürfnisses“, aber auch in jener singt doch nur die Gattung und nicht das Individuum, bethätigt sich der Reichtum des Allebens, nicht die Kunst des Einzelnen.

Zur Sprache bringen es, wie wir sehen, nur diejenigen Geschöpfe, welche es zu einem Ich bringen; nur ein Ich hat etwas zu sagen, was sich nicht — nach dem Naturtriebe — von selbst versteht; die Tiere sprechen um deshalb nicht, weil sie für sich nichts zu sagen haben; sie kommen zu keiner Kunst, darum auch nicht zur Sprache; „die Kunst, o Mensch, hast du allein“. — In der That stellt die Kunst der Sprache den Unterschied zwischen Mensch und Tier am genauesten dar. Eine Vergleichung der geistigen Fähigkeiten zeigt allerdings, daß die Tierseele in Bezug auf Empfindung, Vorstellung, Gedächtnis, Verstand, Willen weniger

entwickelt ist, als die Seele des Menschen, aber unsere Rubricierungen dieser Fähigkeiten sind anfechtbar, und eine feste Grenze zu ziehen in Bezug auf sie zwischen den begabtesten Tiergattungen und den niedrigst stehenden Menschen ist nicht leicht, wenn man unbefangen prüft. Die Sprache aber zeigt uns deutlich diese Grenze, denn die Töne der Tiere sind spezifisch unterschieden von der Sprache der Menschen, wie später noch besprochen werden wird, und man wird daher sicherer und besser von der Sprache aus auch den Unterschied in geistiger Beziehung feststellen können, wenn man eben als Kennzeichen des Menschengeistes diejenige Weltauffassung bezeichnet, welche sich in der ruhigen Klarheit und artikulierten Bestimmtheit der Sprache zu erkennen giebt. —

Wäre der Mensch nur ein Ich, schon an sich frei, durch sich selbst bestehend, statt daß dieses erst als Akt einer Entwicklung, Befreiung auftritt, so würde er sich auch durchaus seine eigene Sprache geben, er würde sie erfinden; brächte es dagegen der Mensch zu keinem Ich, wäre er nichts weiter, als Naturgewächs, wie das übrige Dasein, so würde auch seine Sprache nichts weiter sein, als ein Gegebenes, wie die Sprache der Tiere. Es ist aber der Mensch solche Natur, welche sich entwickelt zum Ich, und so auch ist die Sprache eine auf natürlicher Grundlage zur Freiheit sich entwickelnde Kunst — *γύσις* und *ῥέσις* — und dies nicht in einem Neben- und Nacheinander, sondern in beständiger gegenseitiger Durchdringung. —

Soll nun näher vom Ursprung der Sprache gehandelt werden, so ist zu bemerken, daß wir von einem zeitlichen Ursprunge nichts wissen können. Denn wir vermögen ein Sein wohl zu begreifen, nicht aber das Nicht-Sein, können also an einem Ursprunge in diesem Sinne wohl die Seite sehen, nach welcher schon ein Sein erfolgt ist, nicht aber die andere, nach welcher es noch nicht ist. Das Nicht-Seiende ist ja wegen seiner absoluten Unbestimmtheit ebenso Grund zu Nichts wie zu Allem.

Wenn man dieses Nicht-Seiende mit Gott oder mit Natur benennt, oder mit Anlagen, Fähigkeiten, Kräften zu diesem und jenem, wozu es werden soll, ohne es schon irgend zu sein, so verdeckt man nur mit Worten, daß man nichts anzugeben vermag, als (Nichts, nihil, *οὐδέν* ist immer nur kontradiktorisch, nichts an sich) eben das Unbestimmte. „Die Mütter“ bei Goethe (Faust T. II) mögen der Ursprung sein:

„Gestaltung, Umgestaltung, Des ewigen Sinnes ewige Unterhaltung, Umschwebt von Bildern aller Kreatur“ — In der That

giebt es wissenschaftlich keine Schöpfung, wir wissen nur von einer Entwicklung. —

Die Sprache entstand zuerst, als die erste Wurzel, Werk der schöpferischen Kunst des Menschen, den ersten zum Aussprechen reif gewordenen Seelenakt darstellte; — aber sie entsteht noch immer, und dieses Entstehen ist zu begreifen, wenn ihr Wesen verstanden werden soll.

Unsere Erörterung über den Ursprung der Sprache hat also einen idealen Vorgang im Auge, der deshalb auch immer geschieht; sie zeichnet einen Entwurf, in dessen Gebiet sich die Wirklichkeit im wesentlichen gehalten haben muß und ferner hält. Was solcher Erörterung einige Sicherheit geben kann, ist einmal dies, daß aus der unveränderlichen Natur des Menschen geschlossen wird, die wir studieren können, daß ferner wir die lebendige Sprache von jener Erörterung aus verstehen. Dies ist auch nur, was die Wissenschaft erreichen kann, sonst ist Ursprung der bestimmten, zeitlich gegebenen Sprache ebenso unbegreiflich, wie der des bestimmten Menschen. Kann etwa ein entstehendes Menschenkind allein weiterleben? Entstand sofort Mann und Frau? Solche Fragen löst der Mythos besser als der wissenschaftliche Verstand. Wir wissen genug vom Ursprung des Menschen, wenn wir wissen, wie er jetzt entsteht. Unsere Frage heißt also etwa: Wie begreifen wir die Sprache aus denjenigen Bedingungen und im Einklange mit ihnen, welche uns sonst über die Natur des Menschen bekannt sind? —

Die neuere Sprachforschung seit Wilhelm v. Humboldt pflegt die Frage in diesem Sinne zu stellen; es stellt sie so z. B. Lazarus, *Leben der Seele*, Bd. 2. p. 8. — Heyse, *System der Sprachwissenschaft*, p. 47. — Steinthal, *Grammatik, Logik und Psychologie*, p. 231. — Max Müller, *Vorlesungen über die Wissenschaft der Sprache* (übers. v. Böttiger), Bd. 1. p. 394 u. and. — Den älteren Untersuchungen über den Ursprung der Sprache lag die Ansicht, nach welcher ein bestimmter, zeitlicher Anfang einer als fertig zu denkenden Sprache anzunehmen sei, zu Grunde, oder wurde doch nicht bestimmt genug abgewiesen. So spricht Plato im *Cratylus* (p. 424) von dem *ὀνομαστικός*, wie man von einem *μουσικός* und *γραφικός* rede, der also *ὀνομαθέτης*, *ὀνοματοποιός* sei; Cicero (*Tusc. disp.* I, 25) spricht von dem „qui primus, quod summae sapientiae Pythagorae visum est, omnibus rebus imposuit nomina“ (von derselben mystischen Person, welche nach Proclus (zum *Cratyl.* p. 6) Pythagoras bezeichnete als: *ὁ τὰ ὀνόματα*

τοῖς πράγμασι θέμενος) und vergleicht ihn mit dem ersten Staaten-gründer. Leo Magentius zu Aristoteles (de interpr. p. 102) nennt diesen Erfinder νομοθέτης und so auch Ammonius zu Arist. de interpr. p. 24 B ed. Ald. (cf. Lersch, Sprachphilosophie der Alten, T. I, p. 28). Theophilus (ad Autol. lib. II, p. 98) schrieb diese *ὀνομαθεσία* dann Gott selbst zu. (cf. Davis zu Cic. Tusc. I, 25.) — Eustathius trägt auch die Vorstellung vor, welche aus Homer zu entnehmen ist, daß Götter und Menschen, jeder für sich, eine besondere Sprache erfunden hätten. (Zur Ilias I, 404, p. 124, 24. —)

So wurde die Frage nach dem Ursprung der Sprache eine Frage danach, wie sie als Erfindung der Menschen hätte entstehen können, oder durch eine Offenbarung Gottes, denn beides ist ein bestimmter Akt. Damit war denn die Vorstellung notwendig verknüpft, daß die Sprache auch nicht hätte entstehen können, so daß von ihrer notwendigen Verbindung mit dem Geiste des Menschen kein Bewußtsein vorhanden war. —

Bis auf Wilhelm von Humboldt, wie schon gesagt, kommt man hierüber nicht recht hinaus trotz Herders schöner Bemühung in seiner Preisschrift: „über den Ursprung der Sprache, 1770,“ welche Süßmilchs „Beweis, daß der Ursprung der Sprache göttlich sei.“ (Berlin 1766) hervorrief. Rousseau z. B. („Discours sur l'origine et les fondemens de l'inégalité parmi les hommes“), der sich der Annahme eines übernatürlichen Ursprungs der Sprache nicht entziehen zu können meint, läßt sich hierdurch nicht hindern, an ihrer Notwendigkeit und selbst an ihrem Nutzen für das Menschengeschlecht zu zweifeln. Er bleibt nämlich in dem Dilemma stecken: „que la parole paroît avoir été fort nécessaire pour établir l'usage de la parole“ und schließt seine Betrachtungen über den Ursprung der Sprache mit den Worten: „Quant à moi, effrayé des difficultés, qui se multiplient, et convaincu de l'impossibilité presque démontrée que les langues aient pu naître et s'établir par des moyens purement humains, je laisse à qui voudra l'entreprendre, la discussion de ce difficile problème, lequel a été le plus nécessaire de la société déjà liée à l'institution des langues, ou des langues déjà inventées à l'établissement de la société?“ — In Bezug aber auf den Wert der Sprache führt er u. a. dem „peuple lettré“ den Isaac Vossius an (de Poëmat. Cant. et viribus Rhythmi, p. 66) (Note 13): „Nec quidquam felicitati humani generis cederet, si, pulsa tot linguarum peste et confusione, unam artem callerent mortales, et signis, motibus, gestibusque licitum foret

quidvis explicare. Nunc vero ita comparatum est, ut animalium quae vulgo bruta creduntur, melior longe quam nostra hac in parte videatur conditio, utpote quae promptius et forsan felicius sensus et cogitationes suas sine interprete significant, quam ulli queant mortales, praesertim si peregrino utantur sermone.“ —

Ebenso bewegt sich Lessing (Bd. X. „Zus. zu K. W. Jerusalems Schrift“: „daß die Sprache dem ersten Menschen durch Wunder nicht mitgeteilt sein kann“) innerhalb dieser Gegensätze: „Sprache durch Wunder mitgeteilt“ und „des Menschen Selbsterfindung der Sprache“, welche die Einsicht versperren, daß Sprache weder ist noch nicht ist, sondern immer wird. —

Bezeichnet doch noch Fichte (Sämtliche Werke, Bd. VIII.) in der Schrift: „Von der Sprachfähigkeit und dem Ursprung der Sprache“ diese als ausgegangen von einer Hieroglyphensprache, einer Erfindung von Hordenhäuptern, Heerführern etc., deren Ansehn dann zur Nachahmung bewogen hätte. — Zu dergleichen paßt, was Feuerbach (Pierre Bayle“ p. 219) anführt, daß vielen Gelehrten und selbst Philosophen, z. B. dem Thomasius, Gott für den Urheber auch der Schreibekunst gegolten habe. Heumann bestritt diesen übernatürlichen Ursprung u. a. damit (Acta philos. I. p. 807): es wäre nicht einzusehen, warum Gott dann dem Moses nicht auch artem typographicam offenbart hätte. —

Die Sprache ist überhaupt nicht für sich allein zu denken, sie besteht nur in und durch ihre Verbindung mit dem Menschengeiste, der, wie spezieller gezeigt werden wird, ebensowenig ohne sie wäre, wie sie ohne ihn ist. Deshalb kann sie für sich selbst weder als ein Geschenk Gottes gedacht werden, denn der Mensch hätte sie ohne die ihr entsprechende geistige Entwicklung nicht zu gebrauchen vermocht, noch als Erfindung von Menschen, denn diese würde eine Fülle von Reflexion voraussetzen, wie sie ohne die Sprache nicht gewonnen werden kann.

Wenn nun also mit Herder (Ursprung d. Spr.) gesagt wird: „Die Sprache gebar sich mit der ganzen Entwicklung der menschlichen Kräfte“, so bleibt ferner die Frage, ob ihre Entstehung anzusehen sei als notwendige Entwicklung der Menschennatur, so daß sie lediglich als Naturerzeugnis zu betrachten wäre; oder ob sie aus dem Ich stamme, einer willkürlichen, mehr oder weniger besonnenen Reflexion, so daß sie als ein Produkt menschlicher Freiheit erschiene. —

Diese Frage, zu verschiedenen Zeiten modifiziert und in verschiedene Form gekleidet, ist von alters her vielfach Gegenstand



der Untersuchung gewesen; am bekanntesten ist sie unter der Form, ob die Sprache *φύσει* bestehe oder *θέσει*, durch Natur oder durch Satzung. —

Lersch hat im ersten Teile seines Werkes: „Die Sprachphilosophie der Alten dargestellt an dem Streit über Analogie und Anomalie der Sprache“ das hierhergehörige Material zusammengestellt, doch ist zu dessen genauerer Auffassung die Vergleichung mit Steinthal nötig: „Geschichte der Sprachwissenschaft bei den Griechen und Römern (namentlich p. 42 sq. *νόμῳ* und *φύσει* p. 72 sq. und p. 312 sq.: *φύσει*, *νόμῳ*, *θέσει*). — Es ist uns hier nicht um genauere Erörterung der in dieser Beziehung wichtigen geschichtlichen Nachrichten zu thun,\*) auch übergehen wir die einschlagenden Arbeiten der neueren Zeit und bemerken nur, daß aufser Heyse, im „System der Sprachwissenschaft“ p. 49—69 namentlich Steinthal: „Der Ursprung der Sprache im Zusammenhange mit den letzten Fragen alles Wissens“ eine kritische Übersicht über die neueren Untersuchungen vom 16. Jahrhundert an giebt. Eine Zusammenstellung der Werke, welche über Ursprung der Sprache seit der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts erschienen sind, findet man bei J. Kelle: „Gedanken über den Ursprung der Sprache.“ [Archiv für das Studium der neueren Sprachen und Literaturen von L. Herrig (11. Jahrgang) Bd. 20 p. 314 sq.]. —

Wir unsererseits haben im vorhergehenden die Lösung des Problems, ob *φύσει* oder *θέσει*, bereits angedeutet. Weder nämlich durch Natur noch durch menschliche Satzung besteht die Sprache, sondern, wie der Mensch selbst, ist sie eine Durchdringung von Resultaten der Notwendigkeit mit der Bethätigung der Freiheit. Sprache ist eben Kunst, in Bezug auf welche Goethe sagt (Einleitung in die Propyläen): „Indem der Künstler irgend einen Gegenstand der Natur ergreift, so gehört dieser schon nicht mehr der Natur an, ja man kann sagen, daß der Künstler ihn in diesem Augenblick erschaffe, indem er ihm das Bedeutende, Charakte-

---

\*) Origenes (c. Celsum I, p. 18 sq.): *Λεχτέον δὲ καὶ πρὸς τοῦτο, ὅτι ἐμπλῖπει εἰς τὸ προκειμενον λόγος βαθεὺς καὶ ἀπόδητος ὁ περὶ φύσεως ὀνομάτων, πότερον, ὡς οἶται Ἀριστοτέλης, θέσει εἰσὶ τὰ ὀνόματα, ἢ ὡς νομίζουσι οἱ ἀπὸ Στοᾶς φύσει, μιμουμένων τῶν πρώτων φωνῶν τὰ πράγματα καθ' ὧν τὰ ὀνόματα, καθὼ καὶ στοιχεῖά τινα ἐτυμολογίας εἰσάγουσιν, ἢ ὡς διδάσκει Ἐπίκουρος (ἐτέρως ἢ ὡς οἴονται οἱ ἀπὸ τῆς Στοᾶς) φύσει εἰσὶ τὰ ὀνόματα, ἀπορρήξαντων τῶν πρώτων ἀνθρώπων τινὰς φωνὰς κατὰ τῶν πραγμάτων.*

ristische, Interessante abgewinnt, oder vielmehr erst den höhern Wert hineinlegt.“ — Darum nun kann vieles an der Sprache aufgewiesen werden, wonach sie *γύσει*, vieles, wonach sie *θέσει* zu erachten ist. Sie ist Naturprodukt, sofern sie in der Natur des Menschen und deren Zusammenziehung mit der übrigen Welt gegründet ist, sofern sie dem Organismus des Menschen nach nicht auch nicht sein könnte; so aber ist sie doch nur als ein noch nicht bestimmtes Material in ihrer Anlage. Hält man nun diesen Gesichtspunkt einseitig fest, so kann man wohl mit Epikur (nach Proclus) sagen, es sei dem Menschen so natürlich, zu sprechen, wie dem Hunde, zu bellen. (Schol. des Procl. zu Plat. Crat. p. 9: *ὁ γὰρ Ἐπίκουρος ἔλεγεν, ὅτι οὐχὶ ἐπιστημόνως οὗτοι ἔθεντο τὰ ὀνόματα, ἀλλὰ φυσικῶς κινούμενοι, ὡς οἱ βήσσοντες καὶ πταίροντες καὶ μυκώμενοι καὶ ὑλακτοῦντες καὶ στενάζοντες.*) Auch jetzt hält z. B. Renan diese Ansicht im wesentlichen aufrecht. Indem er die Erfindung, die Willkür des Menschen als Erzeuger der Sprache mit Recht abweist, hebt er auch die Freiheit auf und die Kunst, welche, wenn schon zunächst ohne bestimmtes Bewußtsein, von Anfang an bei Gestaltung der Sprache mitwirken. Er sagt (de l'origine du langage, p. 90 sq.): „Si on accorde, en effet, à l'animal l'originalité du cri, pourquoi refuser à l'homme l'originalité de la parole? — L'homme a la faculté du signe ou de l'interprétation, comme il a celle de la vue et de l'ouïe; la parole est le moyen qu'il emploie pour exercer la première, comme l'oeil et l'oreille sont les organes des deux autres. L'usage de l'articulation n'est donc pas plus le fruit de la réflexion que l'usage des différents organes du corps n'est le résultat de l'expérience. Il n'y a pas deux langages, l'un naturel, l'autre artificiel; mais la nature, en même temps qu'elle nous révèle le but, nous révèle les moyens qui doivent servir à l'atteindre. Lucrèce a dit ceci en si beaux vers qu'on ne peut s'empêcher de les citer cet.“ Es folgen die Verse: lib. V, 1027—1039, und es stimmt also Renan mit Epicurus überein. —

Will man nun aber zugeben, daß dem Menschen die Sprache natürlich sei, so fragt sich doch eben weiter, welches denn die Natur des Menschen sei, denn offenbar ist ihm eine besondere eigen; und es ergibt sich dann, daß sie, was immer ihr angehört, in Form freier Selbstthätigkeit herausstellt. Es verbindet sich so das Ich mit dem Bewußtlosen; und Freiheit, Willkür, Kunst, vieles von menschlicher Erfindung zeigt sich namentlich, wenn wir die weitere Entwicklung und Ausbildung der Sprache ins Auge

fassen. Tragen nicht gewisse Elemente der Sprache deutlich die Zeichen der Willkür an sich? —

Man denke z. B. an die Zahlwörter. Es mögen diese ursprünglich Konkretes bezeichnet haben, aber mußten sie nicht willkürlich, mehr oder weniger zufällig gewählt worden sein, und — da nun bis zur Zahl hundert große Übereinstimmung aller indogermanischen Sprachen stattfindet — konnten sie anders als durch eine *θέσις* zum Gebrauch sich feststellen? — So ist denn eine Ansicht nicht ohne Grund, wie sie der Platonische Hermogenes (Cratyl. p. 384 D) ausspricht: *Ὅδ' δύναμαι πεισθῆναι, ὡς ἅλλη τις ὁρθότης ὀνόματος ἢ ξυνθήκη καὶ ὁμολογία* und wie z. B. Tiedemann („Versuch einer Erklärung des Ursprungs der Sprache“ 1772) sie durchführt, nach welchem durch Not und Überlegung die Menschen zur Erfindung der Sprache gekommen seien (vid. Steinthal, Urspr. d. Spr. p. 5—12).

Die Durchdringung der Gegensätze von Freiheit und Notwendigkeit, Erfindung und natürlichem Hervorbrechen der Sprache ist von der neueren Sprachforschung anerkannt worden. J. Grimm (über den Ursprung der Sprache p. 42 sq.) sagt z. B.: „Welchen Vokal und welchen Konsonant der Erfinder für ein Verbum nehmen wollte, lag abgesehen von der natürlich vorbrechenden und sich geltend machenden organischen Gewalt des Lautes meist in seiner Willkür, die gar nicht stattgefunden hätte, wäre sie von jenem Einfluß immer und völlig abhängig, selbst aber mit feinerem oder gröberem Gefühl geübt werden konnte. In diesen einfachsten Bildungsgesetzen sehen wir also auch hier Notwendigkeit und Freiheit einander durchdringen. Wenn z. B. im Sanskrit die Wurzel *pâ* gr. *πῖν*, sl. *piti* ausdrückt, so hindert nichts, daß ein Sprachfinder dafür auch *kâ* oder *tâ* ergriffen hätte. Ein großer Teil der indogermanischen Wurzeln hat bloß sein historisches Urrecht, dem nur organische Bestimmungen zutreten können.“ Wir schließen uns auch Steinthals Auffassung an (Gesch. der Sprachwiss. bei den Griech. u. Röm. p. 314), welcher nachweist, daß den großen Geistern des Altertums, Plato und Aristoteles, diese Auffassung von der Sprache im wesentlichen schon zugeschrieben werden müsse. Wir citieren eine Stelle: „Die alten Sophisten meinten, die Sprache (*ὀνόματα*) sei *νόμος*, Sache willkürlicher Subjektivität; ihnen gegenüber behauptete Kratylus, sie sei *φύσις*, den Dingen objektiv zukommend und das Wesen derselben ausdrückend. Plato zeigte, daß die Sprache, als *ὀνόματα* gefaßt, keine Wahrheit enthalte; obwohl die Laute eine ihnen innewohnende Bedeutung haben,

so seien dennoch die Wörter (*δνόματα*) nur *ξυνθήκη* Ausdrücke für bestimmte Vorstellungen. In der Sprache aber als *λόγος* Rede, Satz, liege bald Wahres, bald Falsches. Als solche ist sie ihm auch die Grundbedingung der Dialektik. Endlich aber ist die Seele, und was sie ihrer Natur gemäß thut, ganz eigentlich *γύσει*, und darum sind es auch die *νόμοι*. Dieselbe Ansicht, aber klarer und bestimmter entwickelt, hat Aristoteles. Wenn es falsch ist, nur kurzweg zu behaupten, Plato habe die Sprache für *γύσει* erklärt, so ist es noch falscher, meine ich, zu sagen, nach Aristoteles sei dieselbe *κατὰ ξυνθήκην* im Sinne der Sophisten, nämlich Werk subjektiver Willkür. Wenn aber oben gezeigt wurde, daß Plato wie Aristoteles die Sprache für *ξυνθήκη* entstanden erklärt, so ist hier zu zeigen, daß auch umgekehrt, dieser wie jener die Sprache für *κατὰ γύσιν* halte.“

Wird nun aber diese Durchdringung von Freiheit und Notwendigkeit, wie im Menschen so in der Sprache, gefühlt und begriffen, — das Wunder des Menschen-Ich als solches anerkannt — so ist auch die Zurückführung der Sprache auf göttlichen Grund geboten, da des Menschen Wesen hiermit als einzig dastehend, die sonstige Natur überragend und deshalb aus ihr allein nicht begreiflich erscheint. Das Rätsel der menschlichen Freiheit, welcher wir praktisch so sicher zu sein glauben, als sie uns theoretisch unerweisbar, ja widersprechend erscheint, kann nur durch Annahme eines Faktums gelöst werden. Müssen wir uns des Menschen Erschaffung als unerklärt gefallen lassen, so denn auch die Sprache als in dieser Schöpfung einbegriffen. —

Und nunmehr dürfen wir uns besinnen und fragen, welchem Gebiete menschlicher Thätigkeit wir hiernach die Sprache einzuordnen haben. Wir erkennen in ihr eine Äußerungsform des theoretischen Geistes für den idealen Sinn des Gehörs, welche ihren Zweck in sich selbst trägt, finden, daß sie auf Grundlage der Natur durch freien Akt der Seele und zwar ohne reflektierendes Bewußtsein hervorgebracht wird, daß sie schließlic auf eine nicht weiter zu begreifende schöpferische Fähigkeit des Menschen zurückgeführt werden muß, welche nichts hindert als göttliches Geschenk zu fassen — wird nicht schon hier die Vermutung sich aufdrängen, daß Sprache entsteht infolge jener eigentümlichen Begabung unseres Wesens, welche man Kunsttrieb nennt? In der That ist bedeutenden Männern bei der Frage nach der Entstehung der Sprache diese als eine Kunst erschienen, obwohl sie ihre Ansicht nicht mit solchem Nachdruck aussprachen oder doch

verfolgten, dafs klar geworden wäre, es handle sich ihnen um mehr, als um blofse Vergleichung der Sprache mit der Kunst. Und so ist dies ohne nachhaltige Wirkung geblieben. —

Wir nennen zuerst Plato im Cratylus. Dort bespricht er (p. 423 sq.), in welchem Sinne das Wort als Nachahmung des Dinges zu betrachten sei, und fragt, wie man den zu nennen habe, welcher auf ähnliche Weise, wie der Musiker oder Maler, aber in anderem Material, die Dinge nachzuahmen und darzustellen wüfste durch Buchstaben und Silben. (*εἰ τις αὐτὸ τοῦτο μιμεῖσθαι δύναιτο ἐκάστου, τὴν οὐσίαν, γράμμασί τε καὶ συλλαβαῖς, ἅρ' οὐκ ἂν δηλοῖ ἕκαστον ὃ ἔστιν; καὶ τί ἂν γαίης τὸν τοῦτο δυνάμενον, ὥσπερ τοὺς προτέρους τὸν μὲν μουσικὸν ἔφησθα, τὸν δὲ γραφικόν;* —) Hermogenes nennt ihn den *ὀνομαστικός*, und es wird nun weiter die nachstehende Thätigkeit in Zusammensetzung der Worte aus den einzelnen Buchstaben mit dem Verfahren der Maler bei Abbildungen verglichen. Wie nun die Gestalt des Lebendigen in der Malerei entsteht, so kommt es auch in der Sprache endlich zu einem Grofsen, Schönen und Ganzen, d. h. es entsteht ein Sprachganzes für die Benennungskunst, oder Redekunst, oder eine andere Kunst, welche sie sein mag (p. 425): *καὶ πάλιν ἐκ τῶν ὀνομάτων καὶ ῥημάτων μέγα ἤδη τι καὶ καλὸν καὶ ὅλον συστήσομεν, ὥσπερ ἐκὲν τὸ ζῶον τῇ γραφικῇ, ἐνταῦθα τὸν λόγον τῇ ὀνομαστικῇ ἢ ῥητορικῇ ἢ ἢ τις ἔστιν ἡ τέχνη.* —

Stellt nicht auch unser J. Grimm (Urspr. d. Spr. p. 53) die Sprache mit der Kunst zusammen und hebt selbst eine Unterscheidung wieder auf, welche er zu setzen scheint? Er sagt: „Poesie, Musik und andere Künste sind nur bevorzugter Menschen, die Sprache ist unser aller Eigentum, und doch bleibt es höchst schwierig, sie vollständig zu besitzen und bis auf das Innerste zu ergründen. Die grofse Menge reicht etwa schon mit dem halben Vorrat der Wörter oder mit noch weniger aus.“ — Viel unterschiedener spricht sich Böckh aus: („Von dem Übergange der Buchstaben in einander.“ Ges. kl. Schriften, Bd. III, p. 206) „Da die Namengebung nach einem festen Gesetze gegangen ist, jede Äufserlichmachung aber eines Innern im Menschen, selbst die bewufstlose, sobald sie nicht blofser Trieb der organischen Natur ist, und nach Gesetzen vollendet wird, Kunst genannt zu werden verdient, so mufs die Spracherfindung, wie die Tugend, in Übereinstimmung mit Platon eine Kunst heifsen, und eine um so gröfsere Kunst, je innigere Wissenschaft von dem Wesen der Dinge, wenn man so sagen darf auch nur bewufstlos, und ein je klareres Gefühl

von der Übereinstimmung der Laute mit den Begriffen sie erforderte“ *et.* und (*Encyklop.* p. 727): „Die Vorstellung von der göttlichen Eingebung der Sprache bringt Platon als halben Scherz vor; offenbar aber liegt derselben nach seiner Ansicht die Wahrheit zu Grunde, daß die richtige Namengebung eine Kunst ist und daher wie jede Kunst aus jenem enthusiastischen Drang der Ideen entspringt, welcher durch göttliche Fügung instinktartig wahre Vorstellungen hervorbringt.“ Wir führen noch Göttling an („Über die Entstehung der Sprache“ in den „gesammelten Abhandlungen aus dem klassischen Altertum“ Bd. 2). Er sagt richtig (p. 4): die Sprache sei „eine im Fortschreiten begriffene Kunst“, denn „was (p. 17) ist überhaupt Kunst anders, als das Schaffen einer Form für einen Gedanken?“ — „Die Töne (p. 10) sind dem Menschen angeboren, aber nicht die künstliche Artikulation dieser Töne, durch welche er sich von der bloßen Kontinuität der Stimme der Tiere unterscheidet; sie muß mühsam erlernt werden.“ — „Wir sind zu Staat, zu Kunst und Wissenschaft ebenso notwendig durch inneren Drang getrieben, wie zur Sprache; aber auch sie sind unser geistiger allmählicher Erwerb, wie die Sprache, und diese trägt, wie jene, das Kennzeichen aller menschlichen Schöpfungen, die Unzulänglichkeit, an der Stirn.“ —

Können wir uns im wesentlichen mit diesen Worten Göttings einverstanden erklären, so bietet uns doch seine weitere Ausführung des zuletzt Gesagten zu einigen Bemerkungen erwünschten Anlaß. Es heißt nämlich weiter bei ihm: „Der Gedanke führe ein höheres Leben als das Wort, welchem er entsprechen soll“ und „indem Geist durch Sprache entstehe, entstehe jedesmal, mehr oder weniger, eine Art schwächlicher Fehlgeburt des Geistes.“ — Näher begründet er dies dadurch, daß der Gedanke doch höher sei, als die Form, durch welche er sich den Sinnen darstelle, wie man denn auch sehe, daß neue Abstraktionen nur mit großer Mühe in der Sprache ausgedrückt würden. —

Es würde bedenklich um eine Kunst aussehen, wenn ihre Werke am Ende doch nichts wären, als „mehr oder weniger schwächliche Fehlgeburten des Geistes“, wie es Göttling von der Sprache aussagt, welche er doch für eine Kunst erklärt. Aber es ist dies eine schiefe Ansicht von der Sache. —

Daß Gedanke und Wort unterschieden sind, einander nicht decken, ist zwar richtig, wie denn z. B. Steinthal (*Grammatik, Logik und Psychologie* p. 152—224) dies scharfsinnig und erschöpfend nachweist, und, wenn man will, mag man also dem Geist

„ein höheres Leben“ zuschreiben, als dem Worte, aber damit ist wenig Bestimmtes gesagt. Es giebt viele Arten, wie wir Geist in Formen ausdrücken; die bildenden Künste haben ihre Weise, ihn darzustellen, Musik spricht ihn aus, in der Poesie giebt er sich in den Formen der Phantasie eine Offenbarung, und überall wird gesagt werden können, der Geist als das alle diese Formen belebende und erfüllende Allgemeine führe ein höheres Leben, als jede einzelne, irgendwie bestimmte Weise seiner Darstellung. Darum eben ist es dann gar nichts gesagt, wenn man es als besondere Eigentümlichkeit irgend einer einzelnen Kunst, wie z. B. der Sprachkunst hervorhebt, daß ihre Werke die Totalität des Menschengeistes nicht zur Erscheinung brächten. — Der Geist, sofern er zur artikulierten Sprache sich hingedrängt fühlt, spricht sich sicher aus, aber freilich nur, insofern er eben so sich bestimmt hat; und er spricht seine Gedanken immer bestimmter, immer entsprechender aus, je mehr er in der Technik der Sprachkunst fortschreitet. Ist es etwa anders in den anderen Künsten? — Daß die Sprache nicht jede Seelenbewegung aussprechen kann, ist richtig, aber damit wird doch nur dies gesagt, daß es einer gewissen selbstbewußten Bestimmtheit, einer Artikulierung dieser Seelenbewegungen bedarf, damit sie für die Darstellung durch Sprache geeignet werden, damit sie zu Worte kommen können. Soll denn die Sprache z. B. zugleich auch Musik sein? Göttling hätte ebenso umgekehrt bemerken können, daß kein einzelner, bestimmter Menscheng Geist der Sprache im allgemeinen, also allen Sprachen zusammengenommen, gewachsen ist, ja daß er nicht eine einzige vollständig zu beherrschen vermag, und würde dann mit demselben Rechte versichern dürfen, die Sprache führe „ein höheres Leben“, als der Menscheng Geist. —

Die Hauptsache aber ist, daß Göttling, der die Sprache für eine Kunst erklärt, nicht weiß, was von einer Kunst zu verlangen ist, was nicht. Ihm schwebt es als Aufgabe der Sprache vor, den Gedanken auf das bestimmteste zu bezeichnen, während doch die Kunst nur in Bildern, und zwar die Sprachkunst in Lautbildern, also in der Form eines Einzelnen den Geist, das Allgemeine zur Darstellung bringt. Die Sprache hat nicht und will nicht haben die Schärfe der mathematischen Formel. —

Es ist dies ein wichtiger Punkt, welcher später genauer zur Erörterung kommen wird.

## II. Entstehung der Sprache durch die Wechselwirkung des Lautvermögens mit dem Geiste des Menschen, der hierdurch zu seiner Entwicklung gelangt. —

Die Bedeutung der Sprache für das Menschengeschlecht ist so ungemein groß, ihr Auftreten erscheint so notwendig, und ihre Wirkungen fallen so sehr in die Augen, daß hierin wohl der Hauptgrund zu suchen ist, weshalb man nicht Ernst damit zu machen wagte, sie für eine bloße Kunst zu erklären, was auch im übrigen dafür sprechen mochte. Nun ist dies sogleich zuzugeben, daß die Sprache von allen Künsten die meiste Verwendung findet und deshalb am wenigsten entbehrlich erscheint; aus den Werkstücken, welche sie liefert, erbaut sich der theoretische Geist des Menschen nicht nur seine Prachttempel, sondern auch seine Wohnungen; nach dem Gepräge, welches sie ihren Lautbildern aufdrückt, bestimmen wir allgemein verständlich Sinn und Bedeutung und Wert der einzelnen Seelenakte, so daß der Umtausch der verschiedenen Vorstellungen unter noch so verschiedenen Individuen durch sie vermittelt werden kann. Aber man erhält einen mangelhaften Begriff sowohl von der Notwendigkeit des Entstehens, wie von den Wirkungen der Kunst überhaupt und so von denen der einzelnen Künste, wenn man nur deren reinste und freieste Schöpfungen, ihre — doch immer nur relativ — vollkommenen Werke ins Auge faßt, als stellten sie die ganze Kunst dar; wenn man es unterläßt, diese auch da anzuerkennen, wo sie vermisch mit anderen Lebensäußerungen auftritt, dienend oder schmückend, helfend oder anregend und ermunternd. Auch der Wilde, welcher seine Höhlen und Hütten für sein Bedürfnis zuriichtet, zeigt bald, nachdem das Notwendige beschafft ist, darüber hinaus seine Kunst und will, daß sein Bauwerk gefalle, und auch die für den Mietertrag konstruierten Gebäude unserer Kulturzeit verschönern sich durch die Kunst, soweit sie können. Kalligraphen, Stuben- und Schildermaler sind immerhin Maler, und ihre Werke sind irgendwie Kunstwerke. Was die Plastik angeht, welche wir schon sonst mit der Sprachkunst in Parallele stellten, so gilt, was wir soeben in bildlichem Ausdruck mit Bezug auf sie von der allgemeinen Anwendung der Sprache sagten, zweifelsohne auch von ihr, denn Bausteine, Ornamente, Münzen sind sicherlich Werke der Plastik und von weitester Verwendung. Der taktschlagende Trommler macht Musik, wie der vergnügt pfeifende Schusterjunge, der vor sich hinsummende Denker,



wie der Fiedler, der zum Tanze aufspielt. — Und so finden wir für die Poesie ein Gebiet, welches an Umfang demjenigen der Sprache zu vergleichen ist, wenn wir z. B. die meisten sogenannten Lügen der Kinder hierher rechnen, an Tiefe es aber übertrifft, wenn wir, worüber weiter unten noch ein Wort, z. B. Hegels Logik als ein Werk der Poesie zu bezeichnen kaum Anstand nehmen. —

Denkt man nun hieran nicht, sondern berücksichtigt nach der hergebrachten Weise der Betrachtung nur die Spitzen der Künste, so schrumpft natürlich ihr Wirkungskreis sehr zusammen und man erkennt weder, wiefern sie aus der Kultur des Menschengestes erwachsen, noch wie sie auf diese Kultur zurückwirken. Man vernachlässigt dann die werdende Kunst, die Kunst in ihrer Entwicklung, und es gelingt nicht, das Entstehen der Künste psychologisch zu begreifen, wie wir oben (p. 19 sq.) andeuteten, daß es geschehen könne, nämlich so, daß man das entsprechende Entgegenkommen des Makrokosmos für den Mikrokosmos begreift, d. h. die Wechselwirkung der Menschenseele mit der Weltseele. Und ebenso erhält man über die Wirkungen, welche die Künste auf die Entwicklung des Menschengestes ausüben, nur ungenügende Vorstellungen. Denn die Wirkung der vollendeten, reinen Kunstwerke ist reiner Genuß, worüber denn nichts weiter zu sagen ist, aber die speziellen Wirkungen der sich lebendig entwickelnden Künste auf die Kultur der Menschheit treten so nicht hervor und erscheinen darum als unverhältnismäßig gering gegen die der Sprachkunst, der hellsten der Künste, bei der sie am leichtesten zu bemerken sind. Es ist nicht ratsam, den Begriff des Wortes Kunst in jeder Weise zu pressen und zu verengern, wie denn das Altertum sowohl in der Theorie wie namentlich in der Praxis für den Begriff seiner τέχνη und ars das Ineinanderspielen von Handwerk und Kunst durchaus zugelassen hat. —

Wir nun haben es hier allein mit der Kunst der Sprache zu thun, müssen jedoch, ehe wir deren Entstehen behandeln, einige Erörterungen allgemeinerer Natur vorausgehen lassen, um das Gesetz ihrer Entwicklung zu begründen. So wichtig es nämlich für die scharfe Auffassung des Begriffes der Sprache ist, daß man ihr erst dann diesen Namen giebt, wenn sie als Menschensprache sich von anderen, unvollkommenen Lautäußerungen der Menschenseele, wie sie uns etwa mit den höheren Tiergeschlechtern gemein ist, unterscheidet, so notwendig ist es doch andererseits, diese noch nicht artikulierten Laute — wie auch den Ersatz, den etwa Gebärden für sie bieten sollen — mit in Betracht zu ziehen, wenn man die

Entwicklung des Menschen bis zur Hervorbringung der Sprache hin begreifen will. Denn diese Entwicklung ist eine stetige, und das Gesetz, welches in jenen Lauten überwiegend noch als Naturnotwendigkeit wirkt, hört nicht auf, die Kraft, welche sie erzeugte, schwindet nicht beim Eintreten der dem Menschen allein eigentümlichen Sprache, sondern sie erhält dann nur an den Akten der menschlichen Freiheit eine stets zunehmende Beteiligung des Ich, welches endlich das naturgegebene Material als bloßes Mittel für seine Werke verbraucht.

Da haben wir denn zu untersuchen, in welchem Verhältnis die Lautäußerung des Menschen zu der Entwicklung seines Geistes steht, wie also der Laut die Lebensakte der Seele bedingt, und wie diese den Laut bedingen. Wir fassen also dieses Verhältnis als das einer Wechselwirkung, wobei wir uns des Mißlichen bewußt sind, was mit dieser Bezeichnung verbunden ist. Das Wort, wie auch die weitere, sich anschließende Betrachtung läßt als der Zeit nach abwechselnd erscheinen, was doch zeitlich nicht zu bestimmen ist. Wechselwirkung ist nicht zeitlicher Wechsel; sondern gegenseitiges Hervorbringen, Bedingen, Fördern ist gemeint. Goethe („Sprache in Prosa. Abt. 4.“) sagt: „Die große Schwierigkeit bei psychologischen Reflexionen ist, daß man immer das Innere und Äußere parallel, oder vielmehr verflochten betrachten muß. Es ist immerfort Systole oder Diastole, Einatmen und Ausatmen des lebendigen Wesens; kann man es auch nicht aussprechen, so beobachte man es genau und merke darauf.“ —

Was wir als Kraft und Stoff unterscheiden, ist eins nicht ohne das andere; je nach unserer Betrachtung erscheint alles als Kraft, alles als Stoff, wirklich sind jedoch beide nur in ihrer Durchdringung; sie erschaffen, bedingen, erneuern und erhalten einander. Und so sind Leib und Seele, des Menschen Stoff und Kraft, wenn sie einander entgegengestellt werden, bloße Abstraktionen; sofern der Leib Einheit ist und als Einheit wirkt, heißt er Seele, sofern diese Einheit sich zu einer Vielheit gliedert und als solche erscheint, wird sie Leib genannt; sofern die Seele wahrnehmend ist, tritt sie hervor als Sinnesorgan, und umgekehrt schaffen und bedingen die Sinnesorgane die wahrnehmende Seele. Das Leben selbst ist nichts als solche sich beständig schaffende, sich beständig aufhebende Einheit von polaren Gegensätzen, als Attraktion und Repulsion, deren eine wir dem Geist, die andere dem Körper zusprechen. Diese nämlich unterscheidet unsere Abstraktion als das Bestimmende und das Bestimmte oder Bestimmbare, während

doch in Wirklichkeit nur beides in Einheit ist, und zwar als lebendiges Individuum. In diesem lebendigen Individuum ist also der Leib keineswegs als passiv zu denken, vielmehr wirkt er die Seele — und nur als diese Wechselwirkung von Leib und Seele wird das Leben begriffen.

So finden sich denn in allen Lebensäußerungen des Menschen die Momente der Selbstbestimmung, welche der Seele zugeschrieben werden, mit solchen der Bedingtheit, Freies findet sich mit Notwendigkeit verflochten, und die Entwicklung des Menschen erfolgt ebensowohl von innen nach außen, wie von außen nach innen; gewisse Stufen leiblicher Entwicklung müssen erreicht sein, damit die entsprechenden geistigen Thätigkeiten wirklich d. h. wirksam werden können.

Was nun vom ganzen Menschen ohne Nötigung von außen her geschaffen, mit Freiheit gestaltet wird — und dies ist das Wesen der Kunst und so auch der Sprache — das zeigt als des Menschen Abbild auch denselben Charakter sowohl der Freiheit als der Bedingtheit, ist ebensowohl dem Menschen natürlich, d. h. notwendig, wie dem Vogel das Singen, als es andererseits mit Freiheit das Individuum ausspricht, verleiht ebensowohl die Seele, als es den Leib vergeistigt.

Und wie durch den Prozeß der Wechselwirkung die Entwicklung des Menschen überhaupt zur Reife gebracht wird, so vollzieht sich durch eben diesen Prozeß auch die Entwicklung des Menschen von der Natursprache, in welcher ein Minimum des Ich sich bethätigt, bis zur Sprache als Kunst, welche den Menschen wesentlich ausspricht.

Das Gesetz der Wechselwirkung von innen und außen ist ein sehr allgemeines.

Hegel hat in Auffassung dieser Verhältnisse viel Schönes. Man sehe z. B. wie er („Wissenschaft der Logik“ Bd. 2. p. 171 bis 177) an dem Verhältnis des Äußeren und Inneren nachweist, daß es lediglich Reflexionsbestimmungen sind, mit denen man hier zu thun hat, und daß erst die Identität der Erscheinung mit dem Inneren eine Wirklichkeit ist. Verwandter Art sind die Betrachtungen über die Wechselbeziehung intensiver und extensiver Größen bei Trendelenburg („Logische Untersuchungen“ Bd. 1 p. 292 sq.), durch welche er „an einer Reihe von Beispielen zeigt, daß sich das Intensive immer in ein Extensives kleidet, das ihm entspricht. Der intensivere Druck überwältigt den Widerstand einer größeren Masse. Die intensivere Wärme erfüllt einen größeren

Raum. Die intensivere Helligkeit verbreitet sich weiter“ cet. „Der intensivere Wille stellt sich in der rascheren That oder in dem sich steigernden oder länger dauernden Widerstand dar. Das intensivere Talent ist vielseitiger oder schafft mehr und besser“ cet. Es heist am Ende: „Hiernach sind intensive und extensive Gröfßen unzertrennlich. Die intensive ohne die extensive wäre eine qualitas occulta, die extensive ohne die intensive eine ausgegossene Vielheit ohne Einheit des Ursprungs. Intensive und extensive Gröfse sind eine und dieselbe Bestimmtheit, nur nach zwei verschiedenen Seiten hin betrachtet. Der Sprachgebrauch darf uns hier nicht irren, wenn er die Einheit auflöst und einzelne Seiten für sich als extensiv oder intensiv bezeichnet“ cet.

Wie nun alles Leben auf solcher Wechselwirkung beruht, ist sichtbar. Auch der Baum wächst nicht blofs von innen heraus, sondern durch beständige Wechselwirkung des erzeugten Stoffes mit der erzeugenden Kraft. Ansehnliche Gröfse eines Gewächses ist so nur möglich, wenn es ihm gelingt, die Zellen des Stengels zu verholzen, so dafs dieser zum Stamm wird. Auch das Laub ist nicht blofs Zeichen normaler Entwicklung, sondern ebensowohl Bedingung für sie. Bäume z. B., welche durch Insektenfrafs ihr Laub verlieren, kränkeln und sterben ab. Schilfrohr wird dadurch ausgerottet, dafs man es oft abmägt.

Bei den höheren Tiergattungen kann beobachtet werden, dafs die Jungen von den Eltern zu Lebensäußerungen, wie sie ihrer Art entsprechen, angeleitet werden, sowohl zu denen der Glieder als der Stimme, denn erst hierdurch machen sich diese reif, gelangen sie zum wahren Verstande ihrer Gattung.

So nun beruht auch die Entwicklung des Menschen auf der Wechselwirkung von Kraft und Stoff, Seele und Leib, derart, dafs ein Äußerliches verinnerlicht wird und dieses wieder zu einem Äußeren sich gestaltet. Jeder Fortschritt im Innern wird hervorgerufen durch die Veräußerung des Gehaltes der vorigen Stufe, jeder Fortschritt in der Äußerung setzt voraus, dafs seine vorige Form sich verinnerlicht habe, d. h. in das Bewußtsein eingetreten sei. Es ist dies normal, und andere Weisen der Entwicklung erscheinen einseitig und kränkelnd.

Es ist ja diese Form, welche wir Ich nennen, als Gehalt eben nur ihre Äußerung. Darum sagt Goethe: „Wie kann man sich selbst kennen lernen? Durch Betrachtung niemals, wohl aber durch Handeln. Suche deine Pflicht zu thun, und du weißt gleich, was an dir ist.“

Fragen wir, wie gelangt der Mensch zur Tugend, und lassen wir uns Aristoteles antworten, um zu hören, daß es durch Wechselwirkung geschieht. Er sagt (Eth. Nicom. II, 1): Die Tugenden sind weder von Natur noch wider Natur, sondern, von Natur veranlagt in uns, werden sie erst durch die Gewohnheit (ihrer Ausführung) wirklich. (*οὐτ' ἄρα φύσει οὔτε παρὰ φύσιν ἐγγίνονται αἱ ἀρεταί, ἀλλὰ περὶ φύσιν μὲν ἡμῶν δεῖξασθαι αὐτάς, τελειούμενους δὲ διὰ τοῦ ἔθους.*) Denn, sagt er, was man thun muß, um etwas zu lernen, das lernt man, indem man es thut. (*ἃ γὰρ δεῖ μαθόντας ποιεῖν, ταῦτα ποιοῦντες μαθησόμεθα.*) Das Wesen der Wechselwirkung kann nicht besser ausgesprochen werden, denn in der That strebt jeder Willensakt nicht nur nach außen zu seiner Bethätigung, sondern ebensowohl wirkt das Durchsetzen und Vollenden des Willens auf die Befestigung der Willenskraft zurück; erst durch öftere Bethätigung der *πάθη* kommt es zum *ἔθος*, bildet sich *ἥθος*, ein Charakter, wogegen das Nichtdurchführen von Vorsätzen schliesslich — wie der Nichtgebrauch beim Magneten — alle Kraft des Willens vernichtet, so daß es richtig heisst: der Weg zur Hölle ist mit guten Vorsätzen gepflastert. Was man Gewohnheit nennt und als eine altera natura von unbezwinglicher Macht hält, ist das allmählich sich herstellende Produkt beständig realisierter Thätigkeiten, welche ihre Rückwirkungen von außen nach innen üben. So ist Abhärtung, jede Geschicklichkeit *et.* durch dergleichen Wechselwirkung zu erklären. —

Die Beispiele drängen sich auf, sobald man um sich blickt. Treibt nicht die Kraft zur Muskelthätigkeit, und steigert diese Thätigkeit der Muskeln nicht ihre Kraft? — Hunger treibt zum Essen, aber „l'appétit vient en mangeant“. Wenn Kranioskopie und Phrenologie lehren, daß die Seele das Leibliche baue, so ist gewiss, daß die Physiognomie Macht hat, die eigene Seele zu stimmen; der Lerntrieb scheint in uns zu liegen, aber er erzeugt sich immer neu und wächst, je mehr er sich bethätigt und Erfolge hat. Worin liegt jene Macht der Liebe? Ovid (*remed. am.* 503) sagt: „*Intrat amor mentes usu: dediscitur usu. Qui poterit sanum fingere, sanus erit.*“

An ihren Früchten, sagt die Schrift, werdet ihr sie erkennen; Aristoteles (Pol. I, 1): Alles, was ist, wird bestimmt durch das, was es leistet und was es vermag. (*Πάντα δὲ τῷ ἔργῳ ὁρίζονται καὶ τῇ δυνάμει.*)

Und so sagen wir denn zunächst allgemein von der Ent-

wicklung des Menscheingeistes dies: dadurch, daß unser Geist sich erschafft in der Sprache, wird er selbst erst in Wirklichkeit.

Wir machen zuvörderst auf einige Wahrnehmungen aufmerksam, deren ein jeder sich leicht erinnert, um das Gesagte zu veranschaulichen. Dahin gehört, daß wir selbst das Aussprechen entschieden als die Ergänzung einer inneren Bewegung empfinden, als Erleichterung von vorausgegangener Belastung oder Spannung; nun erst, mit dem Aussprechen, hat sich ein Lebensakt vollendet und ist wirklich geworden. Daher erfordert Schweigen Überwindung und Anstrengung. Greise müssen wieder sprechen, um denken zu können, Kinder, um es zu lernen. Weiber sprechen mehr, und weniger überlegt als Männer, weil sie laut denken müssen, um überhaupt denken zu können; sie sind vielleicht nicht inkonsequenter, als die Männer, aber sie erscheinen so, weil sie auch ihre Überlegungen veröffentlichen. Selbst ein Entschluß zu körperlicher Thätigkeit wird nicht selten bei ihnen durch einen wenn auch unartikulierten Ausruf eingeleitet, z. B. bei Mädchen, wenn sie schnell zu laufen sich anschicken. — Überhaupt kommt es, damit das Gesetz der Wechselwirkung sich zeige, nicht darauf an, daß wir nur die artikulierte Rede in Betracht ziehn. Kinder lernen offenbar an ihrem eigenen Schreien, welches ihnen ihr Leid objektiviert, anschaulich d. h. hörbar hinstellt, sich selbst verstehn und fördern sich so auf dem Wege des Bewußtseins. Wie aber die Äußerung selbst es ist, welche hier wirkt, kann man daran sehn, daß nicht selten Kinder ohne Grund, etwa aus Übermut, oder von anderen im Scherz dazu angestiftet, mit einigem Geschrei beginnen, bald aber dadurch sich selbst rühren, Thränen hervorbringen und nun aufs wirklichste schreien; sie schreien, weil sie schreien können, denn die Bethätigung einer Kraft giebt Lust, so daß, wie Aristoteles bemerkt (Eth. Nic. X. 4, 5): es zweifelhaft ist, ob unsere ganze Lebensthätigkeit der Lust wegen erfolge, oder der Thätigkeit wegen die Lust. Die schöne Stelle heist: „Die Lust schließt die Thätigkeiten ab und vollendet sie, so auch das Leben, nach welchem man strebt. Darum strebt man vernünftig auch nach der Lust, da sie jedem dieses zu Erstrebende zur Vollendung bringt. Ob aber wir wegen der Lust das Leben erwählen, oder um des Lebens willen die Lust, mag für jetzt dahingestellt sein. Beides scheint zusammengefügt zu sein und eine Trennung nicht zu gestatten, denn ohne Lebensäußerung keine Lust, und jede Lebensäußerung erfährt durch die Lust ihre Voll-

endung.“ — (ἡ δὲ ἡδονὴ τελειοῖ τὰς ἐνεργείας. καὶ τὸ ζῆν δὲ, οὐ ὁρέγονται. ἐν λόγῳ οὖν καὶ τῆς ἡδονῆς ἐφίενται. τελειοῖ γὰρ ἐκάστω τὸ ζῆν, αἰρετὸν ὄν. Πότερον δὲ διὰ τὴν ἡδονὴν τὸ ζῆν αἰρούμεθα, ἢ διὰ τὸ ζῆν τὴν ἡδονὴν, ἀφείσθω ἐν τῷ παρόντι. συνεξέυχθαι μὲν γὰρ ταῦτα φαίνεται, καὶ χωρισμὸν οὐ δέχασθαι. ἄνευ τε γὰρ ἐνεργείας οὐ γίνεται ἡδονή. πᾶσάν τε ἐνεργείαν τελειοῖ ἡ ἡδονή.)

Die wechselseitige Belebung des Wortes und der Lebensäußerungen schildert Goethe („Schaffhausen und Rheinfall“): „In der menschlichen Natur liegt ein heftiges Verlangen, zu allem, was wir sehen, Worte zu finden, und fast noch lebhafter ist die Begierde, dasjenige mit Augen zu sehen, was wir beschreiben hören.“

Wie aber namentlich auf das Denken anregend, ja schaffend gewirkt wird, wenn man es ausspricht, erfährt jeder, welcher eine stille Überlegung im Gespräch fortzusetzen in die Lage kommt. Wie an dem ausgesprochenen Worte sich entzündend findet der Gedanke Licht, wird klar, reich, neu, und mühelos strömen für den soeben erbrachten Geistesgewinn die Worte zu, um ihn zu vollenden. Und wie es an dem Einzelnen sich zeigt, so läßt es sich von den Völkern aussprechen, daß sie zwar sich ihre Sprache bilden, daß aber nicht minder die Sprache sie wiederum bildet und bestimmt. Es ist z. B. nicht selten, daß bei Veränderung der Sitten eines Volkes die früheren Bezeichnungen für die geänderten Vorstellungen nicht mehr passen und mit neuen vertauscht werden. Das Sträuben konservativer Geister gegen solche Änderung des Sprachgebrauchs ist dann nicht ohne Grund, denn die neuen Ausdrücke bestimmen gewiß ihrerseits sehr wesentlich die allgemeine Denk- und Handlungsweise. So stemmt sich bei Sallust (Cat. 52, 11) Cato gegen eine Umwandlung der Sprache, in welcher er den Verfall der Sitte erkennt: „Hic mihi quisquam mansuetudinem et misericordiam nominat. Jampridem equidem nos vera vocabula rerum amisimus: quia bona aliena largiri liberalitas, malarum rerum audacia fortitudo vocatur, eo res publica in extremo sita est.“\*) Ebenso Licinius (Sall. Hist. fragm. 3, 82): „Quod ego vos moneo quaesoque, ut animadvertatis, neu nomina rerum ad ignaviam mutantes otium pro servitio appelletis.“

Bei Griechen, Römern, Deutschen, Franzosen, Engländern ist

\*) Diese Stelle bei Sallust ist entlehnt aus Thukyd. III, 82: καὶ τὴν εὐθυσίαν ἀξίωσιν τῶν ὀνομάτων ἐς τὰ ἔργα ἀντήλαξεν τῇ δικαιοσύνῃ· τόλμα μὲν γὰρ ἀλόγιστος ἀνδρεία φιλέταιρος ἐνομίσθη· μέλλησις δὲ προσηύτης δειλία εὐπρεπής, κ. τ. λ.

zu sehn, daß die sprachliche Form mit dem Volke steigt, sinkt, sich entwickelt, verfeinert, verbildet. Die Sprachen zeigen darum den Geist dieser Völker. Die französische Sprache läßt z. B. entschieden das Zurücktreten der Individualität gegen den Nationalgeist erkennen. Man vergleiche mit ihr die deutsche in Bezug auf die Ungebundenheit unseres Stils, auf unsere Übersetzungskunst, auf den Reichtum unserer Lyrik, die Menge der Fremdwörter *et.*, so erkennt man Individualismus und Universalismus der Centralisation der Franzosen gegenüber, welche sich von der Akademie ihr Lexikon und ihre Orthographie geben lassen. Die englische Sprache zeigt z. B. eine auffallende Übereinstimmung in Bezug auf ihre Sprachentwicklung mit dem Volkscharakter darin, daß sie ohne äußeren Zwang trotz starker Veränderung der Aussprache ihre Schreibweise festhält. Man sieht hier dieselbe Schonung des Althergebrachten, wie bei dem englischen Recht, der englischen Kirche u. a. m. Über die Verkürzungen, welche die Engländer durch Accent, Tilgen der Flexionen, Aufgeben von Konjunktionen *et.* so energisch durchführen, sagt Addison (bei Herrig, *the Brit. Class. Auth.* p. 188): Der Engländer sei „a man who is sparing of his words, and an enemy to loquacity“, „the English delight in silence more than any other European nation.“ —

Diese Dinge sind denn auch bekannt genug, und auch das Gesetz der Wechselwirkung ist vielfach bemerkt, und von der neueren Sprachwissenschaft, wenn auch ohne die nötige Durchführung und nicht in genügender Allgemeinheit ausgesprochen worden.

Wir erwähnen zuerst einer schönen Bemerkung Jean Pauls (*Levana*, Bd. 36 p. 92). Er sagt: „In den allerersten Monaten kennt das Kind noch kein schaffendes Spielen, in dem schleunigst wachsenden Körper und unter der einströmenden Sinnenwelt richtet sich die überschüttete Seele noch nicht zu den selbstthätigen Spielen auf“ — „Erst später — wenn allmählich ein Wort um das andere den Geist freispricht, hebt die größere Freiheit des Selbstspiels an. Es regt sich die Phantasie, deren Flügelknochen erst die Sprache befiedert. Nur mit Worten erobert das Kind gegen die Außenwelt eine innere Welt, auf der es die äußere in Bewegung setzen kann.“ — Da die ganze, freie Thätigkeit des Kindes Spielen ist, so heißt Jean Pauls Rede: Menschliches freies Denken und Thun entwickelt sich nur an der Sprache.



Allgemeiner und bestimmter äußert sich hierüber Trendelenburg (Logische Untersuchungen Bd. I, p. 378): „Der Zusammenhang zwischen Sprechen und Denken — greift tiefer. Wenn es die Aufgabe wäre, psychologisch das Denken zu entwickeln, so müßte die Betrachtung der Sprache die erste Stelle einnehmen. Denn durch das immer bereite Zeichen des Wortes lernt der Mensch die Vorstellungen, die sonst flüchtig wären und ineinander flößen, zu fixieren und zu unterscheiden, und mit jeder fixierten und unterschiedenen Vorstellung wächst ihm die Kraft, reicher und schärfer zu kombinieren. Durch das Zeichen wird unsere Herrschaft über die Vorstellungen bedingt, und ohne Zeichen, seien sie die natürliche Lautsprache oder ein künstliches Ersatzmittel, giebt es kaum einen Ansatz menschlichen Denkens.“ —

Es findet sich endlich das Gesetz selbst bestimmt ausgesprochen von Lazarus (in einer Bemerkung, welche Heyse, System der Sprachwissenschaft, p. 39 anführt und welche nach Steinthal (in der Vorrede p. X) einem gedruckten Werke nicht entnommen ist): „Der Geist ist wesentlich Thätigkeit; aber alle seine Thätigkeit geht durch das Medium der Sinnlichkeit hindurch, von dem ersten Aufnehmen des Objektiven bis zur höchsten Äußerung des Innern, Subjektiven. Darum bedarf er der Sprache nicht nur zur Darstellung, sondern auch zur Bildung des Innern, zur Entwicklung seines geistigen Vermögens selbst; denn diese Bildung oder Entwicklung des Innern geht stufenweise vor sich, und jede Stufe muß erst äußerlich oder geäußert werden, bevor eine höhere innere sich entwickelt.“ —

Das Verdienst, diese Auffassung von der Bedeutung der Sprache der Wissenschaft geweckt zu haben, gebührt Wilhelm von Humboldt. In der „Einleitung in die Kawi-Sprache“ (abgedruckt in den gesammelten Werken Bd. 6 unter dem Titel: „Über die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues und ihren Einfluß auf die geistige Entwicklung des Menschengeschlechts.“ p. 51 sq.) heißt es: „Die Sprache ist das bildende Organ des Gedanken. Die intellektuelle Thätigkeit, durchaus geistig, durchaus innerlich, und gewissermaßen spurlos vorübergehend, wird durch den Laut der Rede äußerlich und wahrnehmbar für die Sinne. Sie und die Sprache sind daher Eins und unzertrennlich von einander. Sie ist aber auch in sich an die Notwendigkeit geknüpft, eine Ver-

bindung mit dem Sprachlaute einzugehen; das Denken kann sonst nicht zur Deutlichkeit gelangen, die Vorstellung nicht zum Begriff werden. Die unzertrennliche Verbindung des Gedanken, der Stimmwerkzeuge und des Gehörs zur Sprache liegt unabänderlich in der ursprünglichen, nicht weiter zu erklärenden Einrichtung der menschlichen Natur. Die Übereinstimmung des Lautes mit dem Gedanken fällt indes auch klar in die Augen. Wie der Gedanke, einem Blitze oder Stosse vergleichbar, die ganze Vorstellungskraft in Einen Punkt sammelt und alles Gleichzeitige ausschließt, so erschallt der Laut in abgerissener Schärfe und Einheit. Wie der Gedanke das ganze Gemüt ergreift, so besitzt der Laut vorzugsweise eine eindringende, alle Nerven erschütternde Kraft. Dies ihn von allen üblichen sinnlichen Eindrücken Unterscheidende beruht sichtbar darauf, daß das Ohr (was bei den übrigen Sinnen nicht immer, oder anders der Fall ist) den Eindruck einer Bewegung, ja bei dem der Stimme entschallenden Laut einer wirklichen Handlung empfängt, und diese Handlung hier aus dem Innern eines lebenden Geschöpfes, im artikulierten Laut eines denkenden, im unartikulierten eines empfindenden, hervorgeht. Wie das Denken in seinen menschlichen Beziehungen eine Sehnsucht aus dem Dunkel nach dem Licht, aus der Beschränkung nach der Unendlichkeit ist, so strömt der Laut aus der Tiefe der Brust nach außen, und findet einen ihm wundervoll angemessenen, vermittelnden Stoff in der Luft, dem feinsten und am leichtesten bewegbaren aller Elemente, dessen scheinbare Unkörperlichkeit dem Geiste auch sinnlich entspricht. Die schneidende Schärfe des Sprachlautes ist dem Verstande bei der Auffassung der Gegenstände unentbehrlich. Sowohl die Dinge in der äußeren Natur, als die innerlich angeregte Thätigkeit dringen auf den Menschen mit einer Menge von Merkmalen zugleich ein. Er aber strebt nach Vergleichung, Trennung, und Verbindung, und in seinen höheren Zwecken nach Bildung immer mehr umschließender Einheit. Er verlangt also auch, die Gegenstände in bestimmter Einheit aufzufassen, und fordert die Einheit des Lautes, um ihre Stelle zu vertreten. Dieser verdrängt aber keinen der anderen Eindrücke, welche die Gegenstände auf den äußeren oder inneren Sinn hervorzubringen fähig sind, sondern wird ihr Träger, und fügt in seiner individuellen, mit der des Gegenstandes, und zwar gerade nach der Art, wie ihn die individuelle Empfindungsweise des Sprechenden auffaßt, zusammenhangenden Beschaffenheit einen bezeichnenden Eindruck hinzu. Zugleich erlaubt die Schärfe des Lauts eine unbestimmbare Menge, sich doch vor der Vor-

stellung genau absondernder, und in der Verbindung nicht vermischender Modifikationen, was bei keiner anderen sinnlichen Einwirkung in gleichem Grade der Fall ist. Da das intellektuelle Streben nicht bloß den Verstand beschäftigt, sondern den ganzen Menschen anregt, so wird auch dies vorzugsweise durch den Laut der Stimme befördert. Denn sie geht, als lebendiger Klang, wie das atmende Dasein selbst, aus der Brust hervor, begleitet, auch ohne Sprache, Schmerz und Freude, Abscheu und Begierde, und haucht also das Leben, aus dem sie hervorströmt, in den Sinn, der sie aufnimmt, so wie auch die Sprache selbst immer zugleich mit dem dargestellten Objekt die dadurch hervorgebrachte Empfindung wiedergiebt, und in immer wiederholten Akten die Welt mit dem Menschen, oder anders ausgedrückt, seine Selbstthätigkeit mit seiner Empfänglichkeit in sich zusammenknüpft. Zum Sprachlaut endlich paßt die, den Tieren versagte, aufrechte Stellung des Menschen“ — cet. —

Wir haben diese ganze Stelle auch deshalb hierhergesetzt, um zu zeigen, daß W. v. Humboldt die Wechselwirkung von Geist und Sprache keineswegs auf die artikulierte Sprache beschränkt, sondern ihre Kraft als dem Wesen des Lautes überhaupt angehörig erkennt. — Bestimmter noch heißt es (l. c. p. 304 sq.): „Der Laut würde an und für sich der passiven, Form empfangenden Materie gleichen. Allein, vermöge der Durchdringung durch den Sprachsinn, in artikulierten umgewandelt, und dadurch, in untrennbare Einheit und immer gegenseitiger Wechselwirkung, zugleich eine intellektuelle und sinnliche Kraft in sich fassend, wird er zu dem in beständig symbolisierender Thätigkeit wahrhaft, und scheinbar sogar selbständig, schaffenden Prinzip in der Sprache. Wie es überhaupt ein Gesetz der Existenz des Menschen in der Welt ist, daß er nichts aus sich hinauszusetzen vermag, das nicht augenblicklich zu einer auf ihn zurückwirkenden und sein ferneres Schaffen bedingenden Masse wird, so verändert auch der Laut wiederum die Ansicht und das Verfahren des inneren Sprachsinns. Jedes fernere Schaffen bewahrt also nicht die einfache Richtung der ursprünglichen Kraft, sondern nimmt eine aus dieser und der durch das früher Geschaffene gegebenen zusammengesetzte an.“ —

Um die Art der Wirkung begreiflich zu machen, welche die Darstellung eines Seelenakts durch die Sprache auf die Entwicklung unseres Geistes übt, hat Lazarus („Leben der Seele“) von der Sprache gesagt, ihre Wirksamkeit liege in der Verdich-

tung des Denkens, was Steinthal (Urspr. d. Spr. p. 133) als Schaffung „einer ganz neuen psychologischen Kategorie“ preist. Man sieht ja, was das Bild sagen will, doch wird es wohl besser vermieden, da der Gedanke durch seine Darstellung als Laut wohl versinnlicht wird, aber doch nicht zusammengepreßt, sondern nur scharf und bestimmt umgrenzt. Es wird genug sein, wenn wir sagen, daß den einzelnen Gedanken durch ihre Lautdarstellung ein Körper gegeben wird, d. h. ein gewisses beharrendes Dasein. Was dies für die Entwicklung des Menschengesistes bedeutet, kann uns Aristoteles sagen (Analyt. post. II, 19): „Alle lebenden Wesen haben eine gewisse angeborene Fähigkeit zu unterscheiden: (*δύναμιν κριτικὴν*) die Empfindung (*αἴσθησις*). Einigen derselben ist es verliehen, die Empfindung bleibend zu haben (als *μονή*), anderen nicht; die ersteren können also auch Auffassung haben (*γνώσις*), ohne unmittelbar zu empfinden. — Unter diesen Wesen findet wiederum Verschiedenheit statt, denn aus dem Verharren (*μονή*) der Empfindung entwickelt sich bei einigen ein Begriff (*λόγος*), bei anderen nicht. Aus der Erinnerung der Empfindung (d. h. also auf Grund jener *μονή*), wenn sie wiederholt wird, entspringt Erfahrung (*ἐμπειρία*), denn viele Erinnerungen sind Eine Erfahrung. (*αἱ γὰρ πολλαὶ μνήμαι τῷ ἀριθμῷ ἐμπειρία μία ἐστίν.*) Aus diesem Allgemeinen, dieser Einheit des vielen in der Seele, nimmt praktische und theoretische Wissenschaft den Anfang (*τέχνης ἀρχὴ καὶ ἐπιστήμης*), und zwar die praktische, wenn es sich um das handelt, was geschehen soll, die theoretische, wenn es das betrifft, was ist.“ Aristoteles bezeichnet so den Gang der psychischen Entwicklung richtig, aber erkennt nicht, wodurch dies Beharren der Empfindungen bewirkt wird, wodurch es weiter zur Bildung der Erfahrung kommt. Er sagt weiter, daß diese Eigentümlichkeiten der Seele weder einwohnen noch aus anderen bekannten Zuständen abzuleiten seien, sondern eben aus der sinnlichen Wahrnehmung (*ἀπὸ αἰσθήσεως*), wie wenn bei einer Flucht aus der Schlacht erst einer wieder stehen bleibt, auch die anderen wieder zum Stehen kommen. Und so sei die Seele nun einmal. (*ἡ δὲ ψυχὴ ἐπάσχει τοιαύτη οὔσα οἷα δύνασθαι πάσχειν τοῦτο.*) Wir sind jetzt im stande, Aristoteles hier zu ergänzen. Das Beharren der Empfindungen knüpft sich an deren Objektivierung durch den Laut, die Erfahrung entsteht durch Fixierung der Begriffe in Worten. —

So könnte man in Bezug hierauf sagen, die Wirkung der Sprache auf die Seele des Menschen sei, daß diese in den Stand

gesetzt werde, Erfahrung zu machen und so zu Kunst und Praxis und Wissenschaft zu gelangen. Wenn das Tier wesentlich in der Gegenwart lebt, höchstens einige Vergangenheit mitumfaßt, kommt der Mensch durch die Sprache zur Entwicklung, welches sein unterscheidendes Merkmal ist. Die Tiere bedürfen deshalb immer wieder der sinnlichen Anregung, um bestimmt zu werden, der Mensch läßt mit sich reden, und dem unendlich feineren Mittel entspricht die Wirkung, denn durch die Sprache kommt das Menschengeschlecht dazu, eine Geschichte zu haben. —

### III. Die natürlichen Vorstufen der Sprache bis zur Schaffung der Sprach-Wurzel, d. h. bis zum Hervortreten der Kunst der Sprache.

Faßt man Sprache allgemein als theoretische Äußerung des Menschengeistes, so läßt sich eine unvollkommenere (unartikulierte) von einer vollkommeneren unterscheiden. Wir bezeichnen die Entwicklungen jener als Vorstufen zu dieser.

Von jeder Art des Sprechens aber gilt dieses, daß sie einen Seelenmoment darstellt, daß es also immer ein Satz ist, um es grammatisch zu bezeichnen, welcher herauskommen soll. W. von Humboldt (Über die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues cet. p. 42) sagt: „Nur die verbundene Rede muß man sich in allen Untersuchungen, welche in die lebendige Wesenheit der Sprache eindringen sollen, immer als das Wahre und Erste denken. Das Zerschlagen in Wörter und Regeln ist nur ein totes Machwerk wissenschaftlicher Zergliederung.“ Von jeder Art des Sprechens redet H. Leo („Nominalistische Gedankenspäne, Reden und Aufsätze“) in dem Abschnitt: „Vom Ursprunge und Charakter unserer Sprache.“ Nachdem er dort ausgeführt, „daß die Sprache nicht mit dem Worte anfängt, sondern mit dem Satze, welcher die kleinste noch selbständige, lebendige Einheit der Sprache bildet“, „daß ja auch die einzelnen Gesten der Pantomime ganze Sätze darstellen“, sagt er (p. 125): „Die Sprache fängt nicht mit Wörtern an, sondern mit Gesten und anderen Bezeichnungen — das Offenbaren des Innern eines Kindes fängt mit Weinen und Lächeln, mit Wegwenden vom blendenden Lichte, mit Zuwenden zum wohlthätigen Lichte — kurz! mit Gesten an, und das Gerede über den Ursprung der Sprache reduziert sich zuletzt auf die Frage: wer

lehrt dem Menschen Lächeln und Weinen, Niesen (?), Schlafen (?) und Schreien?“

Als nächste Offenbarung des Geistigen erscheint die sinnliche Lebendigkeit selbst, die Bewegung des Leibes. Die Seele regt sich in der ersten Zeit des Lebens wie im Traume, noch ohne Mittelpunkt, ohne ein Ich; scheinbar giebt sie nichts wieder, als kosmische, siderische, tellurische Einflüsse, lebt sie nur eben das Naturleben mit, und somit scheint auch die Empfindung — wie wir diese unmittelbarste Weise nennen, in welcher sich Bewußtsein kund giebt — als Regung der Natur, als nicht selbst geschaffen. —

Dem entsprechend scheinen dann auch die ersten theoretischen Äußerungen der empfindenden Seele, jene Bewegungen des Leibes, der Gesichtsmuskeln unmittelbar gegeben zu sein und ohne Willensakt zu erfolgen. Nimmt man sie so an bei ihrem ersten Auftreten, so wird doch die Dauer dieser ihrer Unmittelbarkeit nur auf so lange bemessen werden, bis sie der Seele als ein Äußerliches, Gegenständliches bekannt werden, und auch dies muß sicherlich als vom Anfange an in irgend einem Maße stattfindend angenommen werden, wenn man doch zuzugeben genötigt ist, daß es fortschreitend der Fall ist. — So werden denn schon diese ersten Verleiblichungen der Empfindung, welche der Mensch als eine Bejahung seines Wesens mit Befriedigung bewirkt und als Erleichterung von der Spannung, in welche ihn die Naturbeeinflussung versetzt, gern hat, zu Mitteln, den Geist dahin zu bringen, daß er aufmerkt und unterscheidet. Hiermit treten dann ferner so die leibliche Bewegung wie das Geschrei allmählich in den Dienst eines Wollens. Das Kind nämlich lernt strampeln und schreien; — nicht strampeln, nicht schreien, also gegen den natürlichen Trieb wirken, lernt es erst später, aber in der ersten Position des Willens, welcher zunächst noch so sehr mit der Natur geht, daß er als ein eigener des Individuum nicht betrachtet wird, liegt an sich auch die Möglichkeit, d. h. die Fähigkeit, diese zu negieren, und so erzeugt sich eine Wahl und ein Wollen. Hierauf rechnet z. B. der Erzieher, wenn er mancherlei scheinbar unbewußt ausgeübte Ungezogenheiten der Kinder auch schon in sehr zartem Alter zu unterdrücken bestrebt ist. —

Wenn wir übrigens hier als Äußerungen der Seele die Bewegungen des Leibes und des Stimmorgans nebeneinander nennen, so sollen sie damit nicht auf gleiche Stufe gestellt werden. Der Gesichtssinn, auf welchen jene wirken, ist von dem Erscheinen im Raume abhängig, und wenn auch bei ihrer weiteren Ausbildung

durch Aktion, Gestikulation, Mimik das Räumliche derart bewegt wird, daß es den Bewegungen der Seele zu folgen und auf sie zu deuten versuchen kann, so hindert doch die Schwere des Stoffes jede tiefere, wesentliche Bezeichnung. — Genauer ist zu sagen, daß die Gebärde es wohl vermag, ruhendes Dasein zu malen, nicht aber bewegtes (cf. Lessing, im Laokoon). Wenn das sichtbare Zeichen die bewegte Psyche darstellen will, stützt es sich auf eine Sprache, wie z. B. es bei der Fingersprache der Fall ist.

Dagegen erfolgt nun eine höchst vollkommene Verleiblichung der Seelenbewegungen durch den Laut der menschlichen Stimme. Ist ein Nervenreiz stark genug, um den Organismus des Menschen zu einer Reaktion anzuregen, dann stellt sich eben durch das Ausklingen des Stimmlautes die Totalität des Leibes gegen das Erzittern der Teile wieder her. Die Stimme wirft die Erregung nach außen und bringt dadurch die gestörte Einheit des Organismus zur Ruhe zurück. In Bezug auf den Reiz verhält sich der Mensch überwiegend empfangend, in Bezug auf den Ton ist er mehr schaffend, denn „beim Tongeben sind die Stimmbänder das Primitive und nicht die Luft“ (Joh. Müller, Physiolog. Bd. II, p. 231.). — In der Stimme macht sich der Organismus in seiner Totalität kundbar, so daß der Ton als ein kurzes Leben des Körpers erscheint, in welchem dessen innere Qualität ausstrahlt; er übt deshalb auch nicht sowohl auf einen einzelnen Sinn seine Wirkung, als er unmittelbar die innerste Empfindung ergreift. Stimme und Gehör entsprechen einander. —

Man kann den Ton auffassen als Raum, der in Zeit verklingt. Ein Daseiendes wirkt auf die Empfindungsnerven, drückt sie mit stofflicher Schwere — als solcher Körper für immer — da bringt z. B. Stöhnen den Schmerz in rhythmische Bewegung, macht ihn zu einem zeitlichen d. h. zu einem verschwindenden, obwohl zurückkehrenden. Raum wirkt wie Ewigkeit, Zeit bringt Trost. — Hielte die Spannung des Körperlichen an, welche zum Ton reizt, so wäre eben die Kontinuität des Organischen aufgehoben. Daß sie sich wiederherstellt, geschieht durch die Selbständigkeit der Stimme, welche nun nach außen in einem Nacheinander dasjenige darstellt, für dessen Existenz das ruhende Nebeneinander des Organismus nicht mehr genügte. So ist das Außen ein Innen, das Innen ein Außen; uns kann nicht wundern, daß Empfindung zu Ton wird, denn der gehörte Ton wird sogleich wieder Empfindung. —

C. Poggel (Das Verhältnis zwischen Form und Bedeutung in der Sprache. p. 9) sagt über denselben Gegenstand: „Durch jedes

Gefühl im tierischen Körper, sei es Schmerz oder Wollust, empfangen nach den Lehren der Physiologie die Nerven seiner Sinne eine Erschütterung, oder allgemeiner, eine Veränderung. Diese Veränderung teilt sich vom Mittelpunkt des Empfindens dem Nervengewebe des übrigen Leibes mit. Auch die Nerven des Stimmorgans empfangen diese Erschütterung und üben dadurch eine entsprechende Wirkung auf die Muskeln dieses Organs aus. Die Erschütterung der Stimmuskeln bringt einen Ton hervor, welcher nichts als diejenige Bewegung der Luft ist, welche ihr jene Muskeln mitteilen. Im Tone ist also der Luft dieselbe oder auch eine ähnliche Bewegung mitgeteilt, als welche ursprünglich die Nerven des empfindenden Sinnes hatten. So müssen wir uns offenbar die Entstehung jedes ersten Lautes, welchen ein Tier von sich giebt, denken. Er ist das vollkommen unwillkürliche Ergebnis innerer Organbewegung. Der Gesang der Vögel macht hiervon nur insofern eine Ausnahme, daß nicht mittelbar durch ein Gefühl, sondern unmittelbar durch eine Vorstellung die Bewegung der Lautwerkzeuge entsteht. Man wird zu dieser Annahme genötigt durch die Erfahrung, daß sich Vögel im Gesange nachahmen. Nachahmung aber ist nur mittelst Vorstellung möglich.“ —

Man kann jene uns treffenden und reizenden Bewegungen als Wellenschwingungen fassen, welche mit verschiedener Schnelligkeit in der Folge der Wellen verlaufen. Schwere, zu welcher Druck, Schlag, Stoß u. d. m. gehören, hat die langsamsten Schwingungen; schnellere Schläge, Stöße etc. werden Anlaß zu Schallwellen; schneller als Schallwellen sind die Wärmeschwingungen, welche auch wieder rückwärts sich zu Schall, zu Druck modifizieren können; dann folgen die Lichtschwingungen, zuletzt die der Elektrizität. Helmholtz („Die Lehre von den Tonempfindungen“ p. 221) sagt: „Dieselben Sonnenstrahlen, welche vom Auge als Licht empfunden werden, empfinden die Nerven der Hand als Wärme, dieselben Erschütterungen, welche die Hand als Schwirren empfindet, empfindet das Ohr als Ton.“ — Ton ist somit an sich selbst subjektiv, auf unseren Organismus berechnet, ohne uns nur Schwingung der atmosphärischen Luft. Wir sehen die Schwingungen nicht mehr, sobald sie zu schnell werden, wir hören sie nicht mehr, sobald sie zu langsam erfolgen, bloße Quantitätsveränderung ändert unsere Empfindung, unser Urteil. —

So für uns gegeben und berechnet stellt der Ton die Bewegungen der Seele auf das vollkommenste dar, wie schon Aristoteles hervorhebt (Rhet. III, 1): „τὰ γὰρ ὀνόματα μὲν ἡμῶν ἐστίν·



*ὑπῆρξε δὲ καὶ ἡ φωνὴ πάντων μιμητικώτατον τῶν μορίων ἡμῶν· διὸ καὶ αἱ τέχναι συνέστησαν, ἣ τε βαρυστία, καὶ ἡ ὑποκριτικὴ, καὶ ἄλλαι γε.“*

Darum ist Stimme Eigentum der höheren Tiergattungen, deren einzelne Daseinsmomente sich voneinander unterscheiden; sie ist Zeichen einer Entwicklung, d. h. eines Räumlichen, welches doch nur dadurch, daß es in Zeitliches übergeht, sein Wesen vollständig darlegt; bei dem im eminenten Sinne sich entwickelnden Geschöpf, dem Menschen, der eine Geschichte hat, bildet sie sich fort zu den unendlichen Unterscheidungen der Sprache.

Endlich ist darauf hinzuweisen, wie auch die Doppelnatur des Menschen als eines naturbestimmten und sich selbst bestimmenden Wesens in der Stimme ihren Ausdruck findet. Die Stimme ist nämlich ebenso gegeben und durch den Organismus zu unzähligen Modifikationen bedingt, wie sie andererseits selbstthätig erzeugt und willkürlich vom Bewußtsein benutzt und gestaltet wird.

Was die Naturseite der Stimme betrifft, so ist diese ein so wesentlicher Teil des leiblichen Daseins, daß aus ihrer Stärke, Schwäche, Höhe, Tiefe, Reinheit, Trübung, Gleichmäßigkeit cet. ein Schluß auf den Organismus gemacht werden kann. Man denke z. B. an die Stimme der Kastraten, an die von Männern mit besonders hoher, von Weibern mit besonders tiefer Stimme. Sie macht also Geschlechts- und Altersunterschiede leicht kenntlich, sie ändert sich in Krankheiten; „alle aufregenden Leidenschaften, Schreck, Zorn, heftiger Schmerz, heftige Freude, Abscheu, manche Narkotica, besonders Belladonna, die Trunkenheit, heftige Einwirkungen auf das Gehörorgan, chronische Herz- und Lungenleiden bringen auf die Stimmnerven eine mehr oder weniger andauernde Depression oder Lähmung hervor.“ (cf. Joh. Müller, Physiologie I. c.) — Jedenfalls scheint für eine Phonognomik ähnlich Grund und Anhalt vorhanden, wie für die Kranioskopie.

Die Seite der Freiheit, der Selbstbestimmung zeigt sich bei der Stimme in ihrer Geschichte. Obwohl bedingt durch alle jene bezeichneten Einflüsse, welche ihr den Charakter des Zufälligen, Individuellen aufdrücken, entfaltet sie sich dennoch zu einer Gestaltung, welche, unabhängig von diesen Naturbedingungen, ein Selbstbewußtes, Selbstgewolltes, ein Allgemeines darzustellen vermag. Die natürlichen Modifikationen der Stimme zeigen sich, obwohl sie immer merklich sind und beständig sich geltend machen, nicht imstande, den freien Austausch der Gedanken zu hindern. Der menschliche Laut erscheint im wesentlichen nicht an den Or-

ganismus gefesselt; er gewinnt ein Leben eigener Art durch das allgemeine Medium der Luft, wird zu einem Gemeingut der Gattung und seine wunderbare Gewalt nimmt zu mit seiner Artikulierung. Keineswegs aber tritt diese Artikulierung erst ein mit der Sprache im engeren Sinne. Je mehr die Empfindung bei dem Kinde unterscheidet, desto artikulierter wird auch der Schrei. Mütter verstehen bald an der Art des Schreiens, was ihr Kind will. Zu dergleichen Artikulationen kommen auch Hühner, Hunde und andere Tiere. —

Wir erörterten oben (p. 142), wie dadurch, daß sich die ersten Empfindungen der Seele durch Bewegungen des Leibes und durch die Stimme eine Verleiblichung gäben, sich also zur Anschauung und Wahrnehmung brächten und nun als eine ins Menschliche übersetzte, zum Verständnis gebrachte Natur mit größerer Macht und Bestimmtheit auf die Seele zurückwirkten, es zur Unterscheidung innerhalb des dumpfen Webens der Empfindung käme. Es ist dies festzuhalten, denn der Irrtum ist naheliegend, als ob nur die größere Menge und die Unterschiede des sinnlich Wahrgenommenen die allmähliche Entwicklung des Geistes herbeiführten. Er fördert sich selbst seinem Wesen nach an den Dingen. Nicht, was uns vor Augen und Ohren ist, nehmen wir wahr, sondern was wir mit Augen und Ohren auffassen; nicht die Dinge selbst erregen unsere Empfindung, sondern daß und wie wir uns zu den Dingen verhalten. Wie der Geist die Dinge nimmt, so bringen sie ihn zu einer Darstellung in Bezug auf sie, und indem er diese Darstellung als die seine bemerkt, sich in ihr erkennt, und fühlt, daß er sie in seiner Gewalt hat, bringt er die Entwicklung des Menschen allmählich vorwärts. Er braucht also den Laut notwendig, um, wenn auch nur andeutend, die Dinge kennen zu lernen; die einseitig auffassende Empfindung führt ihn nicht nur nicht zum Erkennen, sondern würde ihm für sich hierbei nur hinderlich sein. Wie freilich auch durch den Laut der Mensch die Dinge doch nur auf seine Weise kennen lernt, sieht man z. B. an der Verschiedenheit der Onomatopöieen, welche bei den verschiedenen Rassen ganz verschieden lauten, obgleich sie nicht allein dasselbe bedeuten, sondern es auch auf dieselbe Weise darstellen wollen.

Die sich nach den einzelnen Lebensmomenten der Seele immer mehr in sich unterscheidende Stimme erlangt zunächst Dehnung, Schärfung, dann Betonung als Steigerung ihres Ausdrucks und als Modifizierung. Es bleibt dies auch innerhalb der ausgebildeten

Sprache als eigentümlich individuelle Zugabe zu dem reinen Laute der Wörter, wie denn überhaupt der Seele nichts wieder verloren geht, wenn es auch andere Formen gewinnt, was sie einmal sich errungen hat. Freilich schwindet dies, wie auch begleitende Gestikulation, in der Rede der sogenannten höheren Gesellschaftsklassen, welche in ihrer Farblosigkeit den Anschein zu vermeiden sucht, daß der individuelle Affekt noch irgend welche Macht übe.

Zuerst und am entschiedensten empfindet die unterscheidende Seele den direkten Gegensatz zwischen einer Verneinung und einer Bejahung des Organismus, den Gegensatz von Schmerz und Lust. Seufzen, Ächzen, Stöhnen erkennt den vorhandenen Widerspruch an, und bei bestimmten obwohl individuell verschiedenen Graden und einer gewissen Dauer der Empfindung tritt Weinen ein. Durch diese Äußerungen entäufert sich die Seele ihres Schmerzes, befreit sich theoretisch von ihm, so daß er „beim Weinen zu Wasser wird“. —

Leicht erkennt man nun auch bei diesen Äußerungen die Rückwirkung auf die Seele. Der Hörer tritt in die Stimmung des Weinenden ein; Weinen an sich selbst, ohne Rücksicht auf die objektive Ursache, bringt zur Traurigkeit; vor allen rührt der Weinende sich selbst, sobald er auf sein Weinen achtet, und man kann bei Kindern es verfolgen, wie sie Seufzen, Ächzen, Stöhnen, Weinen erlernen und dann auch bei entfernteren, leichteren Anlässen gern ausüben. Daß sie aber dadurch in die Natur ihrer Empfindungen eindringen, sie kennen lernen, abschätzen, kurz, daß sie sich so in ihrem Empfindungsleben vervollkommen, es in seinen Akten mehr und mehr sondern, ist leicht zu ermessen.

So bereitet sich nun die Seele vor, den Gegensatz zum Organismus auch als sich wieder ausgleichenden, als überwundenen verstehen und fassen zu können, somit den Schein von dem Wesentlichen eines Gegenstandes abzulösen — gewissermaßen Form zu scheiden von Inhalt; — denn das Lachen tritt ein bei der Wahrnehmung, wie der Widerspruch einer Erscheinung dadurch sich aufhebt, daß sie als bloßer Schein offenbar wird. Zum Lachen kommt es erst später; es ist dem Weinen an Geist überlegen, denn es kann nicht erfolgen ohne eine Art von Bewußtsein über die Gegensätze, welche das Weinen nur unmittelbar kundgibt. Das Tier lacht nicht, denn es bleibt in der Einheit oder im Gegensatz stecken, es ist dumm ernst und dumm lustig.

Entsprechend wird dann auf dieser Stufe auch die Fähigkeit der Äußerungen für den Gesichtssinn sich ausgebildet haben. Ich

vermute, daß Kinder die Gebärden, welche die Gegensätze einfach bezeichnen, wie Zu- und Wegwinken, Nicken oder Schütteln des Kopfes etwa zu derselben Zeit verstehen lernen und sich aneignen, in welcher sie für das Lachen gereift sind.

Es muß übrigens schon an dieser Stelle auf den Unterschied zwischen dem Inhalt der Empfindung und dem Inhalt ihrer Äußerung durch den Laut hingewiesen werden. Die Empfindung nämlich, wie sie unmittelbar, durch irgend einen Nervenreiz hervorgerufen wird, nimmt zwar das Ding selbst, von dem dieser Reiz ausgeht, nicht in sich auf, aber sie steht doch mit ihm in einem direkten, sinnlichen Bezuge, erscheint von ihm abhängig, gleichsam von ihm erfüllt. Wird aber diese Empfindung nach außen hin dargestellt, so ist der Zusammenhang mit dem den Reiz veranlassenden Dinge nur noch ein mittelbarer, und die Darstellung läßt notwendig das Ding außer acht, und damit auch die genauere, individuelle Bestimmtheit des Reizes. So kann denn der Laut auch nur von dem Individuum, welches ihn hervorbringt und sich der Quelle des Reizes noch bewußt ist, völlig und bestimmt verstanden werden. Ja es wird der Laut selbst, wo es sich eben nur um Äußerung einer Empfindung handelt, in seiner bestimmten Ausprägung kaum beachtet, — genug, daß er Laut ist. — So fragt Vansen in Goethes Egmont (4. Aufz.): „Willst du einen Aufruhr erregen, wenn sie ihn gefangen nehmen?“ und Jetter antwortet: Ah! Da fragt Vansen weiter: „Wollt ihr eure Rippen für ihn wagen?“ und Soest sagt: Eh! worauf Vansen höhnt: „Ih! Oh! Uh! Verwundert euch durchs ganze Alphabet.“ — Es können gar vielerlei Empfindungen ein Stöhnen, Seufzen, Ächzen, Weinen, Lachen zur Folge haben, und, wenn auch Unterschiede in diesen Äußerungen vorhanden sind, wird doch aus ihnen auf die Verschiedenheit der Dinge, welche die Erregungen veranlaßten, gar nicht geschlossen werden können, und nur in geringem Maße auf die Verschiedenheit der Erregungen. Es ist also klar, daß zwischen unserer Empfindung und deren Darstellung durch den Laut ein wesentlicher Unterschied besteht.

Wir bezeichnen diesen Unterschied, welcher bei der eigentlichen Sprache um so viel stärker hervortritt, als die artikulierten Worte von der Naturgewalt der hier in Betracht kommenden Laute sich entfernen, zunächst dahin, daß die Äußerung unbestimmter ist, vom Individuellen mehr abgewandt, als die Empfindung, welche durch sie bezeichnet und vollendet wird. Die Beschränktheit unserer Ausdrucksmittel läßt nicht zu, daß die speziellen Anlässe zu den

Reizen und deren Schattierungen vollkommen verständlich wiedergegeben werden, und es ist damit deutlich eine Grenze unserer Entwicklungsfähigkeit angegeben, und zwar eine Grenze nicht bloß für die Entwicklung unserer Sprache, sondern ebensowohl für die unseres Denkens, welches gerade durch die Sprache seine Form erhält und so bestimmt wird.

Erwägen wir dies noch genauer.

Wir sprechen von der Beschränktheit unserer Ausdrucksmittel. Soll dies etwa nur heißen, daß die Zahl der Dinge in der Welt und die von deren Bezügen größer ist, als die der Veränderungen, welche der Mensch seinen Lauten zu geben imstande ist? — Dies zu untersuchen träfe das Wesen der Sache nicht. Es fragt sich vielmehr, wie weit überhaupt ein Seelenakt durch den sinnlichen Laut darstellbar ist.

Müßte nicht, wenn vollkommene, genaue Wiedergabe stattfinden sollte, vor allem das Material, in welchem wiedergegeben werden soll, dasselbe sein, wie dasjenige ist, in welchem die Seele arbeitet? Da es nun aber ein fremdes ist, — der Laut — wie kann da Genaueres herauskommen, als ein Bild?

Das Bild ist keine Verdoppelung des Abgebildeten; es giebt ein Einzelnes, aber ein solches, in welchem nur die wesentlichen Züge — wesentlich für uns, die Bildenden — enthalten sind; es setzt also ein Allgemeineres an die Stelle des Individuellen, obwohl an diesem, und schafft demnach absichtslos Materialien zu Werken der Kunst.

Darf man vielleicht, wenn erwogen wird, daß unsere Äußerungen die Spannung, in welche uns die Empfindung versetzt, erleichtern, auch hier schon von einer versöhnenden Wirkung der Kunst sprechen, welche die individuelle Empfindung zum Bilde umschafft, und sie dadurch sowohl verallgemeinert und damit ihre Schärfe abstumpft, als in den Bereich der menschlichen Sphäre rückt und so ihrer Fremdheit entkleidet?

Die Dinge an sich verhalten sich gleichgültig gegen uns; wir wenden uns ihnen zu und fühlen den Nervenreiz; der Reiz veranlaßt uns, sie, wiefern und wie wir sie empfanden, so es in einem Lautbilde auszutönen. Hiermit sind sie der Außenwelt zurückgegeben, sind sie uns wieder zu Objekten geworden, aber zu solchen, welche gleichsam den Durchgang durch unser Wesen genommen haben, die wir also kennen und verstehen. Sie haben damit ihre Fremdheit und Gleichgültigkeit abgelegt, und es ist deshalb nicht zu verwundern, daß unsere Laute uns mehr ergreifen und sicherer

die Empfindung unserer Geschlechtsgenossen in gleicher Art erregen, als es das Sehen derselben Objekte bewirkt.

Wie nun zeigt sich uns hierin eine Grenze nicht bloß unserer Sprache, sondern auch unseres Denkens? Wir deuten sie schon hier an, obwohl erst im Gebiete der eigentlichen Sprache sie vollständig zu erkennen ist. Wir fassen also nicht Dinge auf, oder Vorgänge, sondern Reize; wir geben nicht Empfindungen wieder, sondern Bilder von Empfindungen. Wir kommen also durch die Wechselwirkung unseres Geistes mit unsern Lautäußerungen zu einer Entwicklung, welche uns von dem Naturleben entfernt und in eine künstliche Welt versetzt, welche Wahrheit und Gültigkeit nur für uns beanspruchen kann.

Genau genommen lebt jedes Geschöpf nur in derjenigen Welt, welche es mit seinem Dasein zu erfüllen imstande ist. Das Allleben erscheint nur in der Form unaufhörlicher Verleiblichung in Einzelwesen, deren jedes das allgemeine Leben in anderer Art darstellt. Die Individuen bethätigen ihr eigentümliches Leben in einem bestimmten Kreise je nach dem Maße ihrer Kraft und schaffen sich ihr besonderes Lebensgebiet. Auch des Menschen Geist und des Menschen Welt sind nicht der Geist und die Welt, sondern sein Geist und seine Welt; — aus dieser Welt kann er nicht heraus. Und wie er, durch das Erdleben bedingt, nur in der Erdatmosphäre zu atmen vermag, ihm keineswegs also allgemein und unter jeder Bedingung ein Mitleben mit der Schöpfung verliehen ist, so auch ist er in geistiger Beziehung auf eine bestimmte Sphäre angewiesen, die er selbst ausstrahlt. Er selbst ist der Erdgeist. Bedingung zu seiner Entwicklung ist nicht die Allnatur, sondern eine Reizung durch jene seinem Wesen zugängliche Natur und ein Verkehr mit derselben. Aus dieser beschränkten Teilnahme an dem Allleben erwächst ihm die eigene, beschränkte Welt, wie er sie in seiner Sprache sich darstellt. Das Luftmeer, in welchem wir atmen, wird in unsere Machtsphäre gerückt durch den Laut; wir verkörpern in ihm durch Schallfiguren unsern Geist. W. v. Humboldt („Über die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues.“ p. 59 sq.) sagt: „In jeder Sprache liegt eine eigentümliche Weltansicht. Wie der einzelne Laut zwischen den Gegenstand und den Menschen, so tritt die ganze Sprache zwischen ihn und die innerlich und äußerlich auf ihn einwirkende Natur. Er umgiebt sich mit einer Welt von Lauten, um die Welt von Gegenständen in sich aufzunehmen und zu bearbeiten.“ „Der Mensch lebt mit den Gegenständen hauptsächlich, ja, da Empfinden

und Handeln in ihm von seinen Vorstellungen abhängen, sogar ausschließlich so, wie die Sprache sie ihm zuführt. Durch denselben Akt, vermöge dessen er die Sprache aus sich heraus spinnt, spinnt er sich in dieselbe ein, und jede zieht um das Volk, welchem sie angehört, einen Kreis“ — cet.

Die absolute Existenz der Welt und das bedingte Menschen-dasein sind aneinander nicht meßbar; um sich selbst zu finden, um seiner selbst sicher und froh zu werden, muß der Mensch seine eigene Welt sich erbauen, eine Welt, in welcher seine Werte gelten, sein Denken, seine Interessen, die Moral, wie sie für sein Geschlecht paßt, sein Glauben, seine Kunst. Diese Welt der Bilder, für deren Erschaffung die Natur nur Grundlage ist, wird für den Geist fixiert durch den Sprachlaut, für die Erscheinung durch das Handeln. — Die Erkenntnis aber, wie Sprache den Menschen nicht nur entwickelt, sondern auch begrenzt, läßt sich schon aus der Entstehung und der Natur der noch unartikulierten Laute der Empfindung erschließen. Es wird unsere Aufgabe sein, diesen Punkt später genauer zu besprechen: an dieser Stelle führen wir noch einige Worte Lotzes an (Mikrokosmos Bd. III, p. 103), welche von jener zweiten Menschenwelt handeln: „Die anwachsende Gesellschaft der Menschen wandelt immer größere Gebiete der Erdoberfläche zu einer zweiten, wohnlichen Natur, zu dem Schauplatz einer geselligen Lebensordnung um. In demselben Maße, als dies gelingt, lockert sich der Zusammenhang des Menschen mit der elementarischen Außenwelt; er gewöhnt sich, die meisten seiner Bedürfnisse nicht mehr unmittelbar von ihr, sondern aus dritter Hand durch das Ineinandergreifen der geselligen Arbeit befriedigt zu sehen; mit seinen Vorstellungen, seinen Gefühlen, Sorgen und Planen ist er weit mehr auf diese neue zweite Ordnung der Dinge, auf das verkettete Ganze der menschlichen Gesellschaft verwiesen, als auf die ursprüngliche Natur, die immer mehr dem Blicke sich entziehende Grundlage seines Daseins. Erst dann, wenn dieser erste Fortschritt den Schwerpunkt des Daseins aus der natürlichen Welt in die künstliche Welt der Gesellschaft verlegt hat, beginnt das eigentümlich menschliche Leben und die Möglichkeit seiner weiteren Entwicklung. Denn aus dem Stegreif zu genießen, was die geschaffene Natur freiwillig darbietet, sind die Tiere mit uns gleichbefähigt; die auszeichnende Aufgabe der Menschheit ist es, die Welt erst zu erschaffen, in welcher sie ihre höchsten Güter finden soll.“ Es heißt dann weiter (p. 104): „So baute der menschliche

Geist über der greifbaren sinnlichen Welt des thatsächlich Vorhandenen die nicht minder reiche Gliederung einer Welt von Verhältnissen auf, die da sein sollen, weil ihr eigener ewiger Wert ihre Verwirklichung gebietet. Und diese ganze künstliche Ordnung des Lebens, die er zu der geschaffenen Natur hinzu zu erschaffen hatte, erschien dem Geiste der Menschheit nur in einzelnen Augenblicken der Verzweiflung, die dem Bewußtwerden begangener Mißgriffe entsprangen, als ein willkürliches wiederaufhebliches Gebilde seiner eigenen Erfindung; im ganzen hat dem Gemüte der Menschen die sociale Ordnung ganz in der Weise einer unaufheblich gegebenen Naturnotwendigkeit imponiert.“

Die Laute des Stöhnens, Ächzens, Seufzens, des Lachens und Weinens sind nicht die einzigen, welche die Empfindungen der Seele im Laute abbilden. Der Mensch hat sich gegen unzählige Beeinflussungen der Außenwelt festzustellen, um sich in ebenso vielen Akten aufs vielseitigste kennen zu lernen und zu verwenden. Es tritt bei diesen Lauten bald mehr die Stärke des Reizes hervor, und das Individuum erscheint von der Naturseite her bestimmt, bald überwiegt die zusammenfassende, sich selbst empfindende und wollende Thätigkeit der Seele.

Teilt man die Empfindungen ein in solche der Lust und Unlust, so ist doch nicht zu übersehen, daß es nicht von ihrem Inhalt abhängt, ob sie der einen oder der anderen Art angehören, sondern von ihrem Verhältnis zu derjenigen Seelenstimmung, in welche sie eintreten; auch die Laute bezeichnen die Empfindung nur relativ, wie die ausgebildete Sprache nur relativ den Gedanken bezeichnet. Wie zahlreich zeigen sich deshalb die Schattierungen der Empfindung! — Freude, Lustigkeit, Entzücken, und ebenso Schmerz, Betrübniß, Trauer, Angst, Grauen, Entsetzen erscheinen wohl als Empfindungen von einfacher Weise, auch die Anspannung der Seele in der Verwunderung, im Staunen, in der Überraschung, im Ärger, Grimm und Zorn ist von verschiedener Art, aber feiner stufen sich Empfindungen ab, wie Bangigkeit, Kummer, Teilnahme, Sorge, Ermüdung, Verdruß, und viele schwanken zwischen Lust und Unlust, wie Wünschen, Hoffen, Zweifel, Erwartung, Ungeduld u. a. m. Die Menge der Laute für diese Empfindungen in allen ihren leisen oder starken Färbungen läßt sich nach den Schriftzeichen nicht abschätzen, mit denen wir sie anzudeuten pflegen; sie würde so verhältnismäßig sehr gering erscheinen. Man wird annehmen müssen, daß die jetzt noch aufgeführten Empfindungslaute nur arme Überreste eines früheren Reichtums darstellen, denn auf dem



Standpunkt der fertigen Sprache lernt der Mensch immer mehr ihrer entraten. Die ursprünglichen Laute sind vielfach in Wurzeln übergegangen, wie es offenbar ist z. B. bei: ächzen, das Wehe, jubeln, jauchzen, *λάλειν, οἶκτος* u. a. m., und sie sind bei schwächer werdendem Sprachgefühl bis zur Unkenntlichkeit verbraucht worden, besonders aber wird festzuhalten sein, daß ihre ungemein individuelle Natur einer Fixierung und Erhaltung widerstrebte. Es handelte sich bei ihrer Hervorbringung gewiß nicht um irgend welche Reinheit des Lautes, sondern es kam darauf an, ob sie mit Rauheit und Schärfe ausgestoßen wurden, oder milde und schmeichelnd gehaucht, ob sie heller oder dumpfer erklangen, verhältnismäßig stark oder schwach, hoch oder tief, gedehnt oder abgebrochen, sicher und fest, oder zögernd und schwankend u. s. w. — Hieraus kann weiter geschlossen werden, daß im Anfange weniger der unbestimmt gehaltene Vokal die Art der Empfindung charakterisierte, als der begrenzende Konsonant. Der beginnende Konsonant mochte von der Miene, welche die Gesichtsmuskeln bewegte, bestimmt werden; der schließende war freier, denn mit Vollendung des Lautes stellte sich das Individuum aus der Herrschaft des Reizes heraus; bloße Konsonanten deuteten wohl am meisten auf den Willen. So kann man sich das mehr oder weniger reine *a* als Ausdruck unbestimmter Erwartung, Verwunderung vorstellen; in *ba* liegt — man denke an die entsprechende Verziehung der Gesichtsmuskeln — Bezeugung des Ekels, in *ha* der kräftigen Freude, in *ach* das Ende des Seufzens, in *st! br! bst!* ein Gebot.

Je weniger nun in überwältigender Weise die Empfindung durch die Objekte angeregt wird, desto selbstthätiger, eigenartiger kann der Mensch den Laut gestalten. Gewiß hat schon jede neue Anschauung bei der frischen Empfänglichkeit des Organismus, wie wir sie auf dieser Stufe voraussetzen müssen, genügend gereizt, um den Laut zu wecken, und, sofern irgend welches Verhältnis zu dem Angeschauten in der Seele sich vermittelte, durch einen Laut, der Sinn hatte, auch die Art dieser Beziehung anzudeuten. Daß bloße Wahrnehmungen, — auch ohne besondere Affizierung — zu Lautreflexen anregen, kann man an den fortwährend plappernden Kindern sehn. Man bedenke, wie die ausdrucksfähigen Teile unseres Organismus zu den ihnen eigenen Äußerungen nicht bloß durch wirklich erfolgende materielle Einwirkung gebracht werden, z. B. Muskelzusammenziehungen, Erröten, Schauer, sondern schon durch jede lebhaftere Vorstellung, und man wird das

Wirken des besonders fein organisierten Sprachapparates begreifen. Wir nehmen an, daß die bloße räumliche Gegenwart von Objekten, welche in irgend einer Art Aufmerksamkeit auf sich zogen, durch Empfindungslaute bezeichnet werden konnte, so daß also deiktische, im Anfang sicher eine Gebärde nur begleitende Töne den Sinn von Raumadverbien und von Pronominibus vertraten. Nahe stehen die Empfindungen des Befremdens, des Interesse, des Gefallens, Behagens. Für den darstellenden Laut lassen sie Freiheit, denn sie regen an, aber überwältigen nicht, so daß das Subjekt, statt einzig seine Empfindung austönen zu müssen, Ruhe behält, zu beobachten und die Art der Einwirkung auf sich genauer kennen zu lernen. Der Laut wird sich so den Objekten gemäß bestimmter zu charakterisieren suchen, gleichsam Farbe annehmen, in gewissem Sinne nachahmen.

In der That glauben wir, daß gerade bei den Empfindungslauten — nicht erst bei der artikulierten Sprache — von der Schallnachahmung, der sogenannten Onomatopöie zu sprechen ist (cf. auch: Heyse, System der Sprachwissensch. p. 72 sq.). Es scheint ja naheliegend, daß der menschliche Laut die in demselben Material des Tönens sich kund gebende Natur für sich benutzt; nicht zwar zur Benennung, denn dazu würde Artikulierung eintreten müssen, aber zur näheren Bezeichnung der Wahrnehmung; daß er ferner nicht nur ein bu oder bä oder bau wiedertönen läßt, sondern auch ein Säuseln und Rauschen der Blätter, ein Knarren und Krachen der Äste, ein Rieseln des Wassers, Rollen des Donners, Summen der Bienen, Pfeifen des Windes u. d. m. —

Weiter aber bieten sich die durch die Nerven des Gesichts, Geschmacks, Geruchs, Gefühls vermittelten Eindrücke dar, und, um diese wiederzugeben, findet freilich eine direkte Nachahmung nicht statt. Nun aber müssen wir festhalten, daß niemals ein einzelner Sinn für sich allein wirkt, daß immer der gesamte Organismus sich mitbeteiligt, und daß an sich die Schwierigkeit der Nachahmung bei dem Gehör sich darbietenden Objekten im wesentlichen dieselbe ist, wie bei den anderen stummen, da immer nicht davon die Rede sein kann, den gehörten Ton selbst darzustellen, sondern nur durch ihn den von ihm ausgehenden Reiz. Bei  $\beta\eta\chi$ , tuss oder spiro,  $\pi\nu\acute{\epsilon}\omega$  zeigt sich z. B., wie derselbe Vorgang durch verschiedene Laute nachgeahmt werden kann, welche der Empfindung entsprechen und einem Hörbaren nachschaffen. (Mehr darüber später.) — Erfolgte in der Seele eine isolierte Auffassung der einzelnen Sinnesreize, so würde allerdings schwer einleuchten, wie

überhaupt eine Reizung z. B. des Geschmacks oder des Hautgefühls für das Organ des Gehörs erfassbar, d. h. zum Ton gestaltet werden könnte. — Aber der Sinnesreiz wird in uns auf eine Einheit bezogen, auf das Bewußtsein; er wird in seiner Isolierung weder empfunden, noch als solcher im Tone wiedergegeben. Es spiegelt sich daher in dem charakterisierenden Laute weder das Objekt, noch der einzelne Sinnesreiz, sondern eine Totalempfindung, deren lautliches Abbild — ein Analogon des Natürlichen bietend, aber keine Wiederholung — besser Nachschöpfung als Nachahmung genannt werden mag. Für die einzelnen Nerven ist ja das Gehirn und Rückenmark der gemeinsame Mittelpunkt; erst hier wird der Reiz, welchen der Nerv erleidet, zur Empfindung. Darum vertauscht auch der Sprachgebrauch vielfach die den Sinnen zukommenden besonderen Bezeichnungen unter einander oder läßt sie einander vertreten. — Herder (Über den Ursprung der Sprache) sagt richtig: „Wie hat der Mensch, seinen Kräften überlassen, sich auch eine Sprache, wo ihm kein Ton vortönte, erfinden können? Wie hängt Gesicht und Gehör, Farbe und Wort, Duft und Ton zusammen? Nicht unter sich in den Gegenständen; aber was sind denn diese Eigenschaften in den Gegenständen? Sie sind bloß sinnliche Empfindungen in uns, und als solche fließen sie nicht alle in eins? Wir sind ein denkendes sensorium commune, nur von verschiedenen Seiten berührt. Da liegt die Erklärung.“ — Pl. XI, 532 heißt es: *ἤμασεν καλλιτρίχας ἵππους μάστιγι λιγυρῇ· τοὶ δὲ πληγῆς αἰόντες ῥίμῳ ἔφερον θοὸν ἄρμα.* — *αἰόντες* ist hier: fühlend. Aristarch (bei Ariston. A, 532) sagt: *τῷ εἶδει τὸ γένος δεδήλωκε· τὸ γὰρ αἰόντες ἐστὶν ἀκούοντες, θέλει δὲ εἰπεῖν ἐπαισθόμενοι τῆς πληγῆς· ἡ γὰρ ἀκοή εἶδος ἐστὶ τῆς αἰσθήσεως.* Man spricht von hellen und dunklen Tönen und Farben, von stechen- dem und brennendem Gefühl und Geschmack, von weichem und hartem Ton, süßem Gefühl und scharfem Geruch, schreienden Farben, u. d. m. Oedipus (Soph. Oed. Col. 137) sagt zum Chor: *ὁδ' ἐκεῖνος ἐγώ· φωνῇ γὰρ ὄρω τὸ φαιζόμενον,* so auch (Oed. Tyr. 371): *τυφλὸς τὰ τῶτα τὸν τε νοῦν τὰ τῶματα.* Klopstock sagt (Eislauf): „Sonst späht dein Ohr ja alles.“ Goethe (Röm. Eleg.): „Fühle mit sehender Hand.“ — Und so konnte Longin (XXVI, 2) von der Schilderung verlangen: *τὴν ἀκοὴν ὅψιν ποιεῖν.*\*)

\*) Etwas viel ist es, was Leopold Schefer („Hafis in Hellas“) bietet: „Ich roch der Muse Zitherklänge noch zugleich, ich sah gestaltenschön und klar ein jed' Gefühl! ich schmeckte die schönen Göttinnen zugleich

Auch in der Praxis macht man von dieser Fähigkeit der Sinne, für einander einzutreten, Gebrauch; auf sie stützen sich die Methoden, blinde und taube Kinder zu erziehen. — Es ist aber auf diese Vertauschungen in den Lautbezeichnungen der Sinne besonders aufmerksam zu machen, weil sie, obwohl angenommen werden muß, daß sie schon bei den unartikulierten Lauten der Empfindung hervortreten, doch besonders für das Verständnis der artikulierten Sprache von Wichtigkeit sind. Sie erklären die von Heyse (l. c. p. 95) als symbolisch bezeichnete Anwendung des Lautes in „Wörtern, wie klar, hell, trübe, dunkel, dumpf, spitz, mild, lind, weich, hart, rau, scharf, stumpf, glatt, gleiten, schlüpfen, fließen, wallen, Zorn, Groll u. d. m.“ Bei Bildung solcher Laute hörte und tönte der ganze Mensch.

Man ist Humboldt (Über die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues, p. 81) darin gefolgt, derartige Lautbezeichnung symbolisch zu nennen. Humboldt selbst drückt sich vorsichtig aus: „Man kann diese Bezeichnung (wenn z. B. stetig, stehen, starr den Eindruck des Festen giebt, das Sanskritische *li* schmelzen, auseinandergehen, den des Zerfließenden) obgleich der Begriff des Symbolischen in der Sprache viel weiter geht, die symbolische nennen.“ — Wir nennen sie eine analoge, (ein Ausdruck, den Humboldt auf eine andere Art der Sprachbildung [p. 82] anwendet), sprechen aber auch nur von dem Laute als solchem, nicht schon von den Wörtern. Auch Heyse (l. c. p. 99) behandelt solche Übertragungen der Sinnesthätigkeiten und Sinneseindrücke von einem Sinn auf den andern und nennt sie Begriffs-Metaphern, z. B. also: stumpf auf dem Ohre, *caeca mens*, bitter kalt, bittere Armut *cet.* Er deutet hiermit auf einen im Gebiete der artikulierten Sprache eintretenden Wandel der Bedeutung, welcher dieselbe Erscheinung bietet, daß Analoga für einander eintreten; es kommt dies hier aber nur soweit in Betracht, als wir dadurch die beginnende Charakterisierung des Empfindungslautes zu begreifen vermögen. Es ist ja auch, wenn man die Wörter dieser Art bespricht, lediglich um deren Lautkörper zu thun, und es ist besser,

---

auf meiner Zunge köstlich; ach, ich hörte laut das Strahlen der Gestirne hoch am Himmelssaal und ich genoß unsäglich reich die schöne Welt zugleich im fünfundzwanzigfachen Wonnestrahle. Auch meine Efskunst war vergöttlicht hier: ich aß das Sonnenlicht, das Himmelsblau, den Glanz, ich trank das mir im großen Becher schmelzende bildschöne Mädchen voll süßen Schauerns aus“ u. s. w.

nicht vorzugreifen und zunächst die Ausdrucksfähigkeiten des Lautes an sich zu prüfen. Erst mußten diese Erfolge auf den Vorstufen der Sprache errungen sein, der Mensch mußte erst eine gewisse Macht über sein Lautmaterial erlangt haben, dann erst konnte eine freie Gestaltung — das Wort — entstehen, in dessen Gebiete dann, freilich in erhöhter Form, die Errungenschaften der vorangegangenen Arbeit wieder auftreten. In der ausgebildeten, artikulierten Sprache finden wir das Lachen und Weinen, das Jubeln, Stöhnen, Ächzen, das Nachahmen, Deuten der Empfindungslaute als interjektionale Elemente, als Spuren der Onomatopöie wieder auf, degradiert freilich zu bloßem Lautmaterial; und weiter noch erstreckt sich die Verwendung dieser nach einer Analogie erfolgten Lautbildungen, welche als solche deshalb nicht mehr nachweisbar sind, weil sie der Artikulation ganz nahe rücken und in dem Maße verschwinden mußten, als die Sprache (im engeren Sinne) sich ausbildete und sie in den Wurzellaute erhob. — Giebt man mit Heyse (l. c. p. 72 sq.) zu, daß Schallnachahmungen auch unartikuliert als „Naturlaute, welche der Vernunftsprache noch nicht angehören“, hervorgebracht werden konnten, so muß auch angenommen werden, daß Analoga zu diesen, den Reizungen aller Sinne gemäß, als bloße Laute vorhanden waren. —

Es kann endlich der Reiz, welcher die Empfindung anregt, derart sein, daß er das Subjekt zur Thätigkeit bestimmt, sei es, um sich mit der Außenwelt überhaupt in Verkehr zu setzen, sei es, um den Eigenorganismus zu behaupten oder geltend zu machen. Laute, welche solche Thätigkeit anzeigen oder begleiten, z. B. Rufe, wie he! st! ha! werden eine Einwirkung des Objekts nicht erkennen lassen, desto entschiedener aber die Energie, zu welcher der Organismus sich anspannt. —

Ehe wir dazu fortgehen, den psychologischen Fortschritt zu besprechen, welcher nach dem Gesetz der Wechselwirkung mit diesen Lauthervorbringungen sich verflücht, bemerken wir, daß, weil die wahre Natur des Wortes als eines Kunstwerkes — dies erst ist Symbol — nicht erkannt wurde, man vielfach die artikulierte Sprache unmittelbar aus diesen Lauten herzuleiten suchte. Man ließ dabei außer acht, daß bei Bildung der Wörter eine Freiheit sich wirksam zeigt, welche diesen Naturlauten abgesprochen werden muß, und daß mit Auffindung des Lautstoffs die Wortform noch nicht erreicht ist. — Da die Alten ihre Ansichten einfacher herauszusagen pflegen, führen wir Epikur als Vertreter dieser Ansicht an. Er erklärt die Entwicklung unseres Geistes in derselben Art, wie

die der Sprache. Die Erkenntnis erfolgt durch die Sinne, zu denen von den Dingen her Bilder (*εἰδωλα*) ausströmen. (Lucret. IV, 35: *rerum simulacra, Quae quasi membranae summo de corpore rerum Dereptae volitant ultro citroque per auras.*) Bei wiederholten Eindrücken derselben Art (*τύπος*) kommt es in uns zu einer (*πρόληψις*) Vorstellung, und was die Sinne so geben, ist nur Wahres (*ἐναργές*). Verknüpfen wir dann die Vorstellungen, so irren wir leicht, und es ist so der Irrtum lediglich eine Zuthat von uns. So nun erzeugt sich auch die Sprache durch Ansammlung von Naturlauten (*φθόγγους*) je nach der verschiedenen Erregbarkeit der Völker. Später tritt dann die Konvention der Menschen hinzu und damit denn vieles Verkehrte. (Diog. Laert. X. 75. sq.) In neueren Zeiten hat namentlich Wüllner mit Gelehrsamkeit und Feingefühl versucht, die Wurzeln auf ursprüngliche Interjektionen zurückzuführen, so z. B. („Über Ursprung und Urbedeutung der sprachlichen Formen“, p. 5.) *ἄχομαι, αἰάζω, ἀλαλάζω, ἰάχω*, ächzen, jauchzen cet. Von der im Lateinischen und Deutschen Stille gebietenden Interjektion *st* leitet er *stare, στήναι*, stehen, das Sanskrit: *sta, στέλλειν*, stellen; von der Interjektion *dā*, beim Überreichen gesprochen, das griechische *τῆ*, (z. B. Od. I, 347: *κύκλωψ, τῆ, πίε οἶνον*) *dare, δοῦναι* cet. — Es versteht sich nach dem obigen, daß diese Ableitungen sich auf ein Richtiges stützen und in zahlreichen Fällen richtig sein können; da aber das Wort einen höheren, freieren Ursprung hat, als dies Lautmaterial, so ist Sicherheit der Nachweisung vom Worte aus nicht möglich, und es zeigt sich bei zu großem Eifer im Nachweisen deutlich die Gewaltsamkeit, mit welcher ein Symbol zu einem Naturlaut gemacht werden soll. —\*)

Untersuchen wir nunmehr die Weiterentwicklung des Bewußtseins, wie sie durch diese Thätigkeit der Lauterzeugung vermittelt wird. —

Wollen wir die Außenwelt mit dem Namen Wirklichkeit bezeichnen, so ist das, was [den Lauten des Schreiens, Weinens, Lachens, den weiteren Empfindungslauten als Bedeutung zu Grunde liegt, ein nicht Wirkliches, oder genauer: ein nur für den Menschen Wirkliches; nicht die Dinge treten ins Bewußtsein, sondern die Art, wie wir zu ihnen stehen, je nach den einzelnen Lebensmomenten, in denen wir zu ihnen in Beziehung treten. Das

\*) Ein natürliches Entsprechen der Sprachlaute als Symbole der Dinge in Bezug auf die Bedeutungen behauptet P. Nigidius bei Gell. N. A., X. 4: *nomina verbaque non posita fortuito, sed quadam vi et ratione naturae facta esse cet.* Er erörtert dies an: *vos, nos; tu ego; tibi, mihi.*

ganze und volle Wesen der Dinge wird selbst nach dieser Seite, nach welcher sie eine Einwirkung auf uns ausüben, niemals in einem Blicke von uns erfaßt. Unsere Lautäußerungen warten keineswegs ab, bis unsere Wahrnehmung und Erfahrung uns zu einer vielseitigen, irgendwie respektablen Erkenntnis der Dinge verholfen hat; sie erfolgen sofort, sobald der Reiz empfunden wird, sie verzichten darauf, dem Dinge homogen zu sein, sie wollen eben nur sich genügen. Es ist dies natürlich nicht so zu verstehen, als spräche die Seele nur ihre Empfindung aus, wenn sie im Laute austönt, losgelöst von der übrigen Welt, ohne Bezug auf die Wirklichkeit — vielmehr schafft der Mensch, (und zwar wirkt dabei sein eigener Organismus als Teil dieser Wirklichkeit) seine Laute unter dem übermächtigen, tonangebenden Einfluß der Natur, und deren Färbung also zeigt sich überall. Ertönte beim Regnen ein Menschenlaut, wie etwa plu, beim Geräusch des Brechens wie frag oder brech, beim Schnüren, Würgen, wie  $\alpha\chi$  oder  $\alpha\gamma\chi$ , so ist dies immer Interjektion, aber eine von der Natur der Vorgänge mitbestimmte, und wenn also auch der Laut unmittelbar ein Wirkliches nicht bedeutet, so deutet er doch auf analoge Vorgänge in einer Welt, welche nur durch die Einwirkung der Wirklichkeit zustande kommt und sie so gleichsam abspiegelt. —

Dagegen tritt nun die Lautäußerung als Laut wirklich ein in die Welt; sie wird selbst ein Ding, und zwar ein solches, welches den Menschen zum Schöpfer hat und deshalb von ihm verstanden wird. Nachdem die Empfindung die Laute plu — frag —  $\alpha\gamma\chi$  ausgegeben hatte, wurden diese Eigentum der Seele, welches an ihnen sich in ihrem Verhalten zu diesen bestimmten Vorgängen erkannte. —

Sehen wir nun, welcher Unterschied darin liegt, ob die Seele nur durch Anschauung und Wahrnehmung die Vorgänge der Wirklichkeit sich zu eigen macht, oder dadurch, daß sie sich der Vermittelung des Lautes bedient. — Der Empfindungslaut erfolgt sofort nach dem Reiz, wie wir sagten. Der Reiz aber kommt nicht schon durch den Vorgang oder durch das Ding an sich zustande, sondern nur so weit, als die Seele diesem ihre Aufmerksamkeit zuwendet; sie empfängt demnach den Reiz nur durch das, worauf sie merkt; sie nimmt statt des Dinges selbst nur wahr dessen Merkmal, bestimmte Eigenschaften des Dinges, wodurch sie es als ein besonderes von den anderen Dingen unterscheidet. So lange nun die Seele nur wahrnimmt, ist ihre Anschauung an das einzelne Objekt gebunden, sie kennt und faßt es nur als diese einzelne sinnliche

**Erscheinung.** Jetzt ertönt der Laut, hervorgerufen durch das Merkmal, und indem die Seele den Laut vernimmt, erkennt sie an ihm nicht mehr diesen Vorgang, dieses Ding, sondern ihre Art dies aufzufassen. — Welche Art ist dies? —

Das Merkmal des Regens, welches zu dem Laut plu veranlaßt, paßt nicht nur auf den wahrgenommenen Regen, sondern auf jeden, und so paßt der Laut auf alles, was solches Merkmal an sich hat oder haben kann, z. B. auf viele andere Bewegungen des Wassers; der Laut bu deutet nicht bloß auf dieses Rind, sondern auf die Tiere derselben Gattung überhaupt; ein Laut ha! kann jede Art der Überraschung bezeichnen, das weh! jeden Reiz, welcher Schmerz erregt. Die Seele empfängt also an dem Laut eine neue Wahrnehmung, welche allgemeiner ist, als die ursprüngliche, vielfach bestimmbar also und dabei der Bestimmung immer bedürftig, weil sie in jedem einzelnen Falle bestimmt sein soll, der Laut Bestimmtes immer zu bedeuten hat. Die Seele erhält damit den Antrieb, erfährt den Zwang, das Ding vorstellen zu müssen nach Anleitung des Lautes und gelangt dadurch zu einer Thätigkeit höherer Art, nämlich aus einem Allgemeinen das Einzelne zu finden; sie stellt das Objekt sich auf ihre Weise hin und lernt es in dieser Form kennen; sie erhebt sich damit von der Anschauung zur Vorstellung, wodurch weiter auch für das Bewußtsein der Gegensatz des Subjekts zu der objektiven Welt sich herausbildet. —

Wie die Seele aus dem Reiz des Lautes wieder zu dem Merkmal des Dinges gelangt, ist nicht schwer zu begreifen, denn aus der Reizung dieses Merkmals ist er ja selbst entsprungen, und wir haben die Erfahrung, daß auch sonst bei uns ein Äußerliches das analoge Innerliche erregt: zornige Gebärden entflammen Zorn, Gähnen erregt die Empfindung oder Vorstellung der Langeweile und steckt deshalb an, die Haltung des Hochmütigen fordert uns heraus; man zwingt sich heitere oder traurige Mienen an und wird dann wirklich so gestimmt — zwar auch, weil man eben will, aber man wählt doch diese Mittel. —

Aber wie kommt weiter die Seele von ihrem Merkmal auf das angeschaute Ding? Sie kommt, erinnern wir, zu diesem überhaupt nicht, denn sie schaute es niemals so an, wie es ist, sie empfing es nur als ein Subjektives. Demnach objektiviert nun der Laut diese unsere subjektive Auffassung, und es beginnt damit die Errichtung jenes Lautreiches, nach dessen Gesetzen wir vorstellen, denken und dichten, nach W. v. Humboldts Ausdruck: (Verschiedenh. des menschl. Sprachb. p. 76) „die von dem Menschen nach den



Eindrücken, die er von der wahren empfängt, aus sich heraus objektivirte Welt“. —

Bei der Beschränktheit unseres Organismus ist uns nur so vergönnt, die Außenwelt zu ergreifen, daß wir auf Aneignung des unendlichen Reichtums der Individualität verzichten und das Ähnliche gruppenweise zusammenfassen sowohl im Laut wie im Bewußtsein. Die Gebärdensprache, noch auf dem Standpunkt der unmittelbaren Wahrnehmung, ist dem Rechnen mit Ziffern zu vergleichen, die Lautsprache verhält sich wie das Rechnen mit Buchstaben. —

Die Beziehung dieser Lautwelt zu der wirklichen, der ja auch sie schließlicly angehört, ist deutlich; für sich hat sie keinen Bestand, aber sie führt nicht hinein in die Welt der Dinge, sondern begleitet sie gleichsam parallel. Wie auch ferner der strebende Mensch mit seinem Bewußtsein über das Wort hinaus will, das Tiefere, Ungesagte fordernd und suchend, immer nimmt ihn der Laut wieder gefangen, indem er momentan ihn befriedigt. Und so kann man hier ebensowohl sprechen von einer Entwicklung des Menschengeistes, der die Individuen in Genera verwandelt, statt des Einzelnen das Allgemeine ergreift, als man andererseits an dieser Stelle schon unsere Unfähigkeit bekennen muß, das Individuum, d. h. die Wirklichkeit zu erfassen. —

Auch die praktische Seite unseres Geistes erfährt natürlich eine Fortbildung, wenn die theoretische sich entwickelt; beide bilden sich an und durch einander. Die Aufmerksamkeit z. B., welche erst allmählich gelernt werden muß, ist schon Wille, der die Intelligenz anspannt, auf Reize zu achten. Da nun das theoretische Bewußtsein auf dem Standpunkt der Vorstellung sich dem Objekte gegenüber weiß, so entwickelt sich — worauf hier nicht weiter einzugehen ist — in praktischer Beziehung der Trieb zum Begehren.

Wenn man berücksichtigt, daß des Menschen Entwicklung hiermit nicht abgeschlossen ist, und daß dieser Umstand, daß sein Vermögen weiter reicht, auch schon die besprochene Stufe der Entwicklung zu einer anderen, höheren macht, als sie hier zunächst von uns beschrieben werden kann, so wird man im übrigen doch auch zugeben müssen, daß diejenigen Tiere, welchen mannigfaltige Stimmlaute zur Verfügung stehen, auch einen analogen Fortschritt ihrer Intelligenz aufzuweisen haben, welcher freilich in Bezug auf die Erhebung zur Vorstellung und zum Vorsatz in seinem Beginn auch schon abbricht. Man vergleiche hierüber: z. B. Max Müller,

Vorlesungen über die Wissenschaft der Sprache T. I. 9. Vorlesung — und Schopenhauer, Die Welt als Wille und Vorstellung. Bd. II. p. 62 sq.: „Vom vernunftlosen Intellekt“, der den Tieren „blofs eine unmittelbare Erkenntnis“ zuschreibt, uns „neben dieser auch eine mittelbare“, doch aber bemerkt (unter Berufung auf Leroy, sur l'intelligence des animaux), dafs „eine schwache Spur von Reflexion, von Vernunft, von Wortverständnis, von Denken, von Vorsatz, von Überlegung sich in den vorzüglichsten Individuen der obersten Tiergeschlechter allerdings bisweilen zu unserer jedesmaligen Verwunderung kundgebe“. — Den Zusammenhang solcher Entwicklung mit der Lauthervorbringung hat Schopenhauer nicht bemerkt.

Hegel (Encyklopädie, § 451) nennt die Vorstellung „erinnerte Anschauung“, sagt, es übertrage diese „den Inhalt des Gefühls in ihren eignen Raum und ihre eigne Zeit“ und mache ihn dadurch zum „Bilde“, (Encykl. § 452) in welchem die „unmittelbare, einzelne Anschauung“ durch „Subsumtion unter ein Allgemeines (die Vorstellung) eingereiht und so zum Eigentum der Intelligenz werde“ (l. c. § 454). Es sei nun „dies Gebilde des Selbstanschauens noch subjektiv, und es fehle ihm noch das Moment des Seienden“. (l. c. § 457.) Sie äufere sich also, produziere Anschauung, mache Zeichen (§ 458), werde zur Sprache, in welcher also „die Empfindungen, Anschauungen, Vorstellungen ein zweites höheres, als ihr unmittelbares Dasein, erhielten, eine Existenz, die im Reiche des Vorstellens gelte“ (§ 459). — Es versteht sich aus dem Hegelschen Standpunkte, dafs die Entwicklung, welche hier geschildert wird, darin ihre Erklärung findet (cf. z. B. § 350), dafs der Geist an sich selbst das ganze objektive Sein umfasse, so dafs seine Erinnerung ihm eben nur sein Eigentum zuführe, welches er dann wieder äufserlich mache, frei behandle und zum Erweis seiner Eigentumsrechte stempele — so entstehe Sprache.

Der Ort der Sprache ist hier im allgemeinen richtig bestimmt, (siehe auch Rosenkranz, Psychologie, p. 250 sq.) die Auffassung im übrigen, nach welcher die Worte uns die Dinge gäben, sowie deren Verkettung den Zusammenhang der Welt — haben wir oben widerlegt.

Nachdem nun diese Stufe der Geistesentwicklung erreicht ist, zu welcher die Wechselwirkung von Seele und Laut den Menschen führt, tritt jene Hervorbringung von Lauten ein, welche man artikulierte Sprache zu nennen pflegt.

#### IV. Die Sprachwurzel als Werk naiver Kunst. Ihr Wesen im Gegensatz zu den Naturlauten, ihre Gestalt, ihr Lautmaterial; ihre Fähigkeit, der Mitteilung zu dienen. Die Symbolik der Laute.

Wir hatten die Bewegung der Wechselwirkung zwischen Seele und Laut so weit begleitet, daß wir erkannten, wie die Bildung von „Vorstellungen“ dem Wesen der Empfindungslaute gemäß erfolgt, und wie damit im Bewußtsein die Unterscheidung eines Objektiven vom Subjekt eintritt. Wie wir nun wahrnehmen, daß innerhalb der vollendeten Sprache reicherer und gewaltigerer Gebrauch derselben Hand in Hand geht mit der Erweiterung und Vertiefung des geistigen Lebens, so haben wir auch den Übergang von der Sprache der Naturlaute zu der artikulierten aus der vorgeschrittenen Geistesentwicklung zu begreifen.

Wenn also die Seele, indem sie ihre Lautäußerungen sich deutet, als vorstellende sich allgemeiner verhält, gruppenweise die einzelnen Erscheinungen zusammenfaßt und so zu Begriffen gelangt, wird infolgedessen auch ihr Laut die Unmittelbarkeit der Natureinwirkung verlieren und eine Bestimmung von seiten des Bewußtseins erfahren, mit welcher dieses ausdrückt, daß es nicht mehr von dem Reiz einer sinnlichen Anschauung ergriffen wird und eine Empfindung austönen muß, sondern daß es von seiner Vorstellung geleitet ist. Der nunmehr hervorgebrachte Laut giebt demnach nur noch ein Bild der Erscheinungen und Vorgänge, ein Lautbild, welches nicht mehr, wie der Empfindungslaut, bloß das Schattenbild ist, welches der von der Sonne der Natur durchleuchtete und aufglänzende Organismus wirft, sondern eine Ausföhrung, an welcher die Seele mit eigener Kraft sich beteiligt. — Indem wir dies Bild gebrauchen, fällt uns ein, daß wir in ähnlichem Bilde von Heraklit das Gegenteil gesagt wissen (nach Ammonius zu Arist. de interpret. p. 24): „δοικέναι γὰρ τὰ ὀνόματα ταῖς φυσικαῖς ἀλλ’ οὐ ταῖς τεχνηταῖς εἰκόσι τῶν ὀρειῶν. οἶον ταῖς σκιαῖς καὶ τοῖς ἐν ὕδασι, ἢ τοῖς καίοπτοις ἐμφαίνεσθαι εἰωθόσι“ cet.

Wenn nämlich durch ein Hörbares — den Laut — ein Reiz, eine Empfindung dargestellt wird, kann diese Darstellung freilich nur ein Bild sein, wie wir schon oben (p. 157 sq.) erörterten, und insofern sind alle Empfindungslaute Lautbilder, aber das Bild, welches die Vorstellung entwirft, ist noch ein anderes. Denn als vorstellend ist der Mensch nicht mehr eins mit der Natur; er

unterscheidet die Objekte und deren Reizungen von sich und will nicht diese selbst darstellen, sondern solches Bild von ihnen, wie er es sich eingeildet hat. Diese Einbildung ist sein Werk, und auch sie, wie jedes Innerliche, drängt dazu, — wenn schon nicht mehr aus bloßer Gewalt der Natur — sich nach außen hinzustellen, hören zu lassen, was und wie sie ist. Aber, entrückt den unmittelbar zwingend auf den Organismus wirkenden Reizen der Natur, hat nunmehr die Seele Zeit, sich zu besinnen, sie hat Stellung genommen, ringt sich durch zu jener Freiheit, ohne welche ein Gebilde der Kunst nicht zustande kommt. Herder sagt (Ursprung d. Spr.): „Das erste Merkmal der Besinnung war das Wort der Seele. Mit ihm ist die menschliche Sprache erfunden.“ — Der Mensch selbst will nun eine Darstellung eines innerlichen Vorgangs geben, will einen Lebensmoment der Seele in einem Lautbilde verkörpern. Er will dies; mag man nun im besonderen den Grund, welcher ihn dazu bewegt, als Freude an einem Spiel bezeichnen, welches seine Vorstellung mit dem natürlichen Lautmaterial zu treiben beginnt, oder als Regung der Imagination, welche im Laute feste Gestalt zu gewinnen bemüht ist. Es wird also ein Innenbild dargestellt durch ein Außenbild, d. h. ein an sich Allgemeines, welches doch als Besonderes gemeint wurde, wird dargestellt durch ein anderes Besondere, welches doch an sich ein Allgemeines bezeichnet. Der so gebildete Laut ist demnach Symbol, und der Mensch betritt, indem er ihn hervorbringt, das Gebiet der Kunst. — Wir führen hierzu Schelling an (nach Lotze, Geschichte d. Aesthet. in Dtschl. p. 293): „Darstellung des Absoluten mit absoluter Indifferenz des Allgemeinen und Besonderen im besonderen — und dies sei die Aufgabe der Kunst — sei nur symbolisch möglich. Schematismus sei die Darstellung, in welcher (wie z. B. beim Denken) das Allgemeine das Besondere bedeute, oder Besonderes durch Allgemeines angeschaut werde; Allegorie deute (wie z. B. beim Handeln) Allgemeines durch Besonderes an; Symbol sei die Synthesis beider, in welcher (wie in der Kunst) weder Allgemeines das Besondere, noch dieses jenes bedeute, sondern beide absolut Eins seien.“ — Es versteht sich, daß wir uns bescheiden, von dem „Absoluten“ etwas Genaueres zu wissen, aber, wenn man uns sonst noch gestattet, auch der Allegorie den Kunstcharakter zuzugestehn, können wir im übrigen wohl beistimmen.

Bevor wir die ungemein wichtige Frage über die Bedeutung, welche den so gebildeten symbolischen Lauten eigen ist, (im fol-

genden Abschnitt) fortführen, geben wir an, welche Vorstellung von diesen ersten Schöpfungen der artikulierten Sprache man sich nach der neueren Sprachforschung zu machen hat. Die Sprachwissenschaft nennt sie Wurzeln. Um sie in den indogermanischen Sprachen aufzufinden, hat man, wie z. B. Curtius (Grundzüge der griechischen Etymologie p. 43 und 44) entwickelt, „alles Formelle und Zufällige von einer gegebenen Wortform abzustreifen.“ Es sind ferner, da „diese Wurzeln zwar durch Abstraktion gewonnen werden, hieraus aber keineswegs folgt, daß sie nicht wirklich wären“, da vielmehr die Annahme wahrscheinlich ist, „daß solche Wurzeln in der frühesten Periode des Sprachlebens, d. h. in der der Flexion vorausgehenden, auch getrennt von allen Zusätzen eine reale Existenz hatten, daß mit andern Worten wenigstens viele derselben einmal wirkliche Worte waren, als indogermanische Wurzeln nur solche Lautkomplexe anzuerkennen, welche nach den Lautgesetzen der indogermanischen Ursprache sprechbar sind.“ Es ergibt sich z. B. in der Wortform *ἐτίθετο* das *ἐ* als eine Form, welche Vergangenheit bezeichnet, *τι* als Reduplikationssilbe, *το* als Bezeichnung der dritten Person Sing. Med. also bleibt als Wurzel *θε*; würde *ἐτίγγετο* so zerlegt, so käme man zu der für sich nicht aussprechbaren Wurzel *γγ*, es ist also *γεν* (*γένος*, Skt. *g'an*) anzunehmen.

Bestimmt behauptet z. B. Max Müller (Vorlesungen über Wissensch. d. Spr. übers. von Böttger. Abt. I. p. 307): „Die Wurzeln sind nicht, wie dies gewöhnlich behauptet worden, bloße wissenschaftliche Abstraktionen, sondern sie wurden ursprünglich wie wirkliche Wörter gebraucht.“ — Und so heißt es bei Schleicher (Die deutsche Sprache p. 7): „Die Laute und Lautkomplexe, deren Funktion es ist, die Bedeutung auszudrücken, nennen wir Wurzeln.“ (p. 44): „Die Form der Ursprachen war keine andere, als die einfachste, deren die Sprache überhaupt fähig ist.“ „Sämtliche Ursprachen bestanden also nur aus Bedeutungs-lauten.“ „Der Satz z. B. „der Mensch steht“, oder, was in dieser Periode wohl nicht lautlich geschieden ward, „die Menschen stehen“, oder auch „des Menschen Stand“, dies und noch manche andere Beziehung, in welcher die Bedeutungen „Mensch“ und „Stehen“ neben einander gestellt gefaßt werden können, alles dies muß in der Urperiode unseres Sprachkörpers gelaute haben *ma sta*, denn dieses sind die kürzesten Wurzelformen, die Grundbestandteile jener zwei Worte.“

Nicht so betrachtet die Wurzeln z. B. Renan, der sie den

einfachen Elementen vergleicht, auf welche in der Chemie die Körper zurückgeführt werden: (hist. d. lang. sémit. p. 450) „les racines sont en philologie ce que les corps simples sont en chimie“. Er sagt (de l'origine du lang. p. 153): „En analysant les langues les plus anciennes, on voit peu à peu s'effacer les limites des catégories grammaticales, et on arrive à une racine fondamentale qui n'est ni verbe, ni adjectif, ni substantif, mais qui est susceptible de devenir tout cela.“ Er giebt dann zu, daß Sprachen, wie z. B. die chinesische, auf dieser Stufe des Ausdrucks stehen bleiben können, aber, fragt er: „Est-ce là une raison pour dire que le radical pur a en effet précédé la distinction des noms et des verbes? Non, certes. Le thème primitif qui se cache sous les formes dérivées, bien qu'il constitue seul la partie essentielle de ces formes, n'a jamais existé à l'état simple.“ — In demselben Sinne erklärt sich Pott. (Etymologische Forschungen auf dem Gebiete der Indo-Germanischen Sprachen. T. II. Abt. I.) Er sagt (p. 194) die Wurzeln sind „stets nur ideale, dem Grammatiker zu seinem Geschäft nötige Abstraktionen“, „ein Produkt, oder wohl richtiger gesprochen, Edukt grammatischer Kunst, einer, so zu sagen, chemischen Analyse“. „Man hat also die Wurzel historisch nicht vor der Rede, und rein in der Sprache vorhanden zu denken, sondern bereits in Verbindungen eingegangen.“ „Es genügt (p. 95), daß die Wurzeln — unausgesprochen — nur gleichsam als kleine Bildchen der Seele vorschweben, während der Mund sie fortwährend mit bald dieser bald jener Form umkleidet und so in hundertfachen Fällen und Verbindungen der Luft zum Weitertragen übergiebt“ — (cf. auch p. 224.)

Was Pott sagt, scheint uns als Warnung zu beherzigen, daß man nämlich nicht annehmen dürfe, mit Ausziehung der Wurzeln auch die Ursprache entdeckt und festgestellt zu haben; aber es wird sich nicht bestreiten lassen, daß die Laute der Ursprache so gewesen sein können wie unsere Wurzeln, — wir wissen es jedenfalls nicht besser — und daß sie ungefähr so gewesen sein müssen. Schwerlich sind die Laute der Ursprache so bestimmt gewesen, wie wir sie jetzt künstlich bestimmen, aber andererseits können wir sie nicht als bloß der Seele vorschwebend denken, denn immer handelte es sich doch um einen bestimmten Sinn, also um eine bestimmte Äußerung, und wie hätte diese gesprochen werden können, ohne eine wenn auch nur den Beginn der Artikulation anzeigende Form? Ob nun zugleich mit dem Auftreten der Wurzel auch Bildung von Wortformen aus ihr anzunehmen sei,

kann unentschieden bleiben, ganz unwahrscheinlich aber ist, daß unter den gesprochenen Formen sich die der Wurzel nicht vorzugsweise befunden habe. — Und so mögen wir denn schliesslich wohl der vorsichtigen Erklärung hierüber beistimmen, welche Steinthal giebt: (Charakteristik der hauptsächlichsten Typen des Sprachbaues p. 276 sq.) „Nur auf dem Gebiete des sanskritischen Stammes können wir mit Recht von Wurzeln reden; denn nur hier ist bis jetzt die grammatische Analyse so weit vorgeschritten, daß sie in der Mehrzahl der Fälle von den Wortformen der lebendigen Rede alle formalen Elemente abzulösen und einen Grundstoff zurückzubehalten versteht, den man eben Wurzel nennt.“ — So sind wir hier imstande in den Wurzeln Sprach-Elemente aufzustellen, welche nicht nur einen abstrakt theoretischen Wert haben, welche nicht nur zum Behufe grammatischer Rechnung und Formulierung hypothetisch angesetzt werden; sondern die Wurzeln — insoweit sie richtig aufgestellt sind, was in einem großen Teile derselben wenigstens höchst wahrscheinlich ist — stellen wirkliche Sprach-Elemente der Urzeit dar und kommen den ersten Erzeugnissen der Sprachschöpfung sehr nahe, mögen oft genug mit ihnen zusammenfallen. — Hiernach könnten wir uns die Aufgabe stellen, die Geschichte des sanskritischen Sprachstammes — von der Wurzelschöpfung bis zur völlig entwickelten Wortform — nicht bloß als ein theoretisches Geschehen, sondern als ein zeitliches Wachsen darzustellen. — „So können wir uns z. B. von vornherein des Gedankens gar nicht entschlagen, daß zu einer bestimmten Zeit, es sei 4000 oder 5000 vor Chr., der sanskritische Stamm eine reine Wurzel-Sprache gesprochen habe, die der chinesischen innerlich sehr ähnlich gewesen sein wird. — Freilich — war diese doch niemals eine solche, wie die chinesische; denn die sanskritischen Sprachen sind flexivisch geworden, diese aber ist es nicht, in ihnen muß also ein Trieb gelegen haben, der in dieser nicht lag. — Wahrscheinlich war die Verschiedenheit unerfaßbar gering; darum aber war sie doch nicht minder vorhanden und wuchs mit jedem neuen Sprach-Akt.“

Was die Lautform der indogermanischen Wurzeln angeht, so haben sich die Sprachforscher für ihre Einsilbigkeit entschieden. Schleicher (Konpendium der vergleichenden Grammatik der indogermanischen Sprachen T. II, p. 287) stellt hin: „Unverbrüchliches Gesetz der indogermanischen Wurzeln ist die Einsilbigkeit.“ — Bopp (Vergleichende Grammatik, p. 194 sq.) unterscheidet Verbalwurzeln und Pronominalwurzeln, beide aber sind einsilbig. Von

den Verbalwurzeln, welche er objektive nennt, ist W. von Humboldt der Ansicht, daß sie schwerlich auch Wörter gewesen seien, dagegen glaubt er, daß dies bei den Pronominalwurzeln anzunehmen sei. (Über die Versch. des menschl. Sprachbaues. p. 116 sq.) Er sagt: „Außer dem Gesetze der Einsilbigkeit sind die sanskritischen (d. h. die von uns indogermanisch genannten) Verbalwurzeln keiner weiteren Beschränkung unterworfen, und die Einsilbigkeit kann unter allen möglichen Gestalten, in der kürzesten und ausgedehntesten, sowie in den in der Mitte liegenden Stufen hervortreten. Dieser freie Spielraum war auch notwendig, wenn die Sprache innerhalb der Grenze der Einsilbigkeit das ganze Reich von Grundbegriffen umfassen sollte. Die einfachen Vokale und Konsonanten genügten nicht; es mußten auch Wurzeln geschaffen werden, wo mehrere Konsonanten, zu einer untrennbaren Einheit verbunden, gleichsam als einfache Laute gelten; z. B. *sta* stehen, eine Wurzel, in welcher das Alter des Bestimmtheits des *s* und *t* durch das einstimmige Zeugnis aller Glieder unseres Sprachstamms unterstützt wird; so ist in *skand* steigen (lat. *scando*) die alte Konsonanten-Verbindung an den beiden Grenzen der Wurzel durch die Begegnung des Lateinischen mit dem Sanskrit gesichert. Der Satz, daß schon in der ältesten Periode der Sprache ein bloßer Vokal hinreicht, um einen Verbalbegriff darzustellen, wird durch die merkwürdige Übereinstimmung bewiesen, mit welcher fast alle Individuen der indo-europäischen Sprach-Familie den Begriff gehen durch die Wurzel *i* ausdrücken.“ — Die Wurzeln der semitischen Sprachen zeigen uns drei Konsonanten, müssen also, wenn Vokale hinzutreten, zweisilbig ausgesprochen werden, erhalten dadurch aber schon immer eine bestimmte grammatische Form. Demnach scheint auch bei diesen (z. B. nach Ewald, hebräisch. Grammat.) ursprüngliche Einsilbigkeit angenommen werden zu können.

Renan freilich weicht in Übereinstimmung mit seiner oben gegebenen Ansicht über die bloß ideale Existenz der Wurzeln auch hier von dieser Ansicht ab — (de l'orig. d. lang. p. 166 sq.): „Ce n'est donc que par une hypothèse purement artificielle qu'on suppose à l'origine de toutes les langues un état monosyllabique et sans flexions“ cet. In Bezug auf die semitischen Sprachen sagt er (histoire générale des langues sémitiques. p. 94): „Telle est la facilité avec laquelle le système des langues sémitiques se laisse ramener à un état plus simple qu'on est tenté de croire à l'existence historique et à la priorité de cet état, en vertu du principe, si



souvent trompeur, que la simplicité est antérieure à la complexité.“ Nachdem er diese Ansicht, als deren Vertreter er Michaelis, Adelung, Klaproth, Gesenius, W. v. Humboldt u. a. nennt, ausinandergesetzt, sagt er (p. 97): „On arrive ainsi à une langue monosyllabique, sans flexions, sans catégories grammaticales, exprimant les rapports des idées par la juxtaposition ou l'agglutination des mots; à une langue, en un mot, assez analogue aux formes les plus anciennes de la langue chinoise. Un tel système devrait sans doute être considéré comme logiquement antérieur à l'état actuel des langues sémitiques; mais est-on en droit de supposer qu'il ait réellement existé?“ Er weist dann auf die Gewaltsamkeit hin, mit welcher der Übergang aus dem einsilbigen in den trilateralen Zustand hätte geschehn müssen und schließt: „Loin de débiter par le simple, l'esprit humain débute en réalité par le complexe et l'obscur; son premier acte renferme en germe les éléments de la conscience la plus développée: tout y est entassé et sans distinction. L'analyse découvre ensuite des degrés dans cette évolution spontanée, mais c'est un grave erreur de croire que le dernier degré, auquel nous arrivons par l'analyse, soit le premier dans l'ordre généalogique des faits.“ — vide auch Schleicher, Kompendium der vergl. Gramm. der indogerm. Sprachen T. I, p. 3 und die Citate daselbst.

Es ist übrigens interessant zu bemerken, wie vielfach den Sprachforschern bei Betrachtung dieser ältesten Sprachformen der Gedanke oder das Gefühl kam, daß sie es hier mit Kunstschöpfungen zu thun hätten. Wo z. B. W. v. Humboldt von der Verbindung des Lautes mit der inneren Sprachform spricht (Über die Versch. des menschl. Sprachb. p. 104), schildert er als Produkt eine Synthesis, welche den Charakter der Schönheit trägt, nicht etwa den der Angemessenheit. Er sagt: „Von dem ersten Elemente an ist die Erzeugung der Sprache ein synthetisches Verfahren, und zwar ein solches im echtsten Verstande des Worts, wo die Synthesis etwas schafft, das in keinem der verbundenen Teile für sich liegt. Das Ziel wird daher nur erreicht, wenn auch der ganze Bau der Lautform und der inneren Gestaltung ebenso fest und gleichzeitig zusammenfließen. Die daraus entspringende, wohlthätige Folge ist dann die völlige Angemessenheit des einen Elements zu dem andern, so daß keins über das andere gleichsam überschießt. Es wird, wenn dieses Ziel erreicht ist, weder die innere Sprachentwicklung einseitige Pfade verfolgen, auf denen sie von der phonetischen Formenerzeugung verlassen wird, noch

wird der Laut in wuchernder Üppigkeit über das schöne Bedürfnis des Gedanken hinauswalten. Er wird dagegen gerade durch die inneren, die Sprache in ihrer Erzeugung vorbereitenden Seelenregungen zu Euphonie und Rhythmus hingeleitet werden, in beiden ein Gegengewicht gegen das bloße, klingelnde Silbengetön finden, und durch sie einen neuen Pfad entdecken, auf dem, wenn eigentlich der Gedanke dem Laute die Seele einhaucht, dieser ihm wieder aus seiner Natur ein begeisterndes Prinzip zurückgibt. Die feste Verbindung der beiden konstitutiven Hauptteile der Sprache äußert sich vorzüglich in dem sinnlichen und phantasiereichen Leben, das ihr dadurch aufblüht — *cet.*“ „Überhaupt erinnert die Sprache oft, aber am meisten hier, in dem tiefsten und unerklärbarsten Teile ihres Verfahrens, an die Kunst. Auch der Bildner und Maler vermählt die Idee mit dem Stoff, und auch seinem Werke sieht man es an, ob diese Verbindung, in Innigkeit der Durchdringung, dem wahren Genius in Freiheit entstrahlt, oder ob die abgesonderte Idee mühevoll und ängstlich mit dem Meißel oder dem Pinsel gleichsam abgeschrieben ist.“ „Die wahre Synthesis entspringt aus der Begeisterung, welche nur die hohe und energische Kraft kennt“ u. s. w.

So äußert sich Curtius, Griech. Etymol. p. 21: „Die Aufgabe des (indogermanischen) Sprachforschers ist nicht die, nachzuweisen, wie sich ein Chaos, ein „Urschlamm“ allmählich gestaltet hat, sie gleicht eher der des Kunsthistorikers, der die lebensvollen Gestalten der Blütezeit aus den strengen aber scharfen Typen einer älteren, grundlegenden Kunstperiode erklärt.“

Fr. Schlegel (Alte und neue Litt. I, p. 127, bei Pott Etymol. Forsch. II, 1, p. 195) sieht in den Wurzeln das göttlich Positive in den Sprachen, den Grundrifs der im Worte ursprünglich niedergelegten Naturoffenbarung, wozu Pott bemerkt, daß die Wurzel immer ein „höchstens der Ahnung und poetischen Anschauung“ sich kundgebendes Mysterium bleibe. Ist es, fragen wir, anders bei jedem wahrhaften Kunstwerk? — Pott selbst führt in poetischer Schilderung aus (l. c. p. 231 sq.), daß nicht der Verstand die Sprache schuf, „vielmehr, freilich nicht ohne hilfreiche Mitwirkung und ordnende Aufsicht des Verstandes, des Menschen Phantasie, von erregtester Sinnlichkeit entzündet“, und „deshalb mag der Sprachforscher erst wieder Kind oder Naturmensch werden, um wie durch poetisches Ahnen sich wieder zurückzusetzen auf den Standpunkt des Sprachbildners, zu dem Ende, die oft lyrischen

Stimmungen, ja dithyrambisch kühnen Sprünge und Flüge der Sprache in ihren Kombinationen zu begreifen. Es gehört reproduzierende Phantasie dazu, die dereinstigen Intentionen einer Sprache wiederzubeleben — nur hat man bei solchem Geschäft eigene selbstthätige Phantasie zum Schweigen zu bringen, und nicht zuzugeben, daß sich die ihr angehörenden Dichtungen — einmengen. Übrigens, weil die Sprache durch und durch symbolisch, hat der Verstand keine Wörter ausschliesslich und von Hause aus für sich, muß sich vielmehr beständig in Bilder (Verstand selbst, Begriff, Vorstellung u. a. sind solche) hüllen lassen und nur, weil nachmals die ursprüngliche Lebendigkeit ihrer sinnlichen Wahrheit (das Etymon) im Gefühle der Völker ermattet, endlich, beim täglichen Gebrauche, gar das Bewußtsein jener Wahrheit völlig aufhört, nehmen sie später häufig den Schein an entsinnlicher Verstandeswörter.“

Wenden wir uns noch zu Max Müller. Er sagt (Vorles. über d. Wissensch. d. Spr. T. I, p. 331): „Die vier- bis fünfhundert Wurzeln, welche als die letzten Bestandteile in den verschiedenen Sprachfamilien zurückbleiben, sind weder Interjektionen, noch Schallnachahmungen; sie sind phonetische Grundtypen, die durch eine, der menschlichen Natur innewohnende Kraft hervorgebracht wurden. Sie existieren, wie Plato sagen würde, durch die Natur; obgleich wir mit Plato hinzufügen sollten, daß wir, wenn wir sagen durch die Natur, damit meinen, durch göttliches Wirken.“ p. 306 heißt es: „Die Wurzeln mögen trocken erscheinen, wenn man sie mit den Dichtungen eines Goethe vergleicht, und dennoch liegt etwas wahrhaft Wunderbareres in einer Wurzel, als in der ganzen Lyrik der Welt.“ — Fragen wir, warum in dieser Art das Schaffen der artikulierten Sprache so vielfach mit dem Schaffen der Kunst verglichen wird, ohne daß man das Wort Kunst direkt mit der Sprache in Verbindung zu bringen wagte, so finden wir den Grund bei M. Müller angedeutet, wenn es bei ihm, und zwar wieder in einer Vergleichung der Sprache mit der Kunst — heißt (p. 335): „Der Aufbau der Sprache erfolgt nicht wie der Zellenbau in einem Bienenstocke, auch nicht wie der Aufbau der St. Peterskirche durch einen Michel Angelo. Er ist das Ergebnis unzähliger wirkender Kräfte, von denen jede bestimmten Gesetzen folgt und die zuletzt das Resultat ihrer kombinierten Wirkungen, befreit von allem, was sich als überflüssig oder unnütz erwiesen, zurücklassen.“ „Was der Hervorbringung der Wurzel vorangeht, ist das Werk der Natur, was ihr nachfolgt, das Werk des Menschen, nicht in

seiner individuellen und freien, sondern in seiner kollektiven und regelnden Fähigkeit.“

Wir glauben hier zu sehen, daß Müller sich keine Stufe der Kunst vorstellen kann, als entweder eine solche, welche auf dem Naturtrieb der Tiere beruht, oder die aus höchster menschlicher Besonnenheit hervorgeht. Aber, wenn der Mensch dem Standpunkt der Tierseele sich entrückt, tritt er damit sogleich auf den von Michel Angelo? Geht er auf dem langen Wege seiner Entwicklung nicht durch einen naiven, sich selbst noch nicht erfassenden Zustand erst allmählich zur Reflexion, zum selbstbewußten Schaffen? Wie zwischen den Bau der Bienzelle und dem Bau der Peterskirche indische Phallussäulen, ägyptische Tempelbezirke und Totenbehausungen, Labyrinth, Mithrashöhlen u. a. m. sich stellen, so sind die Wurzeln, nicht bloß die in der Sprache enthaltenen, sondern die unzähligen, welche spurlos untergegangen sind, als Schöpfungen eines Kunsttriebes zu betrachten, der nicht weniger auch dem Dasein des Menschen notwendig ist, als den Bienen der ihrige, und der fort und fort die Sprache technisch wie ideell fortbildet, wie es die Geschichte der Sprachen zeigt. Die Stufe der Kunst, auf welcher die Wurzeln geschaffen wurden, ist die der unbewußten Symbolik. Wenn Müller sagt, was der Wurzel voranging, sei das Werk der Natur gewesen, was ihr folgte, Werk der Menschen, so fehlt gerade dies, daß er uns sagt, wessen Werk die Wurzel selbst war, nämlich Natur, von welcher der Mensch Besitz nahm. —

Es ist nötig, zu bemerken, daß im wesentlichen alle Wörter der artikulierten Sprache auf Wurzeln zurückzuführen sind, daß also der Sprache überall der symbolische Charakter zukommt. Einzelne Interjektionen, wie Hm! Pfui! einzelne Schallnachahmungen, wie Kukkuk, haben sich als Naturlaute eingemischt, aber im übrigen haben wir nur Symbole, d. h. nicht Lautbilder von Reizen, sondern Lautbilder von Vorstellungsbildern. Die Ausnahmestellung der Deutelaute, welche auch als Pronominalwurzeln betrachtet werden können (siehe oben p. 154), wird später noch zu besprechen sein. — Buschmann (Über den Naturlaut. p. 391. [Abhandlung der Akad. der Wissensch. vom Jahre 1852]) sucht zwar das Entstehen gewisser Laute dadurch zu erklären, daß er auf ihre überaus leichte Artikulation hinweist, welche sich naturgemäß entwickelt habe, aber er scheint im Irrtum. Er sagt: „Der Laut, mit welchem so viele Völker übereinstimmend oder ähnlich den Vater oder die Mutter benennen, schwebte, als erste Artikulation,

auf den Lippen des lallenden Kindes; von den Kindeslippen entnehmen die Völker diese Laute und führen sie als Wörter in die Sprache ein. Die Ausdrücke für Vater und Mutter — ganz oder in ihrer Grundlage — sind in einer großen Menge von Sprachen Naturlaute: von der Natur dem Kinde eingegebene Laute, durch ein Gefühl erpreßt und den unvollkommenen, ungeübten Organen angemessen. Sie bestehen in den einfachsten und materiellen Lautgebilden oder beruhen auf ihnen. Daher sind die Sprachen der verschiedensten Erdteile und Völkerstämme in diesen Wörtern einander so ähnlich; diese Ähnlichkeit, übrigens nicht so groß, als man gewöhnlich glaubt, zeugt aber nicht im geringsten für Sprachverwandtschaft.“ Als Beweis dient u. a. „daß öfter Formen, welche der Regel nach Vater bedeuten müßten, in einigen Sprachen die Mutter bezeichnen, und umgekehrt Formen für Mutter in gewissen Sprachen die Bedeutung von Vater haben.“ Wer, sagt Buschmann, wollte hier nicht die Wirkung rein mechanischer Kräfte erkennen? — Wir meinen, daß aus mechanischen Kräften Wörter nicht entstehen, daß aber Vater und Mutter Namen d. h. Wörter sind und nicht Laute. Bei Vater ist Zurückführung auf die Wurzel pâ, im Skt: nähren, schützen geboten, bei Mutter auf die Wurzel mâ: messen, schaffen. (vide Curtius, griech. Etymol. p. 299, 243.)

Und so sagen wir denn, daß die Frage nach dem Lautmaterial der Wurzel durch unsere Darstellung der Lautentwicklung genügend beantwortet ist, daß zugleich damit auch — worüber noch weiter zu reden sein wird — das Verhältnis der Lautform zur Bedeutung angegeben ist, so weit es überhaupt angebbar ist. Wir fassen unsere Entwicklung dahin zusammen: Der Mensch entnimmt das Lautmaterial, wie überhaupt jedes Material der Natur. Ihr sprechen wir mit unsern Lauten nach, wie wir empfinden, daß sie zu uns spricht. Es spricht aber teils die Natur von außen zu uns, durch Schälle oder durch analoge von uns in Schall übersetzte Reize, teils tönt unsere eigene, innere Natur ihre Bewegungen aus in den Empfindungslauten, bloßen Reflexbewegungen in den Stimmorganen, aber auch in Lauten, welche Vorgänge der Außenwelt analogisch begleiten. Man kann sich endlich auch vorstellen, daß diese Naturlaute selbst, jemehr sie dem Menschen bekannt und geläufig wurden, desto leichter Anlaß geben konnten zu weiteren sekundären Lauthervorbringungen, welche den ureigenen Lauten analog waren.

Ich wage nicht zu entscheiden, ob diese zuletzt bezeichnete Lauthervorbringung sich im Grunde als diejenige ausweisen würde,

welche W. v. Humboldt (l. c. p. 82) als die „analogische“ bezeichnet. Heyse (l. c. p. 96) sagt von ihr, daß „nicht klar wird, wie sie sich von der symbolischen Bezeichnungsweise unterscheiden solle.“ —

Worin also bei den bisherigen Untersuchungen über diesen Gegenstand geirrt wurde, scheint mir eben dies zu sein, daß diese Natur-Lautbilder entweder schon als Wörter oder doch als die Sprachwurzeln selbst gefaßt wurden, aus ihnen unmittelbar also die Bildung der artikulierten Sprache, unter Einräumung irgend welcher zufälliger, unerklärlicher Abänderungen sich ergeben sollte. Das ist ein Sprung. Es kann aus diesen Lauten nur die Beschaffenheit des Materials erklärt werden, aber sie haben nichts zu thun mit der Form, d. h. mit der Artikulierung der Wurzel und des Wortes, und hier ist es eben, wo der Begriff der Kunstschöpfung, welcher eine neue Kraft des Menschen in bestimmter Weise einführt und als einwirkend aufweist, sich fruchtbar zeigt, indem er das Unerklärliche durch Vergleichung mit den bekannten Erscheinungen im Gebiete der Kunst aufhellt.

Die Möglichkeit des Eintretens einer Kunstthätigkeit ist abhängig von einer gewissen Herrschaft über das Material. Darum muß vielfacher Gebrauch und hinreichende Ausbildung des Lautvermögens dem Schaffen der artikulierten Sprachwurzel vorausgegangen sein, ohne daß zu entscheiden sein wird, wie die von uns geschilderten Perioden der Lautentwicklung auch zeitlich sich gesondert haben. — Mit den Lauten strömten der Seele Bilder zu, welche die Einbildungskraft beschäftigten. Aber lange gewiß war diese Anregung nur stoffartig, verharrte die Seele in bloß auf- und abwogender träumerischer Erinnerung an die Außenwelt. Erst nachdem durch Gewöhnung die Seele mit Freiheit diese Bilder sich vorzustellen gelernt hatte, regte sich die Phantasie, wagte sich die Lust und die Kraft hervor, mit diesen Bildern zu spielen, ein Abbild von ihnen im Laute zu gestalten, selber zu schaffen. Da gab gottgegebene Begeisterung den Mut, den Anstoß zum Bilden, da prüfte (und wählte in demselben Augenblick) Besonnenheit — wir müssen sagen: unbewusste Besonnenheit — an dem momentanen Inhalt des Seelenlebens das Lautmaterial, welches die Natur entgegengrug, schon lange entgegengetragen hatte, und es entstand die Sprachwurzel, welche ebensowohl die Spuren der Natur an sich trägt, deren Material sie verbraucht, als die der Freiheit, welche sie der formenden Phantasie verdankt. —

Wenn nun auf dem Standpunkt der ausgebildeten Sprache wir die Natur in der Sprache nicht mehr verstehen und nachzuempfinden nicht wagen, weil wir uns unsicher fühlen und leeren Einbildungen zu verfallen fürchten, so glauben wir aus jenen Spuren künstlerischer Freiheit nur auf Willkür schließen zu dürfen, wie etwa der nüchterne Locke (Essay concerning human understanding. Book III, ch. II, 8): „Words by long and familiar use, as has been said, come to excite in men certain ideas so constantly and readily, that they are apt to suppose a natural connexion between them. But that they signify only men's peculiar ideas, and that by a perfect arbitrary imposition, is evident, in that they often fail to excite in others (even that use the same language) the same ideas we take them to be signs of: and every man has so inviolable a liberty to make words stand for what ideas he pleases, that no one hath the power to make others have the same ideas in their minds that he has, when they use the same words that he does.“

Scharfsinnig bespricht A. F. Bernhardi („Sprachlehre“ T. I. p. 51 sq.) den Übergang „nachahmender Zeichen in willkürliche.“ —

Wer andererseits den Spuren nachgeht, welche die Einwirkung der Natur auch in der artikulierten Sprache überall offenbaren, der kann leicht, indem er das Moment der Freiheit zu leicht nimmt und beiseite schiebt, dazu kommen, entweder mit Herder die äußere Natur d. h. Schallnachahmung, oder mit Wüllner die innere, d. h. die Interjektionen als genügend zur Erklärung der artikulierten Sprache zu erachten. Beide freilich korrigieren sich selbst, von der Wahrheit getrieben. Herder sagt: (Ursprung der Sprache) „Was war die erste Sprache, als eine Sammlung von Elementen der Poesie? Eine Nachahmung der tönenden, handelnden, sich regenden Natur; aus den Interjektionen aller Wesen genommen und von Interjektionen menschlicher Empfindung belebt; die Natursprache aller Geschöpfe, vom Verstande in Laute gedichtet, in Bilder von Handlung, Leidenschaft und lebender Einwirkung personifiziert, ein Wörterbuch der Seele, das zugleich Mythologie und eine wunderbare Epopöe von den Handlungen und Reden aller war. Also eine beständige Fabeldichtung voll Leidenschaft und Interesse: was ist Poesie anders?“ Und ebenso beschreibt Wüllner bei seiner Interjektionstheorie doch eigentlich das Verfahren der Kunst. Er bemerkt, (Über die Verwandtschaft des Indogerm. Semit. Tibet. p. 12, 13) daß die Interjektionen, z. B. pfui, doch „keineswegs mit der Stärke der wirklichen Empfindung

gesprochen werden“ (sondern mit der Stärke der vorgestellten). „Sobald das geistige Leben des Menschen wirklich erwachte und sich Sprache bildete, erwachte auch sein Bewusstsein und seine Freiheit.“ „Der Laut der wirklichen Empfindung wurde frei von dem Geiste aufgefaßt und mit schwächerer, durch die Vorstellung erweckten, Empfindung hervorgebracht.“ „Hier haben wir den Anfang der eigentlichen Sprache; der Empfindungslaut wird sprachliche Wurzel.“ — Herder also wie Wüllner lassen die Sprache nicht ohne weiteres aus der Nachahmung der äußeren oder inneren Natur hervorgehen, wie etwa die Pflanze ihrer Natur gemäß wächst, sondern Herder erkennt in ihr „Dichtung“ voll Leidenschaft und Interesse, und Wüllner sieht, daß „Freiheit der Auffassung“ und von der „Vorstellung“ geleitete Hervorbringung den Übergang der Interjektionen zur artikulierten Sprache vermitteln.

Kann man nicht, was Goethe (Noten und Abhandlungen zum West-östlichen Divan) von der Dichtkunst sagt, auf die Kunst der Sprache anwenden? „Die Besonnenheit des Dichters bezieht sich eigentlich auf die Form, den Stoff giebt ihm die Welt nur allzu freigebig, der Gehalt entspringt freiwillig aus der Fülle seines Innern; bewußtlos begegnen beide einander, und zuletzt weiß man nicht, wem eigentlich der Reichtum angehöre.“

Es handelt sich nun um genauere Angabe, wie bei der Formierung der Wurzeln die Freiheit des Kunstschaffens sich bethätigte. Die Schwierigkeit, hier etwas Sicheres zu finden, rührt her von der Entfernung des Standpunkts, auf welchem der Mensch sich solche Untersuchung erst zur Aufgabe stellen kann, von dem, welchen er untersuchen will. Wir untersuchen von der ausgebildeten Sprache aus. Von da nun schauen wir in das Getriebe des wundersamsten Organismus, dessen Kräfte und Wirkungen wir zwar in jedem einzelnen Falle in Bewegung setzen und an dem eigenen Geiste erfahren können; — stehen wir doch als Mitschaffende vollkommen im Umkreise dieser Lautwelt — dessen Totalität aber sowohl in Bezug auf den Wörschatz, wie in betreff der grammatischen Verflechtung nur der Möglichkeit nach dem einzelnen eröffnet ist. So sind wir auch in der eigenen Seele heimisch zugleich und scheinen die Gebieter zu sein, und doch auch wieder bleiben wir staunende Fremdlinge und zeigen uns als Unterworfenen. Nichts ist unserem Nachdenken verschlossen, und dennoch umgiebt uns überall ein Geheimnis. —

So sind es zwar schließlich die Wurzeln, durch welche wir



jede Seelenbewegung verkörpern, aber das Verständniß für den Zusammenhang dieser Laute mit der Bedeutung ist uns verloren. Dazu kommt, daß die Urwurzeln aus Einer Sprache gar nicht mehr zu gewinnen sind, daß nur die Vergleichung der Sprachen durch Abgrenzung des Gemeinsamen von dem jeder Sprache Eigentümlichen bis zu ihnen gelangt, daß selbst dann von Bestimmung der Urvokale fast ganz abgesehen werden muß, so daß nichts als das Knochengerüst der Konsonanten mit hinlänglicher Sicherheit erkennbar wird. So viel wird jedoch zu sagen sein, daß die Wurzeln in ihrem Laute zu charakterisieren suchten, was sie bedeuten sollten, daß die Form von ihrem Inhalt, dem Sinn, abhängig war, daß nicht der Zufall über den Laut entschied, sondern eine Wahl, und wir werden Renan (orig. du lang. p. 148) beistimmen können: „la raison qui a déterminé le choix des premiers hommes peut nous échapper; mais elle a existé. La liaison du sens et du mot n'est jamais nécessaire, jamais arbitraire, toujours elle est motivée.“ Der Inhalt des Auszusprechenden konnte die Seele in sehr verschiedener Art bewegen. Das Wohlthuende, Anziehende, Beruhigende, Erleichternde, ebenso das Widrige, Abstossende, Aufregende, Belastende wurde empfunden, nach Anleitung der entsprechenden Naturlaute vorgestellt und der Vorstellung gemäß artikuliert. So wirkte die Erscheinung des Kräftigen, Ungeheuren, Unmefsbaren anders, als die des Schwachen, Winzigen, Unansehnlichen auf Sinne, Empfindung, Vorstellung; so ferner das Einfache, Bestimmte, Klare, Falsbare, Harmonische anders, als das Vielfältige, Trübe, der Wirrwarr, die Mißform, das Unproportionierte, die Verzerrung. —

Welches aber auch der auszusprechende Inhalt sein mochte, so war immer im Akt der Äußerung selbst eine Befreiung von einem Drange, Erleichterung von einem Eindrucke vorhanden, und die Formierung des artikulierten Lautes wirkte auf die Seele, wie die Erschaffung eines Kunstwerks. Selbst das Schreckliche und Erschütternde verlor, aufgenommen in die menschliche Vorstellung und dieser gemäß dargestellt, an seiner Naturgewalt, wie die Tragödie das Unglück zwar zeigt, aber auch auflöst. — Der Zwang der Natur in Charakterisierung der Laute, stärker hervortretend bei stark in die Sinne fallenden Anregungen, bei schwächeren der Freiheit des Subjekts mehr Raum gebend, milderte sich, gab der Darstellung nur noch die Richtung an, in welcher sie sich zu bewegen hatte. Alle Seelenkräfte wirkten empfangend und schaffend zusammen; zu einem Abwägen, einer Wahl blieb

dem eintretenden Besinnen Zeit, und so mußte, unerkennbar, wie es uns geworden ist, doch das Gefühl für Wohlklang, für wohlthuende Wirkung bei Schaffung der Sprachwurzeln zugleich mit dem Streben nach der reinen und scharfen Charakterisierung sich geltend machen. — W. v. Humboldts (Verschiedenh. d. menschlichen Sprachb. p. 78) Bemerkung ist hier zu berücksichtigen: „Die auf uns gekommenen Wurzelverzeichnisse (der Sanskrit-Grammatik) tragen in allem das Gepräge einer Arbeit der Grammatiker an sich, und eine ganze Zahl von Wurzeln mag nur ihrer Abstraktion ihr Dasein verdanken. Hieraus erklärt sich nun auch, warum in der Form der Sanskrit-Wurzeln keine Rücksicht auf die Wohllautsgesetze genommen wird.“ — Dabei ist nun folgendes nicht außer acht zu lassen. —

Glückliche Begabung für Kunstschaffen ist in allen Gattungen der Kunst nur verhältnismäßig wenigen verliehen, dazu müssen Begeisterung und Gestaltungskraft zusammenkommen, wie Aristoteles in Bezug auf die Dichtkunst sagt (Poet. 17), daß sie Begeisterung und besonderes Talent erfordere. (*διὸ εὐφροῦς ἡ ποιητικὴ ἐστὶν ἢ μανικοῦ· τούτων γὰρ οἱ μὲν εὐπλάστοι οἱ δὲ ἐξεταστικοί εἰσιν.*) Die ungeheure Mehrzahl der Menschen hält sich zwar von dilettantischen, schüchternen Versuchen zu eigenen Schöpfungen nicht zurück, ermangelt aber der hinreißenden Kraft, durch welche das Genie auch die Mitmenschen zum Beifall zwingt, und doch erhalten sich gerade nur durch diese Teilnahme die Kunstwerke in der Geschichte des Geschlechts, erbauen sich die Reiche der Kunst. In diesem Sinne (wie wir oben [p. 10 sq.] ausführten) kann man sagen, daß überhaupt nicht die Einzelnen, daß erst die Volksgenossen zusammen — Repräsentanten der Gattung — die Kunst schaffen, denn die Beifallgebenden haben ihren Anteil an der Kunst, auf den angenommenen Grundlagen bauen Talente weiter, und Angeregte verbreiten wenigstens, was sie erfreut hat. Nicht anders ist das Werden der Sprachkunst zu denken. — cf. W. v. Humboldt (Versch. d. menschl. Sprachb. p. 6.) „Indem Rede und Gesang zuerst frei strömten, bildete sich die Sprache nach dem Maß der Begeisterung und der Freiheit und Stärke der zusammenwirkenden Geisteskräfte. Dies konnte aber nur von allen Individuen zugleich ausgehen, jeder einzelne mußte darin von dem andern getragen werden, da die Begeisterung nur durch die Sicherheit, verstanden und empfunden zu sein, neuen Aufflug gewinnt. Es eröffnet sich daher hier, wenn auch nur dunkel und schwach, ein Blick in eine Zeit, wo für

uns die Individuen sich in der Masse der Völker verlieren cet.“ Keinem war verwehrt, sein Lautgebilde sich zu gestalten, wie noch jetzt, genau genommen, jeder seine eigene Sprache spricht, und so traten diese sicherlich im Anfange in überwuchern-der Fülle hervor. Aber für denselben Sinn stellte der eine mangelhafter, ein zweiter glücklicher das Lautbild hin, das Sprachgenie endlich ein schlechthin befriedigendes, welches die übrigen beseitigte, wie noch jetzt, wenn mehrere, um, was ihnen vorschwebt, zu bezeichnen, an Synonymen herumraten, und es endlich jemand gelingt, das eigentliche Wort zu finden, dann sofort der Streit aufhört, die anderen schweigen, weil jeder fühlt, daß die Lautform gefunden ist, welche gewählt werden mußte.

Wir bezeichnen hiermit einen Vorgang, für den die Geschichte der Sprache unaufhörlich die Beispiele bietet. Horaz sagt (de art. poet. 60 sq.):

„Ut silvae foliis pronos mutantur in annos,  
Prima cadunt; ita verborum vetus interit aetas,  
Et juvenum ritu florent modo nata vigentque.“

Die Zusammenstellung der drei Wortstämme bin, war, sein in unserer Grammatik zu Einem Verbum enthält z. B. solche Geschichte. Überhaupt, wie wir bei dieser Gelegenheit erinnern, ist festzuhalten, daß die Sprache niemals fertig gemacht wird, daß die sprachschaffende Kraft, die Kunst der Sprache, so lange sich thätig erweist, als eben gesprochen wird, nur freilich, wie sich von selbst versteht, in jeder Zeit den veränderten Bedingungen gemäß, welche ihrem Hervortreten zu Grunde liegen. Man erkennt dies häufig und grenzt eine besondere, lange vor aller Geschichte abgelaufene Epoche des Sprachschaffens ab, welche mit der Wurzelhervorbringung abgeschlossen sein soll, nach welcher gleichsam eine Degeneration des Menschengeschlechts in dieser Beziehung eingetreten sei, als ob nicht ganz von selbst der Fortschritt in der Technik sich einstellen mußte, daß der nur mit den Lauten und durch die Laute denkende Mensch nunmehr diese selbst, wie sie ihm zur Natur geworden, zu jeder weiteren Darstellung benutzte, sobald sie ihm hierzu in hinlänglicher Zahl ihre Symbole zu Gebote stellte. Geistesentwicklung ist eben auch Entwicklung dieser Laute. Niemals hörte die sprachschaffende Kraft auf, wie es Sitte geworden ist zu versichern, sondern sie fand nur immer weniger Nötigung, auf die Natur selbst zurückzugehen, um sich Materialien für ihren Ausdruck zu beschaffen; boten doch die vorhandenen, nächstliegenden, sich als die bequemsten und schönsten, um wie

eine schon vermenschlichte Natur benützt zu werden. Ein Mittel, neue Wörter zu bilden, ist z. B. die Zusammensetzung; eirund, schwarzblau, Milchstrafse, Perlhuhn, Goldfisch cet. sind neue Begriffe. Während nun aber z. B. Tobler (Über die psychologische Bedeutung der Wortzusammensetzung cet. in der Zeitschrift für Völkerpsychologie und Sprachwiss. von Lazarus und Steinthal. Bd. V. Hft. II. p. 224) richtig bemerkt: „Die Zusammensetzung ist eine Art Wortbildung neben anderen, obschon ihr nicht derselbe, gleichsam obligatorische Charakter beiwohnt, wie den Formen der Flexion, die den unentbehrlichsten Kategoríeen des Sprachdenkens zum Ausdruck oder wenigstens Zeichen dienen“, so erklärt er doch (p. 230) die Entstehung der Zusammensetzungen aus dem „organischen Unvermögen der Sprache, auf einem gewissen Punkt ihrer Entwicklung angelangt, noch neue Wurzeln oder auch nur Stämme zu schaffen cet.“ Das Faktum, daß die Bildung neuer Wurzeln einmal aufhört, ist richtig, aber die Vorstellung von einem dann eintretenden „organischen Unvermögen der Sprache“ ist unklar und schief. Man kommt nicht auf den Einfall, neue Wörter machen zu wollen, wenn die vorhandenen Lautgebilde, abbildend die Geistesbewegungen bis hierher, sich einer entsprechenden Umbildung fügen, welche die neue Stufe der Entwicklung kennzeichnet, zu welcher eben die vorhandenen hinführten. Dem Bedürfnis genügen ja eben, wie sich zeigt, Ableitungen, Zusammensetzungen, oder es verträgt derselbe Lautkörper eine Ausdehnung seiner Bedeutung. Neue Begriffe würden neue Wurzeln fordern, aber unsere Begriffe sind nicht neuer, als unsere Worte sie entwickeln, leiten sich ab, setzen sich zusammen aus einer mäfsigen Zahl von Wurzelbegriffen. Man bedenke auch, daß das hellere Bewußtsein späterer Zeit einen ihm entsprechenden Ausdruck verlangte, verständlicher, als ihn Wurzeln überhaupt zu geben vermögen. Die Wurzeln sind noch ziemlich rohe, der Natur nahestehende Hervorbringungen der Kunst, nicht klarer und bestimmter artikuliert, als die Seelenbewegungen es forderten, welche sich in ihnen verkörperten, so daß sie mehr von der Ahnung erfaßt wurden als von einer Erkenntnis — dagegen lehnen sich die Ableitungen, Zusammensetzungen, die auf Analogie beruhenden Umdeutungen an ein schon Begriffenes an und sind also zu verstehen. Es trat also kein Unvermögen ein, neue Wurzeln und Wörter zu schaffen, sondern man konnte sie allmählich immer weniger schaffen wollen. Kehren denn sonst die Künste zu ihren primitiven Hervorbringungen zurück? —

Wie wir später nachweisen, geht dasselbe Gesetz für das Verhältnis von Lautform und Bedeutung durch die ganze Sprachentwicklung. Auf dieselbe Weise, wie von der Natur her der Mensch die Lautsymbole gewann für den Ausdruck, gewann man sie weiter von den eigenen Symbolen: Bilder von Bildern. Und so kann W. v. Humboldts Wort (Versch. d. Sprachb. p. 42) nicht genug betont werden: „Die Sprache ist kein Werk (ergon), sondern eine Thätigkeit (energeia).“ „Die eigentliche Sprache liegt in dem Akte ihres wirklichen Hervorbringens.“ „Nur sie muß man sich überhaupt in allen Untersuchungen, welche in die lebendige Wesenheit der Sprache eindringen sollen, immer als das Wahre und Erste denken.“ (p. 43): „Wir befinden uns mit unserm Sprachstudium durchaus in eine geschichtliche Mitte versetzt.“ „Da jede Sprache schon einen Stoff von früheren Geschlechtern empfangen hat, so ist die den Gedankenausdruck hervorbringende geistige Thätigkeit immer zugleich auf etwas schon Gegebenes gerichtet: nicht rein erzeugend, sondern umgestaltend.“

Es blieben also, wie wir sagten, nur diejenigen Wurzeln in der Sprache bestehen, welche Beifall fanden. Max Müller bespricht in seinen „Vorlesungen über die Wissenschaft der Sprache“ wiederholentlich diese Wahl, durch welche die Zahl der Wurzeln beschränkt wurde, und wendet auf sie den Begriff von Darwins „natürlicher Auswahl“ an. (II. Serie p. 294.) Er meint, daß „dieser Begriff ebenso die Lanne wie die Notwendigkeit ausschliesse, die Anstrengung des Individuums ebenso wie die allgemeine Mitwirkung einschliesse, weder anwendbar sei auf das instinktmäßige Bauen der Bienen, noch auf die bewußte Architektur menschlicher Wesen, aber doch diese beiden Operationen in sich kombiniere und sie zu einem neuen und höheren Begriff emporhebe.“ — Mag indessen der Darwinsche Begriff „den Untergang fossiler Reiche und den Ursprung von neuen Spezies erklären,“ so erklärt er doch nichts an dem Bestande von Wurzeln, welche Hervorbringungen von Menschen sind, für sich selbst kein Leben führen und von einer begründeten Wahl des Wohlgefallens nicht instinktmäßig, nicht mit klarem Bewußtsein, aber mit Sinn und Gefühl dem Sprachschatz zugeführt wurden. Freilich gehört die Sprachwissenschaft nach Müller zu den Naturwissenschaften, und es sind immerhin schöne Gleichnisse, wenn er (Serie I, p. 332) von „den vier- bis fünfhundert Wurzeln, deren Zahl zu Anfang fast unendlich gewesen sein muß“ sagt, „daß ganze Trauben von mehr oder weniger synonymen Wurzeln allmählich von ihren dichtge-

drängten und unentwickelten Beeren eine nach der anderen verloren“, „daß der ersten Feststellung der radikalen Sprachelemente eine Periode unbeschränkten Wachstums — ein Sprachenfrühling — voranging, dem mancher Herbst nachfolgen sollte.“

Es ist nicht schwer, im allgemeinen zu zeigen, wie sich schon bei der Wurzelschöpfung eine Wahl einstellen mußte. Die Empfindungen, welche den empfangenen Reiz ursprünglich in Lauten austönten, die Vorstellungen weiter, welche sich aus diesen entwickelten, waren nur scheinbar allein von den Dingen und von den Vorgängen an den Dingen abhängig und damit sicher bestimmt; sie entstanden vielmehr unter großer Verschiedenheit der begleitenden Umstände, denn die Auffassung wurde bedingt von den verschiedenen Stimmungen des Subjekts, und nicht minder war die objektive Erscheinung zeitlich und räumlich dem Einfluß anderer Erscheinungen ausgesetzt und dem Wechsel unterworfen. Es ist daher bei Betrachtung der Sprachwurzel ein Zufälliges in Rechnung zu ziehen; nur beim Zusammentreffen von vielerlei günstigen äußeren und inneren Bedingungen entstand sofort ein Schönes und Bleibendes. Klar ist aber, wie hierin sowohl für die Kunstschaffenden wie für die Hörenden Anlaß und Aufforderung zu einer Wahl zwischen den glücklicheren und den weniger begünstigten Erzeugnissen gegeben war. — Je schwankender und unbestimmter ferner die ersten Sprachwurzeln nach Laut und Bedeutung waren, je mehr sie erst aus einer lange geübten Arbeit des Sprechens, Hörens, Verstehens sich befestigten, desto häufiger trat offenbar eine Tonbildung emphatischer Art ein, eine beabsichtigte, scharf accentuierte, das Mißverstehen ausschließende, genauer charakterisierende. Eine Art Wetteifer um Kraft, Deutlichkeit, Fülle der Bezeichnung mußte bald entstehen, und eine Wahl mußte entscheiden. Nicht bloß der Sprachschaffende übte sich, auch der Hörende; und man sage nicht mit Heyse (System der Sprachwissensch. p. 334): „Der Ursprache können wir ein Streben nach Wohllaut nicht zuschreiben; in ihr ist die Bedeutsamkeit jedes Lautes alleiniges Gesetz,“ denn schon, wenn ein Harmonisches bezeichnet werden sollte, strebte die analoge Vorstellung nach Wohllaut der Darstellung. Überhaupt aber ist klar, daß, wenn beim Sprechen der Sprachapparat das leichter sich Fügende dem Schwerfälligen vorzog, auch das nachfühlende Ohr die gefälligere Form mit größerer Befriedigung vernahm. — Wenn man bedenkt, mit wie vielerlei verschiedenen Tonfolgen die freilich unbestimmtere Tonkunst eine Stimmung auszudrücken vermag, wird man auch der

Sprachkunst einen gewissen Raum freier Bewegung gestatten für Gestaltung ihrer Lautbilder, und wenn ein absichtliches Streben nach Wohllaut, wie jede Absicht, den Sprachbildnern fern lag, so ist es doch nicht geraten, eine Fähigkeit schlummernd zu denken, welche in der Folge so deutlich wirkte, und welche von vornherein berührt wurde. Sollte doch der Lautkörper nur eben Bild sein; erst der begrifflich bestimmende, unterscheidende Verstand legte den Hauptdruck auf festere Umgrenzung der Formen selbst mit Ausschluss des Wohllautes.

Es wäre ein luftiges Unternehmen, dies an den Wurzeln, welche uns nur unsicher vorliegen, nachweisen zu wollen, aber wenn man angenehme und harte, unrein und trübe klingende Sprachen, gefällige und widerstrebende unterscheidet, so muß der jetzt wahrgenommene Unterschied auch schon in der ursprünglichen Anlage vorhanden gewesen sein, denn es ist in den Sprachen dasselbe Gesetz der Entwicklung, welches fortwirkt und welches seinen Gang niemals unterbrach, jetzt thätig, wie im Anfang.

Dafs übrigens eine Entscheidung bei der Wahl der Wurzeln sich nicht immer vollzog, beweist der Umstand, dafs sich Varietäten derselben nebeneinander erhielten und zugleich in dem Kunsttempel der Sprache Aufnahme fanden. Pott (Etymologische Forsch. T. II, Abt. I, p. 266 sq.) nennt diese Erscheinung Wurzel-Variation. Er sagt: „Es giebt in den Sprachen Wurzeln oder Formen, mit kleinen Verschiedenheiten, welche aber doch derart sind, dafs man jene nicht wohl als successive Umwandlungen ein und desselben Stoffs, oder, anders ausgedrückt, als blofse mundartliche Varianten betrachten kann, sondern diese Verschiedenheiten vielmehr für Töne oder Tinten halten muß, die, von vornherein zur Bildung bald mehr bald minder begrifflich variierter, wenn schon der Hauptsache nach sich gleich bleibender Grundthemata mit aufgenommen und ihnen beigemischt, einen der Absicht nach dynamischen und bedeutsamen Charakter an sich tragen. Z. B. wandern und wandeln (lustwandeln) entsprangen nicht durch mundartlichen Lautwandel auseinander. Sie sind vielmehr einander koordiniert, und ihre Differenz, welche geistig in mehr oder weniger angestregter Fortbewegung besteht, wird durch den lautlichen Gegensatz von r und l auf eine angemessene Weise fühlbar gemacht.“ „Für solche nebenverwandte Wurzeln ist oft nicht einmal ein gemeinsames Urbild reell in der Sprache zu finden, sondern mag nur gleichsam als ideelles Schema dem sprachschaffenden Geiste vorgeschwebt haben.“ Pott bezeichnet das Verhältnis, in welchem

sie zu einander stehen, mit dem Bilde „einer schwesterlichen Beiordnung“. Solche Wurzeln sind z. B. *γλαφ*, *γραφ*, *grab*; *γλαφ*, *γλυφ*; *scalp*, *sculp*; *trak*, *trank*, *trah*; *brak*, *prah*, *sprak*; *sprak*, *spranc*, *sprang*. — (vide auch Heyse, *System d. Sprachw.* p. 350, und Curtius *Grundzüge der griech. Etym.* p. 55 sq.)

Wir erinnern ferner an die auf späteren Stufen der Sprachentwicklung hervortretende Auswahl der Formen, deren Ergebnis die Grammatik als Anomalie bezeichnet. So erhielten sich z. B. im Griechischen die Abundantia, wie *δάκρον* und *δάκρυ*, *νίεος* und *νιού*; Heterokliten genannt, wenn man denselben Nominativ voraussetzt, wie *Οιδίποδος* und *Οιδίπου* von *Οιδίπους*, Metaplasmus (*μεταπλάσμος κλίσεως*), wenn der Kasus auf einen ungebräuchlichen Nominativ hinwies, wie *δένδροις*, wozu *τὸ δένδρον* paßt, und *δένδρεσιν*. (vide Buttman, *ausf. Sprachl.* I, p. 204 und II, p. 74.)\*) Ebendahin gehören die sogenannten Heterogenea, wie z. B. im Lateinischen: *callus*, *callum*; *menda*, *mendum*; *vesper*, *vespera* cet. Wieviel Kasus, Modi, Numeri sind nicht in den einzelnen Sprachen allmählich ausgeschieden worden — hier im Laufe vieler Jahrhunderte, was unsern Kindern mit ihren selbstgefertigten Wörtern und Wortformen in wenigen Monaten begegnet. Man sieht übrigens an vielfachen Spuren, daß auch die Sprechübungen der Kinder, adoptiert und weiter ausgeprägt von Müttern, Ammen, älteren Geschwistern, nicht gänzlich ausgeschlossen wurden bei der Auswahl des Sprachschatzes. Lautlich mag man sie erkennen an der dem Dahlen, Plappern, Lallen der Kinder eigentümlichen Verdoppelung der zuerst ergriffenen Silbe, wie in *Papa*, *Mama*, *pappen*, *hop-sasa*, *popo*, *babá*, *kaka*, *pipi*, *tiktak*, *baubau*, und die Sprache nahm diese Wörter auf, wenn ihre Bedeutung in irgend welcher Art der Kindlichkeit dieses Lautspiels zu entsprechen schien, bei welchem das Onomatopöietische eine Hauptrolle hatte; sie fand auch wohl in ihnen Antrieb zu ähnlichen Bildungen. So im „Bäh-lamm“, engl.: *baa-lamb*, *Kratinus*: *βῆ*, *βῆ*; im „Bu-ochsen“, engl.: *bue*, brüllen wie Ochse; *βύζω* rufen wie Uhu, lat.: *bubo*, *bubulare*; „Bau-bau“, engl.: *bow-wow*, lat.: *baubari* (aus *adbaubari* fr. *aboyer*) cet. Wir haben so: *Kling-Klang*, *Sing-Sang*, *Schnick-Schnack*, *Misch-Masch*, *Wirr-warr*, *Tam-*

\*) *Apoll. Dysc. (de constr. II, 6) τοῖς ἑτεροκλίτοις παρηκολούθει τις εὐθεῖα, τῆς γενικῆς τὰ λοιπὰ σχήματα ἀποδιδοῦσης.* cf. *Prisc. A. Gr. XVII, c. 9.* cf. Die Besprechung der termini bei Kühner: *Ausf. Gr. d. gr. Spr. T. I, 1, § 140.*



tam, Griesgram, Kukuk, Kiebitz, Lirum-Larum, Zickzack u. d. m. Diez (etymol. Wörterbuch der roman. Spr. T. I, p. 290) bemerkt bei „Ninno“: „Es bedeutet zuerst ein Wiegenkind und scheint entstanden aus der Formel *ninna-nanna* (auch im port. üblich), womit man die Kinder einwiegt, vb. it. *ninnare* einwiegen, neupr. *niná* einschlafen. Auf das ablautende *nanna* bezieht sich lomb. *nana* Kind, auch Bettchen (flor. *andare a nanna* schlafen gehn) sp. ebenso *nana* (*hacer la nana* schlafen) wallon. *naner* einschummern u. dgl., andere Vokale kamen zur Geltung im cat. *nen*, *nena* Kindchen, im venez. *nena* Amme, im Henneg. *nenen* dass., im limous. *naina* Wiege. Woher nun jenes schlafbringende *ninna-nanna*, worin man das Schaukeln der Wiege zu hören glaubt? Weder *nidus* Nest, Bettchen (lomb. *nin*), noch *nanus*, noch *min* (s. oben *mina*) läßt sich darin erkennen; nur ein auf *nn* oder *mn* ausgehender Stamm würde genügen. Aber Kinder- und Ammenwörter können leicht in hohes Altertum hinaufsteigen und aus verlorenen Wurzeln herrühren; hierzu mag aus Hesychius *νύννιον* Wiegenlied angeführt werden. *Ninna-nanna* ist eine der häufigen, gewöhnlich über den Grenzen der Etymologie liegenden Ablautformeln wie das lomb. *ginna-gianna* Name eines Kinderspiels, oder *litta-latta* Schaukel“ cet. — cf. auch p. 318: *piccione*, fr. pigeon von *pipio* bei Lampridius; p. 147: *cuccagna*, welches mit *coca* Kuchen, oder dem ital. Kinderwort *cucco* Ei zusammengestellt wird. — Wörter solcher Art sind auch z. B. frz. *crin-crin* (schlechte Geige), *tran-tran* (Schlendrian), *trietrac*, *zigzag*, *froufrou*, im Engl. *haddy-doddy* (lächerlicher Mensch), *helter-skelter* (bunt durcheinander, holterdipolter), *fiddle-faddle* (Geschwätz), u. d. m. Besonders in der Sprache der Mandschu ist diese kindliche Lautbearbeitung bewahrt worden und wird vielfach auf Begriffliches übertragen (Mithridates 1, 514): Glockenklang ist dort: *tschang-tschang*; Eisenklang: *tang-tang* oder *tang-ting*; Wassertröpfeln: *tap-tip*; Rauschen der Seide: *pes-pas*; Gelächter: *kiki-kaka*; Herzklopfen: *tuk-tuk*; unaufhörlich: *siran-siran*; mehrmals: *tahin-tahin*; zuweilen: *mutan-mutan* u. d. m.

Das Vorhandensein ferner der Synonyma in allen Sprachen zeugt ebenso von der verschiedenen Auffassungsweise verwandter oder auch derselben Erscheinungen, wie von der Arbeit, dem Streit, dem Wählen des Kunstschaffens. Wir führen hierzu Renan an (*histoire des langues sémitiques* p. 96 sq.), der Beispiele giebt von dem ausgezeichneten Artikulationssinn (cf. W. von Humboldt *Versch. der Spr.* p. 84) der Semiten. Renan giebt hebräische Ono-

matopöieen an, welche anscheinend auf monosyllabische Formen zurückzuführen seien: „Aux deux lettres גר, par exemple, semble attachée l'idée de gratter, racler; nous les trouvons dans les verbes גרב, גרר, גרה, גרו, גרל, גרס, גרס, גרע, גרר, גרש qui, tous, semblent offrir un sens identique. — Aux deux lettres פר semble attachée l'idée de séparation, de rupture; on les retrouve dans toute la série פרר, פרס, פרש, פרע, פרק, פכך, פכס, פרט, פרע, פרה; et, avec un adoucissement de la première radicale: ברא, ברה, ברר, ברש, כרפ, כרפ, ברר; et par le changement du ר en sifflante: פצה, פצל, פצס, פצפ, פצה, כחל, כחל, כחל, כחל, כחל, כחל, כחל. — Les deux articulations fondamentales קץ, exprimant l'idée de couper, donnent: חצץ, גרו, גרף, גרה, קדר, גרר, חדר, גור, גול, גוע, גוס, גוח, נוז, קסס, קצץ, קצב, חצה, כחה, כסס, כסה, קצר, קצע, קצה, קצב. Ainsi le sens nous apparaît partout attaché à deux articulations fondamentales, qui s'adoucissent, se fortifient, se complètent de mille manières, selon la nuance qu'il s'agit d'exprimer. קצץ désigne l'idée de briser avec plus de force que גוז, et פריץ, l'idée de séparation avec plus d'éclat que פרס; mais c'est toujours une même idée, comme c'est toujours un même son qui fait l'âme de ces diverses séries.“

Wenn nun wir nicht imstande sind, die bedeutsame Kraft der Wurzeln jetzt noch genügend zu empfinden, so wird die feinere Beurteilung über den Kunstwert dieser Symbole noch weniger möglich sein. Die Anfänge der bildenden Kunst stehen unseren Auffassungen eben so fern. Am ehesten noch können wir von der Geschicklichkeit im Nachahmen eine Vorstellung gewinnen, wenn uns die Urbilder genauer bekannt sind, nach denen man gestaltete. So nun verhält es sich mit den aus Nachahmung des Hörbaren in der Natur entstandenen Wurzeln, aus denen z. B. Verba der folgenden Art hervorgingen: *αράω, αρίω, αρώω, βρέω, βρωμάω, βρυχάω, μηχανάω*, balare, mugire, hinnire, fremere, rugire, brausen, rieseln, zischen, brummen, blöken, grunzen, meckern cet. Solche Bildungen zeigen nur geringe Kunstthätigkeit, beruhen auf Nachahmung, sind gewissermaßen nur Übersetzungen aus den unartikulierten Naturlauten in die artikulierte Menschen-sprache. Natürlich ist jedoch auch hier nicht die Rede von der direkten Nachahmung des Schalles selbst, welche als Benennung hätte gebraucht werden können, sondern von einer Nachbildung unserer durch den Laut erweckten Vorstellung. Das unterscheidet schon Plato, wenn er (Cratyl. 423) auf die Frage, ob der etwas benennt, der dessen Laut wiedergiebt, das Bedenken erhebt: *Τὸν τὰ πρόβατα μιμουμένους τούτους καὶ τοὺς ἀλεκτρονόας καὶ τὰλλα*

ζῶα ἀναγκαζοίμεθ' ἂν ὁμολογεῖν ὀνομάζειν ταῦτα ἅπερ μιμοῦνται.  
 In der That ist, wie wir schon oben bemerkten, der Zwang, welchen der von Natur gegebene Schall auf die Nachbildung übt, nicht so groß, daß diese nicht in verschiedenen Sprachen ganz verschiedene Laute zeigen könnte. Man vergleiche z. B. die Biene summt, l'abeille bourdonne; ὄνος ὀγκᾶται, l'âne brait, asinus rudit, der Esel yahnt; die Ente schnattert, le canard cancanne; l'hirondelle gazouille, die Schwalbe zwitschert; l'ours gronde, der Bär brummt u. d. m.

Bei dergleichen Lauten war eine Vergleichung mit dem Urbilde der Natur so naheliegend, daß man sie auch schon im Anfang mit Bewußtsein angestellt vielleicht denken darf. Obwohl gerade hier die Kunstthätigkeit nur gering war, trat sie doch stark hervor, und die Freude am Gelingen mag nicht klein gewesen sein. Es deckten sich bei diesen Bildungen Laut und Bedeutung für das Menschenohr so auffallend, daß sie für alle Folgezeit bestehen blieben; wegen ihrer Gebundenheit und Unfreiheit in Laut und Bedeutung zeigten sie sich überhaupt Veränderungen, Ableitungen, Erweiterungen der Bedeutung wenig günstig. Schönheiten so einfacher Art sind aber für kultivierte Ohren etwas zudringlich, und W. v. Humboldt (Versch. des menschl. Sprachb. p. 80) wollte sie daher, „wo sie irgend stark hervortreten, von einer gewissen Roheit nicht freisprechen.“

Ehe wir aber näher zusehen, wie die Laute und Lautverbindungen zu Bildern der Vorstellungen werden, d. h. symbolisch wirken können, haben wir einen Faktor von wesentlichstem Einfluß auf die Gestaltung der Sprache näher zu erörtern, durch welchen die Feststellung der Wurzeln zustande kam, von welchem die Wahl und Anerkennung abhing, einen Faktor von solcher Bedeutung, daß insgemein die Sprache nur als zu seinem Dienste entstanden und bestehend erachtet wird — wir meinen die Mitteilung der von den Sprachbildnern hervorgebrachten Lautbilder an andere Individuen, die Beteiligung der Gattung an dem Schaffen des Einzelnen. Man kann sagen, daß der Naturlaut noch ohne Beziehung steht zu der Menschengattung, wenn er auch von anderen Individuen gehört und aufgefaßt wird. Wie er selbst unter dem Eindruck individueller Empfindung hervorbricht, so wendet er sich auch nur an die individuelle Empfindung und beschließt hiermit seine Wirkung. Welche weitere Anregung sollte auch von ihm ausgehn? Er bietet ein Natürliches, welches so, wie es hervorbricht, sich dem Hörenden von selbst versteht. Inhalt-

lich kann es verstanden und beachtet werden, wie andere Vorgänge in der Natur; die Lautform aber, in welcher es erscheint, giebt keinen Anlaß zur Aufmerksamkeit und reizt nicht zur Verwunderung, von welcher doch, wie Aristoteles sagt, anfangs und immer ein allgemeines Wissen und Erkennen ausgeht. (Met. I, 2. *διὰ γὰρ τὸ θαυμάζειν οἱ ἄνθρωποι καὶ νῦν καὶ τὸ πρῶτον ἤρξαντο φιλοσοφεῖν*.) Mit dem Schaffen der Wurzel tritt ein anderes Verhältnis ein. Diese ist vom Menschen mit Freiheit erschaffen, ihm allein angehörend, ein der Entwicklung seiner bevorzugten Natur Eigentümliches, deshalb eben nur menschlicher Auffassung zugänglich und nur dem Menschen von Interesse. Die Wurzel bedarf der Aufmerksamkeit, um verstanden zu werden, und erregt sie durch ihre Kunstform; sie erweckt die Teilnahme, weil sie im Hörer dieselbe Anspannung der Phantasie beansprucht und so hervorruft, damit ihr Verständnis erfolgen kann, aus welcher sie in dem Sprechenden ihren Ursprung nahm. Die zu Anfang in unendlicher Fülle geschaffenen Sprachwurzeln hatten ihre Probe, ob sie gelungen seien, eben daran zu bestehen, ob man sie verstand, ob man sie in Gebrauch nahm und beibehielt. Durch die Bildung oder Zurückweisung der anderen wurde der Zersplitterung des Geschlechts in lauter Individualitäten eine Grenze gesetzt. Wenn wir darauf hinweisen, daß hierdurch erst ein Zusammenwirken der Menschen ermöglicht und angebahnt wurde, so haben wir die Bedeutung der Sprache für die Kultur der Menschheit ausgesprochen.

Die Sprache stellt sich also als Produkt von gemeinsamen Anstrengungen Vieler heraus; dabei wurde Ausbildung der Stimmorgane, Übung und Schärfung des Gehörs, Bildung des Gedächtnisses, der Phantasie einfach erreicht durch die Konkurrenz der sprachschaffenden Individuen. Sobald die Willkür der Einzelnen durch das Entstehen einer festen Form in der Sprache gebrochen wurde, bereitete sich jene Gemeinsamkeit des Empfindens und Wollens vor, welche als Sitte dem regellosen Spiele der Naturkräfte in dem Leben des Menschengeschlechts ein Ende machte. Wie notwendig aber auch die Mitteilung sich hiernach für die Wirklichkeit und Vollendung der Sprache erweist, so ist doch weder aus den praktischen Bedürfnissen der Gattung, welche sie so deutlich und gewaltig fördert, der Grund für die Schaffung der Sprache zu entnehmen, noch ist überhaupt Mitteilung als der Zweck zu bezeichnen, um dessentwillen gesprochen wird. — Es ist vielmehr deutlich, daß der Mensch ohne Sprache es nie zu weiteren Bedürfnissen gebracht haben würde, als die sind, zu deren

Befriedigung seine reichhaltigen Naturlaute ausgereicht hätten, und daß die Mitteilung erst dann zum Zweck des Sprechens wurde, als eine gewisse Entwicklung das Entstehen solchen Zweckes möglich machte. — Die Mitteilung ist also einmal als der Faktor festzuhalten, durch welchen die wirklich gewordenen, die vorhandenen Volkssprachen zustande kamen, und an sich selbst ist sie als die Folge der geistigen Entwicklung des Menschen bis zur Sprachschaffung hin zu betrachten. Immer entsteht Sprache aus freiem Kunstschaffen, ist sich selbst Zweck, und wenn freilich auch der Sprachkünstler bei seinem Schaffen nicht bloß die eigene Befriedigung sucht, sondern überhaupt die des menschlichen Sinnes, sich insofern also auch zur Mitteilung gedrängt fühlt, so verfolgt doch dann diese Mitteilung keinen Zweck, der außer ihr läge. Daß dann die Schöpfungen dieser Kunst weiter die mächtigsten Hebel für die Entwicklung des Geschlechts wurden, worin Musik und Poesie ihr ähnlich sind, ist begreiflich aus der Wechselwirkung, in welcher sie mit der Entwicklung der Menschenseele steht, und kann ihren Kunstcharakter nicht zerstören. — Freilich aber verfällt nun die Sprache, sofern sie in den Dienst der Mitteilung tritt, die Zwecke der realen Lebensinteressen fördert, auch anderweitigen Einwirkungen; sie bildet sich nicht mehr ausschließlich nach den Gesetzen künstlerischer Technik, sondern hat ebensowohl für Verständlichkeit, wie für Bequemlichkeit der Rede zu sorgen, muß auf die Beschleunigung des Redetempo bedacht sein, wie es die praktischen Interessen in steigendem Maße verlangen, leitet überhaupt den ganzen Sprachstoff erst zur Gewinnung einer Norm, dann zur Niedersetzung einer Gewohnheit, so daß, wenn endlich der *usus tyrannus* scheinbar das ganze Sprachgebiet beherrscht, eine Sprache als Prosa gegenübersteht der Sprache als Kunst.

W. v. Humboldt hat die Punkte, auf welche es hier ankommt, bemerkt. Er sagt (Über die Versch. d. menschl. Sprachbaus p. 54): „Ohne irgend auf die Mitteilung zwischen Menschen und Menschen zu sehen, ist das Sprechen eine notwendige Bedingung des Denkens des Einzelnen in abgeschlossener Einsamkeit. In der Erscheinung entwickelt sich jedoch die Sprache nur gesellschaftlich; und der Mensch versteht sich selbst nur, indem er die Verstehbarkeit seiner Worte an Anderen versuchend geprüft hat.“ Ebenso entwickelt Heyse (System der Sprachwissensch. p. 42) mit Anschluß an Humboldt, daß „Sprache nicht als Produkt aus den Bedürfnissen der menschlichen Gesellschaft zu erklären sei“.

Wenn nun hier weiter die Frage zur Erwägung kommen muß, wie denn unter den verschiedenen Individuen Mitteilung erfolgen konnte, d. h. wie ein Verständnis noch möglich war, nachdem die Sprachwurzel mit Ausprägung ihres symbolischen Gebildes gerade die natürliche, unmittelbare Verständlichkeit aufgegeben hatte, welche den Naturlauten ohne Zweifel zu eigen war, glauben wir hier die Stelle richtig zu wählen, an welcher von den Pronominalwurzeln, wie Bopp (siehe oben p. 167) sie nennt, zu sprechen ist. Es heißt bei Bopp (I, p. 194): „Aus der zweiten Klasse der Wurzeln entspringen Pronomina, alle Urpräpositionen, Konjunktionen und Partikeln; wir nennen diese „Pronominalwurzeln,“ weil sie sämtlich einen Pronominalbegriff ausdrücken, der in den Präpositionen, Konjunktionen und Partikeln mehr oder weniger versteckt liegt. Alle einfachen Pronomina sind weder ihrer Bedeutung noch der Form nach auf etwas Allgemeineres zurückzuführen, sondern ihr Deklinations-Thema ist zugleich ihre Wurzel.“ — Heyse nennt diese Wurzeln Formwurzeln, Steinthal: demonstrative, ebenso Max Müller, Schleicher: Beziehungswurzeln. (siehe G. Curtius, zur Chronologie der indogermanischen Sprachforschung p. 204.) W. v. Humboldt (Versch. d. Spr. p. 115) bemerkt im Anschluß an Bopp, daß, wie er in der Abhandlung „über die Verwandtschaft der Ortsadverbien mit dem Pronomen“ gezeigt habe, die Personenwörter (Pronomina, Präpositionen, Interjektionen) die ursprünglichen in jeder Sprache sein müssen und daß „wahrscheinlich die wirklich einfachen Personenwörter ihren Ursprung selbst in einer Raum- oder Empfindungsbeziehung haben.“

Es sind diese Deutelaute der Sprache von Anfang an offenbar dazu bestimmt gewesen, eine Gebärde zu begleiten oder zu ersetzen. Sie verfolgten den Zweck, das an sich unbestimmte, beziehungslose Lautbild als für eine bestimmte Umgebung ausgesprochen zu kennzeichnen und durch diese Hinweisung dem Verständnis zu Hilfe zu kommen; ohne Kenntnis nämlich der näheren Umstände, unter denen der Laut — und fügen wir auch hinzu: das Wort — ertönt, ist ein bestimmtes Verstehen, eine individuelle Auffassung nicht möglich. So faßt ihr Wesen auch W. v. Humboldt, der sie „subjektive Wurzeln“ nennt. Er sagt: (l. c. p. 117) „Der Begriff der subjektiven Wurzeln erlaubt keine Weite, ist vielmehr überall Ausdruck scharfer Individualität; er war dem Sprechenden unentbehrlich, und konnte bis zur Vollendung allmählicher Spracherweiterung gewissermaßen ausreichen.“ — Natürlich waren diese Deutelaute nicht sowohl für den Sprechenden an sich nötig

gewesen, als für den Hörenden, und sie dienten also, den Zweck der Mitteilung zu erreichen. Danach charakterisieren sie sich als Formlaute ohne eigenen Inhalt; — „sie haben die Beziehung zur Bedeutung“ sagt Schleicher — (Dtsch. Spr. p. 215) und wir meinen nun, daß diese Laute sich aus einem unentwickelten Zustande der Sprache hinübergezogen haben in die artikulierte Sprache, indem sie dort dieselbe Verrichtung, wie zu Anfang zu erfüllen hatten, nämlich diese, der Mitteilung zu dienen. — Heyse (System der Sprachwissensch. p. 102) sagt: „Die Lautgebärde entsteht in der Sphäre der Subjektivität, ist keine Nachbildung eines äußerlich Wahrgenommenen und hat bereits das Moment der Mitteilung an sich, welches der Sprache wesentlich ist. Es ist also von ihr zu dem Formworte nur ein kleiner Schritt. Es kommt nur darauf an, daß die vage Empfindung, der dunkle, instinktmäßige Drang der begehrenden Seele, aus welchem die Lautgebärde entspringt, zur Vorstellung fortgebildet und als solche fixiert und bestimmter begrenzt werde, womit denn unfehlbar auch die Lautform als Zeichen der Vorstellung schärfer gestaltet und vom bloßen Laute zum Wort fortgebildet wird.“ — So erkennt auch W. v. Humboldt (l. c. p. 117) diese Deutewurzel als einem „primitiven Zustand der Sprachen“ angehörig. Die artikulierte Sprache konnte sie nicht entbehren, bildete später ja auch ähnliche Formwörter durch Abschwächung aus qualitativen Wurzeln und verwandte die Deutelaute namentlich in ausgedehntem Umfange als wortbildende Suffixe, zu Konjugationsendungen, wahrscheinlich auch als Kasussuffixe cet. Steinthal (Charakteristik der haupts. Typen des Sprachbaues p. 278) sagt über diese Verwendung: „Der sanskritische Sprachgeist — hat die hinweisende Kraft der demonstrativen Wurzeln (in ihrer weiteren Entwicklung) aus der Richtung auf die Objekte abgelenkt und in die Richtung auf Kategorien, Verstellungsverhältnisse und grammatische Formen übergeführt; und so hat er sich aus den demonstrativen Elementen formale geschaffen. Durch diesen glücklichen Griff ist es ihm gelungen, die grammatisch-formale Seite der Sprache aufs geeignetste, folgerichtigste und reichste zu entwickeln.“ —

Die Zahl dieser Laute oder Wurzeln war wohl nur sehr klein; es waren ihrer nicht mehr, als zur Deutung auf die Raumverhältnisse erforderlich waren, denn diese allein waren anfänglich zu bezeichnen. Andererseits war ihre Verwendung ungemein groß, da die qualitativen Wurzeln nur Simliches bezeichneten, überall also die Hilfe der Deutelaute zuließen. Leo Meyer (Vergleichende

Grammatik der griech. u. lat. Spr. Bd. I. p. 323 sq.) bespricht „die Deutewurzeln oder Pronominalwurzeln“, z. B. ta, dtsh.: da, das, goth.: thata, griech.: *τό*, lat.: is-te oder i, dtsh.: er, es, goth.: is, ita, *i*=er cet. und sagt dann (p. 335) über ihre Zahl: „Die Anzahl der Deutewurzeln oder Pronominalwurzeln, die sich mit einiger Wahrscheinlichkeit aufstellen lassen, ergibt sich aus der aufgestellten Übersicht also als eine sehr geringe, nicht einmal die Zahl der einfachen Laute erreichende“ cet. — Die Scheidung zwischen den Pronominal- und Verbal- oder Nominalwurzeln, wie sie Bopp aufstellt, wird dadurch nicht alteriert, was Schleicher (Komp. der vergl. Gramm. II. p. 287) geltend macht: „Ein Unterschied in der Form der sogenannten Verbalwurzeln (Begriffswurzeln) von den sogenannten Pronominalwurzeln (Beziehungswurzeln) findet sich nicht; die Wurzeln i, ka, ta, ja z. B. sind ebensowohl Pronominal- als Verbalwurzeln. (i. demonstr. und ire; ka interrog. und acutum esse; ta demonstr. und extendere.)“ — Es schied schon Aristoteles *φωναὶ σημαντικαὶ*, (d. h. *ὄνομα* und *ῥῆμα*) und *φωναὶ ἄσημοι*, (d. h. *σύνδεσμος* [Partikel] und *ἄρθρον* [Artikel, Pron. dem. u. rel.]) so, daß er die letzteren nicht als in einem Range mit *ὄνομα* und *ῥῆμα* stehend betrachtete.“ (Lersch, Sprachphilos. der Alten II. p. 14.)

Die Hilfe dieser Deutelaute also, welche den Hörenden zur Ergänzung des Verstehens auf ein bestimmtes Anschauen, auf die Berücksichtigung der äußeren Umstände hinwiesen, vorausgesetzt, und vorausgesetzt, daß hierzu noch die Gebärde mit erst allmählich abnehmender Energie ihre Beihilfe gewährte, wird es zum Begreifen des Verständnisses bei der Mitteilung noch auf Berücksichtigung der folgenden Momente ankommen. —

Zuerst ist klar, daß hierbei von keinem Verständnis die Rede sein kann, welches dem Verstande angehört hätte, denn, was wir im engeren Sinne Verstand nennen, gehört späterer Entwicklung an. Weder der Inhalt der ersten Sprachwurzeln, der sich nur auf sinnliche Wahrnehmungen bezog, forderte verstandesgemäße Auffassung, noch waren überhaupt die Formen derselben — die Lautbilder — solcher Aneignung zugänglich, welche man jetzt Verstehen nennt. Es konnte sich vielmehr nur um eine Anregung der Phantasie handeln, auf Grund des gehörten symbolischen Lautes eine analoge Vorstellung zu erzeugen. Sicherlich konnte der Hörende die Bedeutung nicht schärfer und genauer erfassen, als der Sprechende, welcher sie durch das Lautbild ausdrückte; sie konnte aber eben nicht deutlicher in der Seele des Sprechenden



vorhanden sein, als so, daß dieser es zu einem Bilde von ihr brachte, zur Aufstellung eines Ähnlichen. Die Auffassung ist somit dieselbe, welche ein Kunstwerk verlangt; sie giebt sich eine Vorstellung von derjenigen Vorstellung, aus welcher das Geschaffene hervorging. Dies spricht z. B. Steinthal (Charakter. d. h. Typ. p. 281) aus, wenn er sagt: „Der etymologische Sinn erschöpft nie die thatsächliche Bedeutung eines Sprachgebildes, soll und kann es nie. Dies liegt im Wesen der Sprache, d. h. der Vorstellung. Der Repräsentant, der bloße Vorsteller eines anderen, kann nicht dieser andere selber sein; alle Sprach-Elemente aber haben ein bloß repräsentatives Wesen.“ —

Wie demnach das Sprechen als fortgesetzte Arbeit zu bezeichnen ist, so ist es auch, und zwar gerade darum, das Verstehen. Wird doch auch Sprechen und Verstehen von denselben Individuen geübt, so daß eine Gemeinsamkeit der Arbeit sich um beides bemüht. Immer streben die Menschen, inniger sich zu äufsern, sie streben auch, immer besser zu verstehen. Verständnis kam nur allmählich, und wurde in dem Grade bestimmter, als der Laut an Bestimmtheit zunahm. Man denkt hier leicht an die ungemein große Wirkung der Schriftsprache, durch welche der Laut fixiert wird, auf Uniformität, d. h. gleiche Bestimmtheit in dem Verständnis der Volksgenossen, auf gleiche Bestimmtheit des Denkens; sie ist so groß, daß sie ein Volk merklich scheidet in Gebildete und Ungebildete, denn ungebildet sind eben die, welche in der Lautgestaltung und ebenso im Auffassen der Bedeutung unsicher und unbestimmt geblieben sind. —

Bei jener Gemeinsamkeit der Arbeit, wie wir es nannten, lehrte dann das praktische Bedürfnis gegenseitiges Anbequemen, denn sobald die Sprache in den Dienst der Mitteilung tritt, muß sie verstanden werden, da die Interessen sich beteiligen. Wenn also auch ein Mißverstehen — wie noch jetzt — keineswegs ausgeschlossen war von den näher kommenden Arten des Verstehens, und anfänglich die unbestimmte Art der Bezeichnung eine breite Möglichkeit der Auffassung zuließ, so gab doch gerade dies den Hauptreiz zum Befestigen, Unterscheiden, zum kräftigen Herausarbeiten der Artikulation. Völliges Verständnis wird, wie wir uns gegenwärtig halten müssen, überhaupt niemals erreicht; es bleibt ein Rest, das Individuum zeigt sich uns schließlich als unfaisbar. —

Man bedenke ferner, um die Möglichkeit des Verstehens zu begreifen, daß die Zahl der zu verstehenden Wurzeln nur eine beschränkte war, daß die Seele nur mit einer geringen Zahl von

Begriffen sich beschäftigte und operierte. Pott (Etymol. Forsch. auf dem Gebiete der Indo-German. Spr. II., 1, p. 73) sagt: „Wie keine Sprache leicht das Maß von einem halben Hundert buchstablicher Grundelemente überschreitet, so giebt etwa ein Tausend die Mittelzahl ab für die Wurzeln, deren sich auf und ab je die eine oder andere Sprache bedient.“ — Max Müller (Vorles. über die Wissensch. der Sprache I. p. 222) sagt: „Die Sanskritgrammatiker haben den gesamten Sprachschatz des Sanskrit auf 1706 Wurzeln zurückgeführt — Unserer Erklärung der Wurzel zufolge müßte indessen diese Zahl 1706 noch beträchtlich verkleinert werden — und es dürfte sich die Zahl primitiver Wortklänge, die eine bestimmte Bedeutung ausdrücken und für die etymologische Analyse des ganzen Sanskritwörterbuchs notwendig gebraucht werden, noch nicht einmal auf ein drittel jener Zahl belaufen. Das Hebräische ist auf etwa 500 Wurzeln zurückgeführt worden, und ich bezweifle es, daß man im Sanskrit eine größere Zahl anzunehmen braucht.“ —

Nur die Hauptbegriffe wurden in den Sprachwurzeln ausgesprochen; das Material, welches die Sprachkünstler verwandten, indem sie diese schufen, war kein der Natur des Menschen fremdes, denn die an sich verständlichen Naturlaute hatten es dargeboten und blieben vielfach unmittelbar verständlich. Wäre dies nicht der Fall, so hätte man schwerlich die Ansicht verfochten, die Sprache sei *γύσει*, so hätte man schwerlich ihr eine eindringendere Kraft zugeschrieben, je näher sie ihrem Naturursprunge stünde, wie Clemens Alex. berichtet: (Strom. I. p. 127) *αἱ δὲ πρῶται καὶ γενικαὶ διάλεκτοι, βάρβαροι μὲν, γύσει δὲ τὰ ὀνόματα ἔχουσιν, ἐπεὶ καὶ τὰς εὐχὰς ὁμολογοῦσιν οἱ ἄνθρωποι δυνατωτέρας εἶναι τὰς βαρβάρῳ φωνῇ λεγόμενας*. So haben denn auch die Ansichten von Herder und Wüllner, welche wir oben besprochen, ihren guten Grund. —

Bedenkt man nun endlich noch, daß die Verschiedenheit der Lebensverhältnisse, wie sie die Kultur in steigendem Maße entwickelt, in jenen Urzeiten nicht vorhanden war, daß die Interessen der Menschen deshalb von geringer Mannigfaltigkeit waren, ja bei den Angehörigen desselben Stammes fast dieselben, so leuchtet die Möglichkeit allmählichen Verstehens, d. h. die Möglichkeit der Mittheilung ein. —

Wir sehen also, wie die natürlichen Bedingungen, unter denen Sprache sich entwickelt, ihr die Verwendbarkeit für die praktischen Bedürfnisse des Lebens sichern; betrachten wir nun-

mehr, wie die künstlerische Freiheit des Menschen in Gestaltung der Sprache sich bethätigt, wie sie ihre Gebilde aus dem Naturlaute der Empfindung zu Symbolen ihrer Vorstellung entwickelt und erhöht. Wir nehmen damit unsere Untersuchung (p. 177 sq.) wieder auf, welche uns im allgemeinen ergab, daß in den Wurzeln eine charakterisierende Bezeichnung des Sinnes zu suchen sei, daß die Erhaltung dieser Sprachelemente, ihre Aufnahme in die feste Niedersetzung der Volkssprache auf einer Wahl beruhe, daß die Schwierigkeit, Bestimmteres über diese Technik der Sprachkunst zu ermitteln, sich uns zu einem Teile durch die Kontinuität erledige, welche in dem Wirken des sprachschaffenden Geistes in allen Perioden der Sprachentwicklung angenommen werden müsse und zu finden sei, so daß von jeder Gegenwart aus ein Schluß auf die Vergangenheit gemacht werden dürfe und müsse. —

Zunächst ist festzuhalten, daß eine gewisse Willkür von jener Freiheit der Sprachkunst — wie sich von selbst versteht — nicht zu trennen ist. Es findet also (Schleicher, Die deutsche Sprache, p. 8) in den Sprachwurzeln und also auch in den Wörtern „eine allgemeine Notwendigkeit, ein Bedingtsein des Lautes durch die Bedeutung oder Beziehung nachweislich nicht statt, so daß sich selbst in derselben Sprache für eine und dieselbe Bedeutung oft ganz verschiedener lautlicher Ausdruck findet; so bezeichnet im Indogermanischen sowohl *ga* als *i* „gehen“, sowohl *div* als *ruk* „leuchten“. „Umgekehrt bedeuten dieselben Laute auch ganz Verschiedenes, — so hat *i* im Indogermanischen auch demonstrative Bedeutung“. Zwar kann hiergegen eingewendet werden, daß wir nicht mehr ermitteln können, aus welchen Vorgängen oder aus welcher Seite der Vorgänge und Objekte die Vorstellung entnommen wurde, welche durch das Lautbild dargestellt werden sollte, so daß, „wenn z. B. im Indogermanischen die Lautverbindungen *div*, *ruk*, *svar*, *bhrag*, allesamt „leuchten“ bedeuten, doch mit Bestimmtheit anzunehmen ist, daß ursprünglich jeder dieser Bedeutungslaute eine von jedem andern verschiedene Funktionen besessen, ein verschiedenartiges Leuchten bezeichnet habe“ (Schleicher l. c. p. 127) — aber, (p. 8) „wenn wir auch Bedeutungsmodifikationen für jede dieser Wurzeln annehmen, so können sie doch unmöglich so bedeutend gedacht werden, daß die gänzliche Verschiedenheit der Laute dadurch erklärt würde.“

Es verhilft uns aber überhaupt die Betrachtung der Wurzeln schwerlich zu klarem Verständnis. War doch, worauf wir schon oben hinwiesen, die Vorstellung, welche sich in ihnen abbildete,

keineswegs so scharf umgrenzt, daß unser heutiges Denken in Worten ihr Wesen und ihre Bedeutung nachzufühlen, also das Verhältnis ihrer Lautform zu ihrer Bedeutung zu beurteilen vermöchte. Darin ist denn wohl auch der Grund für das zu suchen, was Curtius (Grundz. der griechisch. Etymolog. p. 102) über die Schwierigkeit bemerkt, die Grundbedeutung einer Wurzel aufzufinden: „Verführerisch sind in dieser Beziehung auch die indischen Wurzelverzeichnisse. Wenn man bedenkt, wie schwer es ist, den Begriff eines Wortes, zumal eines Verbums kurz anzugeben, so wird man nicht glauben in den von den Grammatikern ihren Wurzeln hinzugefügten Bedeutungen etwas anderes als ungefähre Angaben zu besitzen.“ „Mit Recht hat daher Pott, auch neuerdings (II, 2. Aufl. p. 460,) vor einer zu hastigen Benutzung dieser Verzeichnisse gewarnt, und ebenso Westergaard (*Radices linguae Sanscritae* p. XI) die wohl zu beherzigenden Worte gesprochen: *caeterum puto cavendum esse, ne illa grammaticorum de potestate radicum decreta nimis urgeantur, nam illis nihil vagius, nihil magis dubium et ambiguum esse potest.* Diese Verzeichnisse — geben kaum etwas anderes, als wenn jemand die lateinischen Verba in verba declarandi, sentiendi, eundi, splendendi u. s. w. einteilte.“ „Wie wenig (bei den Wurzeln) davon die Rede sein kann, ihre Grundbedeutung sei erforscht, das zeigt schon die Menge ganz verschiedener Bedeutungen, die sich unter einer Wurzel vereinigt finden. So bei W. *vî* nicht weniger als 6, nämlich 1) *ire* (trans. *ferre*) 2) *obtinere* 3) (*foetum*) *concipere* 4) *desiderare*, *amare* 5) *jacere* 6) *comedere*. So lange diese verschiedenen Bedeutungen nicht auf ein Centrum zurückgeführt sind, kann der Etymolog eine derartige Wurzel, und noch dazu außerhalb des Sanskrit, gar nicht gebrauchen.“ —

Demnach fehlt uns für jede genauere Feststellung der bei der Schaffung der Sprachwurzeln sich bethätigenden Kunsttechnik ein sicherer Anhalt; wir können nur aus der Analogie auf dieselbe oder eine ähnliche Symbolik auch bei den Wurzeln schließen, wie sie sich im ganzen Verlauf der Sprachentwicklung kenntlich macht. Die Wurzel hat eine reale Grundlage am Naturlaut, sie zeigt weiter Formierung, d. h. Artikulierung nach den Eingebungen der Phantasie; — und so wird auch jedes Erklären in dieser Beziehung sich dahin bescheiden, daß, wenn es Wahrheit zu finden bemüht ist, diese doch ohne Dichtung niemals angegeben, ja gar nicht aufgesucht werden kann.

Damit würden wir dann nicht eben weit über die gegen sich

selbst ironische Untersuchung Platos im Cratylus hinausgekommen sein. Auch bei ihm bildet der Sprachkünstler, der *ὀνοματοποιός*, nicht unmittelbar, ein Natürliches nachahmend, das Lautbild, sondern ihn leitet das *εἶδος*, die urbildliche Form, durch welche er freilich zur Bezeichnung der Wesenheit der Dinge selbst (*οὐσία τῶν πραγμάτων*) zu gelangen hofft. Nicht der erste, beste ist ein Sprachkünstler, sagt er, sondern nur derjenige, welcher, auf die von Natur jedem Dinge zukommende Bezeichnung schauend, dann auch im stande ist, diese Idee einzuführen in die Buchstaben und Sylben. (Krat. p. 390: *οὐ πάντα δημιουργὸν ὀνομάτων εἶναι, ἀλλὰ μόνον ἐκείνον τὸν ἀποβλέποντα εἰς τὸ τῇ φύσει ὄνομα ὃν ἐκάστω, καὶ δυνάμενον αὐτοῦ τὸ εἶδος τιθέναι εἰς τε τὰ γράμματα καὶ τὰς σὺλλαβάς.*) Plato scherzt nun — selbst erstaunt über alle die Weisheit, von der er nicht weiß, von woher sie so plötzlich über ihn gekommen ist — (p. 396) wie diese Übereinstimmung des Lautbildes mit den Dingen, die *μίμησις*, an den Wörtern der Sprache nachzuweisen sei, aber auch wir sind uns der Unsicherheit bewußt, mit welcher wir eine Analogie zwischen den Lautbildern und unseren Vorstellungen (*εἶδος*) von den Dingen geltend machen. Auch Plato weiß, daß dies an den ursprünglichen Wortformen gezeigt werden müßte, daß sonst, wenn an den abgeleiteten herumgeraten würde, nur Possen herauskämen, (p. 426) und nun untersucht er, obwohl er bemerkt, es sei gar übermütig und lächerlich, was er von den Urwörtern mitteilen könne, die Mittel zur Nachbildung, welche die Vokale und die Konsonanten darbieten. Das A also zeichnet Großes, Gewaltiges, das H die Länge, das O das Runde, I das Dünne; — P sei das Organ der Bewegung, wie z. B. in *ῥεῖν*; durch *φ*, *ψ*, *σ*, *ξ* werde ein Blasen und Zischen bezeichnet, wie in *φυσῶδες*, *ψυχρόν*, *σειεσθαι*, *ζέον*; Hemmung und Stehen werden gemalt durch *δ* und *τ*, wie in *δεσμός*, *στάσις*; Glätte und Schlüpfriges durch *λ*, wie in *λεῖον*, *λιπαρός*, *μαλακός*; *γ* deutet auf Zähes und Klebriges, z. B. in *γλισχρόν*, *γλυκύ*, *γλοιῶδες*; N auf das Innere, wie z. B. in *ἐνδόν*, *ἐντός*. — Wenn nun auch, sagt Plato weiter, durch solche Nachahmung das Urwort dem Dinge ähnlich wurde, so wurde es ihm doch nicht gleich (sonst würden ja alle Dinge doppelt da sein, und Wort und Sache wären nicht zu unterscheiden; [p. 433]—); es könnten sich also in ein Wort ungehörige Buchstaben einschleichen, in einen Satz ungehörige Worte, in eine Rede ungehörige Sätze; wenn nur im allgemeinen die Charakteristik festgehalten sei, müsse man zufrieden sein. (*ὥς ἂν ὁ τύπος ἐνῇ τοῦ πράγματος, περὶ οὗ ἂν ὁ λόγος ᾖ* —) Solche aus Ähnlichem

und Nichtähnlichem gemischten Wörter bestünden dann, sagt Plato, freilich nicht *φύσει*, sondern durch Übereinkunft und Gewohnheit, (*ἔνν-θῆκη* — *ἔθος*) [p. 435] womit denn etwa der Begriff der zufälligen „natürlichen Auswahl“ M. Müllers sich vereinigen läßt. —

Wir wissen keine andere Methode der Untersuchung, als die, welche Plato anwandte. Auch die einfachen Elemente des Sprachmaterials sind von Menschen erzeugt, geisterfüllt und deshalb deutungsfähig; sie können, wie Pott, (Etymol. Forsch. II, 1, p. 206) mit Beziehung auf den Cratylus sagt: „in ihrer Eigenschaft als artikulierte Laute unmöglich völlig bedeutungslos sein — wie würden sie sonst in ihren weiteren Zusammenfassungen plötzlich zu bedeutsamen Symbolen? — wenngleich ihre, sehr allgemeine und noch verschwommenere Bedeutsamkeit (etwa wie die Musik gegenüber der Sprache) sich innerhalb des Gefühles hält.“ — „Es versteht sich aber, daß der in die Wurzel gelegte geistige Inhalt unendlich entwickelter und bestimmter ist, als in Silbe und Buchstabe.“ —

Zwei Einwürfe gegen diese ganze Erörterung drängen sich allerdings sofort auf; den einen erhebt das Faktum der Verschiedenheit der Sprachen, welche doch alle aus diesen Elementen gebildet werden, den zweiten die Überlegung, daß je nach der Kombination der Laute unter einander auch ihre Wirkung sich ändert, Untersuchung aber über alle diese möglichen Kombinationen notwendig geradezu ins Endlose führen müßte. —

Wir erledigen das Bedenken, welches aus der Sprachverschiedenheit entnommen wird, zunächst an dieser Stelle durch Hinweisung auf ein Citat bei Pott. („Die Ungleichheit menschlicher Rassen hauptsächl. vom sprachwissenschaftl. Standp.“ p. 346) Pott sagt: „Alle Objekte, Gedachtes wie Seiendes, werden bei ihrer sprachlichen Darstellung in die Subjektivität des Menschen gleichwie in einen Färbekessel getaucht, und gehen daraus natürlich jedesmal mit einer besonderen Färbung hervor.“ — Karl Chr. Fr. Krause, Abriss des Systems der Philosophie 1. Abt. Gött. 1825. S. 65 faßt das in folgende Worte: „Jedoch in der Bedeutsamkeit der Grundlaute, welche bis jetzt von allen Völkern selbst nur einseitig und in eigentümlicher Beschränktheit eines jeden erfaßt worden zu sein scheint, stimmen alle Sprachen der Erde dem Erstwesentlichen dieser Bedeutung nach überein; nur daß sich diese Übereinstimmung hinter die Verschiedenheit der Bezeichnung derselben Sache bei verschiedenen Völkern verbirgt; welches daher

entspringt, daß jedes Volk jeden Gegenstand, und insbesondere alle Erscheinungen des Inlebens und Umlebens, nach der ihm eigenen Weise zu denken, zu empfinden, zu wollen und zu handeln auffaßt und demgemäß bezeichnet, wozu die Sonnlage, die Grundbildung und das organische Leben des Landes, nächst den eigenen gesellschaftlichen Einrichtungen eines jeden Volkes, mächtig und innig mitwirken.“

Was aber das zweite Bedenken betrifft, welches sich darauf stützt, daß ein großer Unterschied ist, in welcher Art die einfachen Sprachelemente für sich einen symbolischen Sinn auszudrücken scheinen, oder in ihrem Zusammentreten zur Wurzel und zum Wort, daß ferner es unmöglich ist, jede Art dieses Zusammentretens zu untersuchen — so können wir nur eingestehen, daß dieses Bedenken begründet ist, und daß diese Mangelhaftigkeit der Theorie besteht. Den unendlichen Kombinationen der Vorstellung entspricht eine grenzenlose Bestimmbarkeit des Lautmaterials; wie die Sprachkünstler hier wählen, darüber entscheidet ihr Talent; ob sie glücklich gewählt haben, darüber entscheidet ihr Stamm, ihr Volk, welche das Gebildete annehmen oder fallen lassen. — Pott bespricht auch diesen Punkt (Etymologische Forsch. II, 1, p. 261): „Die einfachen Sprachelemente, Konsonanten wie Vokale, haben freilich schon jedes für sich eine gewisse, jedoch, läßt sich kaum leugnen, zwar fühlbare, allein nicht wohl aussprechbare und der Überlieferung an andere fähige Bedeutung; ohnedies in ihrer, real genommen, meist unwirklichen Einzelheit und Aufgelöstheit nur eine konstitutive, sozusagen, die von bloßen Teil-Empfindungen oder Brüchen von Vorstellungen. Erst in ihrer Verbundenheit und besonderen Folge innerhalb der Wurzeln erhalten sie, freilich nur relativer Weise (denn sogar das doch schon abgeschlossenere Wort ist nur gedankliches Bruchstück — in Bezug auf den im Satze vollendeten Gedanken) einen ganzheitlichen Sinn. Bezüglich der Aufeinanderfolge von Buchstaben berücksichtige man, wieviel, z. B. der Wirkung auch nur auf das Ohr nach, eine Umdrehung derselben (z. B. gart-en; tragen u. dgl.) austragen kann. Mit der Verbundenheit der Sprachlaute verhält es sich, wie wenn in der Chemie aus zwei Bestandteilen ein von ihnen wesentlich verschiedenes Drittes (Neutralisiertes) hervor-geht.“ —

Danach haben wir uns denn gegen den Wert und die Sicherheit unserer Angaben das nötige Mißtrauen vorzubehalten, etwa, wie Pott sich hält (l. c. p. 207): „F. G. Bergmann — bemerkt

in seinem Buche: *Poèmes Islandais* p. 371 an sich nicht unrichtig: „La signification des lettres dont ils se composent: il faut donc connaître le sens des lettres pour pouvoir s'expliquer comment et pourquoi tel mot exprime telle idée.“ Allein A. Reclams Buch über die Buchstaben nach dem Franz. des Hrn. F. W. Bergmann Leipz. 1840 kann jeden davon überzeugen, wie sehr — bei solchem Streben nach Ermittlung des etymologischen Wertes der Wurzeln, Wörter u. s. w., als aus der „natürlichen“ Bedeutsamkeit der Laute gls. mit Notwendigkeit resultierend (nicht auch zugleich durch Wahl und Übereinkunft festgestellt?) — der Erfolg hinter dem begehrlichen Wunsche zurückbleibt.“

Auch darauf ist ja Rücksicht zu nehmen, daß die Schrift diejenigen Verschiedenheiten zum Teil mangelhaft, zum Teil gar nicht ausdrückt, welche denselben Lauten, namentlich den Vokalen in der lebendigen Sprache eigen ist. Da haben wir etwa ein e im Französischen, aber wie verschieden klingt es in *pénétré*, *misère*, *grêle*, *venir*, wie verschieden also ist seine symbolische Wirkung! — Die Lateiner schrieben *maximus* und *maxumus*, *vulnus* und *volnus*, wie also sprachen sie den Vokal? Im Deutschen hören wir andere Laute, wenn der Vokal gedehnt wird, oder nicht, ob er anlautet, inlautet, auslautet z. B. *Adler*, *herab*; *geben*, *essen*; *Mitte*, *Miete*; *Ruf*, *Zug*, *Butter*; *Sohn*, *Loch* *cet.* — Und so werden wir nun eben auszuführen haben, daß wirklich auch schon an dem Lautmaterial der Sprache eine gewisse Bedeutsamkeit haftet, welche unser Gefühl erkennt, welche deshalb auch gewiß von den Sprachkünstlern benutzt wurde und benutzt wird, werden aber durch die Angaben und Beispiele nur eben unsere Meinung dahin klar machen, daß die Möglichkeit einer Verwendung der Laute nach ihrer symbolischen Kraft sich ergibt.

Zu charakterisieren wären zunächst die Vokale in ihrem Eigenklang im Gegensatz zu der Tonlosigkeit, dem bloßen Mitklang der Konsonanten. An jenen hat man offenbar überwiegend das Stoffliche des Lautes, an diesen dessen Artikulierung, so daß sie ein Verhältnis darstellen wie *Materie* und *Form*. Die Vokale erscheinen daher als das der Bestimmung Bedürftige, flüssig und wandelbar, die Konsonanten als das Bestimmende, Feste, Charakterisierende. Die Vokale deuten mehr auf die Naturseite der Sprache, die Konsonanten mehr auf die Selbstthätigkeit des Menschen; jene, leicht ansprechend, lassen die unmittelbare Empfindung ausströmen, diese übernehmen die Arbeit der Besonnenheit, des Verstandes; darum



unterliegen in der weiteren Sprachentwicklung die Vokale der Wurzeln vollständigen Veränderungen, aber unbedingte Änderung der Konsonanten wäre Zerstörung der Wurzel. Man hat diesen Unterschied durch mancherlei Bilder klar zu machen gesucht. Friedr. Schlegel (Alte u. neue Litt. I, 126) sagt: „Die reinen und eigentlichen Konsonanten bilden den Charakter der Sprache und sind der Körper; die Vokale enthalten den musikalischen Bestandteil und entsprechen dem Prinzip der Seele.“ Bernhardi (Sprachlehre, II, p. 256) sagt, daß „die Summe der Buchstaben in Elemente für die Empfindung oder für das Innere, und in Elemente für das Äußere oder die Substanz zerfalle“, die Vokale „repräsentierten so die attributiven Redeteile, die Konsonanten die substantiven“. — P. 307 drückt er dies so aus, daß „der Vokal in der Sprache das poetische und musikalische, der Consonans das verständige und prosaische Element darstelle.“ Vernaleken (Deutsche Verskunst cet. p. 1) nennt die „Vokale gleichsam Blut und Atem, Konsonanten die Knochen und Muskeln“ des Wortleibes u. d. m. Heyse (System der Sprachwissensch. p. 74) nennt die „Vokale — Äußerung der empfindenden Seele, die konsonantische Artikulation — Äußerung des freien, denkenden Geistes.“ p. 113: „Wie das schwankende und schweifende Wesen der Empfindung begrenzt und zum Stehen gebracht wird durch den Verstand: so werden dem flüssigen Elemente des Vokals feste Schranken gesetzt durch den Konsonanten.“ „In eben dem Maße als der Mensch von dunklen Gefühlen zu klaren Vorstellungen und deutlichen Begriffen fortschreitet, geht er äußerlich von bloß vokalischen Empfindungslauten zur konsonantischen Artikulation über. Wer klar und scharf denkt, wird in der Regel auch deutlich und bestimmt artikulierend sprechen.“ Heyse betont endlich auch (p. 115) „die ideellere Natur der konsonantischen Laute. Die Vokale haben ihrer Natur nach einen dauernden Laut; der Laut der Konsonanten hingegen, — kann nicht dauern, sondern ist augenblicklich verschwindend, hat also ein Minimum des Sinnlichen in sich. — Dazu kommt ferner die Tonlosigkeit der Konsonanten. In den Ton-Unterschieden der Vokale offenbart sich die schwankende Natur der passiven Empfindung. Der Konsonant hingegen ist als stimmloser Laut zugleich tonlos, und entspricht dadurch der leidenschaftlosen, in gleichmäßiger Spannung aufmerkenden Thätigkeit des vorstellenden Bewußtseins.“

Der so bezeichnete Gegensatz wird anschaulich, wenn man den Charakter und die Idiome südlicher Völker mit denen der

nördlichen vergleicht, wie sie denn auch in der Poesie durch Anwendung der Assonanz, welche Stimmung giebt, und durch die der Allitteration, welche scharf hervorhebt, zeigen, wohin ihre Neigung und ihr Schönheitssinn sich richtet. Es sind solche euphonische Wirkungen, welche durch Zusammenstimmen von Konsonanten entstehen, von jener größeren Bestimmtheit, welche der Instrumentalmusik eigen ist, der Schönheit reicher Vokalisation entspricht das Wesen der Vokalmusik. Man kann wohl den Satz aufstellen, daß in Bezug auf den Unterschied des Sprachcharakters überwiegender Konsonantismus ein Vorherrschen des verständigen Geistes bezeugt, überwiegender Vokalismus die Übermacht sinnlicher Empfindung. Es hat z. B. die italienische Sprache auf 10 Vokale 11—12 Konsonanten, und unter diesen sind die liquiden — Halbvokale — am häufigsten; dagegen verhalten sich im Deutschen die Konsonanten zu den Vokalen, wie 9 : 5, und es erscheint also hier das Prinzip der geistigen Bedeutsamkeit festgehalten auf Kosten des Wohllauts. —

Von den Vokalen erscheinen a, i, u als die ursprünglichen. Grimm (Gesch. d. dtsh. Spr. I, p. 274) sagt: „Aus drei Vokalen stammen alle übrigen. Es ist ein gewaltiger Satz, den uns Sanskrit und gotische Sprache zur Schau tragen, daß es ursprünglich nur drei kurze Vokale giebt: a, i, u. Auf dem Verhältniß dieser drei Laute beruht nicht nur ihre eigene Erhaltung oder Abänderung sowie die Zeugung der Längen und Diphthongen, sondern auch Bildsamkeit, Flexion und Wohllaut aller Wörter. Wiederum ist von den drei Vokalen a der edelste, gleichsam die Mutter aller Laute, aus dem zunächst i und u hervorgegangen sind, so daß diese Dreiheit, gleich jeder andern, auf anfängliche Einheit zurückweist.“ Da wir überhaupt nur aus den vollendeten Sprachen heraus über die Vokale urteilen können, so gilt uns diese historisch begründete Annahme, nach welcher e und o als Trübungen von i und u zu fassen sind. Im übrigen können wir uns nicht vorstellen, daß von ursprünglicher Reinheit des Lautes zu einer eigentlichen Trübung fortgegangen sei. Daß die Vokale allmählich sich mannigfaltiger ausgeprägt haben, ist nicht zu bestreiten, aber Unbestimmtheit und Trübheit der Vokalisation wird eher dem Anfang, die Klärung, d. h. die Bestimmtheit dem Fortschreiten zuzuschreiben sein. Wir müssen Wüllner auch für die Wurzelformation beipflichten, wenn er sagt (Über die Verwandtschaft des Indogerman., Semitisch. und Tibetan. nebst einer Einleitung über den Ursprung der Spr. Münster 1838 p. 7): „Wir müssen den Satz

aufstellen, daß der Vokal in dem Empfindungslaute sowohl an sich selbst, als auch hinsichtlich der Länge und Dauer, unbestimmt und schwankend sei.“ — Im Hebräischen ist die Wurzel entschieden ohne Fixierung der Vokale gewesen. Nimmt also Grimm (Über d. Urspr. d. Spr. p. 37) drei Perioden für die Entwicklung der Sprache an 1. des Wachsens und sich Aufstellens der Wurzeln und Wörter 2. des Emporblühens einer vollendeten Flexion 3. des Triebes zum Gedanken — so würden wir die Feststellung der Vokale frühestens als am Ende der ersten Periode erfolgend uns vorstellen. (Gesenius, Lehrgebäude, p. 26.) (Gegen Grimm, Gramm. I, p. 33 bringt vieles vor: Wocher, „Phonologie“ § 14, § 80 und „Entwickel. der dtschen Spr. vom 4. Jahrh. her“ cet. p. 14 bis 29.) — Immerhin haben wir a, i, u als die reineren Vokale voranzustellen, zwischen a und i liegt dann e, zwischen a und u liegt o. Die zur Klarheit herausgearbeiteten Vokale breiteten sich später wieder zu gefälliger Mannigfaltigkeit aus, Übergänge und Verbindungen brachten Weichheit, und die grellen Lichter wichen einem reizenden und milden Helldunkel. Auch hier liegt eine Vergleichung mit der Bildhauerkunst nahe. Zuerst reine Symbolik, chaotische Bildersteine, greuliche, fratzenhafte Idole, selbst bei den Griechen „eine ganz unbestimmte Zeichnung, charakterlose Köpfe“ cet. Schwanken zwischen „säulenartiger Steifheit“ und „übertriebener, heftiger Bewegung“ in der „hieratischen Periode“; (Springer, Kunstgesch. p. 75) dann erst Streben zum strengen Stil des Pheidias, dem Stil der Formenwahrheit und Formenreinheit, darauf feinsinniger Reiz des Skopas, Praxiteles, größere Leichtigkeit und Beweglichkeit des Lysippos. — So geht a in ä über, aus clarus wird clair; i in e, aus viridis wird verd; aus u wird o, so bei den Italienern croce statt crucem; oder aus u wird ü, wie la lune aus luna, oder ö, wie z. B. engl. sun aus Sunne. Aus dem Diphthong ai wird im Lateinischen ae (Gen.), aus au wird o z. B. aurum, or; pauper, pauvre. Sprachen, wie die englische, in Nebelluft sich fortbildend, zeigen in der Art dieser Vermannigfaltigung durch die Unreinheit und Trübheit, zu welcher ihre Laute kommen, den Mangel ästhetischen Sinnes, musikalischen Gehörs. Für das Vorschreiten der Vokalmischungen, Vokalschattierungen mag als Beispiel angeführt werden, daß Schleicher (Dtsche Sprache p. 50) in der deutschen Grundsprache nur 9 Vokallaute zählt, im Mittelhochdeutschen dagegen 22. — Es bildet sich so eine aufsteigende Vokaltonleiter: u, o, a, ö, ä, ü, e, i, wie sie Heyse (Sprachw. p. 266) aufstellt, deren Mischvokale „etwas Mildes, Weiches, Süßes

haben (daher Quintilian XII, 10, 27 das griechische *v jucundissimum* findet).“

Gerade bei den Vokalen ist am wenigsten zu sagen, daß die Bedeutung sich von ihren Änderungen abhängig zeigt; wohl aber zeigen sie gleichsam eine Stimmung in der Auffassung, eine Erregung des musikalischen Sinnes, welche Harmonie unter den einzelnen Gliedern des Lautkörpers herzustellen sucht. Demnach kommt bei Würdigung der Vokalisation nicht die einzelne Silbe für sich in Betracht; das Wort mit seinen Flexionen — im Kontext der Rede auch der weitere Zusammenhang — ist zu berücksichtigen. — Seltener halten sich Vokale unmittelbar neben einander, ohne ändernd zu wirken, d. h. den Hiatus zulassend, wie im Dtsch.: be-erben, im Griech.: *δηῖόω*; gewöhnlich schwindet der eine durch Zusammenziehung oder erleidet sonst Veränderung. Was in der deutschen Grammatik Umlaut und Brechung genannt wird, beruht auf der Einwirkung der Vokale a (Brechung), i (Umlaut) auf die Vokale der vorhergehenden Silbe, welche ihnen dadurch ähnlicher werden, wie z. B. aus Graf: Gräfin, aus gut: gütig wird wegen des zutretenden i; hlfu, mittelhochdeutsch hilfe, hat im Plur. hēlfam, mittelhochdeutsch hēlfen.

Dennoch wird sich nicht jeder Zusammenhang zwischen Vokaländerung und Änderung der Bedeutung abweisen lassen. So spricht z. B. Madvig (kl. philolog. Schriften p. 22) von einer Lautcharakteristik bei der Bezeichnung des weiblichen Geschlechts, welches durch den weicheren, mehr offenen, langsameren Abschluß des Ausgesprochenen ausgedrückt wird, wie is, ea u. s. w. Heyse (Sprachwissensch. p. 361) bemerkt: „Das Femininum liebt vokalischen Auslaut und lange Vokale in den Endungen.“ Adj. im Skr. as, a, am; gr. *ος*, *α(η)*, *ον*; lat. us, a, um; got. *gôds*, *gôda*, *gôdata*; ahd. *guoter*, *guotu*, *guotaz*; nhd. *guter*, *gute*, *gutes*. Wenn unsere deutschen, stark klingenden Endungen nach und nach in tonloses *e* sich abschwächen, so drückt das Sprachgefühl eben dies hierdurch aus, daß die betreffende Silbe dem Sprachverstande gleichgiltiger geworden ist, ja so überflüssig, daß sie ganz schwinden kann, wie aus *sterno*, *sterne*, Stern wurde, aus *ofto*, *ofte*, oft. — J. Grimm (Dtsch. Gramm. I, p. 4 sq.) legt dem Vokalismus in der deutschen Sprache „besonders tiefe Bedeutung“ bei, und erklärt ihn für „fester und feiner“ bestimmt, als z. B. in der griechischen und lateinischen. — Man müsse jedoch genau die Bedeutung und Geschichte der Vokale in der Wurzel von denen in der Endung eines Wortes unterscheiden: „Die Vokale in letzteren

haben ein kürzeres, geringeres Leben, sind auch häufigeren Veränderungen ausgesetzt und können weniger im allgemeinen, als im einzelnen betrachtet werden.“ — Grimm deutet nun auch den Ablaut begrifflich (cf. Gramm. II, 80, 82); er sagt (Geschichte der deutschen Sprache Bd. I, p. 293): „In den übrigen Sprachen, zumal den älteren ist der Vokalismus manchem Wechsel und mancher Schwächung ausgesetzt; aber die Wirkung bleibt eine bloß phonetische, die Flexion begleitende. Die deutsche Sprache hingegen strebt diesen Vokalumtausch dynamisch zu verwenden. Unser Ablaut, an sich dem sanskritischen Guna höchst ähnlich, wird dadurch ganz etwas anderes, daß sich aus ihm ein wunderbares, die Flexion aller starken Verbalwurzeln beherrschendes, und von da aus in alle Teile der Sprache strömendes Gesetz entfaltete. Brechung und Umlaut, die anfangs auch nur phonetische Bedeutung hatten, sind uns ebenfalls unerläßliche Hebel der Flexion geworden“ cet. — Wogegen Bopp sich erklärt. Er sagt (Vergleichende Gramm. Bd. I, p. 197): „Im indo-europäischen Sprachstamm erscheint die Wurzel als ein fast unveränderlicher Kern, der sich mit fremden Silben umgiebt, deren Ursprung wir erforschen müssen, und deren Bestimmung es ist, die grammatischen Nebengriffe auszudrücken, welche die Wurzel an sich selber nicht ausdrücken kann. Der Vokal gehört hier mit dem oder den Konsonanten, und zuweilen ohne irgend einen Konsonanten, der Grundbedeutung an; er kann höchstens verlängert oder durch Guna oder Vridhhi gesteigert werden; und diese Verlängerung oder Steigerung, und später (im Germanischen) die Erhaltung eines ursprünglichen a, gegenüber seiner Schwächung zu i oder u, gehört nicht zur Bezeichnung grammatischer Verhältnisse, die klarer angedeutet sein wollen, sondern, wie ich glaube beweisen zu können, nur der Mechanik, der Symmetrie des Formenbaues an.“ — Bopp erkennt also jenem Vokalwandel ästhetischen Charakter zu, obwohl einen nur äußerlichen, die Musik des Lautes betreffenden; Pott dagegen (Etymol. Forsch. T. II, p. 667) spricht von den Anschwellungen des Präsens zu symbolischer Hervorhebung längerer Dauer, ferner (p. 675) von einem begrifflichen Werte des Vridhhi, dem dynamischen Werte der Verlängerung in den Spezial-Temporibus (p. 685 sq.), obwohl er „Lust an Formfülle und euphonischen Einfluß der Endungen“ (cf. Bopp, vergl. Gr. II, p. 278 und § 480) nicht leugnen will, (p. 674) und sie „nur dem Prinzip der Bedeutsamkeit unter- oder beigeordnet betrachtet“. — Wenn Pott (p. 678, wo er auch des Ablauts gedenkt,) dem

Vriddhi „mindestens farbengebende Bedeutsamkeit“ zuschreibt, so zeigt dies, daß er auch für die „Mechanik, die Symmetrie des Formenbaus“ korrespondierende Seelenbewegungen annimmt. Und freilich wäre erst so ein vollständig ästhetischer Vorgang vorhanden. — (cf. hierüber Heyse. [Syst. d. Sprachw. p. 316.])

Über die verschiedene Klangsönheit (*vocalitas*, *εὐφωνία* bei Quint. I, 5, 4) der Vokale finden wir Urteile bei Dionys. Hal. (de compos. vb. XIV). — Er bezeichnet die langen Vokale als die vorzüglicheren: *κράτιστα μὲν ἔστι καὶ φωνὴν ἡδίστην ἀποτελεῖ τὸ μακρὰ* — die kurzen seien geringer Art. (*χεῖρω δὲ τὰ βραχέα* — *ὅτι μικρόφωνα τέ ἐστι καὶ σπαδονίζει τὸν ἦχον*.) Das A bezeichnet er als den wohlklingendsten Vokal (*εὐφωνότατον τὸ α* —) *δεύτερον δὲ τὸ η*, *τρίτον δὲ τὸ ω*, *ἔστι δὲ ἦτον τοῦτον τὸ υ*, in welchem der Ton dünner wird, *ἔσχατον δὲ πάντων τὸ ι*, von den kurzen Vokalen sei o der relativ schönste (— *τῶν βραχέων οὐδέτερον μὲν εὐῆχον, ἦτον δὲ δυσῆχες τὸ ο*). (Quintilian vergleicht [XII, 10, 27 sq.] die lateinischen Klänge als *sonis duriores* mit den griechischen.)

Eine Charakterisierung der Vokale auch nach ihrer Bedeutung „als Ausdruck der Empfindung“ giebt Heyse, Syst. d. Sprachw. p. 78 sq.

A ist jedenfalls der Vokal, welcher am meisten ein stetiges, ruhiges Einwirken auf die Seele malt; subjektiv erregt nach der positiven Seite (z. B. der Lust) erklingt i, nach der negativen (z. B. der Unlust) u, e vermittelt zwischen a und i, verliert an Würde, ohne eben zur Lebhaftigkeit gesteigert zu sein, o steht zwischen a und u und vertritt tieferen Ernst. Hiernach läßt sich weiter der Charakter der Umlaute und Diphthongen bestimmen, wie es Heyse (l. c. p. 80) andeutet. Näher mag etwa anzugeben sein, daß a ein die Beachtung auf sich Ziehendes bezeichnet, Befriedigung ausspricht, Gewisheit, Zuversicht, Bewunderung, Staunen; i ein Schnelles, Blitzendes, Glänzendes, Durchdringendes, Spitzes, Freude, Lustigkeit, Entzücken, Ärger, Grimm; u ein Dumpfes, Dunkeles, Stumpfes, Furcht, Trauer, Schermut, Angst, Grauen, Abwehr, Entsetzen; e das mehr Gewöhnliche, Gleichgiltigkeit, Unterhaltung, Zweifel, Erwartung, Lächerliches; o das Erhabene, GroÙe, Ermüdung, Betrübniß u. d. m. — (cf. Bernhardi, Sprachlehre, II, p. 262 sq. Götzinger, die deutsche Sprache. T. I, p. 240 u. a.) — Die Trübungen im Ton, etwa den halben Tönen in der Musik zu vergleichen: ä, ö, ü bezeichnet Heyse (p. 266) als mild, weich, süß. — i und u sind als Extreme am starrsten in Ton und

Bedeutung, sie zeigen in ihren Übergängen zu j und w die Neigung zu consonantischer Bestimmtheit. —

Vernaleken (Die deutsche Verskunst; p. 17) vergleicht den Klangcharakter der Vokale mit Farben. Er nennt a weifs, i rot, u schwarz, e gelb, o blau. „Orange und violett scheinen prächtig (Doppellaute (ei, iu); ai wäre rosa, au himmelblau.“ —

Gestehe man nun dem ästhetischen Gefühl in Bezug auf Wahl der Vokale bei der Wortbildung nur ein Geringes an Einwirkung zu, nehme man ferner an, dafs wegen der Beeinflussung benachbarter Laute die Vokale nur sehr bedingt für den mit ihnen verbundenen Sinn verantwortlich sein können, so ist doch andererseits nicht abzuweisen, dafs nicht allein jedem Vokal für sich die Erregung einer besonderen Stimmung zufällt, sondern dafs diese auch hervortritt, wenn der Vokal im Worte erscheint. Der Vokal wirkt also entschieden symbolisch, aber nicht umgekehrt wird die Symbolik des Words immer an den Vokal gebunden erscheinen, wie z. B. in *Luft*, *Himmel*, *Herr* u. d. m. — Es wird deshalb die Sprachkunst namentlich dann die eigentümliche Kraft und Bedeutung der Vokale zu stimmungsvoller Wirkung benutzen, wenn sie bewußt, oder sagen wir mit gebildeter Empfindung die an sich in der Sprache zufällig erscheinenden Kongruenzen von Vokallaut und Bedeutung benutzt. Und, wenn wir von zufälligen Kongruenzen sprechen, meinen wir doch nur unser Unvermögen, feineren Regungen des Sprachschaffens nachzuspüren. Wer wollte z. B. für unbegründet erklären, wenn Grimm (Dtsch. Gramm. III. p. 665) den Vokal i als charakteristisch für die Verkleinerungswörter erklärt: „Vor der Konsonanz geht i her und die Natur dieses unter allen heitersten, leichtesten Vokals ist auch für den Begriff der Diminution am geschicktesten. Ja es scheint, dafs zuweilen das blofse i, unbegleitet von Konsonanten, hinreicht, um die Verkleinerung zu bewirken.“ — Zufällig, aber doch nicht minder fühlbar erscheint z. B. die Vokalzusammenstellung in *Abgrund*, *unklar*, *uralt*, *taghell*, *furchtbar*, *blutrot*, *hellrot*, und die Zahl der durch den Vokal malenden Wörter ist sehr grofs. Wir führen einige an: *Hall*, *Schall*, *klar*, *wahr*, *ganz*, *Tag*, *lachen*, *krachen*, *Pracht*, *Macht*, *Kraft*, *Strahl*, *Aar*, *Gnade*, *Vater*, *blank*, *stark*, *markig*, *Rat* und *That*, *Allmacht*, *Allvater*, so lat.: *clango*, *clamo*, *clarus*; *spitz*, *Stich*, *Licht*, *Blitz*, *Witz*, *fliehn*, *Gesicht*, *Fisch*, *List*, *wiehern*, *winzig*, *Kind*, *nichts*, *Wind*, *klingen*, *lispeln*, *spritzen*, *wimmern*, *girren*, *schwirren*, *spielen*; *Uhu*, *Unke*, *Unruhe*, *murren*, *brummen*, *summen*, *schnurren*, *husten*, *Kluft*, *Urgrund*, *Sumpf*, *Lug*

und Trug, Schlummer, Fluch, Klumpen, Grube, ver mummt, unten, plump, dunkel, dumpf, stumpf, Blut; hell, eben, nett, gelb, reden, gellen, schlecht, Menge, betteln, treten, keck, Leder, verstehn, stehn, sehen, schmecken, essen, gehn, weben; rollen, tosen, Donner, tot, rot, Not, empor, voll, oben, toben, hohl, hoch, groß, stolz, Glocke; krähen, krächzen, gähnen, träge, zähe, plätschern; trübe, wüst, müde, übel, düster, wühlen, fühlen; öde, trösten, Hölle, Höhle, Gröfse, dröhnen, stöhnen, röcheln, böse; Glaube, Auge, Taube, blau, laut; pfeifen, schreien, neigen, leiden, schneiden, beißen; teuer, Treue, ungeheuer u. d. m. —

Was die Verwendung betrifft, welche die Kunst der Sprache von dieser Färbung macht, welche die Vokale dem Sinn zu ertheilen vermögen, so findet sie sich natürlich in der geschmückten Rede der Dichter am meisten. Wir führen einige Beispiele an. Goethe (Faust) hat: „Wir waschen, und blank sind wir ganz und gar.“ (Erlenkönig) „Du liebes Kind, komm, geh' mit mir. Gar schöne Spiele spiel' ich mit Dir.“ Uhland: (Sängers Fluch) „Weh' Dir, verruchter Mörder, Du Fluch des Sängertums.“ Schiller: „Hoch im Bogen spritzen Quellen Wasserwogen.“ (Glocke). Fr. Schlegel: (Alarcos) „Wie meine Burg dort glänzend glorreich oben thront, der Väter Denkmal, sonst Alarcos hoher Stolz!“ Schiller: (W. Tell) „Und so, in engerm stets und engerm Kreis, Beweg ich mich dem engesten und letzten, Wo alles Leben still steht, langsam zu.“ — (Bürgschaft): „Und sieh, aus dem Felsen geschwätzig schnell Springt murmelnd hervor ein lebendiger Quell.“ — Ähnlich im Lateinischen, z. B. Hor. Od. I, 2:

„Jam satis terris nivis atque dirae

Grandinis misit pater“ — Virg.: Aen. I, 90:

„Intonuere poli et crebris micat ignibus aether.“ — Aen. I, 84:

„Incubuerunt mari, totumque a sedibus imis

Una Eurusque Notusque ruunt creberque procellis

Africus, et vastos volvunt ad litora fluctus.“ oder Aen. IV, 667:

„Lamentis, gemituque, et femineo ululatu — Tecta fremunt.“

Namentlich läßt sich die Wirkung der Vokale fühlen, wenn sie in Kontrast zu einander stehn, wie bei Uhland: (Sängers Fluch):

„Der König, furchtbar prächtig, wie blut'ger Nordlichtschein;  
Die Königin, süß und milde, als blickte Vollmond drein.“

(Grab am Busento):

„Nächtlich am Busento lispeln bei Cosenza dumpfe Lieder“ cet.





solchen Symbolik der Sprachlaute ist bis jetzt wenig Haltbares geleistet.“ —

Die Benennungen der Sprachorgane erfolgen vielfach durch eben diese Organe, wie in *Kehle, gula, Gaumen, guttur, Gurgel, collum, hals*, got.: *tuggô*, lat.: *lingua, lingua*, *Zahn*, got.: *tunt-hus*, sanskr.: *danta, dens, दन्ते*; *Mund, Maul, nasus, niesen, Lippen, labia*. (Heyse l. c.)

Betrachtet man die Konsonanten nach diesen Organen, so stellen sich die Lippenlaute den Vokalen am nächsten und zeigen sich deshalb weniger entschieden zur Ausprägung der Bedeutung; sie fordern nur geringe Anstrengung des Organismus und erscheinen daher als Symbole für das Schwächere. Bedeutungsloses Lippen-spiel, wie Heyse sagt, wird durch Wörter angedeutet, wie *babbeln, plappern, blubbern*. *M* ist dunkel, denn es erzeugt sich bei Lippen-schluss; es deutet auf gehemmte Kraft, wie in *hemmen, dämmen, stemmen, klemmen, müde, matt, Mühe, Mangel*; es paßt so zu dunkeln Vokalen: *mummen, munkeln, murren, mucksen, murmeln, murmur, mutire, mussare, μύς, μυχός, μυστής, μυστήριον*. „Verbindet sich *m* mit *r*, bemerkt Götzinger (Dtsche. Sprache T. I, p. 251), so treten zwei entgegengesetzte Kräfte zusammen, ein weiterstrebendes und ein zurückhaltendes Element, und es entstehen Silben und Wörter von großer Energie und bedeutendem Charakter, z. B. *Sturm, Thurm, Wurm, Arm*,“ *p, b, ph, f, w* zeigen *Blasen an, ein Vonsichwerfen, auch ein Pressen, Binden*. Das weiche *w* malt sehr deutlich: *wehen, weben, wogen, Wind, Welle, Wasser, wallen, volare, vehere cet.* Man erinnert sich des Verses bei Bürger:

„Wonne weht von Thal und Hügel,  
Weht von Flur und Wiesenplan,  
Weht vom glatten Wasserspiegel;  
Wonne weht mit weichem Flügel  
Des Piloten Wange an.“ —

Munter und frisch, fromm, fröhlich, frei erklingt *F*; so in *fegen, fliehen, fassen, fangen, fließen, fliegen, Fahne, flattern, flare*, u. a. hart und fest setzt *Aspirata* gegen *Media* ab bei Karl Lappe:

„Friede Dir, freudiger  
Frost der Nacht!  
Blinkende, blanke  
Blume des Schnees!“

Wie derb bei Goethe (Faust) das F!

„Wenn einer mir in's Auge sieht,  
Werd ich ihm mit der Faust gleich in die Fresse fahren,  
Und eine Memme, wenn sie flieht,  
Fals ich bei ihren letzten Haaren.“ —

Das Blasen des *b* und *p* tönt im *bah!* *pah!* Pusten, Bombe; charakteristisch klingt auch: *βάλλω*, *βομβέω*, *πύειν*, *ψύχειν*, *pluo*, *πλεῖν*, *πλημυρίζ*, *πλύνω*, binden, ballen, Packen, *plump* cet., namentlich *pf* z. B. *tropfen*, *hüpfen*, *Pfeffer*, *pfui*, *tapfer* cet. —

Die Zungen- oder Zahnlaute eröffnen ihren Laut am verschiedensten und freiesten nach außen. Heyse (l. c. p. 117) nennt die Zunge „gleichsam den Zeigefinger unter den Sprachwerkzeugen.“ — Der Organismus bedarf zur Erzeugung der Zungen- und Zahnlaute die größte Aktivität und äufere Lebendigkeit; daher wohnt diesen eine besondere Kraft des Deutens und Zeigens bei, so daß sie als dem Sinn des Auges am meisten entsprechend zu betrachten sind.

*d*, *t*, *th* deuten zunächst, wie in *du*, *der*, *dieser*, *dort*, *tu*, *thou*, *deuten*, *zeigen*, *δείκω*, *digitus*, *indico*. Bei Klopstock lesen wir:

„Du wirst die Zweifel alle mir enthüllen,  
O Du, der mich durch das dunkle Thal  
Des Todes führen wird.“

Sie zeigen ferner ein Hemmen, Zusammendrängen, Dichtes, Trockenes und Analoges; so in *τείνειν*, *tendere*, *δεσμός*, *θεῖν*, *tenere*, *domare*, *δαμᾶν*, *Damm*, *trahere*, *treten*, *trocken*, *dürr*, *dehnen* u. d. m. Schneidend wirkt *z* z. B. in: *Zorn*, *zanken*, *zittern*, *zähmen*, *hetzen*, *strotzen*, *zappeln*, *zischen* cet.

*N* scheint zu dehnen, weist auf Nähe, die auch beengt, auf Bedenken, ein Hinwenden zu einem Innen. Wie z. B. in *sehnen*, *gähnen*, *wähnen*, *ahnen*, *innen*, *sinnen*, *meinen*, *nergeln*, *nun*, *Not*, *ἐγγύς*, *Enge*, *angustus*, *Angst*, *bange*, *ango*, *ἄγχω*, *nein*, *nicht*, *non*, *ne*, *negare*, *Neid*. —

*L* und *R* bezeichnen Bewegung, und zwar *l* eine sanftere, ein Gleiten, Fließen, dann ein Glattes, Leichtes, *r* ein Rollen, Rieseln, heftiges Erschüttern, Reiben. Die Laute erscheinen so z. B. in *leise*, *linde*, *lose*, *locker*, *lassen*, *fallen*, *quellen*, *schnellen*, *gleiten*, *lallen*, *lispeln*, *lieblich*, *glänzen*, *lullen*, *lieben*, *laben*, *leben*, *Lust*, *Licht*, *tändeln*, *lächeln*, *säuseln*, *limus*, *λεῖος*, *lēvis*, *lēvis*, *lux*, *labes*, *γλυκύς*, *γλίσχρος*; dann in *Rinnen*, *rota*, *rädern*, *ῥέω*, *ῥήμα*, *τρόμος*,



über: skr.: *ka, kas*, lat.: *quis, qualis, quantus*, gr.: *κῶς, κόσος, κοῖος*, got.: *hvas, hvô, hva*, ahd.: *huer, huaz*. *G* ist kräftig, holt aus der Tiefe eine Benennung, malt mit *r* Bedenkliches: *Greis, Greifen* —

„*Grau, grämlich, griesgram, greulich, Gräber, grimmig, Etymologisch gleicherweise stimmig, Verstimmen uns.*“ (Goethe: *Faust*).

*G* zeigt mit *l* ein *Gleiten, Glänzen, Glühen, Glitzern*; für sich drückt *g* den Gaumlaut am reinsten aus, wie man bei Hölty hört:

„*Sie gurgelte, tief aus der vollen Kehle,*

Den Silberschlag;“ so in *guttur, gula*, ferner in *girren, grunzen, gustare, gähnen*; schärfer bezeichnet ein *K, H, Ch* heftige Bewegung, z. B. in *klaffen, χαίνειν, hiare, hauchen, hallen, Hast, heben, heftig, herb, holen*; ferner ein Hohles, Gewölbtcs: z. B. *κοίλον, cavum, Keller, Kessel, Kahn, Korb, Kufe*; ein Bedeckendes: *κέειν, κεύθειν, cutis, casa, σκῆτος*. *Qu* giebt „die Vorstellung des Dicken, Feisten, Breiartigen, z. B. *Qualm, Qualster, Quirl, Quell, quaken, Qualle.*“ (Göttinger l. c. p. 259.) *J* zeigt besondere Fröhlichkeit an z. B. in *Jubel, jauchzen* etc. — Wir schliessen hiermit diese Andeutungen, welche allerdings nur die Möglichkeit begründen, daß die Laute des menschlichen Organismus zu symbolischer Bezeichnung unserer Vorstellung verwendet werden können. — Mit dem Anerkennen solcher Möglichkeit, wie sie an den einzelnen Fällen anschaulich hervortritt, ist dann eben zu gegeben, daß — abgesehen davon, ob die Hinweisung auf diese einzelnen Beispiele jedesmal den richtigen Grund ihrer ästhetischen Geltung trifft — die Sprache auch wirklich in der angegebenen Richtung ihre Lautmittel verwendet hat. Es kann die Frage aufgeworfen werden, welche Bernhardi (Sprachlehre, T. II, p. 266) bespricht, ob jene Charakteristik der Laute nicht auf Täuschung beruhe, da wir nicht imstande sind, die Bedeutung vom Laute losgelöst zu denken, so daß z. B. „*A* nicht die Klarheit ausdrücke, sondern, weil das *A* in Klarheit vorkomme, wir dem *A* diesen Begriff beilegen“, aber wir beurteilen ja nicht bloß die Laute in gewissen Wörtern als bezeichnend, wie etwa *W* in *weich*, sondern empfinden sie ebensowohl als nicht bezeichnend in vielen anderen, wie z. B. daßelbe *W* in *Wut*. Wir haben also ein bestimmtes, ursprüngliches, nicht erst aus der vorhandenen Sprache entnommenes Gefühl für die Lautsymbolik, die Analogie der Lautbilder

mit unsern Vorstellungsbildern; dieses Gefühl wohnte also den Sprachbildnern von jeher bei und wirkte also von Anfang an. Dafs nur eine vage Bedeutung sich für die einzelnen Lautelemente ergibt, findet Bernhardi (l. c.) schon um deshalb erklärlich, weil „sie zu so vielen, mannigfaltigen, und durchaus verschiedenen Darstellungen brauchbar sein soll, und da so mannigfache Modifikationen durch die Umgebung möglich sind.“

Es ist schliesslich festzuhalten, dafs der Toncharakter die Bedeutung ja weder giebt, noch bestimmt, sondern nur duldet, dafs sie sich an ihn binde; der Laut ist immer nur Material für die Sprache; er kann als solcher nur einer vagen, zu fester Geschlossenheit nicht gelangten Empfindung entsprechen, keineswegs einem Begriffe, aber auch so ist er doch geistgeschaffen und nach der Natur desselben Menschengestes geformt, welche ihn für die Kunstgebilde der Wurzeln und Wörter verwandte.

**V. Bedeutung der Wurzel als Satz und Bild.** — Die Bedeutung der Wurzel ist am nächsten der Form des unpersönlichen Verbums zu denken. — Das Auseinandertreten der Wurzel zum Wörtergeflecht ist zugleich Sondern und Verbinden. — Erzeugung der Wörterklassen und der Beziehungsausdrücke, und wahrscheinliche Reihenfolge in der Bildung dieser Formationen nach Steinthal und Curtius. — Fortschritt in der Entwicklung der Seelenthätigkeit zum Urteilen und zur Begriffsbildung durch die Formierung des Satzes. — Der Satz als entfaltetes Bild im Unterschiede vom Urteil. — Die Sprache des abstrakten Denkens; Bezeichnung des Unsinnlichen. — Die Bedeutung der Worte ist weder individuell, noch allgemein, sondern bildlich.

Über die Bedeutung der Wurzeln läfst sich zunächst dies aussagen, dafs sicherlich, wenn zuerst eine Wurzel ausgesprochen wurde, sie einen Vorgang in der Seele, einen Lebensakt darstellte, dafs sie etwas bedeutete; die Wurzel meinte also ein Solches, wie es die entwickelte Sprache in der Form des Satzes auseinanderlegt. Und nicht blofs gilt dies von den Begriffswurzeln, sondern ebensowohl von den Deute- oder Pronominalwurzeln. So dann ist schon ausgeführt worden, dafs die Wurzel Bild ist, dafs ihre Bedeutung also durch den Laut nicht genauer bezeichnet werden kann, als dies ein Bild überhaupt zu leisten vermag.

Die Wurzel also wollte wesentlich Prädikat sein, so daß, wenn die Anwendung eines grammatischen Begriffs, abstrahiert von den Wörtern der ausgebildeten Sprache, hier gestattet wäre, wir ihr eine verbale Natur zuschreiben müßten. Gewiß wurde erst viel später das Bedürfnis dringend, die Subjekte auszusondern; und, was überhaupt die Empfindung reizte, in die Vorstellung übergang, war sicherlich nicht die ruhende Substanz, sondern ein Vorgang, eine Bewegung, und dies also sollte die Wurzel auch bedeuten; nicht also den Regen, sondern daß es regne (plu), nicht die Angst, sondern, daß es würgt ( $\alpha\gamma\chi$ ), nicht den Bruch, sondern das Brechen (frag, brech). — Danach scheint es der Begriff des unpersönlichen Verbums zu sein, welchem sich die ersten Sprachäußerungen am meisten näherten. Bestritten soll darum nicht sein, daß nicht, wie Buschmann (Über den Naturlaut p. 421) sagt: „bei der Sprach-Entstehung Gegenstände und Eigenschaften in einem gewissen Umfange eher Namen fanden, als Handlungen oder Zustände“, aber man würde doch auch diese als Prädikate, d. h. verbal zu denken haben. Die Vorstellung, welche Genesis II, 19 bis 20 von Namengebungen erweckt, ist kindlich und hört sich gut an, aber die beschauliche Ruhe, welche sie voraussetzt, war am wenigsten, wenn sie anders bei dem sich zuerst entwickelnden Menschen angenommen werden könnte, zur Sprachschöpfung drängend. Daß Wurzeln nicht einzelne Benennungen können gewesen sein, ergibt sich aus der Natur des Benennens selbst, welches ja nur als Satz gewollt, als Satz vollzogen werden kann. Abgesehen von der oben besprochenen Hilfe der Deutewurzeln für das Verständnis dieser Wurzelsätze bei ihrer Mitteilung, ist sicherlich das, was später als Flexion d. h. als Bestimmung für die verschiedenartigen Beziehungen der Verba und Nomina besonderen lautlichen Ausdruck fand, anfänglich durch Betonung ersetzt worden, mit welcher ja die ganz aus einsilbigen Wurzeln bestehende chinesische Sprache überhaupt ausreicht, um die Bedeutung des Gesprochenen sicher zu stellen. Es genügt übrigens zuweilen auch noch in der ausgebildeten Sprache die Form der Wurzel zur Darstellung eines Satzes. Außer den eigentlichen Empfindungslauten sind Interjektionen, wie plumps! Feuer! Achtung! ja! nein! dahin zu rechnen, ferner die Form des Vokativs und Imperativs, welche beide der Wurzel am nächsten liegen.

Der Fortschritt im Erkennen und Sprechen erfolgt durch Ausarbeitung des Lautmaterials der Wurzeln in doppelter Richtung. Um die Bedeutung näher zu bestimmen, müssen die Laute aus-

einandertreten, sich zu besonderen Wörtern unterscheiden, um ferner die Einheit unter den so getrennten Lauten zu erhalten, durch welche diese allein Sinn und Wert empfangen, erzeugen sich andere lautliche Formen, welche das Zusammenwirken der Wörter andeuten und sichern. Es entfaltet sich so die Wurzel zu einem Geflecht von Wörtern, welche, scheinbar unbekümmert umeinander, doch nur wirklich leben, wenn sie zu dem Kunstwerk des Satzes wieder zusammentreten. Wie in der Bewegung der objektiven Welt das Einzelne erst im Zusammenhange mit den anderen Dingen eigene Selbständigkeit gewinnt, dadurch erst die Eigenart seines Bestehens vollendet, daß es sich von ihnen unterscheidet, so erhält sich die einzelne Vorstellung in der Seele nur durch Verbindung und Abgrenzung in Bezug auf alle übrigen als eine feste und selbständige; ohne diese Thätigkeit verginge sie zwar nicht, aber sie würde verschwimmen in dem allgemeinen Fluß, in der rastlosen Bewegung, welche eben das Wesen der Seele ist. Jene Notwendigkeit der Trennung erzeugt die verschiedenen Wörterklassen, diese Tendenz der Verbindung tritt in den Flexionssprachen als Flexion, in anderen anders hervor.

Wir schalten über diese verschiedenen Arten der Bezeichnung für die Beziehung der Wörter aufeinander eine kurze Bemerkung ein.

Alle Sprachen nämlich bezeichnen die Bedeutungen durch Laute, aber deren Beziehungen sind mit verschiedenem Glücke, oder, sagen wir lieber, mit verschiedenem Kunstsinn ausgeprägt, zuweilen mangelhaft, zuweilen gar nicht. Eigentliche Wörter entstehen erst durch lautliche Ausprägung von Bedeutung und Beziehung zusammen. Den sanskritischen Sprachen steht diametral die chinesische gegenüber; sie entbehrt der Wörter, hat eigentlich nur Wurzeln, und die Flexion wird im wesentlichen durch die Stellung dieser Wurzeln ersetzt. Verschieden von dieser „isolierenden“ Sprache lassen andere Sprachen, namentlich die finnisch-tatarischen, die Beziehungsausdrücke unter einiger Verminderung der Lautfülle mit den Wurzeln verwachsen — (die „agglutinierenden“ Sprachen) — z. B. magyarisch: *ir-at-ok* ich lasse schreiben, wobei *ir* = schreiben, *at* die Bildungsform für Causalia, *ok* = 1. Person Singularis. — Andere Sprachen, z. B. südafrikanische, welche man „kombinierende“ genannt hat, setzen teils an einander, wie die isolierenden, teils verbinden sie, wie die agglutinierenden. Ein treues Abbild des Seelenprozesses giebt nur die Familie der Flexionssprachen, in welchen der Bedeutungs laut



zum Zwecke des Beziehungsausdrucks regelmässig verändert werden kann. Diese Bezeichnungsart (im indogermanischen und semitischen Sprachstamm) ist symbolisch. (cf. Schleicher, Dtsche Sprache p. 20.) Es ist also z. B. (Schleicher l. c. p. 7) „in dem gotischen Worte *sununs* (Acc. Plur. zum Nom. Sing. *sunus*, Sohn) *su* die Wurzel, Bedeutungslaut; sie bedeutet „gebären, hervorbringen“, alles übrige ist Beziehungslaut; so *nu*, welches die Beziehung des in der Vergangenheit Geschehenen ausdrückt, *n* ist Ausdruck der akkusativischen Beziehung, *s* ist Pluralzeichen“ cet. — Im griechischen Worte *εἶμι*, ich gehe, ist *e* Zusatz zur Wurzel *i*, um ihr die dauernde Beziehung des Präsens zu erteilen (der Gebrauch von *εἶμι* als Futur ist unursprünglich), *mi* aber drückt die Beziehung der ersten Pers. Sing. aus, (ursprünglich *ma* „ich“) u. s. f.“

Die Frage, in welcher Reihenfolge die verschiedenen Wortstämme aus den Wurzeln sich hervorgebildet haben, in welcher Folge die Beziehungsformen hinzutraten, braucht hier nicht näher erwogen zu werden. Da das Bedürfnis der Satzgliederung diese Hervorbildung bestimmen mußte, so ist anzunehmen, daß in den sanskritischen Sprachen sich zunächst die Repräsentanten für das Subjekt und das Prädikat sonderten, d. h. Substantiv und Verbum, die Bilder für Ruhe und für Bewegung. Da jedoch jedes Substantiv auch wieder im Prädikat auftreten kann, jedes Verbum zum Subjekt werden, so ist überhaupt eine scharfe Sonderung des Nomen vom Verbum als erst später angestrebt anzunehmen; auch ist ja eine Vermittelung durch Infinitiv und Gerundium festgehalten worden. Sprachen, wie die chinesische, verwenden dieselbe Wurzel als Nomen, Verbum oder Partikel; so bedeutet *ta* sowohl Adj. groß, wie Subst.: die Gröfse, wie Verb.: groß sein, vergrößern, wie als Adv.: sehr. (vide Heyse l. c. p. 136.) Auch Sprachen, wie die englische, welche bei dem Bau ihrer Formen sich auf das Notwendige beschränken, so daß sie wurzelhafter Einfachheit sich wieder annähern, gebrauchen dieselbe Form zur Bezeichnung verschiedener Redeteile. So ist z. B. *end*, *turn*, *wonder*, *matter* Substantiv und Verbum; *black*, *english* ist Adjektiv und Verbum; *thou* Pronomen und Verbum, *but* Partikel und Verbum.

Georg Curtius hat in seiner Abhandlung: „Zur Chronologie der indogermanischen Sprachforschung“\*) die Reihenfolge in der

\*) Gegen die „Chronologie“ in der Entwicklung der arischen Sprachformen, wie G. Curtius sie aufstellte, macht Max Müller (Essays, Bd. 4, p. 78—102) geltend, „daß die Entwicklung der Sprache sich einer chronologischen Einteilung entzieht“. Er unterscheidet drei Phasen in der Ent-

Entwicklung der sprachlichen Formen des sanskritischen Sprachstamms zu bestimmen gesucht. Er läßt auf einander folgen und bespricht 1. die Wurzelperiode (p. 201); 2. die Determinativperiode (p. 206), d. h. die Periode, in welcher gewisse Erweiterungen der Wurzeln stattgefunden haben, wie z. B. aus der Wurzel *ju* sich *jug* und *judh*, aus *ga* sich *gan* erzeugte; 3. die primäre Verbalperiode (p. 211). In ihr bilden sich Formen mit der Kraft der Aussage dadurch, daß „an Wurzeln von nennender Kraft die Personalpronomina als Zeichen des Subjekts unzertrennlich angefügt werden z. B. *dâ-ma* Geben ich, *dâ-ta* Geben der.“ „Es entsteht auf diese Weise ein kleiner Satz, das Urbild aller reicher bekleideten Sätze, deren spätere allmählich sich vermännigfaltigende Entstehung verglichen mit der Schöpfung dieses Ursatzes ein verhältnismäßig leichtes Ding war.“ — Curtius nimmt aus den mannigfaltigsten Gründen „eine Priorität der ältesten Verbalformen vor den gegliederten Nominalformen an“. Es scheint (p. 220), „daß das Nomen zuerst rein negativ, d. h. dadurch bezeichnet ward, daß der Wurzel nicht, wie im Verbum, Pronomina hinzugefügt wurden, ja daß der Unterschied zwischen Nomen und Verbum dem Sprachbewußtsein durch diesen Gegensatz überhaupt erst aufging. Die Wurzel war an sich weder nominal, noch verbal. Dann folgte eine Zeit, wo sie in Verbindung mit Pronominibus stets verbal, in nacktem Zustande nominal war, später erst durch einen neuen Trieb des Sprachgeistes entstand eine neue Vermählung der jetzt zum Nomen gewordenen Wurzel mit deutenden, individualisierenden Suffixen.“ — 4. Die Periode der Themenbildung (p. 221), in welcher „zu den thematischen Nominalstämmen die thematischen Verbalformen traten.“ 5. Die Periode der zusammengesetzten Verbalformen (p. 235), d. h. „Verbindung eines bedeutungsvollen Stammes mit einem Hilfsverbum“ in zwei Absätzen auftretend a) als zusammengesetzte Tempusstämme aus ungeformten Nominalstämmen, b) als Zusammensetzung mit geformten Nominalstämmen. 6. Periode der Kasusbildung (p. 250), vielleicht in zwei Schichten: 1. Vokativ, Nominativ und Akkusativ;

---

wicklung der arischen Sprache: die der Wurzelperiode, die der Kombination, die der Flexion; aber weder „bereitet die Flexion der Kombination ein plötzliches Ende, noch diese der Wurzel-Juxta-position“, sondern alle diese Formierungen wirken — in verschiedenen Graden der Stärke allerdings — während des ganzen Lebens der Sprache mit einer gewissen Kontinuität fort. (cf. auch Pott in seiner Ausgabe von W. v. Humboldts „Über die Verschiedenheit d. menschl. Sprachbaus“ Bd. I, p. CCLXIV.)

2. Ablativ, Genetiv, Lokativ, Dativ. 7. Die Adverbialperiode (p. 258). — „Eine kleine Anzahl von Partikeln kürzester Form mag möglicherweise schon bald nach der Wurzelperiode sich festgesetzt haben. Es scheint wenigstens, daß einzelne in nackten Pronominalstämmen bestehen.“ — Auch Steinthal (Charakteristik der hauptsächlichsten Typen des Sprachbaues p. 277 sq.) stellte sich „die Aufgabe, die Geschichte des sanskritischen Sprachstammes nicht nur so weit hinauf, als die Litteratur reicht, zu verfolgen, sondern auch das Werden desselben von der Wurzelschöpfung bis zur völlig entwickelten Wortform nicht bloß als ein theoretisches Geschehen, sondern als ein zeitliches Wachsen darzustellen.“ Er zeigt sich mit der Reihenfolge, wie sie Curtius angiebt, im wesentlichen übereinstimmend, doch erklärt sich Steinthal, und, wie uns scheint, mit Recht, gegen „das späte Auftreten der Nominalflexion“. — Steinthal faßt seinen Widerspruch zusammen (Zeitschr. für Völkerpsychol. und Sprachwiss. von Lazarus und Steinthal Bd. V, Hft. 3, p. 352): „Also: weil mir Verbum und Nomen als die beiden Pfeiler des Sprachbaues erschienen; und weil es mir unwahrscheinlich vorkam, daß der Sprachgeist zuerst den einen sollte völlig ausgestaltet haben, während er den andern immer noch völlig nackt ließ; und weil der Ausbau des Nomen wesentlich in der Kasusbildung und so wenig in der bloßen Themenbildung lag, daß sogar Nominalstämme als Verbalstämme verwendet wurden: darum hatte ich angenommen, daß Verbum und Nomen sich so weit als möglich parallel entwickelt hatten, daß also erstlich Verbal- und Nominalthemen gleichzeitig gebildet waren (Typen des Sprachbaues p. 286), und daß zweitens, als die Nominalthemen verbal verwendet wurden, sie auch im Gegensatze hierzu mit Kasuszeichen verbunden wurden“ (das. p. 300).

Die Fortbildung der Wurzel zu Wortstämmen und Flexionen, durch welche sie ihre Bedeutung auseinanderlegt, bezeichnet eine neue Entwicklung der Seelenthätigkeit. Die Seele trennt und die Seele verbindet ihre Vorstellungen, sie fixiert die Unterscheidungen wie die Beziehungen durch bestimmte Laute, und, indem sie an diesen, wie sie nunmehr objektiv geworden, festhält, wird sie sich ihres Sonderns und Kombinierens bewußt, da sie an ihnen ihre eigenen Werke hat, welche sie versteht. Was grammatisch Satz heißt, bezeichnet man im logischen Sinne als Urteil, und man kann daher ebensowohl sagen: der Fortschritt der sprachlichen Entwicklung verhilft der Seele zum Urteil, als: die Fähigkeit der Seele zum Sondern und Verbinden bringt sich zur Darstellung im

Satz. Jedenfalls zeigt die sprachliche Entstehung des Urteils, daß der für ein Urteil nötige Akt der Besonderung erst durch die Sprache zur Klarheit und zum Bewußtsein kommt, wie Mill (System der deduktiven und induktiven Logik, T. I, p. 112) es fühlt, wenn er von dem häufigen Fehler der Logiker in dieser Beziehung spricht, einem *ὑστερον πρότερον*, denn bei dem Urteil z. B. der Schnee ist weiß, denke man sicher bei „weiß“ anfangs nicht an eine besondere Klasse von Gegenständen, erst nach vielen ähnlichen Urteilen käme man zum Denken solcher Allgemeinheiten. — Nur durch die Sprache kommt die Seele zum Bewußtsein über ihre Thätigkeit des Sonderns und Verbindens, lernt sie sich als die den Satz setzende, als urteilende kennen. Sie findet und erkennt sich in dem Bemühen, die Verhältnisse und Bezüge der Dinge, welche sie mit ihren Vorstellungen meint, zu ermitteln, herauszustellen, durch den Laut zu fixieren. So ergab sich z. B. aus der reichen Fülle von Wurzeln, welche denselben Begriff nach verschiedenen Auffassungen darstellten, Anlaß und Forderung, eben diesen Begriff im Bewußtsein von verschiedenen Seiten her zu betrachten, wie Curtius andeutet, wenn er sagt (Gr. d. griech. Etym. I, p. 92): „Die Differenzen der Synonyma sind älter und ursprünglicher als die Differenzen der Begriffssphären.“ — Zuordnung derselben Attribute oder Prädikate an verschiedene Subjekte, ebenso die Beziehung wechselnder Attribute und Thätigkeiten auf dasselbe Subjekt; Unterordnung von Teil-Vorstellungen unter allgemeinere; Zusammenfassen und Vergleichen solcher Vorstellungen; Versuche, die wesentlichen unter ihnen zu einem Totalbild der Dinge zusammenzunehmen — dies alles und dazu das immer klarere und bestimmtere Bewußtsein von dieser Seelenthätigkeit als der eigenen, anscheinend mit völliger Freiheit sich entfaltenden, führt den Menscheng Geist durch lange Zeiten allmählicher Besitzergreifung in das Gebiet der Abstraktion, des Denkens, des Begriffs. \*)

Und hiermit tritt dann ein Wechsel ein in der Stellung des Bewußtseins zu seiner Äußerung in der Sprache. Das Bewußtsein lernt die eigene Thätigkeit scheiden von dem Natur-Gegebenen; es tritt dem Wechsel der Erscheinungen als ein beharrendes, in sich geschlossenes Ich gegenüber; und, während ihm anfangs seine Vorstellungen mit den Dingen, seine Worte mit den Vorstellungen zusammenfielen, nimmt es jetzt Stellung gegen diese;

---

\*) Das Verhältnis des Urteils zum Satz findet sich eingehend behandelt in dem Werke des Verfassers: „Die Sprache und das Erkennen (Kap. V)“.

es erkennt in den Vorstellungen die seinigen, es findet in den Sprachlauten die eigenen Schöpfungen, welche es anscheinend mit Willkür zu behandeln vermag, welche es als bloße Mittel für seine Zwecke benutzt, welche es nicht mehr als unmittelbare Vertreter der Dinge betrachtet, sondern als Zeichen seiner Vorstellungen von diesen. —

Das Bewußtsein nimmt hiermit an, daß es mit dem Lautbilde irgend eine Bedeutung zu verbinden das Recht und die Macht habe, daß der Satz dazu da sei, damit es durch ihn sein Urteil äußere; es betrachtet den an den Lauten gewonnenen Begriff, das in der Satzbildung sich entfaltende Trennen und Kombinieren des Verstandes als das Wesentliche, Innere, Geistige, für welches die Ausdrucksmittel der Sprache nur die äußere, mittelbare Form lieferten. — Man achte hierbei auch darauf, wie die Einheit im Satzausdruck größserer Mannigfaltigkeit gegenüber festgehalten werden muß, also bewußter sich gestaltet, als in der Bezeichnung durch die Wurzel. In der Ausprägung des einzelnen Wortes werden alle Beziehungslaute durch den Wort-Accent mit dem Stamm vereinigt, im Satz tritt ein Satz-Accent ein, der auch lautlich die Beherrschung selbständig gewordener Beziehungen fühlen läßt und kund giebt. So zeigt sich auch im lautlichen Ausdruck der Fortschritt zum bewußten Urteil. —

Aber hiermit entfernt sich das Bewußtsein von der Wirklichkeit und fängt sich ein in Abstraktionen, für deren Operationen allein dies Verhältnis so aufgefaßt werden darf. Nur die hervortretende Subjektivität stellt eine, ihr als der denkenden angehörige Bedeutung dem Lautbilde gegenüber, nur der sondernde Verstand findet als das für ihn wesentliche im Satz das Urteil, während in Wirklichkeit die Bedeutung eine dem Lautbilde analoge, vom trennenden Gedanken abstrahierte Vorstellung bleibt, und auch das Urteil nichts ist, als die Aufstellung eines in einem Satzgebilde entfalteten, in seine Teilvorstellungen gesonderten Lautbildes. —

Daß eine solche nur gerade für seine Zwecke dienliche und durch sie gerechtfertigte Abstraktion es ist, welche die Bedeutungen aufstellt, bemerkt der Gebildete oder mehr noch der Gelehrte überall im Verkehr mit Ungebildeten und Ungelehrten, denn beständig hat er seine sogenannte wahre Bedeutung der Wörter abzugrenzen gegen die schwankende, ihm unkorrekt dünkende des gewöhnlichen Lebens. Es vertragen ja die Lautbilder die Ver-

knüpfung mit jedem analogen Vorstellungsbilde, wie später eingehender besprochen werden wird, und der wissenschaftliche Sprachgebrauch entsteht lediglich aus der Bekämpfung dieser Unbestimmtheit des Bildes, dieses Kunstcharakters der Sprache, welcher dem Laute unzerstörbar inne wohnt, ob ihn auch die Prosa des Verstandes noch so eifrig zu verwischen bemüht ist. Das Ineinanderspielen der Lautbilder aus sinnverwandten Sphären bei jeder Rede ist so mannigfaltig und bunt, es ist so leicht für unsere Vorstellung, sich ein Bild durch ein anderes vertreten zu lassen, unser Bewußtsein über den Wurzelsinn unserer Worte ist so gering, dagegen ist das überkommene Sprachgut so ungeheuer und schwer übersehbar, daß wir die Identität des herrlich entfalteten Satzgebildes mit der einsilbigen Andeutung des Wurzelbildes nicht wohl zu erkennen vermögen. Um die Urbilder, welche unsere Seele in der Sprache umschweben, haben Tausende von Jahren ihren Schleier gelegt. Aber, um an einem Beispiel klar zu machen, was wir meinen, nehme man etwa Goethes Worte („Der Wanderer“) zur Betrachtung:

„Natur, du ewig keimende, schaffst Jeden zum Genuß des Lebens, hast deine Kinder alle mütterlich mit Erbteil ausgestattet.“ oder Schillers:

„Mit dem Genius steht die Natur in ewigem Bunde,

Was der eine verspricht, leistet die andre gewiß.“ —  
und nun bedenke man die Etymologie:

natura = gnatura von gnascor, vom sanskritischen gnami = zeugen, schaffen, von wo z. B. genius im Lat., im Gotischen aber: keinan = keimen, woher Ahd.: chind (Kind) = proles! Was haben hier Schiller und Goethe mehr als die Bilderwelt der Wurzel? —

Sage ich freilich: das Pferd läuft, der Mensch ist gut, so sind Pferd, laufen, Mensch, gut, verschiedenen Wurzeln angehörig, aber dies ist zufällig. Die Wurzel nannte das Pferd nicht vom Laufen, den Menschen nicht vom Gutsein, aber der Satz, die erweiterten Anschauungen des Menschen aussprechend, setzt nichts, was nicht anfangs eine Wurzel auch hätte abbilden können; er korrigiert deren Einseitigkeit und vermehrt ihre Zahl in der Form von Sätzen ins unendliche, indem er verwandte Bilder in die ihnen zukommende Beziehung bringt. So behält Stilpo in gewisser Weise recht, wenn er behauptet: *ἔτερον ἔτερον μὴ κατηγορεῖσθαι*. — (Plut. adv. Colot. 23.) (vid. Lersch, Sprachphilosophie der Alten, II, p. 6.)

Und der Satz? Ist der Satz in Wahrheit ein Urteil? Wir sehen davon ab, daß auch nicht einmal im logischen Sinn jeder Satz ein Urteil ist (z. B. ein Fragesatz), aber ist denn ein Urteil mehr als Aussage über eine Verbindung von Begriffen, und lediglich um Darstellung solcher Verbindung sollte es dem Kunstgebilde des Satzes zu thun sein? —

Bernhardi (Sprachlehre T. 1, p. 98 sq.) giebt hier schon das Wesentliche an. Es heißt bei ihm: „Der Erklärung: Sprache sei in artikulierten Tönen dargestellter Verstand und Urteilstkraft, werden wir hinzufügen müssen: sie ist auch dargestellte Einbildungskraft; denn ein jeder Satz spricht ein Bild aus; und nur unsere Gewöhnung daran verursacht, daß wir es nicht merken.“ — (Man sehe auch die ausführliche Besprechung über „Satz und Urteil“ bei Steinthal: Grammatik, Logik und Psychologie, p. 168 sq.) —

Wir haben im Satze ein Subjekt, zur Person verlebendigt durch das Genus, welches ihm die Sprache verlieh, wie es ihrem Vorstellungsbilde entsprach, sowie durch den Numerus, welcher die Individuen als solche hervorhebt; da ist als Prädikat ein Verbum, welches schon im Tempus Bewegung, Handlung, Leben abbildet, so daß, selbst wenn das Prädikat seinen Begriff in Form eines Adjektivs absondert und als Ruhendes aussagt, die verbale Kopula wiederum nicht etwa verbindet, sondern die Begriffe mit dem Bilde des Lebens durchdringt und sie zu einander hin bewegt. Wer hier von Verbindung der Begriffe spricht, hat ein Knochengerüst im Sinne, welches dem sezierenden Verstande nützlich ist zu betrachten, welches das Wesen des Satzes aber nicht erschöpft. In der That müssen Geschlecht, Numerus, Tempus, Kopula zuerst zerstört werden, ehe man zum Urteile im Satz gelangt; der Satz ist vielmehr ein Bild, welches durch schaffende Phantasie aus substantivischer Geschlossenheit sich zu verbalem Leben entfaltet und auseinanderlegt. — Steinthal (Typen des Sprachbaus p. 93) bemerkt, daß „die Grammatik die Formen der Logik zwar vollständig, aber sehr phantastisch entwickelt habe“ und weiter: (p. 101) „daß es sich bei der Logik um die dem Gedanken als solchem, als diesem bestimmten Inhalte absolut zukommende Form handelt, bei der Sprache dagegen um eine gewissermaßen (?) künstlerische Darstellung von Inhalt und Form.“ — Allerdings erscheint uns der grammatisch vollkommene Satz als der angemessenste Abdruck der logischen Prozesse unserer Seele und gilt deshalb als die eigentliche Form für Darstellung der Prosa

nach ihrem Verstande und für ihre Zwecke, wie er ja auch in seiner Vollendung, alle Beziehungen klar herausstellend, der Phantasie weniger zu thun übrig läßt, aber derselbe Gedanke kann doch den verschiedensten Ausdruck finden, und bei weiterer Fortbildung des Satzbaues ist z. B. Beiordnung oder Unterordnung der Sätze keineswegs auch Zeichen von Bei- oder Unterordnung der Gedanken. Wir deuten hier übrigens nur kurz an, daß die Entwicklung des Satzes zur Periode, der Übergang von der parataktischen Darstellung zur syntaktischen die weitere Entfaltung des Bewußtseins hauptsächlich nach der logischen Seite bedingt. Ein ähnlicher Fortschritt in der Entwicklung einzelner Satzglieder, des Subjekts, Objekts, Attributs, Adverbs zu Sätzen vollzieht sich hierbei, wie zuerst bei dem Übergang von der Wurzel zum Satz. —

Mit diesem Auseinandertreten des Vorstellungsbildes zu einzelnen Wörtern, mit der Beziehung derselben zur Einheit des Satzes, mit dem Urteil, erhebt sich, wie wir sahen, die Seelenbewegung auf den Standpunkt des Abstrahierens und des Denkens. Nun tritt in das Bewußtsein ein, was wir Wahrheit nennen und Irrtum. Urteil ist, wie Aristoteles sagt, (de interpret. c. 4) *σύνθεσις νοημάτων, ἐν ᾗ τὸ ἀληθεύειν ἢ ψεύδεσθαι ὑπάρχει*, und Satz: (c. 5) *ἔστιν ἡ ἀπλὴ ἀπόφανσις φωνῇ σημαντικῇ περὶ τοῦ ὑπάρχειν ἢ μὴ ὑπάρχειν*. Von außen her empfängt die Seele auf dieser Stufe nichts Neues, sie trennt und verbindet nur ihre eigenen Vorstellungen — wie wird sie jetzt zu Worte kommen, wenn sie dies Wissen von sich, dieses Bewußtsein ihres Trennens und Bindens ausdrücken will? — Die Welt der Erscheinungen ist für dies Bewußtsein geworden zu einem Reiche von Lautbildern; an diesen, nicht an den Dingen selbst hat es sich erkannt als das begriffbildende, urteilende, denkende, und so bewegt es sich in diesen, und es hat die Vorstellung, daß es mit ihnen die Dinge selber ergreife. —

Dies Bewußtsein, so gefangen von der Schönheit und dem kunstvollen Bau seiner Bilderreihen, in der Gewalt der von ihm selbstgeschaffenen Sprache, kommt, wie wir schon an dieser Stelle bemerken, zur Verdinglichung der durch die Sprache gewonnenen Abstraktionen; die Seelenbewegungen erscheinen als Bewegungen der Welt, die Vorstellungsbilder werden zu Urbildern des Schöpfers, zu Musterbildern für die Schöpfung, wie sie Platons Kunstsinn aus den Sprachsymbolen sich aufbaute. Und wenn Aristoteles an den platonischen Ideen das abstrakte Wort-Dasein erkannte, so fing auch ihn, den scharfsinnigsten der Sterblichen, die Sprache wieder ein



in Form ihrer Urtheile und Schlüsse, mit denen er die Weltbewegungen realiter zu erfassen vermeinte. Plato wird vom Geiste der Wurzel beherrscht, Aristoteles von dem wundersamen Geflecht des Satzes. — Wer wird die Analogie leugnen wollen zwischen unserer Seele und den Bewegungen der Welt, wer aber will behaupten, daß diese Analogie Identität sei? —

Dies Bewußtsein also hat an seinen Lautbildern seine Welt, und darum fehlt ihm das Bedürfnis, neue zu schaffen. Es bedarf zwar der Lautmittel, um sein Beziehen und Trennen auszudrücken, aber, da hier nur ein Verhalten der Dinge zu einander in Betracht kommt, so drückt es die Beziehungen nur an den Lautbildern aus z. B. in den sanskritischen Sprachen symbolisch: durch Flexionen, (siehe oben p. 216) für Beziehungen weiterer Art, welche die Denkbestimmungen des Subjekts andeuten, dienen als bloße Formwörter die Partikeln, zum theil nackte Pronominalstämme, zum theil erstarrte Kasusformen, erst spät entstanden, (siehe oben p. 219) als dem abstrakten Denken angehörig von Kindern gemieden, von Ungebildeten falsch angewendet. —

Wörter also qualitativer Art, Stoffwörter, wurden vom abstrahierenden Menschen nicht weiter geschaffen, denn das abstrakte Bewußtsein schafft keine Kunstwerke. Was den Menschen auf dieser Stufe das Wort suchen läßt, ist kühle, sinnende Reflexion. Wie sollte diese eine so lebhafte Wirkung auf den Organismus üben, daß er zur Sprachschöpfung schritte? — Und dennoch forderte nun auch der Gedanke seinen Ausdruck, und er fand ihn, indem er die Lautbilder seiner Auffassung gemäß umdeutete.

Wie die Dinge in der Welt, obwohl alle vom Geiste getragen, nicht einmal sinnlich und noch einmal geistig existieren, ebenso wenig schafft der Mensch einmal Lautäußerungen für die Sinnlichkeit und dann andere für den Geist. Die scheinbar sinnliche Welt entdeckt sich ihm nach und nach als Erscheinung eines geistigen Prinzips; und so genügt auch der scheinbar bloß auf die Sinnlichkeit deutende Laut, um auch die ihm zu Grunde liegende Thätigkeit der Seele als solche im Bilde zu zeigen. Wir führen hierzu eine Bemerkung Bernhardis an: (Sprachlehre, Bd. II, p. 11) „Betrachten wir die Sprache als Allegorie unseres Wesens, als Spiegel und Bild von uns selbst: so liegt die Idee sehr nahe, daß es nur eine scheinbare Trennung sei, wenn wir die Welt in die sinnliche und unsinnliche zerschneiden, sondern daß die eine die andere nur reflektiere, und daß ein geheimes Band zwischen beiden

sei, welches die Sprache durch die Metapher ausdrückt, und nach dessen Entdeckung die Philosophie von jeher strebte.“ —

Die Urwörter also selbst, als solche Sinnliches bedeutend, werden von dem sich tiefer erfassenden Bewußtsein ergriffen und spiegeln in dem Wandel, in der Vergeistigung ihrer Bedeutung die Entgegensetzung ab, zu welcher die Seele gelangt, wenn sie ihr Ich von den Dingen sowohl trennt, als mit ihnen verbindet. Es beruht das Eintreten dieses Wandels auf einer Analogie, welcher die Seele folgt; einem Bilde der Körperwelt scheint ein Vorgang im Bewußtsein zu entsprechen, und so setzt man das erste, um das zweite zu bezeichnen. Im Sinne des Aristoteles ist es, wie wir später noch betrachten werden, diese Analogie als Proportion zu fassen: Gleichheit der Verhältnisse innerhalb verschiedener Sphären, und so: Ähnlichkeit. Top. I, 70 sagt Aristoteles, man solle Ähnlichkeit bei verschiedenen Gattungen z. B. so aufsuchen: *ὡς ἕτερον ἐν ἑτέρῳ τινὶ οὕτως ἄλλο ἐν ἄλλῳ, οἷον ὡς ὄψις ἐν ὄφθαλμῳ, νοῦς ἐν ψυχῇ*. Darauf beruht also z. B. die Metapher: Einsicht. —

Es versteht sich, daß bei diesem Wandel der Bedeutung (Heyse bezeichnet diesen Neubau als „Begriffs-Metapher“ [System der Sprachw. p. 96 sq.], Max Müller als „radikale Metapher“ [Vorles. üb. d. Wiss. d. Spr. II, p. 334]) jener Gegensatz zwischen Sinnlichkeit und Geist als solcher nicht in das Bewußtsein trat. Wie der abstrakte Gedanke sich allmählich an den Lauten entwickelte, so empfingen diese Laute allmählich einen anderen Sinn. Das auf ein Sinnliches deutende Lautbild galt auch für das Unsinnliche. Gesenius bezeichnet in seinem Lexicon hebraicum ריח als spiritus, flatus, ventus, procella. Da aber „aërem oris divini flatu commoveri censebant,“ so war ventus gleich spiritus dei, und gleich *ψυχή* (anima), da „vita in oris nariumque spiritu cernitur“ und so ferner gleich: animus, vis divina, cet. Aus dem wohl onomatopöetisch gebildeten ריח mit ähnlicher sinnlicher Bedeutung ergab sich später: proloqui, aspere invehi in aliquem; (wie spiro und spiritus) so auch entsteht aus der sinnlichen Bedeutung von שַׁף halitus, anima, animus. — Ähnlich so von *ψύχω* blasen, atmen: *ψυχή*, Hauch, Atem, Seele, und von der Sanskritwurzel an, welche atmen, wehen bedeutet, *ānemos*, Hauch, wofür lat. anima und animus die Fortsetzung giebt; so *θυμός* von *θύω*, brausen. — Aus Wurzel si, siv (Heyse l. c. p. 97) bewegen, griech. *σεῖω*, erschüttern, geht got.: saivala, althd.: sêla, Seele hervor, und gleichen Stammes ist: See, got.: saivs. — Geisten wurde früher gesagt für

blasen (angels. *gust*); got.: *geisjan*, bewegen, treiben; daher: gären, Gischt u. s. w. Geist ist also ursprünglich: bewegte Luft, Hauch (*spiritus*). —

Streng genommen sollte demnach nicht von einer sinnlichen und unsinnlichen Bedeutung gesprochen werden, sondern nur eben von einer bildlichen, welche ebensowohl zur Bezeichnung von sinnlichen wie von unsinnlichen Begriffen dient. Die allmähliche Scheidung zwischen sinnlicher und unsinnlicher Bedeutung hat sich nicht in allen Sprachen mit derselben Entschiedenheit vollzogen, in manchen wohl gar nicht. Heyse (l. c. p. 100) bemerkt, daß in „manchen Sprachen der Standpunkt des Volksbewußtseins und der Sprache beständig ein phantastisch-poetischer bleibt. So z. B. im Arabischen, wo in dem Worte die ursprüngliche, sinnliche Bedeutung nie ganz verloren geht.“ Er sagt, daß „hierin das überwiegend poetische Element und die Bilderfülle der arabischen Sprache liege.“ Wenn er dann richtig hinzufügt: „Wären wir uns ebenso der Urbedeutung jedes Wortes bewußt, so würden wir unsere ganze Sprache nicht minder bildlich finden; wir haben uns aber durch größere Reife der Abstraktion von diesem sinnlichen Elemente losgemacht“ — so dürfen wir wohl, unbeschadet unserer Hochachtung vor den Abstraktionen, daran erinnern, daß die Betrachtung der Sprache nur dann zu richtigen Vorstellungen führt, wenn sie sich von diesem Standpunkt der Abstraktion fern hält und wirklich „unsere ganze Sprache bildlich findet.“ —

Interessant ist es zu sehen, wie in gewissen Perioden der Sprachbildung die sinnliche Bedeutung der Wörter mit der unsinnlichen kämpft, so daß vielfach noch durch Hinzufügung näherer Bestimmungen dafür gesorgt wird, daß diese letztere verstanden werde. So erklärt Albert Fulda: (Untersuchungen über die Sprache der homerischen Gedichte. T. I. Duisburg 1865) den pleonastischen Gebrauch von *ΘΥΜΟΣ ΦΡΗΝ*, bei Homer aus der Notwendigkeit, welche in einer früheren Sprachperiode vorhanden war, durch Zusatz dieser Wörter, welche innere Sinnesorgane bezeichnen, manche unsinnlich gemeinte Wörter verständlich zu machen. Zu Homers Zeit und später wurden diese Zusätze entbehrlich und erscheinen zu einer Zeit, in welcher wohl schon die ursprünglich sinnliche Bedeutung der durch sie erklärten Wörter vergessen war, rein überflüssig, als Pleonasmen. So meint z. B. Fulda (p. 29 sq.), daß Xen. Anab. VII. 4, 1: *ὅπως γόβον ἐνθείη καὶ τοῖς ἄλλοις, οἷα πείσονται* das Wort *ἐντιθέναι* in der sekundären Bedeutung den Zeitgenossen ganz verständlich war, während Homer

hierfür noch den Zusatz *φρεσί* oder *θυμῷ* nötig hat z. B. II. γ. 76: *αὐτὴ γὰρ ἐνὶ φρεσὶ θάρσος Ἀθήνη θῆχ'*, so ζ, 140; λ, 146; ξ, 227; I, 459; δ, 729; N, 121 oder O, 561, 661: *αἰδῶ θεῶν ἐνὶ θυμῷ*, so Z, 326; ω, 248; λ, 102; α, 361 cet. — So (p. 21) bedeutete *χαῖρε δὲ θυμῷ* anfänglich noch: er glänzte im Geiste, und, so lange noch die Wurzel *χαρ* in der Bedeutung glänzen vorkam, war *θυμῷ* wirklich erforderlicher Zusatz; nachher wurde *χαῖρε θυμῷ* formelhafter Ausdruck, und *θυμῷ* erscheint als pleonastisch. — Man vergleiche hierzu lateinische Ausdrücke, wie *concupere mente*, *versare animo*, *volvere animo*, *agitare in mente*, *corpus horret*. (Plaut.), *animus horret* (Vergil) cet. —

F. Lassalle (Die Philosophie Heraklits des Dunklen cet. Vorrede p. VI) sagt von der Heraklitischen Philosophie: „bei ihr komme es infolge ihrer inneren Eigentümlichkeit mehr als bei jeder anderen auf den Ausdruck selbst und seine sprachliche Wurzel zum Verständnis an,“ sie habe „vielleicht in höherem Grade, als die meisten Philosophien an der Erfüllung jenes allgemeinen Gesetzes der Sprachentwicklung mitgearbeitet, die ursprünglich sinnliche Bedeutung der Wortwurzeln in begriffliche Bestimmungen überzuführen,“ und nehme deshalb „die eigentümliche Mittelstellung ein, daß ihr die ursprünglich sinnliche Bedeutung des Wortes noch ebenso wesentlich ist, als die von ihr selbst mit ihm vorgenommene und nur mit Hilfe jener Primärbedeutung wahrhaft erkennbare Verarbeitung desselben zum geistigen Begriff.“ cet. Man vergleiche bei Heraklit Bilder, wie *πῦρ*, *χρόνος*, *πόλεμος*, *εἰμαρμένη*, *ὁδὸς ἄνω κάτω*, *Δίκη*, *Εἰρήνη*. (Lassalle l. c. T. I, p. 17.)

Wir können das Wesen der Mythenbildung hiermit zusammenstellen. Die Fetische stehen noch auf der Stufe der Einheit von Sinnlichem und Unsinnlichem. Es ist zur Personifikation, gerade, wie wenn die Sprache leblose Gegenstände mit maskulin- oder femininal-Formen bezeichnet. Sobald die Differenz sich dem Bewußtsein des Menschen aufdrängt, bemüht er sich um Ausgleichung, legt entweder seine Kunst in das Objekt und gestaltet es so seiner Idee gemäß, oder er erkennt das Sinnliche als bloßes Symbol — womit dann die Trennung im Bewußtsein vollzogen ist. Preller (Griechische Mythologie Bd. I. p. 2) sagt, daß bei der Mythenbildung „die Anmut und Kühnheit der sinnbildlichen Übertragungen, welche die Vorstellung von einer Gedankenreihe zur andern zu finden weiß, nicht genug zu bewundern ist, aber sehr natürlich

mit den Schöpfungen der Sprache und den Abwandlungen jedes älteren Wortstammes verglichen werden kann, dessen Geschichte ja auch die einer fortlaufenden Reihe von Übertragungen eines elementaren sinnlichen Eindrucks auf immer entlegnere und künstlichere Vorstellungen zu sein pflegt. Weiter wurde, wie dieses gleichfalls bei den Wörtern zu geschehen pflegt, bei fortschreitender Entwicklung die erste Naturempfindung oft vergessen und nur das ethische Bild von Mut und Kraft, Schnelligkeit und Jugend — festgehalten und — ausgeführt.“ — H. D. Müller (Mythologie der griechischen Stämme. T. II, p. 12) sagt, daß die Vergleichung der Sprach-Entstehung mit der Mythenbildung selbst Analogieen nachweisen könne zwischen den einzelnen Arten des Tropus: Metapher, Metonymie, Synecdoche, Personifikation und den mythischen Symbolen. Ein Symbol, z. B. Schwert und Wage des Richters ist in der Rede oft als Tropus zu gebrauchen, z. B. Schwert der Obrigkeit, Wage der Gerechtigkeit, der Entscheidung etc.

Die Sprache hält zuweilen die sinnliche und unsinnliche Bedeutung mit demselben Worte verbunden fest z. B. bei: vorstellen, Herz; zuweilen läßt sie die Urbedeutung fallen z. B. Angst. (gleich: Enge.) Je entschiedener nun das Bewußtsein den Laut von der Bedeutung zu trennen vermag, desto größere Unabhängigkeit von der Sprache scheint der Geist zu gewinnen, so daß sie ihm zuletzt als eine Sammlung bloßer Zeichen erscheint, welche er als Mittel für seine Äußerungen mit Willkür verwendet. — Von dieser Stufe spricht Bopp (Vokalismus p. 1): „Die Sprachen sind als organische Naturkörper anzusehn, die nach bestimmten Gesetzen sich bilden, ein inneres Lebensprinzip in sich tragend sich entwickeln, und nach und nach absterben, indem sie, sich selber nicht mehr begreifend, die ursprünglich bedeutsamen, aber nach und nach zu einer mehr äußerlichen Masse gewordenen Glieder oder Formen ablegen, oder verstümmeln, oder mißbrauchen d. h. zu Zwecken verwenden, wozu sie ihrem Ursprunge nach nicht geeignet waren.“

Es ist dies jener Standpunkt, von dem aus wir auch von der Herrschaft des Menschen über die Natur zu sprechen pflegen, vermöge welcher er sie nämlich seinen Zwecken dienstbar mache. Aber dies Verhältnis ist vielmehr als eine erweiterte Hilfsleistung der Natur aufzufassen, welche, je tiefer in ihr Wesen eingegangen wird, sich immer mehr als einziges Förderungsmittel für alle unsere Bedürfnisse nach jeder Richtung hin darstellt, so daß sie für alles schon im voraus Befriedigung darbietet, was wir erst nach und nach als Bedürfnis in uns entdecken. Es zeigt sich damit

die zunehmende Herrschaft des Menschen über die Natur in Wahrheit als immer mehr erkannte Abhängigkeit von derselben.

So auch wird der Mensch die Herrschaft der Sprache, d. h. die wesentliche Abhängigkeit seiner Geistesentwicklung von derselben nur scheinbar los; das Wort hält ihn um so fester, je weniger er dies bemerkt oder sich eingestehen will. Wir verfolgen jedoch dies zunächst nicht weiter, sondern erkennen an, daß die Sprache schliesslich den Menscheng Geist zum abstrakten, zweckmäßigen, verständigen Denken erzieht, welches dann um so erfolgreicher sich äußert und um so schneller zu arbeiten vermag, je mehr es das Wort als gleichgiltiges Zeichen zu verwenden versteht. Diese Fähigkeit der Sprache ist die dem „gesunden Menschenverstande“ sofort einleuchtende, und sie wird bewundert und durch viele Übungen in der Erziehung und im Leben selbst ausgebildet; die Sprache wird so zuletzt — im weitern Sinne — zur „Geschäftssprache“.

Um aber zu finden, was und wie Sprache bezeichnet, haben wir die bildliche Natur des Wortes wie des Satzes noch weiter zu untersuchen; wir haben bestimmter anzugeben, wie die Frage zu lösen ist, welche Max Müller (Vorles. T. I, p. 319 sq.) bespricht, „die Frage nach dem *primum cognitum*“, „ob die Sprache aus allgemeinen Appellativen oder aus Eigennamen entsprungen ist“, d. h. ob „jedes Wort so, wie es zuerst in Gebrauch kam, einen individuellen Gegenstand bezeichnete“, oder ob „allgemeine Bezeichnungen zur Konstituierung der Sprache unbedingt notwendig sind“ (p. 321). Als Verfechter der ersteren Ansicht nennt M. Müller „die Philosophen Locke, Condillac, Adam Smith, Dr. Brown und wenigstens bedingt auch Dugald Stewart, als Vertreter der letzteren: Leibnitz. Es heisst bei diesem (*Nouveaux Essais*, lib. III, c. I, p. 297. ed. Erdmann): „Les termes généraux ne servent pas seulement à la perfection des langues, mais même ils sont nécessaires pour leur constitution essentielle.“ „Et il est sûr que tous les noms propres ou individuels ont été originairement appellatifs ou généraux.“ — Adam Smith ist dagegen überzeugt (vide M. Müller l. c. p. 319 sq.), daß Aufstellung besonderer Namen in Form von Substantiven einer der ersten Schritte zur Bildung der Sprache gewesen sei; es sei also eine besondere Höhle, ein bestimmter Baum cet. mit einem besonderen Namen belegt worden, der dann weiter den ähnlichen Dingen zuerteilt wurde, und so wären die ursprünglichen Eigennamen zu Gemeinnamen geworden. M. Müller selbst kommt „durch eine nach den Grundsätzen der

vergleichenden Sprachforschung durchgeführte Analyse der Sprache“ zu der Ansicht, daß jede Wurzel „eine generelle, nicht eine individuelle Idee ausdrückt“. Adam Smith, sagt er, habe ohne Zweifel darin recht, daß die erste Benennung auf ähnliche Dinge angewandt worden sei, aber die Entstehung der Namen selbst gehe aus einer allgemeinen Anschauung hervor. So sei z. B. antrum, Höhle vom sanskritischen antar, zwischen, drinnen abzuleiten, und „antrum bedeutete daher ursprünglich alles, was sich innerhalb der Erde oder sonst eines Dinges befindet.“ — „Ebenso (p. 324) verhalte es sich mit allen Nominibus. Sie drücken alle ursprünglich eines der vielen Attribute eines Gegenstandes aus, und dieses Attribut, mag es nun eine Qualität oder eine Thätigkeit sein, ist notwendigerweise eine allgemeine Idee. Das so gebildete Wort war zuerst nur auf einen Gegenstand berechnet, obgleich es naturgemäß fast augenblicklich auf die ganze Klasse ausgedehnt wurde, welcher dieser Gegenstand anzugehören schien.“

Sagen wir nun zunächst genauer, daß die Wörter nicht nur nach ihrem Ursprunge Allgemeines bedeuten, sondern daß sie als Lautbilder notwendig und immer die Vorstellung nur allgemein zu bezeichnen imstande sind. Wie allerdings schon in der Natur der Wurzeln die ganze Fortentwicklung der Wörter in Bezug auf ihre Funktion, die Vorstellungen darzustellen, gegeben ist, werden wir später noch sehn.

Sodann aber ist nötig, daß der Sinn bestimmt werde, in welchem wir das Wort allgemein hier zu nehmen haben. Wenn wir sagen, das Wort bedeute ein Allgemeines, so ist keineswegs gemeint, daß seine Bedeutung alles Einzelne in sich schliesse, worin die Vorstellung zur Erscheinung kommt, sondern gerade dies, daß es mit den Einzelnen als solchen nichts zu thun habe. Die Vorstellung ist kein Einzelnes, sondern ein Bild, veranlaßt freilich durch eine Erscheinung oder durch einen Vorgang; und so ist das Wort ein Lautbild dieses Innenbildes, aber weder die Vorstellung noch das Wort ist ein Ausdruck des Dinges. Antrum ist also nicht Bezeichnung für alle einzelnen Höhlen, sondern es ist ein Lautbild, welches die Vorstellung von einem Innerhalb darstellt und deshalb für die Zwecke der Mitteilung geeignet ist, um Höhlungen zu bezeichnen. Das Wort: Der Mensch bezeichnet keinen einzelnen Menschen, aber ebenso wenig alle Einzelnen; — an diese denkt das Wort gar nicht — sagen wir aber etwa: der Mensch ist sterblich, und meinen wir

so alle Menschen, oder die Menschheit, so haben wir es schon mit einer Figuration der Sprache zu thun.

Nichts ist falscher, als anzunehmen, daß wir durch die Sprache die Dinge in der Welt bezeichnen. Wir haben an der Sprache freilich ein Mittel, um uns mit allen Dingen theoretisch in Verbindung zu setzen, aber ein durchaus künstliches, künstlich in dem doppelten Sinne, daß die Sprache wesentlich nur Menschenwerk ist, Naturgiltigkeit nicht besitzt, nur unsere Beziehung zu den Dingen ausdrückt; und daß es nur Werke der Kunst sind, durch welche dies gelingt: mittelst eines Einzelnen, nämlich mittelst eines Lautbildes, ein Allgemeines, nämlich die vorgestellte Idee, zu bezeichnen. Dies Lautbild kann als Symbol nur allgemein d. h. unbestimmt bezeichnen, es ist, innerhalb gewisser Grenzen, mehrfach zu deuten, bleibt mannigfacher näherer Bestimmung zugänglich, paßt auf alle ähnlichen Vorgänge und Dinge, wie diejenigen, welche zur Vorstellung Anlaß gaben. Man kann sagen, daß die Vorstellung von den Dingen nur dasjenige entnimmt, auf was sie merkt, daß die Lautbilder nur Bezeichnungen dieser Merkmale sind, und daß sie also an sich auf alles anwendbar sind, was nur in die Sphäre ihrer Merkmale gerät. Baum ist Baum, ob Feigenbaum oder Ceder, glänzen heißt glänzen, ob es von einem Feuer ausgeht oder aus einem Auge hervorzubrechen scheint. Aus dieser Unbestimmtheit der Lautbilder erklären sich die Synonyma in den Sprachen. Curtius bespricht in Bezug auf „Das Vage der Wurzelbedeutung“ (Grundz. d. griech. Etym. p. 95) die Wörter für die Vorstellung: sehen, also die Wurzeln *skav* (ahd. *scawôn*, schauen), *spak* (gr. *σκοπός*, Späher), *ak* (lit. *akis*, Auge, *oculus*), *fid* (*ιδεῖν*), *dark* (*δέδορκα*), *for* (*ὄράω*), und sagt: „Aufser diesen sechs Verben des Sehens haben wir nun noch eine Reihe anderer, die größtenteils sich als uralte erweisen, so, um beim Griechischen stehn zu bleiben, noch *λέω*, *βλέπω*, *θεάομαι*. Dieselbe Vielheit läßt sich aber bei vielen anderen Begriffen nachweisen. Man denke nur an die vielen Wurzeln, welche sagen bedeuten, an die mannigfaltigen Verba des Glänzens und Schimmerns. In dieser Mannigfaltigkeit konkreter und ganz individueller Vorstellungen, welche alle die Fähigkeit, verallgemeinert und gleichsam Zeichen des Begriffs zu werden in sich tragen, liegt der Hauptklärungsgrund für die *πολυωνυμία*, mithin auch für die Vielheit der Sprache und für die Abweichungen selbst nahe verwandter Sprachen unter einander.“

Hält man fest, daß die Wurzeln Darstellungen waren, Aus-



sagen, Sätze, und daß die aus ihnen gebildeten Wörter nur mit beständiger Beziehung auf den Satz geformt wurden, so sieht man, daß diese Lautbilder nichts ausdrücken wollten und konnten, dem ein bestimmtes, einzelnes Ding entsprochen hätte, sondern daß es Gemälde, Weltanschauungen sind, welche wir selber schaffen; — selber schaffen, denn auch unsere Vorstellungen bilden ja nicht die Wirklichkeit ab, selbst unsere Farben- und Tonempfindungen reduzieren sich ja auf Schwingungen des Aethers, der Luft, wie die Naturforscher zeigen, und Schwingungen selbst, sind sie nicht wieder nur Gesichtsempfindungen von uns? — Alles nun, was die Harmonie einer solchen Bild-Schöpfung in uns nicht stört, sollte es auch unter anderen Umständen noch so viele anderweitige Betrachtung gestatten, wird leicht von demselben Lautbilde mitgemeint und bezeichnet.

Und so entdeckt sich an der Allgemeinheit der Bedeutung des Lautbildes die allgemeine, d. h. die unbestimmte Natur der menschlichen Vorstellungsbilder selbst, welche die Dinge der Welt ideell erfassen, nicht individuell, symbolisch, nicht real, sie darum auch nicht stückweise bezeichnen, sondern bündelweise. Hierin ist die notwendige Erleichterung der Weltauffassung gegeben, wie sie dem Menschengenossen verliehen ist, hierin auch die feste Begrenzung seiner Fähigkeit, die Dinge sich anzueignen. Natürlich meint in jedem konkreten Falle der Redende das Einzelne, Individuelle, nie aber kann er es sagen, und die sinnliche Welt, die Umgebung, der Zusammenhang muß seine Meinung ergänzen. Darum versteht auch keiner den anderen vollständig durch die Rede; er versteht ihn nur, soweit er seine Stimmung teilt, seine Weltauffassung, Erfahrung; soweit er imstande ist, sich in seine Seele zu versetzen.

W. v. Humboldt (Versch. d. m. Sprachb. p. 66) sagt: „Keiner denkt bei dem Wort gerade und genau das, was der andre, und die noch so kleine Verschiedenheit zittert, wie ein Kreis im Wasser, durch die ganze Sprache fort. Alles Verstehn ist daher immer zugleich ein Nicht-Verstehen, alle Übereinstimmung in Gedanken und Gefühlen zugleich ein Auseinandergehen.“ — Wir mögen uns nicht enthalten, hier in kurzem den Inhalt eines Vortrags des Professor M. Bréal mitzuteilen, welchen er unter dem Titel: „Les idées latentes du langage“ veröffentlicht hat. Es heißt da (p. 8 sq.): „Je me propose de montrer qu'il est dans la nature du langage d'exprimer nos idées d'une façon très-incomplète, et qu'il ne réussirait pas à représenter la pensée la plus simple et la plus élé-

mentaire, si notre intelligence ne venait constamment au secours de la parole, et ne remédiait, par les lumières qu'elle tire de son propre fonds, à l'insuffisance de son interprète. Nous avons une telle habitude de remplir les lacunes et d'éclaircir les équivoques du langage, qu'à peine nous sentons ses imperfections. Mais si, oubliant pour un instant ce que nous devons à notre éducation, nous examinons un à un les éléments significatifs dont se composent nos idiomes, nous verrons que nous faisons honneur au langage d'une quantité de notions et d'idées qu'il passe sous silence, et qu'en réalité nous suppléons les rapports que nous croyons qu'il exprime." Bréal zeigt z. B., wie verschiedene Bedeutungen des Suffixes *ier* der Franzose je nach den Umständen erraten müsse in Wörtern, wie *pommier*, *encrier*, *prisonnier*, *chevalier*, *voiturier*, *carrossier* *cet*. Er sagt (p. 20), daß die Sprache dem Gedanken nur zu seiner Entstehung den Anlaß gebe (*provocation*), mehr aber nicht, und vergleicht die Wirkung einer Horazischen Ode oder Periode des Demosthenes treffend mit einem Tizianischen Gemälde, welches seine Wirkung lediglich dem Gesamtschein verdankt, welcher verschwindet, wenn wir nahe herzutreten (p. 29 sq.). In der That zeigt die Sprache auch in dieser Erregung der Illusion durch die angewandten Kunstmittel jene Art der Wirkung, welche der Kunst eigen ist.

Wie wenig die Dinge sich decken mit den Lautbildern, durch welche wir sie bezeichnen, ist leicht zu sehn. Es giebt eine unzählige Menge von Dingen und eine unzählige Menge verschiedener Zustände der Dinge, unzählige Vorgänge auch zwischen ihnen, und nur eine beschränkte Zahl von Wörtern, von Kunstwerken, welche wir zu ihrer Bezeichnung verwenden. So fehlt für vieles, was wir doch empfinden, das Wort — man denke z. B. an die Empfindungen des Geruchs und Geschmacks, oder daran, wie verschiedene Abweichungen in der Art der Sinnesempfindung unbezeichnet bleiben, wenn wir gewisse Farben blau oder grün nennen, oder wenn wir gewisse Lust- oder Schmerzgefühle kenntlich machen wollen; dann wieder, als sei auf unserer Seite der Überfluß, haben wir für dasselbe Ding zahlreiche Synonyma, bilden auch besondere Namen für dasselbe Tier aus verschiedenen Wurzeln, nur um Geschlecht oder Alter zu bezeichnen u. d. m. Auch wechseln die Dinge, während das Wort für sie dasselbe bleibt, wie wenn von *vepna* gesprochen wird zur Zeit der Goten, im Ahd. von *wāfan*, jetzt von *Waffen*; es wechseln auch die Vorstellungsbilder, ohne daß das Wort davon berührt wird, wie z. B. bei *himins*, *himil*, *Himmel*; bei *οὐρανός*,

coelum; und ebenso ändern die Wörter ihre Bedeutungen, obwohl die Dinge in ihrem Wesen beharren.

Man sieht, wie die Frage, ob die Wörter Individuelles bezeichnen oder Allgemeines, schief gestellt ist; weder Individuelles bedeuten sie, noch Allgemeines, bedeuten überhaupt nicht die Dinge, sondern — und zwar bildlich — nur uns selbst, nur unsere Welt. Allerdings sollen unsere Worte die Dinge bedeuten — und dies giebt dann die rastlose Arbeit für das Menschengeschlecht, welche gleichbedeutend ist mit der Aufgabe der geistigen Entwicklung überhaupt.

Wie demnach schon früher (p. 225) das Verhalten der Sprache uns daran erinnerte, daß der Gegensatz von Sinnlich und Unsinnlich nur unserer Abstraktion angehört, so entnehmen wir ihr jetzt, daß der Gegensatz von Individuum und Gattung eben nur von uns so gesetzt wird.

W. v. Humboldt (Versch. d. menschl. Sprachb. p. 31) sagt: „Das Ahnden einer Totalität und das Streben danach ist unmittelbar mit dem Gefühle der Individualität gegeben. — Jenes Streben und der durch den Begriff der Menschheit selbst in uns gelegte Keim unauslöschlicher Sehnsucht lassen die Überzeugung nicht untergehen, daß die geschiedene Individualität überhaupt nur eine Erscheinung bedingten Daseins geistiger Wesen ist.“

VI. Verhältnis der Sprache zu der menschlichen Entwicklung überhaupt. — Die Sprache als Mittel. — In welchem Sinne die Sprache unser Eigentum ist. — Das Denken und das Sprechen. Die sogenannte innere Sprachform. — Die Sprache des Bedürfnisses, die Sprache der Mitteilung, die Sprache der Prosa, die Sprache der Poesie in Bezug darauf, wiefern sie Sprache als Mittel verwenden. — Die Sprache an sich ist Verwirklichung des menschlichen Erkennens durch fortgesetzte Kunstschöpfungen; als Bild des Menschen vereinigt sie in sich sinnliche und geistige Natur, stellt nur eben dieses Mittlere dar, und hat hieran ihre Grenze. — Sprache bezeichnet ungenügend das Sinnliche, wie das abstrakt Geistige. — Untersuchung, wie der Kunstcharakter der Sprache die gesamte Entwicklung des Menschengesistes, namentlich in der Wissenschaft, bedingt. — Anhang: Analogie der Entwicklung von Schrift und Sprache.

Es sei uns vergönnt, ehe wir in die Erörterung des Einzelnen weiter eintreten, zum Abschlufs unserer Erörterungen von der

Wechselwirkung der Sprache und der Seelenthätigkeit einen Blick zu werfen auf das Verhältnis der Sprache zu der menschlichen Entwicklung überhaupt, dann anzudeuten, von welcher Bedeutung sich hierbei die Bildlichkeit der Wörter erweist, und wie namentlich die menschliche Wissenschaft von dem Kunstcharakter der Sprache bedingt wird.

Sprache ist so sehr eine dem Menschen wesentliche Lebensthätigkeit, daß er ohne sie nicht zu denken ist. Darum fällt auch dies zuerst ins Auge, daß die Sprache für ihn Bedürfnis ist, Bedürfnis ebensowohl für sein sinnliches Dasein, wie für seine geistige Entwicklung. Daraus ergibt sich von selbst, daß sie uns nach allen Seiten als bloßes Mittel zur Verwendung zu kommen scheint. Überall gehn wir ja bei unserer Betrachtung der Dinge von dem Interesse aus, welches sie für uns haben, und wir meinen zunächst, sie erkannt zu haben, wenn uns ihre Wertschätzung in Bezug auf uns gelungen ist, wenn wir sie im Verhältnis zu unserer Existenz bestimmt haben.

Es würde auch eine andere Art der Betrachtung gerade bei der Sprache fremd und ungehörig erscheinen, da sie ganz und gar dem Menschen angehört und eben nur dem Menschen. Ist sie doch viel deutlicher nur menschlich, als z. B. Vernunft, Geist, den auch die Tiere haben, zeigt sie doch allein deutlich, wie weit unser Denken von dem tierischen sich unterscheidet, beruht doch, um es mit Eins zu sagen, auf ihr der Charakter unseres Geschlechts. Auch haben die Untersuchungen, welche von alters her über den Ursprung und das Wesen der Sprache angestellt wurden, diese Vorstellung zur Grundlage, daß die Sprache Bedürfnis, Mittel, daß sie unser Eigentum sei. — Nun ist die Sprache aber nicht so unser Eigentum, wie etwa unsere Glieder, welche mit uns da sind und von selbst wachsen, eher so, wie die Luft, welche wir atmen. Diese nehmen wir auf mit unseren Organen, verändern sie, indem wir sie gebrauchen, und immer neu machen wir sie zu unserem Besitz. — Oder vergleichen wir mit dem Rechte, welches wir auf die Sprache beanspruchen, das Recht, mit welchem wir jene Summe von Vorgängen und Thaten, welche wir unsere Geschichte nennen, als unser Eigentum bezeichnen können. Zweifellos ist diese ein Produkt unserer Kräfte, wie sie sich an der Welt entfalten; sie wird stets neu von uns erschaffen; sie erhält sich als ein ideelles Besitztum, gleichsam als ein theoretischer Niederschlag der Prozesse, welche die Bemühungen der Einzelnen herbeiführten, in dem Gedächtnis, und nicht minder auch praktisch in der fortlaufenden

Arbeit der Geschlechter. Aber, wie wir eigentlich nicht unsere Glieder haben, welche vielmehr uns konstituieren, und noch weniger die Luft, obwohl sie uns immer zu Gebote steht, so lange wir imstande sind, sie uns anzueignen, so ist auch die Geschichte unserer Machtsphäre entrückt, derart, daß wir willig in ihr das Wirken von Gesetzen ahnen, von Naturgesetzen, zu welchen vielmehr wir uns als Mittel verhalten. Alle unser Wesen konstituierenden Kräfte erscheinen so zugleich als unsere Herrscher und als Diener, — und namentlich in Bezug auf die Sprache ist deshalb immer wieder betont worden, daß sie — wie die Kunst — göttlicher Natur sei, zum Geschenk uns verliehen, zu notwendigem Gebrauch. Rötcher (*Kunst der dramatischen Darstellung* p. 187) führt von der Bettina an (im Briefwechsel mit der Günderode): „Sprache und Rhythmus sind nicht nur Werkzeuge, sondern selbstschaffende Mächte und Melodien gottgeschaffener Wesen, die in sich fortleben, jeder Gedanke aus der Seele hervor lebendig; der Mensch erzeugt die Gedanken nicht, sie erzeugen den Menschen.“ — Fichte (*Reden an die deutsche Nation* p. 119) sagt: „Es kommt darauf an, daß eine Sprache (in ihrem Volke) ohne Unterbrechung fortgesprochen werde, indem weit mehr die Menschen von der Sprache gebildet werden, denn die Sprache von den Menschen.“ —

Welcher Art ist also wohl unser Eigentum an der Sprache? — Daß sie uns der Anlage nach verliehen ist, wird nicht bestritten werden können, und ebensowenig, daß wir ihren wirklichen Bestand uns schaffen, ihre Verwendung uns erarbeiten. Wenn einerseits sie uns als dienendes Mittel überall zu Gebote steht, beweist sie doch vielfältig auch eine ihr eigentümliche Macht, der wir in unserer Entwicklung im ganzen wie in den Gedankenprozessen im einzelnen verfallen, und, wie man von den großen Ideen der Geschichte noch eher sagen kann, daß sie den einzelnen und die Geschlechter beherrschen, als daß sie von diesen ausgehen, so darf von unserm Eigentum an der Sprache nur so die Rede sein, daß wir anerkennen, wie sie auch uns habe und beherrsche. —

Es wird damit nur in einem erweiterten Gebiete das Gesetz der Wechselwirkung der Seelenbewegung mit dem Laut anerkannt. „Die Sprache — sagt W. v. Humboldt (*Versch. d. menschl. Sprachb.* p. 37) — erkennen wir als die erste notwendige Stufe, von der aus die Nationen erst jede höhere menschliche Richtung zu verfolgen imstande sind. Sie wachsen auf gleich bedingte

Weise mit der Geisteskraft empor, und bilden zugleich das belebend anregende Prinzip derselben. Beides aber geht nicht nacheinander und abgesondert vor sich, sondern ist durchaus und unzertrennlich dieselbe Haltung des intellektuellen Vermögens. Indem ein Volk der Entwicklung seiner Sprache, als des Werkzeugs jeder menschlichen Thätigkeit in ihm, aus seinem Inneren Freiheit erschafft, sucht und erreicht es zugleich die Sache selbst, also etwas Anderes und Höheres; und indem es auf dem Wege dichterischer Schöpfung und grübelnder Ahndung dahin gelangt, wirkt es zugleich wieder auf die Sprache zurück.“ — „Die Geisteseseigentümlichkeit und die Sprachgestaltung eines Volkes stehen in solcher Innigkeit der Verschmelzung ineinander, daß, wenn die eine gegeben wäre, die andere müßte vollständig aus ihr abgeleitet werden können. Denn die Intellektualität und die Sprache gestatten und befördern nur einander gegenseitig zusagende Formen. Die Sprache ist gleichsam die äußerliche Erscheinung des Geistes der Völker; ihre Sprache ist ihr Geist und ihr Geist ihre Sprache, man kann sich beide nie identisch genug denken.“ — Und, mit bestimmter Rücksicht auf die real vorhandenen Sprachen, heißt es daher p. 12: „So innerlich auch die Sprache durchaus ist, so hat sie dennoch zugleich ein unabhängiges, äußeres, gegen den Menschen selbst Gewalt übendes Dasein.“ —

Es erscheint die Sprache demnach mehr als eine Macht, welche durch die Menschen hervorgebracht ist, als von ihnen; man möchte sagen, daß sie nur an ihnen sich entfaltet. — Wenig oder nichts schaffen Verstand, Einsicht oder menschlicher Wille an dem eigentlichen Bestande der Sprache. Hätte Reflexion einen wesentlichen Anteil an ihr, so würde ihr Ursprung, ihr Wesen der Reflexion sich leicht wieder erschließen. Vergebens aber versucht diese einzudringen; dunklere Arten des Vorstellens, Empfindens, Fühlens, Merkens verhelfen zu einer Vorstellung von ihrem Wesen und Wesen. Wenn dennoch der logische Verstand Grammatiken aufstellt, Lexika sammelt und etymologisch ordnet, so kann ja solche Rubrizierung auch bei jeder Gattung der Naturgebilde erfolgen, denn Alles ist irgendwie auch unserm Verstande homogen geschaffen oder doch zum Teil zugänglich. Auch die Botanik ordnet die freie Pflanzenwelt nach Merkmalen und nach Reflexion, aber am wenigsten doch ist es Menscheneinsicht, ist es Verstand, in welchem die Idee der Pflanze wurzelt. Und wenn es schließlich gelingt, in der Grammatik eine vollständige, angewandte Logik zu finden — freilich mit zahlreichen Unverständigkeiten gemischt —

so entnehmen wir doch nur dies hieraus, daß, da durch den ganzen Menschen die Sprache zur Entwicklung kam, sicherlich auch jene Bestimmtheit und Konsequenz des Denkens, welche als logischer Verstand gern wie eine besondere, bevorzugte Abteilung des menschlichen Geistes gefaßt wird, in ihr sich wirksam bewies, und als die Ordnung in dem Sprachmaterial — namentlich in dem Gebiete der Syntax — abgesondert werden kann. —

Die gewöhnliche Ansicht denkt sich das Verhältnis des Gedankens zur Sprache derart, wie sie Form und Materie einander entgegenzustellen pflegt, daß nämlich das Denken als bestimmend, die Sprache als bestimmt, jenes als das Inhalt Gebende und Herrschende, diese lediglich als das Empfangende und gehorsam Darstellende gefaßt wird. Es ist dies unrichtig, und muß nach dem von uns entwickelten Gesetz der Wechselwirkung der Seelenthätigkeit und unserer Lautäußerung beurteilt werden. Es ist nämlich deshalb hier von keinem Prius des Denkens die Rede, weil es sich als theoretisches eben nur an und mit der Sprache zugleich entwickelt. Mit den auf vorangegangenen Stufen der Sprachbildung durch Laute fixierten und somit wirklich gewordenen Bildern operiert die Seele, und sie zieht aus den Erfolgen dieser Operationen Schlüsse, trennt endlich die Operation selbst von den Objekten und kommt so zu einer Welt von Abstraktionen, von ihr eigentümlichen Begriffen. Wir erschließen uns ebenso die Welt des Sichtbaren, Hörbaren, Tastbaren, Schmeekbaren zunächst durch die Anwendung der Sinnesorgane; unsere Wahrnehmungen bringen wir dann zur Korrektheit durch reflektierende Vergleichung, und endlich sondern wir den Sinn und seine Thätigkeit von den objektiven Bedingungen, unter denen er wirkt. Eben dadurch, daß wir die Sinne gebrauchen, gewinnen wir sie zu unserm bewußten Eigentum. Aus dem Gesetz der Wechselwirkung ist andererseits auch, wie wir hier einschalten, der neuerdings aufgestellte Satz zu verwerfen, welcher umgekehrt behauptet, daß die Sprache es ist, durch welche die Vernunft verursacht würde. Wir können uns die Anschauung der interessanten Schrift nicht aneignen, welche ihn aufstellt. Es heißt da u. a. (bei Geiger, Ursprung u. Entwicklung der menschlichen Sprache und Vernunft. Stuttg. 1868. Bd. I, p. 105): „Die sprachliche Einzeldarstellung der Begriffsentwicklung — wird es zur zweifellosesten Sicherheit und Deutlichkeit erheben, daß so lange die Sprache nicht unter Einwirkung von Schrift und Litteratur weit über den eigentlichen Zustand ihrer Reife hinausgeschritten ist, zwischen dem Bemerken und seinem Ausdrücke im

Laute nicht nur eine lange Zwischenzeit, wie bisher noch als möglich angenommen worden, nicht verfließt, sondern es auch noch viel zu wenig wäre, wenn wir sagen wollten, er folge demselben unmittelbar wie der Schrei der Schmerzempfindung. Von allen den Verstandesobjekten, die wir in welcher noch so alten Zeit auch immer in einem Sprachlaute dargestellt erkennen, erscheint keines ihm wirklich als Ursache oder Veranlassung voraus: vielmehr, wie alle Entwicklung die Dinge zunächst aus ihnen ähnlichen unmerklich, alsbald aber, wenn sich die Reihe viele Glieder hindurch fortsetzt, bis zu gänzlicher Verschiedenheit verändert, so durchlebt ein jeder Laut für sich, unabhängig von jedem Zweck des Bezeichnens, Schilderns oder Äufserns, eine rein lautliche und körperliche Generationenkette von Verwandlungen, in welchen sich Vernunft und Geistesthätigkeit so wenig wie bei dem Wachstum der Tier- und Pflanzenkörper wirksam zeigen. Auf der andern Seite bleibt die Vermehrung des Bemerkens hinter der Fortentwicklung des Lautes stets einen Schritt zurück und rankt sich gleichsam an ihm empor, so daß jeder einzelne Teil der Sprache dem ihm entsprechenden Einzelteile der Vernunft vorausgeht, und also auch nicht die Vernunft die Sprache, sondern nur die Sprache die Vernunft, wenn auch nicht vollendet und fertig die vollendete, verursacht haben kann.“ —

Wir halten dieser Auffassung gegenüber die tiefere Anschauung W. v. Humboldts fest: (Versch. d. menschl. Sprachb. p. 33.) „Da die Sprachen unzertrennlich mit der innersten Natur des Menschen verwachsen sind und weit mehr selbstthätig aus ihr hervorbrechen als willkürlich von ihr erzeugt werden, so könnte man die intellektuelle Eigentümlichkeit der Völker ebensowohl ihre Wirkung nennen. Die Wahrheit ist, daß beide zugleich und in gegenseitiger Übereinstimmung aus unerreichbarer Tiefe des Gemüts hervorgehen.“ —

Wir kehren indes zu unserer Erörterung zurück. —

Es ist leicht einzusehen, woher es kommt, daß der Gedanke der Sprache gegenüber als das Prius erscheint. Die Bewegung der Seele ist nicht sofort auch schon, was wir Gedanke nennen. Ein Reiz macht sich geltend, wird empfunden, wahrgenommen, wirkt Lust oder Unlust, äußert seine Anregung in Bezug auf Einsicht und Willen, und die Reihe, welche er so durchläuft, wird keineswegs in gerader Linie durchmessen. Der Reiz kann z. B. je nach den Ideen-Assoziationen, welche zu ihm treten, verschieden anregen, stimmen und bestimmen, endlich aufgefaßt werden; zwischen



mancherlei Möglichkeiten scheint die Seelenbewegung zu schwanken, und erst, wenn sie bestimmt ist und sich bestimmt weiß, verdichtet sie sich zum Wort, vermag sie sich auszusprechen. Allerdings also ist der Geist, ist die Bewegung der Seele die Voraussetzung für das Eintreten der Sprache, aber diejenige Bestimmtheit der Seele, welche einem Lebensmoment den unwiderruflichen Abschluß durch das Wort giebt, kann ihn sich eben nicht anders geben, als durch das Wort.

Man wird demnach sagen müssen, daß die Bildung der Begriffe nicht weniger ein Sprachakt ist als ein Denkakt. Die ganze Bestimmtheit, welche den Begriff als solchen konstituiert, welche ihm im Fortleben durch Erweiterung, Einengung, Zuspitzung, Umwandlung zu teil wird, empfängt er dadurch, daß er Sprachakt ist, und auch die Seele mußte ihn zum Sprachakt reif gekocht haben, damit er gesprochen werden konnte, d. h. ein sinnlich bestimmtes Dasein erhalten, an welchem nun zunächst die unendliche Bestimmbarkeit der Seele ihre Grenze fand; er mußte aber dann auch gesprochen werden, denn solche Bestimmtheit verträgt und trägt die Seele nicht mehr ohne Hilfe des Lautes. Wo feinere Nerven sind, die Empfindung leichter anklingt, wie bei den Weibern, tritt die Notwendigkeit, daß die Seelenakte sich zum Laut artikulieren, früher ein. When I think, I must speak: sagt Rosalinde bei Shakespeare. (As you like it. Act. III, Sc. II) Do you not know I am a woman? —

Man betrachte einmal, wie Schleiermacher, der von sich selbst sagt (Brief an die Schwester vom 23. März 1799): „Es liegt sehr tief in meiner Natur, daß ich mich immer genauer an Frauen anschließen werde, als an Männer“ sich über seine Vorlesungen gegen sein „liebes Jettchen“, seine Braut, ausspricht: „Mit den ersten Stunden bin ich selten zufrieden, wie ich auch mit dem Eingang in meine Predigten am wenigsten zufrieden bin. Aber nun komme ich hinein und die Zuhörer auch. Alles ordnet sich bestimmter, es geht immer klarer hervor, daß wir die Wahrheit ergriffen haben, der Vortrag wird immer leichter und oft überrascht mich selbst mitten im Vortrage etwas Einzelnes, was von selbst hervorgeht, ohne daß ich daran gedacht hatte, so daß ich selbst aus jeder einzelnen Stunde fast belehrt herauskomme.“ — (Brief vom 4. Dezbr. 1808.)

Der Sprachakt ist also die Vollendung des Denkakts, und daher nicht bloß die Form für diesen, sondern er ist dieser selbst, wie er leibt und lebt. Er als Lautbild zeigt deshalb auch die-

selbe Unbestimmtheit der Symbolik, in welcher das Vorstellungsbild einen Daseins-Augenblick allein sich anzueignen vermag — Unbestimmtheit nämlich in Bezug auf die Bedeutung der objektiven Welt gegenüber. Nach W. v. Humboldts Vorgange hat man diese innerliche Seite des Wortes, die subjektive, notwendig einseitige und willkürliche Auffassung der Seele die innere Sprachform genannt. So heisst es z. B. bei Lazarus: (Das Leben der Seele Bd. II, p. 102) „Wenn das Wort βοῦς bus Rindvieh bedeutet, so liegt offenbar in demselben kein anderer Sinn, als das Bu machende, und es ist Erfolg der inneren Sprachform, daß das ganze Rindvieh nach dieser einen Eigenschaft seines Tones angeschaut, und wiederum, daß unter dem Namen, welcher nur diese Eigenschaft andeutet, das ganze Rindvieh verstanden wird. So macht denn die innere Sprachform jene Empfindung, durch deren Reflex der Laut gebildet ist, zum festen Mittelpunkt der ganzen Anschauung, und wenn in späteren Anschauungen ein Ochse gesehen wird, ohne daß er brüllt, so wird er nichtsdestoweniger mit demselben Namen genannt, denn infolge der gegenwärtigen Anschauung wird auch die frühere reproduziert, diese aber ist mit dem Laut verknüpft und infolge dieser Verknüpfung ist sie die bestimmtere, festere, durch die eigene Zuthat der Seele angeeignete;“ cet. — Lazarus spricht dann auch von einer „sekundären inneren Sprachform“, sofern „der Gebrauch und die Fortbildung der Sprache einen ganz ähnlichen Fortschritt des Denkprozesses bewirkt, wie er in der Schöpfung der Sprache gegeben ist“. (l. c. p. 210.) Mehreres hierüber bei Steinthal (Typen d. Sprachb. p. 33—43) und bei Heyse (System d. Sprachw. p. 162). Das Vorstellungs-Augenblicksbild also, welches in Bezug auf seine Verkörperung in dem Lautbilde als dessen Inhalt, Seele, Bedeutung zu fassen ist, heisst hier innere Sprachform. Es ist aber kein Grund, durch Einführung dieser Bezeichnung gleichsam eine neue Seelenstation anzulegen (wie sie etwa in dem Homerischen formelhaften Verse Od. II, 302; V, 181 cet. angedeutet zu sein scheint: ἔπος τ' ἔφατ', ἐκ τ' ὀνόμαζεν; so auch bei Herod. 3, 156: ἔφη λέγων oder Od. V, 183: οἶον δὴ τὸν μῦθον ἐπεφράσθησ' ἀγορεύσαι, wo offenbar der Denkakt neben dem Sprachakt erwähnt wird), sobald man sich nicht einbildet, daß wir auch ein anderes unbildliches und somit besseres und reineres Denken besitzen, als dasjenige ist, welches in der Sprache seinen Ausdruck findet, sobald also man Denken und Sprechen nicht auseinanderreißt. Steinthal selbst scheint dies einzuräumen, wenn er sagt:

(Grammatik, Logik und Psychologie p. XXI) „Wir gestehen nicht bloß eine Verwandtschaft zwischen Bedeutungslehre und innerer Sprachform zu, sondern meinen, die Bedeutungslehre, wahrhaft aufgefaßt, sei eben Darstellung der inneren Sprachform.“ Freilich, wenn er (l. c. p. 342) wieder versichert, „die innere Sprachform ist nicht selbst die Bedeutung, sondern nur die instinktiv gebildete Anschauung von derselben“, so benennt er den Blick, welchen er von innen auf die Entstehung der Bedeutung wirft, innere Sprachform, und, wenn er ihn von außen d. h. von der Sprache aus auf die innere Sprachform richtet, Bedeutung — aber damit bezeichnet er nicht zwei verschiedene Dinge, sondern seine beiden Betrachtungs-Standpunkte. Heyse (Sprachw. p. 162) macht es W. v. Humboldt zum Vorwurf, daß er sich „in seiner Theorie nie ganz von dem Irrtum losmachen konnte, die innere Sprachform für identisch mit der allgemeinen Denkform zu nehmen und daher immer nur eine graduelle Verschiedenheit der Sprachen in ihrem mehr oder weniger gelungenen Streben nach einem jenseitigen Sprach-Ideal, nicht aber eine in der verschiedenen Sprach-Ansicht des Volksbewußtseins begründete prinzipielle Verschiedenheit derselben begreifen und festhalten konnte“. — Heyse fährt fort: „Es giebt keine allgemeine, absolute innere Sprachform, sondern nur besondere; und die innere Form einer bestimmten Sprache ist die von dem Volksgeiste in bestimmter Weise ihm selbst vorgestellte allgemeine Denkform“, oder, wie er es auch nennt: „das reine — allgemeine — Denksystem.“ — Von diesem reinen Denken heißt es, (p. 160) es sei „der Begriff, welcher nicht in dem Worte als solchem liege — seiner sprachlichen Natur nach — sondern gleichsam darüber schwebend und dem reinen, allgemeinen Geiste angehörend.“ —

Nun leugnen wir nicht, daß das Wort Geist allgemeinere Bedeutung hat, als das Wort Begriff. aber wir leugnen, daß dieser allgemeine Geist einerseits gleichsam über unsern Worten schwebend, andererseits irgendwie unserer Begriffswelt angehörend. Diese vielmehr findet, wenn sie eine gewisse Bestimmtheit, Festigkeit erlangt hat, man kann sagen, wenn sie vor dem Bewußtsein als ein Erkanntes steht, ihre Darstellung durchaus in der Sprache, und was darüber zu schweben scheint, ist entweder eine Seelenbewegung, welche die Reife zum Worte nicht zu erlangen vermochte, und deren Wellen noch nachzittern, oder welche in weiteren Worten noch dargestellt werden kann. Jener allgemeine Geist, den wir ahnen mögen, kommt gar nicht bei uns zur Form des Denkens

d. h. zur bildlichen Erfassung, darum auch nicht der Sprache. Wenn Heyse fortfährt: „Für ihn (den reinen, allgemeinen Geist) wird die besondere sprachliche Anschauungs- und Vorstellungsweise zu etwas Gleichgiltigem“ — so ist richtig, daß der Gebildete ebenso lautlos zu denken, als der Geübte lautlos zu lesen imstande ist, vom Laute also zu abstrahieren vermag; aber sobald er den Gedanken sich klar und bestimmt erneuern will, ist er, wie ursprünglich, an das Wort, ja an den Buchstaben des Wortes verwiesen. Solches Begreifen, dem der sprachliche Ausdruck gleichgiltig wäre, schwebt dann freilich über den Worten, wir nennen es aber Gefasel. —

Es giebt also freilich keine allgemeine, absolute Sprachform, aber ebensowenig giebt es eine reine, allgemeine Denkform. Zwar sind es gewisse Grenzen, innerhalb deren sich alles menschliche Denken bewegt, und es können Formeln aufgestellt werden, wie die, daß  $A = A$ , welche nirgend zu bestreiten sind, aber ist denn damit ein „reines, allgemeines Denksystem“ konstituiert, ein Schema, nach welchem ein in Wirklichkeit noch nie beobachtetes reines, Denken jedenfalls zu verfahren hätte? — Das reine Denken ist eben solches Hirngespinnst, wie es eine reine Sprache sein würde, welche anzunehmen freilich noch niemand eingefallen ist. Das ganze rein wissenschaftliche Interesse sowohl, wie demgemäß auch die Erfolge auf dem Gebiete der Wissenschaft, wie sie vornehmlich den Völkern der indogermanischen Sprachfamilie zu eigen sind, erwachsen an und mit ihrer flektierenden Sprache. Nur sie haben auch ein reines Denken erfinden können, nur bei ihnen hat eine Lostrennung des abstrakt Logischen in voller Schärfe sich zu vollziehen vermocht. —

Wenn daher in unserer Zeit wissenschaftliche Untersuchungen, welche von bloßen Begriffen, Abstraktionen ausgehen, in Mißkredit gekommen sind und mit Unglauben aufgenommen werden, wenn empirische Forschung als grundlegend gefordert wird, so ist auch klar, daß, was Kant als „Kritik der reinen Vernunft“ zu untersuchen begann, fortzuführen ist als Kritik der unreinen Vernunft, der gegenständlich gewordenen, also als Kritik der Sprache. Die Verschiedenheit der wissenschaftlichen, moralischen, religiösen Begriffe, die Eigentümlichkeit des ganzen Volkslebens, die verschiedene geschichtliche Entwicklung bei den Nationen sind an sich genügend deutliche Zeichen, daß ein allgemeines Denksystem dieselbe Abstraktion ist, wie es ein allgemeines Sprachsystem sein würde. „Es sollte doch — unserer Idee nach — allgemein so

gedacht, so gesprochen werden“ — so mag allerdings hier gedacht werden, wie dort, und mit gleichem Rechte. W. v. Humboldt aber hat in seiner zurückhaltenden Darstellung recht, welche nichts behauptet, was sie nicht weiß. Leibnitz freut sich in den *nouveaux essais* (lib. III, VII, 6), von der Besprechung bloßer Wörter zur Behandlung der Dinge übergehn zu können, aber er setzt hinzu: „quoique je crois véritablement, que les langues sont le meilleur miroir de l'esprit humain, et qu'une analyse exacte de la signification des mots feroit mieux connoître que toute autre chose les opérations de l'entendement.“

Herder (*Ideen zur Philos. d. Gesch. d. Menschh.* Bd. I, lib. IX, 2) sagt: „Ein Volk hat keine Idee, zu der es kein Wort hat. Die lebhafteste Anschauung bleibt dunkles Gefühl, bis die Seele ein Merkmal findet und es durchs Wort dem Gedächtnis, der Rück-erinnerung, dem Verstande, ja endlich dem Verstande der Menschen, der Tradition einverleibt: eine reine Vernunft ohne Sprache ist auf Erden ein utopisches Land. Mit den Leidenschaften des Herzens, mit allen Neigungen der Gesellschaft ist es nicht anders. Nur die Sprache hat den Menschen menschlich gemacht, indem sie die ungeheure Flut seiner Affekten in Dämme einschloß und ihr durch Worte vernünftige Denkmale setzte.“

Als zu demselben Geschlechte der Menschen gehörig werden natürlich alle Volksstämme die Hauptpunkte des logischen Denkens anerkennen, aber ebenso ist ja auch die Verschiedenheit der Sprache eine begrenzte. Stoffwörter, Thätigkeitswörter, Wörter, welche Beziehungen bezeichnen, sind überall vorhanden und werden nach allgemeinen Denkgesetzen verwandt, d. h. nach solchen, welche in allen besonderen sich finden.

Wir sehen uns so mit dem scheinbar schrankenlosen Denken an ein scheinbar Äußerliches gebannt, an die Sprache, und diese Sprache, obwohl von uns geschaffen und beständig neu geschaffen, bedingt und beherrscht uns, wie nur immer die Natur uns durch Klima, Nahrung u. d. m. bedingen mag. Aus Denken und Sprechen erbauen wir das Reich des Menschengeistes, in den Makrokosmos setzen wir einen Mikrokosmos, und, obwohl mit den Wurzeln dieses Reiches ruhend in der Natur, obwohl gehalten von ihr nicht minder, als umgrenzt, empfinden wir doch nur zu deutlich, daß es lediglich Analoga des Universums sind, Bilder, mit denen wir uns behelfen. *Omne, quod scitur, non ex sua, sed ex comprehendentium natura cognoscitur.* (Boethius, *cons. phil.* V, 6 pr.) — Das Rätsel unseres Wesens ergiebt sich uns am anschau-

lichsten aus der Betrachtung der Sprache, als in welcher unsere Seele am bestimmtesten sich offenbart, und mit Recht sagt Pott (Ungleichheit menschlicher Rassen p. 94) er lege „ganz im Sinne der Naturforschung“ den Satz *Nosce te ipsum!* dahin aus: „Mensch, greife in deinen Busen, studiere die Unendlichkeit der Sprachen der Völker und sei gewiß, damit ein gutes Stück deines Selbst, deines tiefsten und verborgensten Wesens zu erkennen und jedermanns Blicken offen vorlegen zu können.“

„Das ist eben das wahre Geheimnis, das allen vor Augen

Liegt, euch ewig umgiebt, aber von keinem gesehn.“

Und indem wir hier Schillers Worte: „An die Mystiker“ zu den unsrigen machen, wie es so ja von jedem geschieht, der eines anderen Worte für sich anführt, können wir die Bemerkung nicht unterdrücken, daß eben nicht bloß Wörter ihrer bildlichen Natur wegen den verschiedensten Sinn in sich selber haben und je nach der Umgebung, in welcher sie auftreten, kundgeben, sondern daß auch ganze Gedanken — und Wortreihen — als erweiterte Bilder — sich mühelos und passend anderen Verbindungen einfügen, für welche sie ursprünglich nicht entfernt berechnet waren. Hierauf gründet sich denn die Möglichkeit die sogenannten Centones zu fabrizieren, wie z. B. den *Χριστός Πάσχω* oder die Centones Virgiliani. So sehr ist das Wort an sich selbst allgemein, d. h. unbestimmt.

Eine nähere Betrachtung derjenigen Verhältnisse, in welchen anscheinend die Sprache als bloßes Mittel gebraucht wird, soll uns genauer die Stellung bezeichnen, in welcher unser gesamtes Geistesleben der Sprache gegenüber sich befindet.

Sprache nimmt ihren Ausgangspunkt von den Individuen. Sie entsteht aus individuellen Reizen, wird sofort aber dadurch, daß sie laut d. h. zum Laut wird, zum mächtigsten Bindemittel der Gattung, — die Nationalitätskämpfe unserer Zeit zeigen vielfach diese Macht — und man kann deshalb nicht unterscheiden zwischen einer Sprache, welche nur für das Individuum wäre, und einer Sprache der Gattung, aber doch läßt sich mit den Begriffen Individuum und Gattung eine Linie der Fortbewegung bezeichnen, auf welcher die Entwicklung der Sprache vor sich geht, und auf dieser Linie der Punkt des Anfangs und des Zieles, und man gewinnt, indem man ihre Richtung verfolgt, eine Übersicht über die beständig wachsende Benutzung der Sprache als Mittel. Vielleicht genügt hier das folgende Schema:

I. Es schafft zunächst das Individuum, welches die Sprache hervorbringt, eben nur für das Individuum; indem es ferner die Wirkung der Laute auf die anderen erkennt und benutzt, gebraucht es sie als Mittel zum Verkehr mit der Gattung, so weit diese in der Familie, im Stamm, im Volk seiner Einwirkung erreichbar wird.

II. Die Sprache der Gattung, sagen wir: die Volkssprache, wird dadurch auch zur Sprache des Individuums, und abermals teilt sich dann die Anwendung dieser fest gewordenen Überlieferung, indem sie sich richten kann auf die Individuen oder auf die Gattung.

Zwischen beiden Perioden liegt das durch Erweiterung des Sprachgebiets, durch Bildung einer Volkssprache erhöhte Bewußtsein, ferner eine gewisse Kultur, welche sich notwendig hieraus erzeugt, endlich als Ausdruck derselben das Eintreten der Schriftsprache. Die Sprache ist in dieser zweiten Periode ihrer Entwicklung dem Belieben des Individuums entrückt, sie entfaltet sich nunmehr nur weiter nach Konvention, denn der Einzelne hat nunmehr weder Recht noch Beruf, Sprache zu schaffen anders, als mit Rücksicht und in Analogie mit der vorhandenen, d. h. im Anschluß an den usus. Von dieser Volkssprache gilt daher Aristoteles Definition (*περὶ ἑρμην.* 2): *ὄνομα μὲν οὖν ἐστὶ γωνή σημαντικὴ κατὰ συνθήκην* und, was er weiter erklärt: *οὐ γύσει τῶν ὀνομάτων οὐδέν ἐστιν, ἀλλ' ὅταν γένηται σύμβολον*. — Da nun hiermit das freie Schaffen der Sprache notwendig ein Ende nimmt, diese vielmehr in die Dienste und Bedingungen des Volkslebens eintritt, so ist erklärlich, daß nunmehr der Verfall der Lautsprache beginnt. Die reiche, überströmende Bildungskraft weicht vor den Anforderungen, welche der Verkehr auf Klarheit, Kürze, Bestimmtheit erhebt. Je mehr die Sprache als Mittel gefaßt wurde, desto mehr kam es nur auf das an, was sie bedeutete; es störte das Verständnis, wenn die Fülle des Eindrucks, die Eigentümlichkeit des Reizes an dem Lautbilde noch farbig hervortrat; geschmeidigere Formen, gelenke Beweglichkeit wurde verlangt, und wenn im Anfange die Wurzel, dann das Wort es war, welches den Sinn trug, so war es nun der Satz, auf dessen Ausbau es ankam, indem der sinnvolle Mensch, das vorhandene Lautmaterial zu seinen Zwecken benutzend, Formwörter und Wortformen mit technischer Gewandtheit darstellte und so an Bestimmtheit und praktischer Brauchbarkeit für die Sprache gewann, was sie bei dieser Behandlung an Naturkraft und Lautfülle ein-

büßte. Es ist dies dann die Periode, in welcher, nachdem die Sprache als Kunst abstarb, eine Kunst der Sprache sich bildet, der Geschmack vieles Feine und Anmutige hervorbringt, der Affekt sich nicht weniger treffend, aber in gebildeter Zurückhaltung äußert, auch die Feinheit des Ohrs sich bewährt nicht nur im Abschleifen, sondern auch im Anbau von Formen und in Wandelung von Flexionen.

Die Sprache, nach der Seite ihrer Verwendung als Mittel betrachtet, stellt sich, wie wir sie in unserm Schema, als der ersten Gruppe angehörig, der Periode der eigentlichen Sprachbildung zuwiesen, einmal als Sprache des Bedürfnisses dar, dann als Sprache der Mitteilung, wobei zu bemerken ist, daß diese Verwendungen der Sprache mit dem Eintritt der Volkssprache nicht etwa untergehn, sondern, obwohl beeinflusst von dieser, als der natürlichen Existenz der Gattung entsprechend, bleiben, und sich für die weiter gehende Entwicklung der Sprache als Brunnen der Erfrischung und Erneuerung fruchtbar zeigen.

Und, was die zweite Gruppe betrifft, wenn nun die Sprache feste Gestaltung genommen hat, für welche das Eintreten der Schriftsprache das bestimmteste Zeichen ist, erzeugt sich eine Litteratur, so entwickelt der Menschegeist das doppelte Streben, einmal: die Welt, das Sein zu erfassen, wie es wirklich zu sein, zu bestehen scheint, für welche Darstellung der Prosa dann Angemessenheit, Klarheit und Bestimmtheit oberstes Gesetz ist; zum zweiten: diese Welt ihrem Scheine nach als Andeutung, Symbol eines Göttlichen oder vielmehr Mensch-Göttlichen zu fassen und darzustellen, für welche Kunst dann die sinnlich bildliche Sprache, eben die ursprüngliche Sprache des Individuums, so wie sie, erhoben und veredelt, auch in der Sprache der Gattung sich behauptet, die angemessene ist; — dies ist dann die Sprache der Poesie.

Fassen wir dies zusammen, so ergibt sich eine vierfache Betrachtung der Sprache als eines Mittels: 1. für das Bedürfnis; 2. für die Mitteilung; 3. für die Prosa; 4. für die Poesie.

Giebt es auch eine besondere Sprache der Wissenschaft? Die Anhänger der Lehre von einem reinen Denken suchen allerdings den Bezug auf das Individuelle aus der Sprache gänzlich zu tilgen; nicht minder freilich müßten sie sich aber auch der Volkssprache zu entschlagen bestrebt sein, da ihrer nur die Sprache der Gattung für die Gattung würdig ist. Manche sogenannte philosophische



Sprache hat diese Absonderung von dem sinnlichen, persönlichen und gemeinen Bewußtsein und von der gewöhnlichen Sprache der Menschen versucht.

Was nun aber die vier von uns aufgestellten Richtungen betrifft, nach welchen die Sprache als Mittel zur Verwendung kommt, so zeigt sich, daß in keiner von ihnen sie völlig darin aufgeht, Mittel zu sein, daß sie vielmehr ein eigenes Leben kundgibt, welches über den Menschen Gewalt hat.

Schon bei kleinen Kindern kann beobachtet werden, daß ihnen Äußerung durch den Laut ohne irgend welchen Zweck Naturbedürfnis ist. Man nennt diese Zungen- und Lippenübungen, das Schnalzen, Rollen, Blubbern, Bibbern, Gurgeln, mit welchem sie sich ausreichend selber unterhalten, Krahlen, Dahlen u. s. f. Becker (Organism der Sprache p. 5) sagt richtig: „Das Kind spricht nicht, um dadurch einem äußeren Bedürfnis abzuhelpen, sondern weil es am Sprechen, wie an allen Übungen organischer Kräfte, seine Lust hat: das Denken wird bei ihm sogleich ein Sprechen; daher ist das Sprechen beim Kinde meistens ein Maßstab seiner intellektuellen Entwicklung.“ Und so ging auch in jener ersten Periode der Sprachbildung, welche die hervorgebrachten Laute in den Dienst des Bedürfnisses stellte, die Arbeit des sprachschaffenden Organismus nicht bloß infolge eines Zwanges vor sich, sondern auch das freie sich entzündende Interesse, z. B. an den verschiedenen Arten des Glanzes, rief Wurzeln hervor und hielt sie fest. Lazarus (Leben der Seele p. 72) führt Johannes Müller an: „Die Wirkungen der Vorstellungen erfolgen bei Alteration meist nach allen Richtungen, auf die Sinne, die Bewegungen, die Absonderungen. Aber auch die einfachen und affektlosen Vorstellungen bringen die lebhaftesten organischen Wirkungen hervor“ und stellt dann „die allgemeine Thatsache fest, daß jede, wenigstens jede neue Anschauung eines Dinges auch von der Erzeugung eines den empfangenen Empfindungen entsprechenden Lautes begleitet sein wird.“ — Und wenn nun der individuelle Laut sich endlich festsetzte, zur wirklichen Sprache wurde, bewirkte dies etwa das Bedürfnis, das keineswegs immer bestand, oder eine Art von Verabredung, deren irgend mögliche Tendenz ja weit über den Standpunkt des Bewußtseins auf dieser Sprachstufe hinaus gelegen hätte? Vielmehr war es eine eigentümliche Macht des Lautes, welche die Menschen an ihn fesselte, eine geheimnisvolle Macht, wie sie beim Besprechen

von kranken Körperteilen mit allerlei Unsinn noch heute vom Volke anerkannt wird.

Auch bei der Benutzung der Sprache als Mittel der Mitteilung zeigt sie an sich selbst grössere Kraft, als der Redende imstande ist mit irgend welchem Willen in sie hineinzulegen. Es entzündet sich nämlich an dem gesprochenen Worte nicht bloß dessen Verständnis, sondern weitere Reihen von Bewegungen der Seele werden angeregt, bisher dunkel Gefühltes wird von energischem Lichte bestrahlt und findet das passende Wort, und der Redende erfährt im Reden selbst erst, was er alles sieht und will. Eben hierbei zeigt sich, wie die bildliche Natur des Wortes viel Weiteres noch berührt, als in jedem bestimmten Zusammenhange es sichtbar wird, so daß dann weiter ein Gedanken dem anderen fast mechanisch anschießt, um die ganze Sphäre des Bildes auszufüllen. Interessant ist in dieser Beziehung eine Bemerkung Lessings (*Anti-Göze*, 2): „daß in den wirklichen Gesprächen des Umganges, deren Lauf selten die Vernunft und fast immer die Einbildung steuert, die mehresten Übergänge aus den Metaphern hergenommen werden, welche der eine oder der andere braucht“.

Was zuweilen gesagt wird: „der Fluß der Rede habe den Redner hingerissen“, ist keine Phrase, wie dies besonders stark bei Improvisatoren hervortritt, welche dem Genius der Sprache vollständig anheimfallen. Durch die Mitteilung entzündet sich eben das Gefühl der Gemeinsamkeit der Individuen, und die Sprache zeigt sich als die wirkliche Vergesellschaftung des Menschengeschlechts. Darum beschränkt sich die Mitteilung sehr bald nicht mehr auf das vom Bedürfnis geforderte Maß des Mitzuteilenden, sie macht sich unabhängig vom Gegenstande, d. h. sie hört auf, Mittel zu sein und erweist sich als ihr eigener Endzweck. Alles *causer de choses et d'autres*, die Thee- und Kaffeegespräche, der sogenannte Klatsch ist nichts als Mitteilung um ihrer selbst willen und zeigt die selbständige Macht der Sprache.

Wenden wir uns nun weiter zu der relativ fertigen Volkssprache, zur Sprache der Bildung, und hier zunächst zur Prosa, so erscheint die Sprache in dieser Verwendung völlig als Mittel, als bloßes Zeichen einer Bedeutung, und man findet es als ungehörig und störend, wenn sie, als wäre sie etwas für sich, ihre Reize, ihre Macht geltend machen will. Geschäftssprache und Sprache der Wissenschaft — das heißt eben Sprache im Dienst, welche nur insoweit geduldet wird, als sie eben dient. Und doch

zeigt gerade in dieser Sphäre die Sprache die größte Macht, wo man sie am wenigsten gelten lassen möchte; in diesem Gebiete menschlicher Kultur, wo sich der Mensch am freiesten wähnt, gerade hier bedingt er sich am entschiedensten, und die Schranken seiner Natur halten ihn am engsten umschlossen. Denn das Eintreten der Kultur bezeugt sich sprachlich durch Verwendung der Laute zur Bezeichnung der unserer Seele eigenen und eigentümlichen Beziehungen. Das Bewußtsein sondert der Seele Wirken von den im Wechselverkehr mit der Welt hervorgebrachten Wirkungen, es stellt sich auf sein Ich, und für diese Abstraktionen, Beweise seiner Eigenkraft, sucht es dann die sprachlichen Bezeichnungen, wobei die Natur selbst ihr emanzipiertes Geschöpf nicht mehr unmittelbar unterstützt. Und hier zeigt sich, wie wenig der Mensch die Sprache durch sich selbst hervorzubringen imstande ist, wie er nur gerade künstlerisch, formend sich zu ihr verhält; denn je entschiedener seine geistige Kraft und Freiheit hervortritt, destoweniger ist er fähig, ihr den sprachlichen Ausdruck zu geben. Hand in Hand mit der Natur gelingt ihm die Sprache, emanzipiert von derselben stellt er sich über diese Sprache und erfährt bald, daß er unter ihr steht. Zurückgewiesen an den bereits gesammelten Sprachschatz, welcher ihn umschränkt, wie das Band der Sitte, wie die geschichtlichen Bedingungen, unter denen er lebt, bemüht er sich dann, mit den vorhandenen Ausdrücken noch anderes zu sagen; es gelingt ihm dies, denn sein eigener Geist ist dem Weltgeist nichts Fremdes, er bezeichnet durch Analogia mit dem unbewußten Geiste seine bewußte Thätigkeit d. h. er spricht uneigentlich, in Bildern, welche er den Bildern seiner Naturperiode entlehnt, in Bildern also von Bildern. Damit aber, meint er, sei ihm nicht geholfen, denn Bestimmtheit, nämlich in den Reihen und Ordnungen, wie er selber sie setzt, ist sein Ziel und sein Stolz. — Und diese zu erreichen bedarf es der Konvention durch den usus, der Feststellung durch die Grammatik, der Definitionen, einer Abgrenzung der Synonymen, der Feindschaft gegen die Bilder, der Feinheiten einer Stilistik. Es ist weiter nötig eine Ausscheidung des gebildeten Ausdrucks von dem ungebildeten, welche dann sich bis zur Konstituierung verschiedener Idiome innerhalb derselben Volkssprache steigern kann, eine reichhaltige Terminologie, welche die allein gültige Bezeichnung für jede Sphäre wissenschaftlicher oder praktischer Thätigkeit angiebt; eine Sprache der Höflichkeit, eine Geschäfts-, eine Gelehrtensprache grenzt sich ab; — vergessen wir nicht die

besondere Sprache des Rechtes und Gesetzes, bei welcher jeder Buchstabe von Wichtigkeit ist — und, wenn nun dies alles vollbracht ist, die Sprache Mittel geworden ist, um in jeder Rubrik, für welche der kluge Mensch sie bestimmt, gebraucht zu werden, hat er dann die Sprache in höherem Grade sich zu eigen, zu Dienste gestellt, oder sich nicht vielmehr ganz und gar gebunden an die Sprache, sich abhängig gemacht von seiner eigenen Schöpfung? — Ihn bestimmt und beherrscht der Sprachgebrauch — *usus tyrannus* — nicht bloß der Form nach, im Ausdruck, sondern auch dem Inhalt nach, im Denken. Auflehnung des Individuums gegen die Sprache ist Auflehnung gegen das Herkommen, gegen die Bildung, gegen Sitte, Gesetz, Religion, gegen „den gesunden Menschenverstand“, gegen „die öffentliche Meinung“ — der sich Auflehrende wird zum Märtyrer, um vielleicht durch seinen Tod einem neuen Begriffe, einem neuen Wortbilde Anerkennung zu verschaffen, wie Sokrates seinem *δαμόνιον*, wie Christus seiner Kinderschaft Gottes. Denn mit der Volkssprache, dem Werke der Abstraktionen so vieler, hat der Einzelne sein Recht auf Eigensprache verloren, er übt es nur dann mit Sicherheit, wenn er sich jenem Sprachgeist überläßt, der nun über die Menschen herrscht; fern davon, mit eigener Macht diese Sprache umformen, erneuern zu können, blüht und welkt sein Geist mit dieser dahin. Ist doch die Sprache ein so wesentlicher Faktor zur Durchführung jener Ideen, durch welche die Geschichte der Menschen zu geahnten, aber unerkannten Zielen hinsteuert, und zwar gerade die Sprache der Prosa, des menschlichen Verstandes.

Wenn die Dinge durch ihre Vielnamigkeit nach und nach zu mehrseitiger, d. h. zu sicherer Anschauung und Betrachtung bei den Menschen gelangten, wenn die verschiedenen Umstände, in welche der *usus* die Worte bringt, deren bildliche Unbestimmtheit allmählich beschränkten, und sie so in ihrer Bedeutung befestigt zu sein schienen, dann übertragen sie sich so von Generation auf Generation, und verbinden diese zu einem langlebenden Individuum, dessen intellektuelle Entwicklung sie stützen und bewahren. Das Wort ist es, welches den politischen Parteien ihre Fahne giebt: Hie Welf, hie Waiblingen! die Phrasen, um welche sie sich sammeln: Ruhe und Ordnung! Freiheit und Gleichheit! In gewissen Perioden bindet sich die geschichtliche Erscheinung der Religion an bloße Terminologie: Monophysiten, Monotheleten, Erleuchtung, Trinität, „das ist“ und „das heißt“ — und nicht minder der wissenschaftliche Eifer, wenn er mit Benennungen Keulenschläge

zu führen meint: Atheist, Pantheist, Idealist, Realist. — Sehen wir zunächst ab von der inneren Berechtigung, mit welcher wir solche Begriffe als feste, stets mit derselben Bedeutung verbunden, ins Feld führen — wer aber weiß nicht, daß solches Feldgeschrei auf die Menschen wirkt, wie ein Trompetensignal auf das Schlachtruf, daß die durch ihre Zahl herrschende Menge der ausgegebenen Parole folgt, blindlings, bis zum Tode, — und was wissen diese Begeisterten meist Näheres von der Sache? — daß aber ohne Parole sie gar nicht in Bewegung zu setzen ist? — Herder (Spruch und Bild in den Zerstreuten Blättern Bd. 21. p. 110) sagt: „Wie selten sind die eigentümlichen, ursprünglichen Denker unter den Menschen! Man folgt so gern anderer Rat, sieht, auch wenn man mit eigenen Augen zu sehen glaubt, so oft mit fremden Augen, und geht im Gängelwagen der Sprache!“ — Bei Schopenhauer (Welt als Wille u. Vorst. Bd. 2. p. 159) heißt es: „Man behilft sich mit einem Helldunkel, in welchem sich zu beruhigen man gern nach Worten greift, zumal nach solchen, die unbestimmte, sehr abstrakte, ungewöhnliche und schwer zu erklärende Begriffe bezeichnen, wie z. B. Unendliches und Endliches, Sinnliches und Übersinnliches, die Idee des Seins, Vernunft-Ideen, das Absolute, die Idee des Guten, das Göttliche, die sittliche Freiheit, Selbsterzeugungskraft, die absolute Idee, Subjekt-Objekt u. s. w. Mit dergleichen werfen sie getrost um sich, meinen wirklich, das drücke Gedanken aus und muten jedem zu, sich damit zufrieden zu stellen: denn der höchste ihnen absehbare Gipfel der Weisheit ist eben, für jede mögliche Frage dergleichen fertige Worte in Bereitschaft zu haben. Dies unsägliche Genügen an Worten ist für die schlechten Köpfe durchaus charakteristisch“ — „aber man soll wissen, daß die schlechten Köpfe die Regel, die guten die Ausnahme, die eminenten höchst selten, das Genie ein portentum ist.“

Wie durch Veränderung der Wortbedeutungen Sitte und Gesetz und damit der ganze Staatsorganismus umgewandelt wird, erwähnten wir schon oben (p. 135). Dahin zielt Tacitus (Germ. 19) *nemo illic vitia ridet: nec corrumpere et corrumpi saeculum vocatur*; und Seneca (cf. Ernesti zu Tac.): *desinit esse remedio locus, ubi quae fuerunt vitia, mores sunt*. — Es ist so nicht gleichgiltig, ob in der Politik unserer Zeit die Wörter Recht, Sittlichkeit, Achtung vor der Nationalität, Gewissensfreiheit, Verbrüderung der Völker u. d. m. Mode werden, mag es zunächst auch mit der Sache nicht immer zu ernstlich gemeint sein, denn dem Namen

folgt notwendig auch die Sache, wenn nämlich die Namen überhaupt zu Schlagwörtern werden konnten.

Wenn nun in der Sprache der Prosa es die Konvention ist, welche der Volkssprache Gewalt über den Einzelnen verschafft, so ist es in der Sprache, sofern sie der Poesie als Mittel der Darstellung dient, die ursprüngliche Naturkraft, welche die Selbständigkeit und künstlerische Besonnenheit des Dichters, wie die Gesamtaufassung des Kunstwerks seitens des Hörers bedroht und beeinträchtigt. Denn es ist die Sprache des Individuums, welche der Dichter mitten innerhalb der Kultur wiederzuergreifen sucht, welche er aus dem Material der schon gebildeten Sprache neu zum Leben ruft, welche ihm dann unzertrennlich zusammenschmilzt mit dem Gehalt seiner Dichtung, und, da sie jeden einzelnen Moment beherrscht, die ganze Kraft des Dichters fordert, damit er über diesen Einzelmomenten, über der Gewalt der neu erweckten Natursprache sich die Herrschaft und damit die Einheit seiner poetischen Komposition erhalte. Diese Machtäufserung der Sprache macht sich übrigens auch im Gebiete der Prosa bemerklich, wenn durch die eigentliche Rede ein prosaischer Gehalt an bestimmte Individuen mitgeteilt wird und nun die sinnliche Lebendigkeit der Situation den Redner, wenn auch auf höherer Stufe des Bewußtseins und der Kultur, zurückgreifen läßt auf die Sprache des Individuums. Dann herrscht leicht die glückliche Zeichnung, die affektvolle Darstellung der Momente über die Sache selbst, so bei dem Redner wie bei dem Hörer. Dionysius Hal. (de Isocr. jud. c. 12) weiß dies, wenn er sagt: *βούλεται δὲ ἡ γύσις τοῖς νοήμασιν ἐπεσθαι τὴν λέξιν, οὐ τῇ λέξει τὰ νοήματα*, aber nicht die *γύσις* will es, sondern die Besonnenheit des Menschen. Aristoteles spricht hiervon im ersten Kapitel des dritten Buchs seiner Rhetorik. Er weist dort zunächst auf die große Wirkung des Vortrags hin (*ὁ δύνανται μὲν ἔχει μέγιστην τὸ περὶ τὴν ὑπόκρισιν*) — und bemerkt, daß in Bezug auf ihn die Rhetorik dasselbe erstrebe, wie die Poesie (*ὁῦλον, ὅτι καὶ περὶ τὴν ῥητορικὴν ἐστὶ τὸ τοιοῦτον ὥσπερ καὶ περὶ τὴν ποιητικὴν*), sofern auch sie dem Schein dienen müsse (*πρὸς δόξαν*) wegen der diesem Scheine dienenden Schwäche der Menschen. (*διὰ τὴν τοῦ ἀκροατοῦ μοχθηρίαν.*) Noch wichtiger und mehr Sache einer Kunst sei der sprachliche Ausdruck. (*ἔστι γύσεως τὸ ὑποκριτικὸν εἶναι καὶ ἀτεχνότερον, περὶ δὲ τὴν λέξιν ἐντεχνον.*) Die Gewalt des Ausdrucks verschaffe den Dichtern auch bei unbedeutendem Gehalte großes Ansehn, und deshalb mache man ihn dichterisch, wenn man in gleicher Art sich Wirkung

sichern wolle. Auch jetzt noch meine die Mehrzahl der Ungebildeten, daß solche Redner am besten sprächen. (*ἐπεὶ δ' οἱ ποιηταὶ λέγοντες εὐήθη διὰ τὴν λέξιν ἐδόκουν πορίσασθαι τήνδε δόξαν, διὰ τοῦτο ποιητικὴ πρώτη ἐγένετο λέξις, οἷον ἡ Γοργίον. καὶ νῦν ἔτι οἱ πολλοὶ τῶν ἀπαιδευτῶν τοὺς τοιοῦτους οἴονται διαλέγεσθαι κάλιστα.*) (In Bezug auf die sogenannte *ποιητικὴ λέξις* haben wir schon früher das Nötige bemerkt. [Vide oben p. 50.]) —

Und auch in anderer Weise noch zeigt die Sprache, wie sie im Dienste der Poesie verwandt wird, in den Litteraturen der Völker sich mächtig; indem sie nämlich von dem Inhalt der Dichtungen sich loslöst, in die Vorstellung der Empfänglichen übergeht und eine Menge von bildlichen Darstellungen, von blühenden Phrasen regsamen Talenten zum Gemeingut überliefert. Es wuchern dann solche Hervorbringungen, denen vor allem die Originalität fehlt und deren Meistern zuzurufen ist:

„Weil ein Vers dir gelingt in einer gebildeten Sprache,  
Die für dich dichtet und denkt, glaubst du schon Dichter zu sein?“

Wir sahen, daß die Sprache nicht nur Mittel ist für den Menschen, sondern wesentlich auch eine Macht für sich. Sie wird als ein Notwendiges für unsere Natur hervorgebracht, und zwar in dem Maße, als wir anfangen zu erkennen. Zuerst verwachsen mit dem Denken löst sie sich scheinbar als ein bloß Äußerliches, als Mittel, von diesem ab, sobald es zu Abstraktionen kommt. Aber diese Ablösung ist selbst nur Abstraktion; in Wirklichkeit bildet der Sprachschatz auch den Schatz des Erkennens. Sie erscheint so einerseits als das höchste Geschenk, welches dem Menschengeschlecht verliehen ist, sofern sie demselben den Besitz aller ihm eigenen höheren Geistesgüter vermittelt, andererseits ist sie eine Beschränkung vermöge der Festigkeit ihrer sinnlichen Natur, welche vom Bewußtsein zwar bemerkt, keineswegs aber beherrscht wird. Herder (Ideen zur Philos. d. Gesch. Beh. 9, 2) bezeichnet mit Lebhaftigkeit die „Unvollkommenheiten, welche in der Sprache, unserm einzigen Mittel der Fortpflanzung menschlicher Gedanken, liegen,“ und doch, führt er fort, „sind wir mit unserer Bildung an die Kette geknüpft: sie ist uns unentweichbar.“ — Unsere Sprache wie unsere Geschichte stellen ein ununterbrochenes Wollen dar — sie weisen durch das, was sie verweigern, den Menscheng Geist über die Erde hinaus, ohne sie verlassen zu können. Als Selbstzweck gefaßt ist demnach Sprache zu betrachten als Verwirklichung des menschlichen Erkennens in Form eines sich stets erneuernden Lautprozesses; sie ist die

Darstellung eines Ideellen durch eine Kunst, deren Schöpfungen unablässig erfolgen. Es quellen diese Schöpfungen aus einem Kunsttriebe, so lange die Sprache noch sich bildet, aus einem Kunstsinne, wenn die Sprache abgeschlossen als Volkssprache vorliegt. H. Leo (Nominalistische Gedankenspäne p. 124) sagt gut: „Die Sprache ist das erste Kunstwerk, was der zum Bewußtsein kommende Mensch schafft oder nachschafft, und zugleich das erste Kunstmittel, was er gewinnt zu weiteren Kunstschöpfungen, und es ist ein bedeutender Fortschritt in der Erkenntnis des Menschen, — daß man jetzt Sprachen lernt nicht bloß, um sich den Gedankeninhalt, den sie offenbaren, anzueignen, sondern zugleich um sie selbst als herrliche, architektonische Geisteswerke kennen zu lernen und sich an ihrer Kunstschönheit zu erfreuen.“ Es beeinträchtigt aber den Kunstcharakter der Sprache nicht, daß die ganze Gattung an ihrer Hervorbringung zu arbeiten scheint; in der That sind auch hier der Schaffenden nur wenige, der Nachahmer und derer, welche die Schöpfungen weiter verbreiten und popularisieren, die meisten. Im übrigen gilt, was Goethe sagt: (Einleitung zu den Propyläen Bd. 24 Gr. A. p. 221) „Jede Kunst verlangt den ganzen Menschen, der höchst mögliche Grad derselben die ganze Menschheit.“ —

Als Kunst nimmt die Sprache eine Mittelstellung ein zwischen den geistigen Strebungen der Menschen und den Hervorbringungen, welchen wir eine bloß sinnliche Existenz zuerkennen. Herder (Ideen cet. l. c.) sagt richtig, die Sprache stünde mitten inne zwischen „bloßer Spekulation“ und „reiner Anschauung,“ durch sie „habe uns die Gottheit einen sicherern Mittelweg geführt“. — Demnach sind die Grenzen, in welche uns die Sprache einschließt, nach unten hin zu bestimmen, denn die Kunst beginnt erst mit der Freiheit, und nach oben hin, denn die Kunst hört auf mit dem Denken der Abstraktion. Erst da tritt Sprache ein, wo das Sinnliche aus dem Dunkel der Empfindung sich zu einer gewissen Helligkeit erhoben hat, so daß es eben erkannt werden kann, und andererseits bricht Sprache dann nicht mehr hervor, wenn das Bewußtsein als rein geistig sich dem Sinnlichen gegenüberstellt. So bildet auf der einen Seite die Grenze: die Interjektion, auf der andern: die Metapher. — Wir erörtern dies noch näher.

Und zwar ist zunächst deutlich, wie wenig es den Lautbildern der Sprache gelingt, das Individuelle auszudrücken. Wir meinen hiermit zunächst nicht die Mangelhaftigkeit und Unbestimmtheit



der vorhandenen Sprachen, also die unzulängliche, notwendig einseitige Urbezeichnung z. B. der Schlange, *serpens*, als der kriechenden, oder die Relativität von Quantitätsausdrücken, wie klein, groß, viel, wenig, oder die Unfähigkeit, die sinnlich bestimmten Zeiten und Orte zu bezeichnen, sondern die wesentliche Grenze, bis zu welcher die Sprache überhaupt nur vordringt, ihrer Natur nach nur vordringen will und kann. Die verschiedensten individuellen Auffassungen müssen sich mit demselben Worte, dem stehend gewordenen Begriff, begnügen; für viele Wahrnehmungen fehlen vollständig bezeichnende, also unzweideutige Bezeichnungen, und es hängt von zufälligen Umständen ab, ob das Individuelle immer richtig ergänzt wird. Da schliesslich alle Bedeutungen nur symbolisch und unbestimmt das Wort umschweben, dem Laute nur lose anhaften, so knüpfen sich an denselben Laut nach und nach sehr viele Bedeutungen, und die Wörter müssen ihre Machtsphäre beständig vergrößern. Wozu wird z. B. nicht der Name Fuchs, *vulpes*? Es heisst so auch ein Mensch mit roten Haaren, ein Pferd, ein schlauer Mensch, ein Schmetterling, ein Friedrichs'or, ein junger Student, das Rauchwerk von Füchsen, ein Glücksstofs beim Billardspiel u. d. m. — Wollte man das Einzelne als Einzelnes festhalten, weil es entweder so wertvoll war, daß es für sich besondere Geltung forderte, wie z. B. die menschliche Person, die nicht bloßes Exemplar ist, oder weil es mit solchen persönlichen Interessen sich verband, so gab man Eigennamen. Hier ist nun schon Konvention, nicht freies Schaffen; es ist nicht anders, als wenn etwa Ziffern zu Hülfe genommen werden, um die ursprünglichen *nomina appellativa* zu *nominibus propriis* zu machen. Etymologisch genommen giebt es nämlich (cf. Pott, über die Personennamen) keine *propria*, nur *appellativa*, und schon Leibnitz (*nouveaux essais lib. III, 3, 1*) sagt: „que les noms propres ont été ordinairement appellatifs c'est à dire généraux dans leur origine.“ Eigennamen gehören deshalb auch keiner bestimmten Sprache an, obwohl sie dem Lautmaterial dieser oder jener entnommen sind. —

Sprechen wir im besonderen von den Bezeichnungen der Sinnes-Eindrücke. Es sind z. B. Geschmack und Geruch Sinne von sehr individueller Art, während Gesicht und Gehör allgemeiner, freier vom unmittelbaren Bedürfnis verwandt werden; die ersteren haben deshalb für ihre Wahrnehmungen nur eine dürftige Auswahl sprachlicher Bezeichnungen, die letzteren eine sehr reiche. Auch sage man nicht, daß es zufällig sei, wenn für diese oder jene

Modifikation des Geruchs oder Geschmacks ein Wort nicht gebildet wurde. „Es riecht brenzlich, es schmeckt angebrannt“ sind Schlüsse, aber keine einfachen Bezeichnungen, und man fühlt, daß so individuelle, unendlich variable Empfindungen zu einem bestimmten Worte nicht werden können; eine körperliche oder eine Lautgebärde machen sie in dem engeren Kreise, für den sie überhaupt Interesse haben, genugsam deutlich. Auf höheren Stufen der Wahrnehmung können Schattierungen, für welche eigene Wörter fehlen, durch Zusammensetzungen bezeichnet werden z. B. kreideweiß, blutrot, grasgrün, silberhell, goldgelb, gallebitter, rehfarben, oder durch Ableitungen z. B. bläulich süßlich, schmackhaft; namentlich wird, wie in pechschwarz, honigsüß, bleischwer cet. durch abgekürzte Vergleichen ein Wortbegriff erst künstlich gewonnen. Die Geschmacksempfindungen werden nach ihrer chemischen Natur bezeichnet: sauer, salzig, bitter, alkalisch, faulig, oder sie sind übertragen: scharf, herb, oder sie deuten nur auf die Objekte der Empfindung, wie „es schmeckt nach — Wanzen,“ fettig, wässerig, holzig, gewürzhalt, bierig, mehlig, metallisch cet. Der noch dunklere Sinn des Geruchs entlehnt seine Bezeichnungen dem Geschmack: sauer, süß, herb, (narkotisch), gewürzig, faulig cet. Aber auch bei den höheren Sinnesempfindungen des Hörens und Sehens müssen vielfach die Bezeichnungen für den einen Sinn auch für den andern benutzt werden, wovon wir oben (p. 155 sq.) eine Reihe von Beispielen gaben.

Es verhält sich nicht anders mit den Ausdrücken für die sogenannten inneren Empfindungen. Man kann im allgemeinen sagen, daß das unmittelbare Gefühl als solches keine Worte für sich hat. Hier ist das Reich der Musik; für die Sprache gilt:

„Spricht die Seele, so spricht ach! schon die Seele  
nicht mehr.“

In der That wird das Gefühl aus seiner Unvernunft, aber zugleich auch aus seiner Intensität gerissen, wenn es sich im Worte entfaltet; und es verhält sich so nicht bloß bei höchstem Schmerz oder großer Freude, sondern auch Erstaunen, Bewunderung, Entsetzen, Abscheu, Zorn, stürmische Zärtlichkeit sind wortlos. Sprechen diese Empfindungen aber endlich, so bedienen sie sich der Metaphern, der Gleichnisse, und verklären so den Ausdruck der Seelenbewegung durch besondere Kunstmittel, welche die Sprache gewährt. Man spricht sich dabei die wahre Empfindung nicht weg, kühlt sich nicht etwa bei dem sogenannten kalten Verstande ab,

sondern man gerät in der That in die Region der Kunst, stellt den Affekt dar in dem gegliederten Laut und erhebt ihn dadurch in eine ideale Ferne. Allerdings verlangt diese Darstellung eine gewisse künstlerische Besonnenheit, das heisst eben dies, dass man der unmittelbaren Empfindung sich entzogen habe. —

Aber nicht blofs Einzel-Wahrnehmungen, Empfindungen und Gefühle deuten wir nur unbestimmt an durch die Sprachbilder, weil wir sie nicht bis zur nötigen Helligkeit und Schärfe erfassen, sondern selbst das von irgend einer Sprache schon gesetzte Wort vermögen wir nicht in derselben Bedeutung, mit demselben Umfang des Sinnes in einer anderen wiederzugeben. Faust weifs, dass *ἐν ἀρχῇ ἦν ὁ λόγος* nicht dasselbe ist, wie: im Anfang war das Wort. Ist der französische *ami* gleich dem deutschen *Freund*, das englische *sport* gleich dem deutschen *Spiel*, das lateinische *litterae* unserer Wissenschaft? Wie übersetzen wir *fides*, *ratio*, *religio*, *auctoritas*? Die Wörter selbst verwandter Sprachen decken einander nicht, und wortgetreue Übersetzungen sind also sinnungetreue. Hieran aber wird klar, wie sehr wir uns bei der Sprache begnügen, unsere Vorstellungen durch Bilder ähnlicher Art angeregt zu finden, in wie hohem Grade wir gewöhnt sind, stillschweigend zu ergänzen, oder wegzulassen, um ein Totalbild zu erhalten. Und wenn wir nun etwa dem Verständnis durch Umschreibungen nachhelfen, so zerstören wir erstens die nicht gleichgiltige Ähnlichkeit der äusseren Form, und wir bringen zweitens andere Wörter d. h. andere Bilder herzu, welche, indem sie helfen, doch wieder Überschießendes, d. h. Fremdes und Störendes geben, so dass doch wieder unsere Vorstellung von dem Totalbild die ihr passend erscheinenden Korrekturen vornehmen muß. —

Ebenso fehlt es nun der Sprache an eigenen, ursprünglichen Ausdrücken für abstrakt geistige Begriffe; es werden, um sie zu erhalten, wie wir oben p. 225 sq. ausführten, den schon vorhandenen Wörtern andere Bedeutungen übertragen. Es geschieht dies weder absichtlich, noch sprungweise, ebensowenig, wie dies bei dem Übergange von sinnlicher Wahrnehmung zum abstrakten Denken der Fall ist. Es wird vielmehr dasselbe Wort allmählich anders gemeint, wobei denn, je nach dem Bildungsgrade der Sprechenden, immer eine Differenz in der Auffassung bleibt, manches sogar gar nicht allgemein verstanden wird und so aus der Volkssprache herausfällt. Wörter, z. B. wie *wahrnehmen*, *empfinden*, *fühlen*, *vorstellen*, *denken*, *erkennen*, *Verstand*, *Vernunft*, *Glaube*, *Wissenschaft*

u. d. m. haben nach Konvention zeitweise gewisse bestimmte Bedeutungen, welche die Volkssprache nur wenig angehen. —

Aus solchen abstrakten Begriffen erbauen sich nun die Lehrgebäude der menschlichen Wissenschaft; vorzugsweise beruhen auf ihnen alle Systeme, welche im weitesten Sinne metaphysisch genannt werden mögen.

Kant stellt der Metaphysik, „dem Kampfplatz endloser Streitigkeiten,“ welche aber zu seiner Zeit „nur noch Überdruß und gänzlichen Indifferentismus“ erweckte, seine „Kritik der reinen Vernunft“ entgegen. (Kant, Vorrede zur Kritik der rein. Vern.) Was er indes (in den Prolegom. zu jed. zuk. Metaph.) vorhersah: „die Nachfrage nach Metaphysik würde sich doch niemals verlieren, weil das Interesse der allgemeinen Menschenvernunft mit ihr gar zu innigst verflochten ist,“ bewahrheitete sich weiter und hat in unseren Zeiten wieder zum näheren Anschluß der Forschungen an das Naturgegebene geführt, zur Empirie. — Wie wir schon bemerkten, hat aber die Vernunft ihre empirische Existenz lediglich in der Sprache, so daß Kants Kritik der reinen Vernunft sich heute zur Kritik der Sprache umgestalten wird. —

Wir geben hier nur Andeutungen, wie es der Kunstcharakter der Sprache ist, von dessen Anerkennung eine solche Kritik ausgehen müßte, um fruchtbar zu sein. Widerlegungen und neue Aufstellungen, lediglich von abstrakten Begriffen ausgehend, können zu nichts führen. Da wir in Bildern von Bildern denken, so kann, wenn wir uns in derselben Sphäre des Bildlichen zu halten bedacht sind, als System eine in sich abgeschlossene, sich nirgend widersprechende Allegorie zu stande kommen, welche als Gleichnis, als ein Produkt der Sprachkunst, ebenso in sich wahr und berechtigt sein kann, wie andere Kunstwerke der Poesie — nur daß sie wegen ihrer rein didaktischen Tendenz sinnlichen Reiz nicht zu entwickeln vermögen wird. Kant (Prolegg. zu jed. zuk. Metaph. § 52b.) sieht dies ebensowohl: „Man kann, sagt er, in der Metaphysik auf mancherlei Weise herumpfuschen, ohne eben zu besorgen, daß man auf Unwahrheit werde betreten werden. Denn, wenn man sich nur nicht selbst widerspricht, welches in synthetischen, obgleich gänzlich erdichteten Sätzen gar wohl möglich ist; so können wir in allen solchen Fällen, wo die Begriffe, die wir verknüpfen, bloße Ideen sind, die gar nicht — in der Erfahrung gegeben werden können, niemals durch Erfahrung widerlegt werden.“ — Es liegt das Anziehende bei solchen Systemen in der Architektur der Komposition, welche immerhin den zu diesem Genuße

Befähigten befriedigen und selbst entzücken kann. Neuerdings hat F. A. Lange (Geschichte des Materialismus und Kritik seiner Bedeutung in der Gegenwart. Iserl. 1866) den Kunstcharakter der Philosophie besonders betont. Er sagt (p. 269): „So lasse man denn auch die Philosophen gewähren, vorausgesetzt, daß sie uns hinfüro erbauen, statt uns mit dogmatischem Gezänk zu belästigen. Die Kunst ist frei, auch auf dem Gebiet der Begriffe“ — ferner, wo er speziell von Hegel spricht (p. 281): „Die Poesie der Begriffe hat für die Wissenschaft, wenn sie aus einer reichen und allseitigen Bildung hervorgeht, einen hohen Wert. Die Begriffe, welche der Philosoph dieses Schlages erzeugt, sind mehr als tote Rubriken für die Resultate der Forschung; sie haben eine Fülle von Beziehungen zum Wesen unserer Erkenntnis, und damit zum Wesen derjenigen Erfahrung, die uns allein möglich ist,“ — endlich: (p. 541): „In den Relationen der Wissenschaft haben wir Bruchstücke der Wahrheit, die sich beständig mehren, aber beständig Bruchstücke bleiben; in den Ideen der Philosophie und Religion haben wir ein Bild der Wahrheit, welches sie uns ganz vor Augen stellt, aber doch stets ein Bild bleibt, wechselnd in seiner Gestalt mit dem Standpunkt unserer Auffassung.“ —

Die metaphysischen Systeme stellen, da sie das Absolute ergreifen wollen, das Kunstwerk einer mythologischen Allegorie auf. Die religiösen Gedichte der Hindu, Hesiods Theogonie, Spinozas All-Eins-Lehre, Hegels Logik stehen auf gleicher Linie der Kunst, es unterscheidet sie nur das mehrgeübte, mehr kritische Bewußtsein, durch welches eine spätere Zeit vor unverhüllter Mythenbildung geschützt ist. Der Philosoph glaubt, Begriffe zu konstituieren, frei zu erzeugen, und man wird durch Sprachtechnik und Sprachkunst geleitet, welche dann zu Weltgesetzen erhoben werden. So sagt z. B. Kuno Fischer (Logik und Metaphysik oder Wissenschaftslehre § 28 sq.) den bekannten Anfang der Hegelschen Logik explizierend, aus dem Satze: „das Denken ist“ ergebe sich das Folgende: „Es erklärt so das Denken in seinem Ursprung: Ich bin das Sein und was das Denken von sich selbst aussagt, ist zugleich Weltbegriff d. h. eine Erklärung der Weltordnung. Der erste Weltbegriff oder die erste Kategorie ist mithin das Sein.“ Und Hegel selbst (Encyklopäd. p. 99) sagt: „Die logischen Bestimmungen überhaupt können als Definitionen des Absoluten, als die metaphysischen Definitionen Gottes angesehen werden.“ Wenn er dann weiter in Bezug auf seinen Satz: „das Sein ist das Nichts“ bemerkt (p. 106), daß sich „eine spekulative

Bestimmung nicht in Form eines solchen Satzes richtig ausdrücken lasse, da ja die Einheit in der zugleich vorhandenen und gesetzten Verschiedenheit gefaßt werden solle,“ so mag dies richtig sein; hätte er aber etwa folgenden Ausdruck gewählt: Wenn man einen Begriff, der ein Sein bezeichnet, aller Merkmale und Bestimmungen entkleidet, so haben wir kein Mittel mehr, ihn vom Nichts zu unterscheiden, so wäre die sprachliche Richtigkeit gewahrt, und es wäre kein Anlaß gegeben, dieses Spiel menschlicher Abstraktion mit einem sogenannten Absoluten in Verbindung zu bringen. Auch hätte nicht eingewandt werden können, daß solches Nichts, wie unseres hier, nicht mehr jene erhabene Negation des Seins überhaupt sei, sondern nur die von Etwas, vielmehr hätte die Sprache selbst gezeigt, daß Nichts auch nichts weiter bedeutet, denn wie nihil — nehilum (hilum bei Festus: quod grano fabae adhaeret. cf. Grimm, Dtsch. Gramm. III, p. 748) οὐδέν — enthält auch „nichts“ (aus der Negation: ni und dem got.: vaiht, (Ding) wiht ahd. u. mhd. — ieht = Etwas cet.) nur Negation eines bestimmten Seienden, und Grimm (l. c. III, p. 728) zeigt, wie die Sprache immer bemüht war, den verneinenden Ausdruck des Satzes noch durch ein besonders hinzugefügtes Bild zu heben, so z. B. frzsch. pas = passum. Die Verneinung eines reinen Seins ist eben nicht möglich, weil ein solches nicht ist. Nun aber ist die Form des Satzes, kurz und imponierend ein Paradoxon hinstellend, freilich nicht geeignet, in dieser geschlossenen Einheit zusammenzubringen, was doch nur unter manchen Kautelen hätte gesagt werden können — falls nach der Korrektur noch es der Mühe wert war, es überhaupt zu sagen. Hegel erhält im weiteren Verlauf seiner Logik nur dadurch den Begriff „Etwas“, daß er ihn hier im Nichts untergebracht hatte. —

So also entstehen die metaphysischen Götter, und so entsteht auch Mythologie. Jakobi (an Fichte p. 51) sagt: „Überhaupt ist in Absicht des Aberglaubens und des Götzendienstes meine Meinung, daß es ganz einerlei sei, ob ich mit Bildern aus Holz und Stein, ob ich mit Ceremonien, Wundergeschichten, Gebärden und Namen, oder ob ich mit philosophischen Durch-und-durch-Begriffen, kahlen Buchstabenwesen, leeren Einbildungsformen Abgötterei treibe“. — Denselben Sinn haben M. Müllers Worte (Vorles. über d. Wissensch. d. Sprache II. Serie p. 519): „Diese zwei Tendenzen in der Sprache, dieser Hang zur Homonymie oder Polyonymie, welcher, wie wir sahen, dem üppigen Wachstum der alten Mythologie besonders günstig war, behauptet noch jetzt seine

Macht, indem er das Wachstum der philosophischen Systeme befördert. Eine Geschichte solcher Ausdrücke, wie wissen und glauben, endlich und unendlich, wirklich und notwendig, würde mehr als irgend sonst etwas zur Klärung der philosophischen Atmosphäre beitragen.“ —

Die Abhängigkeit der Mythologie von der Entwicklung der Sprache ist vielfach erwiesen. So bemerkte schon in Bezug auf den Kreis mythologischer Dichtungen, welchen Apollodors Bibliothek bietet, Heyne (Observ. Gotting. 1803. 8. p. 3): „Id quod fit vel existit, quocunque tandem modo, in Theogoniis s. Cosmogoniis dicebatur nasci vel generari; haec notio necessario ducebat, in sermone inprimis rudi, ad conjugia et amores.“ — Lersch (Die Sprachphilosophie d. Alten cet. T. III, p. 105 sq.) weist z. B. nach, wie „das Streben der Griechen, Götter — Helden und Landesnamen ableitend zu deuten, auf die Bildung ihrer Mythologie einen ganz unberechenbaren Einfluß geübt.“ — (cf. auch oben p. 228 sq.) Max Müller (Vorles. üb. d. Wissensch. d. Spr. Ser. II, p. 337) nennt „jene Periode in der Geschichte der Sprache und des Gedankens, deren charakteristische Merkmale er in einer homonymischen und polyonymischen Tendenz (er citiert Augustin de civ. dei VII, 16: Et aliquando unum deum res plures, aliquando unam rem deos plures faciunt) zu erkennen glaubt, die mythische oder mythologische,“ und zeigt dann, wie vieles von dem, was bisher in dem Ursprung und in der Verbreitung der Mythen ein Rätsel geblieben ist, verständlich wird, wenn man es im Zusammenhange mit den frühen Entwicklungsphasen betrachtet, durch welche die Sprache und der Gedanke hindurch gehen müssen.“ — p. 338 erklärt er näher: „Mythologisch ist in dem Sinne, in welchem ich es gebrauche, auf jede Gedankensphäre und auf jede Wortklasse anwendbar, obgleich die religiösen Ideen auf den mythologischen Ausdruck am leichtesten eingehen. So oft nun ein Wort, das zuerst metaphorisch gebraucht wurde, ohne eine ganz klare Auffassung der Schritte, welche von seiner ursprünglichen Bedeutung zur metaphorischen hinüberführten, gebraucht wird, so ist auch gleich Gefahr vorhanden, daß es mythologisch gebraucht werde; so oft diese Schritte vergessen und künstliche Schritte an ihre Stelle gesetzt werden, so hat man Mythologie, oder, wenn ich so sagen darf, eine krank gewordene Sprache“ — cet. Aus den weiteren Untersuchungen Müllers hebe ich nur noch in Bezug auf die indische Mythologie hervor (p. 384): Dort in dem Veda spricht die Sphinx der Mythologie noch einige wenige Worte aus, um ihr

eigenes Geheimnis zu verraten, und zeigt uns, daß es der Mensch, daß es die Vereinigung menschlichen Denkens und Sprechens ist, was naturgemäß und unvermeidlich jenes wunderbare Konglomerat uralter Fabeln hervorbrachte“; und (p. 385) bemerkt er: „daß wir in den zahlreichen Hymnen der Veda noch das allmähliche Wachstum der Götter, den langsamen Übergang der Appellation in Eigennamen, die ersten Versuche einer Personifikation beobachten können.“

Bei den Stoikern war mit dieser Vergötterung der Sprache als solcher Ernst gemacht, worüber Steinthal zu vergleichen ist (Geschichte der Sprachwissensch. bei den Griechen und Römern p. 278); *ὁ θεός* ist *ὁ λόγος*, ist zugleich auch das allgemeine Sittengesetz *ὁ νόμος ὁ κοινός* cet. (cf. Diog. Laert. VII, 134, 88, 89 cet.) Recht naiv zeigt zuweilen Ovid, wie das Mythologische aus der Sprache hervorwächst; so z. B. Met. I, 410 bei der Schöpfung der Menschen durch Deucalion und Pyrrha aus den Steinen:

Quod modo vena fuit, sub eodem nomine mansit.

(v. 414) Inde genus durum sumus, experiensque laborum:

Et documenta damus, qua simus origine nati.

womit zusammenzustellen ist I, 160 sq.: sed et illa propago saevae avidissima caedis et violenta fuit: scires e sanguine natos. cf. Pind. Ol. IX, 45 *Πύρρα Λευκαλίων κτησάσθαι λίθινον γόνον· λαοὶ δ' ὀνόμασθαι*.

Man stellt sich nun vor, wie wir auch in den soeben mitgeteilten Ausführungen M. Müllers sahen, daß an den Mißerfolgen der metaphysischen Systeme lediglich die Unvorsichtigkeit Schuld sei, mit welcher man den Wörtern metaphorische Bedeutungen beilege, ohne genau zu beachten, was man damit thue; man gebe ja doch, meint man, die bildliche Bedeutung der Worte auf, wenn man philosophiere, handle sie als bloße Zeichen für den Gedanken, und sei so — wenn man nur aufpasse — davor geschützt, bloß Worte zu machen, während man doch eben denken wolle. M. Müller führt (l. c. p. 519 sq.) einige gute „Citate (aus Bacon, Locke, Wilkins, Brown, Hamilton) an, um zu zeigen, mit welcher Energie selbständige Denker sich stets gegen diesen ärgerlichen Despotismus der Sprache aufgelehnt haben“, M. Müller fügt freilich an dieser Stelle hinzu: „und wie wenig er trotzdem erschüttert worden ist“, aber dennoch schließt er sein Buch mit den Worten: „So lange das Wort — als ein algebraisches  $x$ , als



eine unbekannte Gröfse, gebraucht wird, kann es keinen Schaden thun. — Das Unheil hebt an, wenn die Sprache sich selbst vergift und uns das Wort fälschlich für den Gegenstand, die Qualität für die Substanz, das Nomen für das Numen halten läßt.“

Was empfehlen denn nun jene selbständigen Denker gegen „den ärgerlichen Despotismus der Sprache“? Sie empfinden ihre Macht sehr lebhaft, wie denn Brown u. a. sagt: „Der Erfinder des barbarischen Ausdrucks konnte einen wichtigeren Einfluß auf das Menschengeschlecht gewinnen, als der berüchtigtste Eroberer mit einem langen Leben der Arbeit, Angst, Gefahr und Schuld.“ (l. c. p. 522); sie halten die Beseitigung des Sprach-Unheils für sehr wichtig, wie denn Locke hofft (p. 520) „daß, wenn die Unvollkommenheiten der Sprache — gründlicher in Betracht gezogen würden, eine große Menge der Kontroversen, welche jetzt so viel Lärm in der Welt machen, von selbst aufhören würden“; Berkeley in der Einleitung zu seinen „Principles of Human Knowledge“ giebt vom Kap. XVIII. ab auch eine Kritik der Sprache, von der er sagt, daß, wenn es nicht etwas wie Sprache gäbe, niemals irgendwie an Abstraktion gedacht worden wäre. Es knüpfe sich aber keineswegs eine einzelne, genau bestimmte Bedeutung an irgend ein Wort. Locke habe vor dem falschen Gebrauch der Worte gewarnt, sich aber doch vor einem solchen nicht zu hüten vermocht; er, Berkeley, wolle sich so ganz von ihnen lossagen, daß er seine Leser nur bitte, sie sich als Anlaß zu eigenem Denken dienen zu lassen und so in den Gedankengang des Schriftstellers sich hineinzufinden. Man sieht die Verzweiflung, mit der Sprache fertig zu werden, und wie sollten wohl Berkeleys Leser in irgend einen Gedankengang kommen, wenn sie ihn nicht durch Worte sich sichern? — Aber, um hierzu zu gelangen, weiß Bacon (p. 520) nichts anzugeben, als daß durch genaue Definitionen der Wörter, ehe sie in Gebrauch genommen werden, deren Sinn festzustellen sei, und Wilkins und Hamilton empfehlen eine bestimmte philosophische Nomenklatur, durch welche sich z. B. die deutsche Wissenschaft besonders auszeichne. Was aber die sichernden Definitionen anlangt, so würden diese doch wieder nur durch Worte erfolgen können, die einen so ärgerlichen Despotismus üben, und, wenn eine reiche Nomenklatur derart festgestellt ist, daß, wie M. Müller will, die Worte als algebraische  $x$ , als unbekannte Gröfsen gebraucht werden, so können sie freilich so lange, als dies geschieht, einen Schaden nicht anrichten, weil es ihnen eben an Inhalt fehlt; das Unheil hebt aber an, wenn ihnen der Inhalt ge-

geben wird, denn an den Lautbildern jedenfalls ist jeder Begriff erwachsen, der ihnen gegeben werden kann.

In dieser Welt des Scheines mögen wir wohl vielfach stutzen, uns fragen, ob unsere Seele denn nicht nur eine Bilderwelt ist, ob es kein Mittel giebt, von den Erscheinungen aus vorzudringen bis zu dem, was wir die Dinge nennen — aber sind damit die Bilder beseitigt, wenn wir uns überzeugt halten, es seien Bilder? — Schonungslos reißt an dem Schein, welcher die Namen begleitet, Lucretius (nat. rer. lib. II, 654 sq.):

„Hic si quis mare Neptunum, Cereremque vocare  
Constituet fruges; et Bacchi nomine abuti  
Mavolt, quam laticis proprium proferre vocamen:  
Concedamus, ut hic terrarum dictitet orbem  
Esse deum Matrem dum re non sit tamen apse;“

aber sein: concedamus ist ein gezwungenes. Ähnlich fand Buffon (bei Lange, Gesch. d. Material. p. 183) es nötig, „aus Rücksicht auf den Sprachgebrauch“ den Namen des Schöpfers in seinem großen naturhistorischen Werke anzuwenden. — Wenn Augustinus (de trin. V, 1 und 2) [bei Trendelenburg log. Untersuch. Bd. II, p. 439] sich bemüht, bei Bestimmung des Geistes aus der Region der Bilder zu kommen, kann er dies nur, indem er Widerspruch spricht (Oxymora): „Deus — sine qualitate bonus, sine quantitate magnus, sine indigentia creator, sine situ praesens, sine habitu omnia continens, sine loco ubique totus, sine tempore sempiternus, sine ulla sui mutatione mutabilia faciens nihilque patiens.“

In der Geschichte der Entwicklung des Einzelnen wie unseres Geschlechtes sehen wir sich allmählich Bild an Bild fügen, eines das andere fortsetzend, erläuternd, modifizierend, korrigierend, verwischend — vielleicht ein Analogon des Wechsels der Dinge selbst. Die Rede spricht aus unserm Innern, aber sie spricht es nicht aus; sie bildet in Augenblicksbildern unsere einzelnen Bewegungen nach, antwortet den Reizen, aber das totum der Seele kennt sie nicht, und sie kann es nicht sagen wollen, denn dies hat ein breites, beharrendes und stetig erfüllendes Dasein, welches nur, wann und soweit es sollicitiert wird, nach außen sich darstellt. Die unter verschiedenen Umständen und von verschiedenen Seiten her von denselben Dingen entworfenen Bilder stimmen aber nicht überein, decken einander nicht, und, sobald wir dies bemerken, geraten wir in kritischen Eifer. Das sondernde Denken, jener Verstand, welcher die Bilder somit als bloße Bilder aufweist, ist nur zerstörend

und thut freilich dem Schein damit sein Recht an — analog dem Vergehn des Endlichen in der Zeit — aber auch er vermag sich nur zu richten gegen die einzelnen Bilder, er ist ohnmächtig gegen die Sprache selbst. Unangetastet bleibt von seinem Streite in uns die fühlende Seele, wie in der objektiven Welt das Leben bleibt, wenn auch alles Lebendige zu Grunde geht — und dieses Gefühl in uns ist das beständig Positive, Schaffende, welches immer neue Bilder an die Stelle der zerstörten setzt.

Was also Bestimmtes als heilig und unantastbar von den Menschen gegründet wurde, alles dies unterliegt jener Kritik; vor ihr zerbrechen die Säulen, auf denen Sitte, Recht und Staat ruhen, Religion und Wissenschaft; als diese Macht, welche unsere älteren Götzenbilder zertrümmert, kennt sie die Geschichte unter dem Namen: der Fortschritt. Die bestimmten Religionen hören auf zu bestehn, sobald der Fortschritt ihre Dogmen als Bilder aufweist, denn wir erkennen dann in dem Übernatürlichen unsere eigene Schöpfung; man verwirft die einzelne Religionsform erst dann, wenn man sie vollständig verstanden hat, denn die verstandene Religion ist kein Gegenstand des Glaubens mehr. — Wird im Gebiet der Naturwissenschaften wissenschaftlich fortgeschritten, so geschieht dies dadurch, daß man als Bild zeigt, was als Sache galt. Man wird die Imponderabilien los, indem man sie als nur sprachlich-mögliche Verknüpfung von Begriffen aufweist, Lotze beiseitigte die Lebenskraft, wie Lavoisier das Phlogiston; gegen andere Namen, wie Atome, Aether zeigt sich die Wissenschaft zurückhaltend in Bezug auf die mit ihnen zu verbindenden Begriffe; Boerhave nahm das Bild der *ψύχη* des Empedokles wieder auf, um die chemischen Vorgänge der Verbindungen zu erklären; auch die *affinitas* der Scholastiker wurde wieder herbeigezogen, und der noch jetzt bräuchliche Name der „Verwandtschaft“ scheint vielmehr ein Verhalten von Gegensätzen als von Gleichartigkeiten bezeichnen zu sollen. (cf. Lange, Gesch. d. Material. p. 360.) Aber Bild drängt sich an Bild, und wir vergessen bald, daß wir sie nicht anders zu nehmen haben. Schon Berkeley (*Principles of Human Knowledge* cp. c. III.) erkennt die bildliche Bezeichnung in dem Worte „Attraktion“ als des „großen mechanischen Prinzips“. Könnte man, sagt er, nicht ebensowohl dies Prinzip als „Impuls oder Fortstoßung“ bezeichnen? Und was wissen wir denn heute von dieser *actio in distans*? — Lotze (*Mikrokosm.* I, p. 420) sagt: „Wir wissen, wenn wir aufrichtig sein wollen, keinen Grund, warum die Anziehung in größerer Nähe nicht geringer sein sollte, da sie

ja leicht in demselben Mafse abnehmen könnte, in welchem sie bereits befriedigt ist.“

Wir sprechen von einem magnetischen, einem elektrischen Strom und glauben damit die Natur eines Vorgangs in der Natur bezeichnet zu haben, ebenso von elektrischer Spannung — wir konstruieren, indem wir das Bild vom Strome übersetzen, „Rheomotoren“, wir empfinden Schläge cet., und wir können eben nicht anders sprechen, d. h. nicht genauer auffassen und bestimmen. Von den Naturwissenschaften entlehnt dann ferner z. B. die neuere Sprachwissenschaft eine Menge von Bildern, denn man redet vom Organismus der Sprache, von Sprofsformen, Wurzeln, Stämmen, vom anatomischen Bau der Sprache, von ihrer Morphologie, den physiologischen Funktionen der Sprachteile, auch von Mutter- und Töchtersprache u. d. m. — Dabei fehlt es keineswegs an der Einsicht darüber, wie die Sprache uns bedingt. Wenn man bedenkt, was jetzt Psychologie ist, und was sie früher war, versteht man den humoristischen Erguß bei Lange (Gesch. d. Material. p. 465): „Also nur ruhig eine Psychologie ohne Seele angenommen! Es ist doch der Name noch brauchbar, so lange es hier irgend noch etwas zu thun giebt, was nicht von einer andern Wissenschaft vollständig mit besorgt wird. Freilich sind die Grenzen gegen die Physiologie nicht leicht zu ziehn“ u. s. w. Über die durch die Namen von Kraft und Stoff in der Wissenschaft fixierten Gegensätze drückt sich Du Bois Reymond (Untersuchungen über tierische Elektrizität) so aus (bei Lange l. c. p. 372): „Die Kraft (insofern sie als Ursache der Bewegung gedacht wird) ist nichts als eine verstecktere Ausgeburt des unwiderstehlichen Hanges zur Personifikation, der uns eingeprägt ist; gleichsam ein rhetorischer Kunstgriff unseres Gehirns, das zur tropischen Wendung greift, weil ihm zum reinen Ausdruck der Klarheit die Vorstellung fehlt. In den Begriffen von Kraft und Materie sehen wir wiederkehren denselben Dualismus, der sich in den Vorstellungen von Gott und der Welt, von Seele und Leib hervordrängt. Es ist, nur verfeinert, dasselbe Bedürfnis, welches einst die Menschen trieb, Busch und Quell, Feld, Luft und Meer mit Geschöpfen ihrer Einbildungskraft zu bevölkern. Was ist gewonnen, wenn man sagt, es sei die gegenseitige Anziehungskraft, wodurch zwei Stoffteilchen sich einander nähern? Nicht der Schatten einer Einsicht in das Wesen des Vorgangs. Aber, seltsam genug, es liegt für das innewohnende Trachten nach den Ursachen eine Art von Beruhigung in dem unwillkürlich vor unserm inneren Auge

sich hinzeichnenden Bilde einer Hand, welche die träge Materie leise vor sich herschiebt, oder von unsichtbaren Polypenarmen, womit die Stoffteilchen sich umklammern, sich gegenseitig an sich zu reißen suchen, endlich in einen Knoten sich verstricken.“ — Würde nun der geistreiche Mann nicht auch seine Ausdrücke als versteckte Ausgeburten des Hanges zum Bilderwesen zu bezeichnen haben, wenn er sich etwa „die Ausgeburten des Hanges“, „den reinen Ausdruck“, das „innewohnende Trachten nach den Ursachen“ u. a. m. näher ansehen wollte? Lange (l. c. p. 374) weist nach, daß die Notwendigkeit für uns, „Kraft und Stoff“ einander gegenüberzustellen, wie weit man auch die Begriffssphäre des Stoffs einschränkt und die der Kraft ausdehnt, darauf beruht, daß wir eben kein Prädikat ohne Subjekt, kein Subjekt ohne Prädikat denken und aussprechen können.

Namentlich ist es nun aber die Philosophie, welche mit stets treffender Kritik die Lehren ihrer Meister als Bilder aufweist und damit den Nachfolgenden Platz zum Aufstellen neuer Bilder verschafft. Dabei lassen sich zwei Richtungen unterscheiden, welche die Philosophen bei Konstruktion ihrer Systeme einschlagen, je nachdem sie mehr enthusiastische und auf das Erfassen und Darstellen des Allgemeinen gerichtete Naturen sind, begeistert zu Schöpfungen der Kunst, oder mehr reflektierender Art, welche scharfsinnig dem Einzelnen in seinen Beziehungen nachspüren. Während die ersteren die Sprache mehr als freie Kunst handhaben, in Substantiven philosophieren, das Schöpfungsbild dann in den Farben der Adjectiva aufblühen, in Verben Duft und Glanz ausstrahlen lassen, operieren die anderen mehr mit Hülfe der konventionell befestigten Sprache, philosophieren mit denjenigen Sprachelementen, welche der Form des Lautkörpers angehören, mit Flexionen, Wortableitungen, Zusammensetzungen, Präpositionen, und welche die Satzgebäude als solche konstituieren, Satzkongruenzen, Konjunktionen u. d. m. — Es stützen sich also die Philosophen bald auf die Kunstschöpfungen der Sprache selbst, welches eben die Bilder sind, bald auf die Technik der Sprachkunst, nämlich auf die Grammatik. Diese Technik setzt dann die Bilder so in Beziehung, daß sie dem Menschen als ein unauflösliches Ganze erscheinen, und er nimmt an, daß die geschaffenen Verbindungen ebenso dem Weltzusammenhange entsprechen, wie seine Wörter die Welt bedeuten. Durch die Kunsteinheit der Sprache erzeugt sich die Einheit der Systeme, aber es sind die so befestigten Systeme nicht sicherer, als jene schon oben von uns besprochene

mythologische Art derselben: Aristoteles schloß die Philosophie so wenig ab, als Plato. Mit Bezug namentlich auf diesen sagt Bernhardt (Grundr. der griechischen Litteratur. T. I, p. 37): „Die Griechen, scheint es, waren mehr zur Kunst als zur Technik des Philosophierens berufen“, und von Aristoteles, „als dem Urheber einer vollständigen Terminologie“, bemerkt er, daß nach dessen Sprache zu urteilen, „das Übermaß seiner schulgerechten Periphrasen und die Willkür seiner nicht immer mit strenger Grammatik verträglichen Figuren (wie  $\acute{o} \tau\iota\varsigma \acute{\alpha}\nu\theta\rho\omega\pi\omicron\varsigma$  und  $\tau\acute{o} \tau\grave{\iota} \eta\nu \epsilon\acute{\iota}\nu\alpha\iota$ ) darauf hindeuten, daß aller Reichtum des Hellenismus zu scharf begrenzten Abstraktionen und einheitlichen Begriffen weniger paßt.“

In Bezug auf die zuletzt erwähnte, vorsichtigere Art des Philosophierens durch die Kunsttechnik der Sprache, also durch das Satzgewebe, erinnere man sich an die schon früher ausgeführte Bemerkung, daß die Sprache, was sie überhaupt zu leisten vermag, im wesentlichen schon von Anfang an leistet, und trotz alles Ausbildens nicht überschreitet. Die Wurzel ist schon der Satz, und dieser stellt darum, wie sie, nur einen Seelenmoment dar. Nur Bruchstücke sprechen wir aus, die indessen, weil es Bilder sind, den Eindruck eines Ganzen machen, eines Ganzen der Kunst. Mit solchen Sätzen, den Ausdrücken für Urteile, arbeitet der Philosoph, mit Bildern, welche einseitig entworfen, oder mit Begriffen, welche nach einer bestimmten Richtung hin entwickelt sind. Weiter nun geht der sprachliche Ausdruck niemals. Urteile können wohl aufeinander bezogen werden — jedes Subjekt kann zum Prädikat werden, und umgekehrt — sie können dann als Schlüsse aus anderen Begriffsentfaltungen erscheinen, aber für diese als solche fehlt eine sprachliche Form, und, wenn sie auch ein Gegenbild etwa in den Perioden des sprachlichen Ausdrucks finden, so ist doch das Zwingende des Schlusses durch nichts Besonderes bezeichnet; Neben- oder Unterordnung der Sätze bestimmt sich im zusammengesetzten Satze nicht nach logischen Gesichtspunkten; keine Form prägt den Schematismus aus, der doch im Schlusssatz nur giebt, was die Prämissen schon enthalten. Ebenso erscheint das im Beweis Eroberte immer nur als Urteil, und die Sprache giebt so zu erkennen, daß die Sicherheit des Beweises eben nur scheinbar größer ist, als die des Begriffes selbst. Schopenhauer (Die Welt als Wille und Vorstell. Bd. 2. p. 76 sq.) sagt: „Worte durch Worte erklären, Begriffe mit Begriffen vergleichen, worin das meiste Philosophieren besteht, ist im Grunde ein spielendes

Hin- und Herschieben der Begriffssphären, um zu sehen, welche in die andere geht und welche nicht. Im glücklichsten Fall wird man dadurch zu Schlüssen gelangen: aber auch Schlüsse geben keine durchaus neue Erkenntnis, sondern zeigen uns nur, was alles in der schon vorhandenen lag und was davon etwa auf den jedesmaligen Fall anwendbar wäre.“ So wird man von der „abstrakten Erkenntnis“ an „die anschauende Auffassung“ verwiesen.

Die Wichtigkeit der Frage, wie durch den Kunstcharakter der Sprache die gesamte geistige Entwicklung des Menschen bestimmt wird, mag es rechtfertigen, daß wir zu den gegebenen Andeutungen noch einige geschichtliche Notizen hinzufügen über die Untersuchungen früherer Forscher, welche die bildliche Natur der Sprache im Verhältnis zum Denken behandelt haben. Sie fehlten schon im Altertum nicht. Wenn z. B. Gorgias, der Leontiner, zu den Sätzen in seiner Schrift *περὶ τοῦ μὴ ὄντος ἢ περὶ γύσεως* (bei Aristoteles de Meliss. Xenoph. Gorg. und bei Sextus Empirikus adv. Math. VII, 65 sq.): 1. Es sei eigentlich gar nichts; 2. Wenn auch etwas wäre, so würde es doch nicht erkennbar sein; 3. es ausspricht, daß, wenn auch etwas erkennbar wäre, es doch nicht mitteilbar sein würde — (bei Sextus l. c.: *τρίτον, ὅτι εἰ καὶ κατάληπτον, ἀλλὰ τοῖ γε ἀνέξοιστον καὶ ἀνεκμήνευτον τῷ πέλας*) — so sieht man aus der Begründung dieses dritten Satzes bei Aristoteles, daß Gorgias die Mitteilbarkeit durch Worte deshalb leugnet, weil diese ja nur Lautbilder seien, welche die Dinge in ihrer Eigentümlichkeit niemals ergriffen: *εἰ δὲ καὶ γνωστὰ, πῶς ἂν τις, φησί, δηλώσειεν ἄλλω; ὃ γὰρ εἶδε, πῶς ἂν τις, φησί, τοῦτο εἴποι λόγῳ; ἢ πῶς ἂν ἐκείνῳ δῆλον ἀκούσαντι γίγνοιτο, μὴ ἰδόντι; cet.*

Genauer ging man in den neueren Zeiten auf die Kritik der Sprache ein, und vornehmlich ist hier Locke zu nennen. Im dritten Buche seines: *Essay Concerning Human Understanding* Cp. 3, § 20 sq. heisst es: „Die Menschen, indem sie abgesonderte Begriffe (abstract ideas) bilden und sie nebst den damit verknüpften Namen in ihrem Verstande festsetzen, machen sich dadurch fähig, die Dinge zu betrachten und zu besprechen, als wären sie gleichsam in Bündel zusammengefaßt, damit sie leichter und schneller ihre Erkenntnis erweitern und ändern mitteilen können.“ Die Wörter sind aber (lib. III, IX, 21) so genau mit den Begriffen verbunden, daß der Mangel guter Erkenntnis mehr der Unvollkommenheit der Wörter als unserem unvollkommenen Verstande beizumessen ist;

„sie setzen sich nämlich zum wenigsten so sehr zwischen unsern Verstand und die Wahrheit, die er betrachten und begreifen will, daß, gleich einem Medium, durch welches die Strahlen der sichtbaren Objekte gehn, ihre Dunkelheit und Verwirrung nicht selten uns einen Nebel vor die Augen rückt und unser Verstandnis beeinträchtigt.“ Deshalb ist also vor jeder philosophischen Untersuchung vornehmlich die Unvollkommenheit der Wörter zu prüfen. Locke unterscheidet nun zwischen Namenwesen und Sachwesen (III, VI, 2) [the nominal essence, the real essence]; vom Golde z. B. gäben die Eigenschaften der Farbe, Schwere, Schmelzbarkeit etc. den abstrakten Begriff „Gold“, welchen der Name fixiere, ohne daß uns das Sachwesen bekannt würde, als welches in der Einrichtung der unsichtbaren Teile dieses Körpers zu suchen sei, von welcher die Eigenschaften des Goldes abhingen. (the nominal essence ist also, was heute von einigen „innere Sprachform“ genannt wird, „the real essence“ etwa Kants Ding an sich.) Während die Namenwesen beständig und unvergänglich seien (da sie nämlich in der Abstraktion sich bewegen, deren Erkenntnis uns wirklich zugänglich ist), sei das Sachwesen der Veränderung unterworfen. Es sei z. B. den einzelnen, wirklichen Menschen keine ihrer Eigenschaften wesentlich, aber dem Begriff Mensch — dem Namenwesen — sei z. B. die Vernunft wesentlich, wenn man nämlich im voraus sich vereinbart hat, die Vernunft mit zu den Teilen zu rechnen, aus denen der Begriff (Name) Mensch zusammengesetzt ist. (lib. III, VI, 4.)

Locke bezeichnet hiermit die in sich abgeschlossene Welt der Sprache, welche den Menschen in ihre Abstraktionen einspinnt, denen Wirklichkeit nicht zuzukommen braucht. Hiermit stimmt Herder (Ideen zur Gesch. etc. Bd. I. IX, 2): „Keine Sprache drückt Sachen aus, sondern nur Namen: auch keine menschliche Vernunft also erkennt Sachen, sondern sie hat nur Merkmale von ihnen, die sie mit Worten bezeichnet.“ — Man wird auch erinnert an Roscellins Lehre (vielleicht bezeichnet von Anselm [de fide trin. c. 2]: illi nostri temporis dialectici, — qui non nisi flatum vocis putant esse universales substantias), und die seines Schülers Abälard (Dial. p. 496): nec rem ullam de pluribus dici, sed nomen tantum concedimus.

Solche Namen nun, welche ursprünglich, von Natur, sich darboten, also die Namen der einfachen Begriffe, lassen eine Erklärung gar nicht zu (lib. III, IV, 7), und die Metaphysik macht nichts als Gewäsch, wenn sie eine solche versucht z. B. bei dem



Begriff der Bewegung, Licht, rot; nur zusammengesetzte Begriffe können durch Zurückführung auf ihre Bestandteile erklärt werden, z. B. Säulenbild, Regenbogen (III, IV, 12); die einfachen Begriffe sind an sich klar durch Wahrnehmung und Erfahrung, denn sie beziehen sich auf Wirkliches; zusammengesetzte, wie Ehebruch, Kirchenraub *et.* sind nur ein Werk des Verstandes, bei denen, wie z. B. in Blutsverwandtenmord, Blutschande *et.* die Zusammensetzung zuweilen ganz willkürlich ist, und denen also auch Wirklichkeit gar nicht zuzukommen braucht. Solche Zusammensetzungen nimmt die Sprache durch Vereinbarung in sich auf, was man auch daran sieht, daß die Wörter verschiedener Sprachen sich nicht decken (lib. III, V, 8); nur der Name also erhält solche Wesenheiten und verschafft ihnen Dauer z. B. dem triumphus. (III, V, 10.)

Hat vielleicht Herr v. Meding im preussischen Herrenhaus (6. Sitzung, 4. Septbr. 1866) an Locke gedacht, als er sich gegen die Abschaffung der „Wuchergesetze“ erklärte, weil sonst auch der Name „Wucher“ weggehe, also der Schimpf von der Sache entfernt werden würde, der sie bis jetzt noch habe verhüten helfen? — In der That kehrt „Wucher“ nach Abschaffung der Wuchergesetze nur zu seiner früheren Bedeutung zurück: Zuwachs, Ertrag, ohne schlimmen Nebensinn. (vid. Freidank Bescheidenh. VI, 28.)

Da Begriffe, wie Prozeßion, Gerechtigkeit, Dankbarkeit, nur für uns und durch uns sind, so sind sie sowohl Namenwesen, wie auch Sachwesen — bei ihnen geschehe es meist, daß man früher die Namen kennen lerne, als die Begriffe. (lib. III, V, 15.) — Auf bloßen Namenwesen beruht denn auch alle Einteilung in Gattungen und Arten (lib. III, VI, 7); denn das Ordnen der Dinge unter verschiedenen Namen erfolgt nach den zusammengesetzten Begriffen (*complex ideas*), in uns, nicht aber nach den Sachwesen, welche wir nicht kennen. (III, 6, 9.) Es sind deshalb auch Ausdrücke, wie sie von lächerlichen Pedanten erdacht sind, wie *animalitas*, *humanitas*, *corporeitas*, *aureitas*, *saxeitas*, *metalleitas* *et.*, welche sich den Anschein geben, als könnten sie das Sachwesen der Substanzen bezeichnen, niemals gangbar geworden, worin ein Zeugnis des Menschengeschlechtes liegt, daß man von den Sachen einen Begriff und Namen nicht habe. (lib. III, VIII, 2.) — Die Gattungsbegriffe, als die allgemeineren, sind besonders unvollkommen, sofern man immer mehr abstrahieren muß von den Besonderheiten, um sie bilden zu können, wie wenn man Gold und Silber unter die Gattung Metall bringt (lib. III, 6, 32), sie kommen

eben nur der Benutzung durch die Sprache zu gute, welche durch sie zur schnellen Verständigung geschickter wird. (III, 6, 33.) —

Daher rührt nun die Unsicherheit in der Bedeutung namentlich der zusammengesetzten Begriffswörter, wie denn z. B. selten moralische Begriffsnamen bei zweien Menschen dasselbe bedeuten (lib. III, 9, 6); da kein Muster in der Natur da ist, nach welchem die Bedeutungen reguliert werden könnten, wie z. B. die von den Wörtern spotten, betrügen, schmeicheln, Mord, Kirchenraub, Ruhm, Dankbarkeit. Es lernen ja auch die Menschen von früh ab erst die Namen, wie Ehre, Glaube, Gnade cet. und bleiben dann beständig in Unsicherheit über sie, da diese notwendig in ihnen liegt. Die meisten Streitigkeiten drehen sich auch deshalb nicht sowohl um Begriffe, als um Worte (lib. III, 9, 16); am wenigsten dem Irrtum ausgesetzt sind die Namen der einfachen Begriffe, wie süß, sieben, Dreieck. (lib. III, 9, 18.)

So sind denn, wie Locke im zehnten Kapitel des dritten Buches auseinandersetzt, die Wörter gar sehr dem Mißbrauch anheimgegeben. Religiöse und philosophische Sekten führen Wörter ein, die nur leerer Schall sind, wie z. B. das Wort Materie, (lib. III, 10, 15) oder die Weltseele des Plato, oder der Epikureer Streben der ruhenden Atome nach Bewegung (III, 10, 14) cet. Es ist dies ein Punkt, über den sich in unsern Tagen Schopenhauer vielfach ausgelassen hat, z. B. (Welt als Wille cet. T. II, p. 90 sq.) in Bezug auf Proklos und die Schelling'sche Schule. — Ferner werden — sagt Locke, andere Wörter höchst nachlässig, unrichtig und ungenau angewandt, wie z. B. Ruhm, Weisheit cet., oft auch wird dasselbe Wort mit verschiedenen Bedeutungen belegt, wozu die unnütze Geschicklichkeit des Disputierens viel beiträgt, namentlich aber wird darin geirrt, daß man die Menschenordnungen, in welche die Dinge durch ihre Namen gebracht werden, als den Dingen an sich zukommend erachtet. (lib. III, 10, 20.) — Zu diesen letzteren Bemerkungen paßt als Erläuterung Schopenhauers Kunststück, welches er (Welt als Wille cet. T. I, p. 58, wozu die Tafel) zum Besten giebt, auf solchem Kunststück nämlich „beruhen eigentlich alle Überredungskünste, alle feineren Sophismen, denn die logischen, wie der *mentiens*, *velatus*, *cornutus* u. s. w. sind für die wirkliche Anwendung offenbar zu plump. Wenn man z. B. von der Leidenschaft spricht, so kann man diese ebensowohl unter den Begriff der größten Kraft, des mächtigsten Agens in der Welt subsumieren, als unter den Begriff der Unvernunft, und diesen unter den der Ohnmacht und Schwäche. Dasselbe Verfahren kann man

nun fortsetzen und bei jedem Begriff, auf den die Rede führt, von neuem anwenden. Fast immer teilen sich in der Sphäre eines Begriffs mehrere andere, deren jede einen Teil des Gebiets des ersteren auf dem ihrigen enthält, selbst aber auch noch mehr außerdem umfaßt: von diesen letzteren Begriffssphären läßt man aber nur die eine beleuchtet werden, unter welche man den ersten Begriff subsumieren will, während man die übrigen unbeachtet liegen läßt, oder verdeckt hält.“ Die hier beigelegte Tafel zeigt so, wie der Begriff peregrinari dadurch beliebig zum bonum oder malum gemacht werden kann. Im Grunde, sagt Schopenhauer (p. 59) sind die meisten wissenschaftlichen, besonders philosophischen Beweisführungen nicht viel anders beschaffen: wie wäre es sonst auch möglich, daß so vieles zu verschiedenen Zeiten, nicht für irrig angenommen, (denn der Irrtum selbst hat einen anderen Ursprung) sondern demonstriert und bewiesen, dennoch aber später grundfalsch befunden worden. Schopenhauer findet solche Späße nur für die „Überredungskunst“ geeignet, und sagt, daß ihre Möglichkeit beruhe auf der „eigentümlichen Beschaffenheit der Begriffe, d. i. auf der Erkenntnisweise der Vernunft“ — sie beruht, wie wir gesehen haben, wesentlich auf der Eigentümlichkeit der Sprache.

Nach Locke also befindet sich der Mensch in der Wahrheit, so lange er die Sinneseindrücke rezipiert; will er diese aber in Worte fixieren, so hört die Sicherheit in dem Maße auf, als er sich vom Sinnlichen entfernt, denn die Worte als Bilder sind weder den Dingen adäquat, noch bedeuten sie überhaupt Dinge, sondern nur unsere Ideen von diesen. —

Man thut wohl, Locke zuerst anzuführen, wenn man eine Übersicht gewinnen will, wie in der neueren Zeit Ansätze zu einer Kritik der Sprache gemacht wurden, denn Lockes Schriften haben in den Kulturstaaen bis in dieses Jahrhundert den größten Einfluß geübt und stehen in genauem Zusammenhange mit den kritischen Untersuchungen unseres Kant, aber sehr wesentlich haben andere Engländer, namentlich Bacon und Hobbes, eine Kritik der Sprache schon vor ihm angebahnt. Bacon unterscheidet vier Arten von Götzenbildern d. h. Vorurteilen: *idola tribus*, (Geschlechtsvorurteile, welche in der Natur des Menschen liegen) *idola specus*, (die Höhlen-Vorurteile der besonderen Individualität) *idola fori*, (die Vorurteile des Marktplatzes, welche aus der Rede sich erzeugen) *idola theatri* (die Vorurteile aus den philosophischen Theorien cet.). (De dignit. et augment. scient. lib. V, cp. 4 und Nov.

Organ lib. I, aphorism.: 52 sq.) Die Aufstellung der dritten Art, der *idola fori*, geht auf eine Kritik der Sprache. Er sagt: (im Nov. Org. I, 59) „*idola fori omnium molestissima sunt, quae ex foedere verborum et nominum se insinuarunt in Intellectum. Credundum enim homines, rationem suam verbis imperare. Sed fit etiam, ut verba vim suam super Intellectum retorqueant et reflectant, quod philosophiam et scientias reddidit sophisticas et inactivas.*“ Daß Definitionen nichts helfen können, sieht er: „*quae tamen definitionis in naturalibus et materiatis huic malo mederi non possunt, quoniam et ipsae definitiones ex verbis constant, et verba gignunt verba.*“ — Man habe Namen, zu denen keine Dinge gehörten, z. B. *Fortuna*, *Primum mobile*, *Planetarum Orbes*, *Elementum Ignis*, oder bei denen die Abstraktion in Konfusion geraten sei, wovon er an dem Begriff *Humidum* ein Beispiel durchgeht. Er unterscheidet schließlich: 3 „*gradus quidam pravitatis et erroris in verbis.*“ —

Besonders scharf und konsequent behandelt Hobbes die Kritik der Sprache. Die Dinge und die Namen haben nichts miteinander zu thun. Er sagt z. B. (*Computatio seu Logica* P. I, cp. 2, 5): „*Quoniam autem Nomina, ut definitum est, disposita in oratione, signa sunt conceptuum, manifestum est, ea non esse signa ipsarum rerum; quo sensu enim intelligi potest sonum hujus vocis „Lapis“ esse signum „Lapidis“? — Neque vero, ut omne nomen alicujus rei nomen sit, necessarium est, e g. Nihil.*“ Das Allgemeine ist somit nur Name eines Namens: *Universale* — *nominis nomen*. (P. 1, 2, 9.) (cf. de *Homine*, cp. X: de *sermone*.) Durch die Verbindung der Worte zu Sätzen kann demnach auch nur von diesen Worten etwas Wahres oder Falsches ausgesagt werden, nicht aber von den Dingen: (*Leviathan* P. I, cp. IV, p. 16) „*Nam Verum et Falsum attributa sunt non rerum sed Orationis. Ubi autem Oratio non est, ibi neque Verum est neque Falsum.*“ cf. auch *Comput. s. Logica* (P. I, c. 3, 7): „*Veritas in dicto, non in re consistit.*“ — „*Intelligitur hinc, veritate et falsitati locum non esse, nisi in iis animantibus, qui oratione utuntur.*“ „*Quemadmodum igitur orationi bene intellectae debent homines, quicquid recte ratiocinantur; ita eidem male intellectae debent errores suos.*“ „*Deduci hinc quoque potest, veritates omnium primas ortas esse ab arbitrio eorum, qui nomina rebus primi imposuerunt, vel ab aliis posita acceperunt. Nam exempli causa verum est: Hominem esse animal — ideo, quia eidem rei duo illa nomina imponi placuit.*“ —

So hatte ja auch schon Heraklitos (nach Proklos zum Parmenides Tom. IV, p. 12 ed. Cousin) freilich mit mehr poetischer

Auffassung gelehrt, der Weg zur Erkenntnis des Seienden gehe durch die Namen: καὶ ἄλλο τοῦ Ἡρακλείτου, τὴν διὰ τῶν ὀνομάτων ἐπὶ τὴν τῶν ὄντων γνῶσιν ὁδόν. — Hierin liegt, wie Lassalle (Die Philos. Herakl. d. Dunkl. T. II, p. 371) richtig bemerkt, da die Sprache „Setzen des subjektiven Geistes“ ist, ein Übergang zu den Konsequenzen des Protagoras und der Sophistik. Der Platonische Sokrates sagt im Kratyls hierzu, daß, wenn die Worte auch Bilder der Gegenstände seien, und man wirklich die Dinge durch die Namen kennen gelernt habe, man sie doch wohl noch sicherer und besser aus ihrem Wesen selbst, dessen Bild sie seien, erkennen würde. (Kratyl. p. 439.) Freilich, die Dinge selbst! Wenn wir nur anderes an den Dingen wahrnehmen, als eben Bilder! Und ferner für die Erfassung und Darstellung derselben als dieser Menschenbilder wiederum anderes als Bilder! Und zwar sind diese Bilder nicht so ähnlich, wie etwa Nachgemaltes (die Onomatopöie ist die grösste Weise des Abbildens) sondern wie Nachgeschaffenes, Umgeschaffenes, eine Übersetzung ins Menschliche — und daher wird es in der That so sein, wie Sokrates sagt: (Kratyl. p. 435) „Mir auch selbst ja gefällt es, daß nach Möglichkeit ähnlich seien die Namen den Dingen, aber wenn nur nicht in Wahrheit dieser Zug der Ähnlichkeit zu dürftig ist, und es notwendig wird, jenes Gemeinere, die Übereinkunft, mit zu Hülfe zu nehmen bei der Richtigkeit der Worte.“ — Und so ist es in der That. Handelt es sich erst um eine Richtigkeit der Worte, d. h. will der Verstand, will die Wissenschaft sprechen, so bleibt nur Konvention, Definition, Periphrase nach Kräften übrig, und so wird eine Menschen-Geister-Welt errichtet, welche zusammen wohl ein für uns analoges Bild der grossen Welt bieten mag. Als ihr höchstes und entscheidendes Charakteristikum kann man — in sehr weitem Sinne — die Personifikation angeben, denn nur der Mensch ist Person, und es ist nichts Höheres. —

Leibnitz in seinen „Nouveaux essais sur l'entendement humain“ begleitet die Auseinandersetzung des Locke'schen Systems mit seinen Bemerkungen. Gegen die Ausdrücke essence nominale und essence réelle erklärt er sich, (liv. III, 3, 15) da eine essence nominale nur als „essence fausse et impossible“ zu verstehen sei. In Bezug auf die Unterscheidung der Gattungen und Arten, welche nach Locke zu bloßen Namenswesen führt, (s. oben p. 273) bemerkt Leibnitz: (lib. III, 6, 31) „La Nature peut fournir des Idées plus parfaites et plus commodes, mais elle ne donnera point un démenti à celles, que nous avons, qui sont bonnes et naturelles,

quoique ce ne soient peut-être pas les meilleures et les plus naturelles.“ —

Über die Grundsätze, nach welchen eine wissenschaftliche, philosophische Sprache einzurichten sei, hat Leibnitz sich weiter geäußert in der *Dissertatio de stilo philosophico* Nizolii, (Leibn. Opp. ed. Dutens. Tom. IV, P. I, p. 36—63) wo er die deutsche Sprache als zur Philosophie besonders geeignet bezeichnet. Er will namentlich die *claritas vocis*, als deren beide Quellen er „*originem et usum*“ bezeichnet. Zur *origo* rechnet er die Wortwurzel und die regelmässige Ableitung von dieser: „*usum radice et analogiam ex radice factae derivationis*.“ Er erläutert dies an dem Worte *fatum*, dessen Wurzel *for, fari* sei, so daß nach dem Ursprung *fatum* so viel ist wie *dictum*. Daß nun *fatum* auch bedeutet: *necessario eventurum*, kommt daher, weil der *usus* zu einem *tropus* gegriffen habe. Nämlich 1. Ist *fatum origine* = *dictum*; daher 2. *anonomasia seu κατ' ἐξοχήν dictum Dei*; daher 3. *per synecdochen dictum dei de futuris, seu decretum dei*, endlich 4. *metonymia causae: necessario eventurum*. Leibnitz setzt hinzu: „*Unde boni Grammatici atque etiam Philosophi est, continuatis troporum soritis, ut sic loquor, vocis usum ex origine deducere posse*.“ — Ähnlich schreibt Fr. H. Jakobi an Lavater: „Man läuft am wenigsten Gefahr, sich zu irren, wenn man immer den Wurzeln so tief als möglich nachgräbt. Ich habe für mich keine andere Art zu philosophieren und glaube alles auf Grammatik zurückführen zu können.“ — Leibnitz will im übrigen (p. 64) den philosophischen Ausdruck von Tropen möglichst frei halten. Er sagt: „*Scholasticorum oratio, quod quis miretur, tropis scatet. Quid enim aliud quam tropica sunt: „dependere, inhaerere, emanare, influere“ cet. und bemerkt endlich: „illud adjicio; omnem significationem non originariam aliquando fuisse translata, eo nimirum tempore, quo primum vox a primigenia significatione ad alias troporum adminiculo promota est; factam vero tandem propriam, quum primum ita vulgaris facta est, ut aequae sit nota, aut notior etiam nativa; et jam homines non propter flexiones a nativa factam, cujus saepe ne recordantur quidem, sed per se voce sic utantur. Interea si quis destinato consilio sibi proponeret, vocibus, quarum certa origo est, perpetuo inter philosophandum non aliter uti, quam origo postulat, ejus consuetudo nec illaudabilis nec aspernanda foret, etsi difficile censeam hoc constanter exsequi*.“ —

Leibnitz sieht richtig, daß die wissenschaftliche Sprache

wider ihren Willen sich in Bildern — (Tropen) — bewege; er faßt selbst (was der Einschränkung bedarf) jede Modifikation der ursprünglichen — (Wurzel) — Bedeutung als Tropus auf, und nur dies sah er nicht, daß die Wurzel des Wortes selbst nicht minder Bild ist, als das von ihr abstammende Geschlecht der Wörter. Weil aber dies so ist, darum ist es auch nur für die Kritik der Sprache von entscheidender Bedeutung, daß man auf die Wurzel zurückgehe, wie Leibnitz es den Philosophen empfiehlt; niemals werden wir im Sinne der Metaphysik in Bezug auf den Inhalt unseres Denkens hierdurch gefördert. Daß nun die Wurzeln selbst Bilder sind, haben wir bereits im allgemeinen ausgeführt; wir werden es im folgenden noch genauer nachweisen, so daß erhellen wird, wie der Unterschied zwischen eigentlicher und bildlicher Rede in Wahrheit nicht besteht, das Wesen des Tropus vielmehr dem Worte von seiner Wurzel ab anhaftet und ihm während seines ganzen Lebens verbleibt. —

Von Leibnitz her stammen dann wohl die weiteren Ergüsse deutscher Philosophen, welche aus dem Zurückgehen auf die Wurzeln die Herleitung besonderer metaphysischer Geheimnisse erwarteten. Hamann, Herder, Jakobi gehören da zusammen.

So schreibt z. B. Hamann (an Jakobi): „Werdet wie die Kinder! heißt schwerlich so viel als: habt Vernunft, habt deutliche Begriffe! Gesetz und Propheten gehen auf Leidenschaft von ganzem Herzen, von ganzer Seele, von allen Kräften — auf Liebe. Über die deutlichen Begriffe werden die Gerichte kalt und verlieren den Geschmack. Ich denke ebenso von der Vernunft, wie St. Paulus vom ganzen Gesetz — ich traue ihr nichts als Erkenntnis des Irrtums zu, halte sie aber für keinen Weg zur Wahrheit und zum Leben. Der letzte Zweck des Forschens ist, was sich nicht erklären, nicht in deutliche Begriffe zwingen läßt. — Ich habe aber diese Untersuchung ganz aufgegeben, und halte mich jetzt an das sichtbare Element, die Sprache. Ohne Wort keine Vernunft, keine Welt. Hier ist die Quelle der Schöpfung und Regierung: was man in morgenländischen Cisternen sucht, liegt im sensu communi des Sprachgebrauchs, und dieser Schlüssel verwandelt unsere besten Weltweisen in sinnlose Mystiker, die einfältigsten Galiläer und Fischer in die tief sinnigsten Forscher einer Weisheit, die nicht irdisch, menschlich und teuflisch ist, sondern einer heimlichen, verborgenen Weisheit Gottes — und diese Philosophie läßt keinen Rechtschaffenen, der an öden Stellen und Wüsten hingeängstet wird, ohne Hülfe und Trost.“ —

Jakobi sagt: (Allwills Briefsammlung. Zugabe. p. 169) „Werde ich es sagen, endlich laut sagen dürfen, daß sich mir die Geschichte der Philosophie je länger desto mehr als ein Drama entwickelte, worin Vernunft und Sprache die Menächen spielen?“ und weiter: „Mehrere behaupten, es sei nun (nach Kant) das Ende (dieses Drama) schon gefunden und bekannt. Vielleicht mit Recht . . . Und es fehlte nur noch an einer Kritik der Sprache, die eine Metakritik der Vernunft sein würde, um uns alle über Metaphysik Eines Sinnes werden zu lassen.“ —

Wir verweisen hier nur kurz auf Herder, der in den „Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit“ Bd. I, Buch 9, cp. 2 sich ähnlich ausspricht, um noch einige Ausführungen Jakobis anzuführen. Es heißt bei diesem („David Hume über den Glauben.“ p. 142): „Wer über seine Vorstellungen und den Vorstellungen von seinen Vorstellungen aufhört, die Dinge selbst wahrzunehmen, der fängt an zu träumen. Die Verknüpfungen dieser Vorstellungen, die Begriffe, die sich aus ihnen bilden, werden dann immer subjektiver, und in demselbigen Verhältnis an objektivem Inhalt ärmer. Wohl ist das ein großer Vorzug unserer Natur, daß wir fähig sind, von den Dingen solche Eindrücke, die uns ihr Mannigfaltiges unterscheidend darstellen, anzunehmen, und so das innere Wort, den Begriff zu empfangen, dem wir alsdann ein äusseres Wesen durch einen Schall unseres Mundes erschaffen, und ihm die flüchtige Seele einhauchen. Aber diese aus endlichem Samen gezeugten Worte sind nicht wie die Worte deß, der da ist, und ihr Leben ist nicht wie das Leben des aus dem Nichts hervorruhenden Geistes. Lassen wir diesen unendlichen Unterschied außer acht, so entfernen wir uns in demselben Augenblick von der Quelle aller Wahrheit, verlieren Gott, die Natur, und uns selbst. Und es ist so leicht, ihn außer acht zu lassen! Denn erst werden unsere der Natur abgeborgte Begriffe minder oder mehr nach subjektiven Bestimmungen der Aufmerksamkeit gebildet, fortgeleitet, verknüpft und geordnet. Hernach geht aus der erhöhten Fertigkeit zu abstrahieren, und willkürliche Zeichen an die Stelle der Dinge und ihrer Verhältnisse zu setzen, eine solche blendende Klarheit hervor, daß die Dinge selbst davon verdunkelt und am Ende gar nicht mehr gesehen werden. Nichts kann einem Traume ähnlicher sein, als der Zustand, in welchem sich der Mensch alsdann befindet. Denn auch im Traume sind wir nicht ohne alle Empfindung des Wirklichen. Aber die lebhafteren Vorstellungen überwiegen diese schwachen Eindrücke, und die Wahrheit wird im



Wahn verschlungen.“ — (cf. auch Jakobi: David Hume p. 102 sq. und sonst.) —

Jakobis unrichtige Voraussetzung, als zeige uns, im Gegensatz zur Vernunft und zur Sprache, die unmittelbare, sinnliche Wahrnehmung „die Dinge selbst“, gebe uns „die Wahrheit“, — braucht uns hier nicht zu beschäftigen; seine Kritik der Sprache in Bezug auf ihre Verwendung in der Wissenschaft ist darum nicht weniger treffend. —

Wir führen ferner noch an aus Jakobi: (Über die Lehre des Spinoza in Briefen an den Herrn M. Mendelssohn p. 402) [größenteils wiederholt in dem „Briefe Jakobis an Fichte“. Beilage I, p. 61.]. „Das Prinzip aller Erkenntnis ist lebendiges Dasein; und alles lebendige Dasein geht aus sich selbst hervor, ist progressiv und produktiv. Das Regen eines Wurmes, seine dumpfe Lust und Unlust könnten nicht entstehen, ohne eine nach den Gesetzen seines Lebensprinzips verknüpfende, die Vorstellung seines Zustandes erzeugende Einbildungskraft. Je mannigfaltiger nun das empfundene Dasein ist, welches ein Wesen auf diese Art erzeugt, desto lebendiger ist ein solches Wesen. Soll aber das in dem gegenwärtigen Augenblicke erzeugte Leben in dem folgenden nicht wieder untergehen, so muß das schaffende Wesen auch erhalten können. Unter den Erhaltungsmitteln des Lebens (desjenigen Lebens, welches sich selbst genießt und allein den Namen des Lebens verdient) ist uns keines bekannt, welches kräftiger sich bewiese, als Sprache. Die enge Verbindung zwischen Vernunft und Sprache erkennt ein jeder; und ebenso, daß wir von einem höheren Leben als demjenigen, welches durch Vernunft besteht, keinen Begriff haben. Die vollkommeneren Wahrnehmung und mannigfaltigere Verknüpfung erzeugt, in eingeschränkten Wesen, das Bedürfnis der Abstraktion und Sprache. So entsteht eine Vernunftwelt, worin Zeichen und Worte die Stelle der Substanzen und Kräfte vertreten. Wir eignen uns das Universum zu, indem wir es zerreißen, und eine unseren Fähigkeiten angemessene, der wirklichen ganz unähnliche Bilder-, Ideen- und Wort-Welt erschaffen. Was wir auf diese Weise erschaffen, verstehen wir, insoweit es unsere Schöpfung ist, vollkommen; was sich auf diese Weise nicht erschaffen läßt, verstehen wir nicht; unser philosophischer Verstand reicht über sein eigenes Hervorbringen nicht hinaus.“ u. s. w. —

Jakobi bemerkt weiter (l. c. p. 421 sq.), daß die spekulative Vernunft nur zur „Verknüpfung nach erkannten Gesetzen der Not-

wendigkeit“, also nur zur Aufstellung identischer Sätze gelange, und sagt dann: „Die wesentliche Unbestimmtheit menschlicher Sprache und Bezeichnung, und das Wandelbare sinnlicher Gestalten läßt aber fast durchgängig diese Sätze ein äußerliches Ansehen gewinnen, als sagten sie etwas mehr als das bloße: quidquid est, illud est; mehr, als ein bloßes Faktum aus, welches wahrgenommen, beobachtet, verglichen, wiedererkannt, und mit anderen Begriffen verknüpft wurde.“ cet. —

Kants Kritik wandte sich der Untersuchung einer „reinen Vernunft“ zu, indem sie auf „allen Stoff und Beistand der Erfahrung“ verzichtete; zu einer Kritik der Sprache fand sie demnach keine Veranlassung, sie hatte es nur mit Begriffen zu thun. Hiergegen richtete sich namentlich Hamann in dem Aufsatz: Die Metakritik über den Purismus der reinen Vernunft (Ges. Werke. Bd. VII.), in welchem er die Kantische Trennung der Sinnlichkeit und des Verstandes verwirft, „die Sprache als empirischen Purismus“ (p. 6), „für das einzige, erste und letzte Organon und Kriterion der Vernunft“ erklärt und ausführt, wie das ganze Vermögen zu denken auf Sprache beruhe, wenn sie auch der Mittelpunkt des Mißverständes der Vernunft mit sich selbst sei. „Laute und Buchstaben sind also reine Formen a priori, in denen nichts, was Empfindung oder zum Begriff eines Gegenstandes gehört, angetroffen wird, und die wahren ästhetischen Elemente aller menschlichen Erkenntnis und Vernunft.“ —

Bei Fichte finden sich nicht überall dieselben Ansichten über das Verhältnis der Sprache zum Gedanken. Es heißt einmal bei ihm (Von der Sprachfähigkeit und dem Ursprunge der Sprache. [Werke, T. 8, p. 309]): „Ich beweise nicht, daß der Mensch ohne Sprache nicht denken, und ohne sie keine allgemeinen abstrakten Begriffe haben könne. Das kann er allerdings vermittelt der Bilder, die er durch die Phantasie sich entwirft. Die Sprache ist meiner Überzeugung nach für viel zu wichtig gehalten worden, wenn man geglaubt hat, daß ohne sie überhaupt kein Vernunftgebrauch stattgefunden haben würde.“ So meint er wortlos denken zu können (Aus einem Privatschreiben. Werke. T. 5, p. 583): „Erzeuge ich mir einen neuen Begriff, so bedeutet freilich das Zeichen, wodurch ich ihn für euch bezeichne (denn für mich selbst bedürfte es überall keines Zeichens), für euch etwas Neues, das Wort erhält eine neue Bedeutung, da ihr bisher das Bezeichnete gar nicht besessen habt.“ cet. — Später modifizierte Fichte seine Ansichten in etwas. Busse (J. G. Fichte und seine

Beziehung zur Gegenwart des deutschen Volkes. Bd. I, p. 357) sagt darüber: „daß der Philosoph Sprachbildner ist, dies Bewußtsein ist Fichten erst aufgegangen, als er äußerlich genötigt wurde, (durch die Anklage auf Atheismus) sein Recht dazu zu verteidigen,“ und (Bd. II, p. 65): „Er kommt nicht zu der Einsicht, daß er als Philosoph nichts als Sprachbildner ist, bedingt durch bestimmte, sprachliche Gebilde: sondern äufere Lebenserfahrungen nötigen ihm das Bewußtsein auf, daß er von der sprachlichen Tradition abhängig ist, daß er ein Recht hat, sprachbildend in die Geschichte seines Volkes einzugreifen. Auch hier gewinnt er nicht das Bewußtsein, daß seine philosophischen Begriffsbestimmungen durch die sprachliche Tradition seines Volkes und durch seine lebendige geschichtliche Individualität bedingt sind; allein faktisch nimmt er aus sprachlich gegebenen Wörtern seine philosophischen Begriffsbestimmungen heraus.“ —

Hegel (Phänomenologie des Geistes p. 83 sq.) benutzt die Unfähigkeit der Sprache, das Einzelne und Individuelle zu bezeichnen, um ihre philosophische Natur nachzuweisen, als durch welche nur Allgemeines bezeichnet werde, woraus erhelle, daß das sinnliche, unmittelbare Bewußtsein keine Wahrheit in sich habe. Er kehrt also den Locke'schen Spieß um. — Es heißt bei ihm: „Sie meinen (die Anhänger der sinnlichen Gewißheit) dieses Stück Papier, worauf ich dies schreibe, oder vielmehr geschrieben habe, aber was sie meinen, sagen sie nicht. Wenn sie wirklich dieses Stück Papier, das sie meinen, sagen wollten, und sie wollten sagen, so ist dies unmöglich, weil das Sinnliche dieses, das gemeint ist, der Sprache, die dem Bewußtsein, dem Ansichallgemeinen angehört, unerreichbar ist. Unter dem wirklichen Versuche, es zu sagen, würde es daher vermodern; die seine Beschreibung angefangen, könnten sie nicht vollenden, sondern müßten sie anderen überlassen, welche von einem Dinge zu sprechen, das nicht ist, zuletzt selbst eingestehen würden. Sie meinen also wohl dieses Stück Papier, das hier ein ganz anderes als das obige ist; aber sie sprechen wirkliche Dinge, äufere oder sinnliche Gegenstände, absolut einzelne Wesen und so fort, d. h. sie sagen von ihnen nur das Allgemeine; daher, was das Unaussprechliche genannt wird, nichts anderes ist, als das Unwahre, Unvernünftige, bloß Gemeinte.“ — Hegel schreibt daher (p. 84) „dem Sprechen die göttliche Natur zu, die Meinung unmittelbar zu verkehren, zu etwas anderem zu machen, und so sie gar nicht zum Worte kommen zu lassen.“ —

Zur Sache ist zu bemerken, daß solches Bewußtsein, welches in einem bestimmten, einzelnen Hier und Jetzt „Wahrheit“ zu besitzen glaubt, ein Unding ist; ein so auf den Einzelmoment Beschränktes würde gar nicht zu einem Urtheil kommen, geschweige denn an das Denken, was Hegel Wahrheit nennt, es würde eben theoretisch wie praktisch nicht weiter gehen, als auf das bestimmte Hier und Jetzt, und würde in keinerlei Irrtum verfallen, welcher berichtigt werden könnte. Die Beobachtung aber verschiedener Momente in Bezug auf dasselbe Ding, die Erfahrung findet sehr bald das Richtige, daß nämlich die sinnlichen Dinge in denselben Formen nicht verharren, keinen dauernden Bestand haben, und mehr ist hier nicht gemeint, wo von „der Wahrheit der sinnlichen Dinge“ die Rede ist. —

Hierum aber kümmert sich die Sprache gar nicht; sie ist nicht höherer Art, als das Bewußtsein; ihre Laute bezeichnen nichts Allgemeineres, sondern dies einzelne eines Moments in Form eines Lautbildes — dies einzelne des Moments auch nicht dem Dinge entnehmend, sondern unserer Vorstellung; daher vermag sie das Ding nur unbestimmt zu bezeichnen, indem sie es andeutet nach seinen für uns bedeutsamen Zügen. Und so bezeichnet die Sprache materiell durchaus Verschiedenes mit demselben Laute, sobald seine Verwendung das entsprechende Vorstellungsbild hervorzurufen vermag; nicht bloß Druck-, Schreib-, Post-, Lösch-, Sand-, Stroh-, Reis-, Pack-Papier ist „dies Papier“, sondern auch eine Blume, ein Käfer, eine Muschel, ja etwa eine Verfassung kann „dies Papier“ heißen. So ist die Sprache, indem ihre Bilder die Dinge bündelweise ergreifen, erstaunend zweckmäßig, unser Bewußtsein mit vielen Begriffen durch Anschlagen weniger Tasten zu erfüllen, aber sie ist weit entfernt, das Bewußtsein zu kritisieren, klüger zu sein. Die Unbestimmtheit des Lautes verlangt für jeden Fall eine Menge Beihülfen, bedingt eine Menge von Voraussetzungen, um das erforderliche Verständnis zu sichern. Ohne ein gewisses Mitleben in der Sphäre des Wortbildes vermögen wir nicht zu verstehen. Außer der ungefähren Kenntniss des ganzen Lautsystems — der Sprache — bedarf das Wort der Ergänzung durch den Satzsinne, in welchem ja nur gesprochen wird, denn „dieses Papier“ für sich ist nichts zu Verstehendes, aber: „dieses Papier schenke ich Dir“ macht der Allgemeinheit, d. h. der Unbestimmtheit ein Ende. Die näheren Umstände also, unter denen die Sprechenden sich befinden, sich immer befinden, da nicht logische Geister sich unterhalten, sondern immer einzelne, bestimmte Men-

schen, die Gestikulation, Betonung, die Benennung durch Eigennamen, die ausführliche Beschreibung, mit einem Worte der Zusammenhang mit allen anderen Dingen, Personen, Worten, welche zu dem Moment in Beziehung stehen: — Dies erst beschränkt die Unbestimmtheit der Lautbilder so weit, daß von einem hinreichenden Verständnis die Rede sein kann. Wer nie gesehen hat, erhält keine Vorstellung von der Farbe durch Wort oder Erklärung; so ist, wer sich nie freute oder Schmerz empfand, wer nie einen Baum sah, einen Ton hörte cet. durch das Wort nicht mit der Vorstellung zu erfüllen, welche bezeichnet werden soll, überall bedürfen wir der Anlehnung an diese sinnliche Anschauung, damit unsere Bilder ihren Dienst leisten können. Diese Unfähigkeit der Sprache also zu bestimmter Bezeichnung des Einzelnen durch das einzelne Wort nimmt Hegel als einen Beweis für ihre hohe und vornehme Natur, indem er daran denkt, wie wir durch sie vermöge der Abstraktion zu Begriffen von immer weiterem Umfang, obzwar zugleich von immer steigender Magerkeit und Farblosigkeit, gelangen. Daß sie hierbei ebenso im Bilde befangen bleibt, nur im Bilde den Geist anzudeuten vermag, also so weit hinter ihrer Aufgabe zurückbleibt, wie sie bei Bezeichnung des Sinnlichen ihr voraus zu sein scheint, sieht er nicht.

Hegel hätte ebensowohl ein Hundebewußtsein als über „die Wahrheit der sinnlichen Dinge“ hinaus zeigen können, da auch der Hund, wenn er die Vorübergehenden anbellt, jetzt diesen hier meint, nachher jenen dort, in der That aber wegen der Laut-Bild-Natur des Wau Wau, „welches dem Ansichallgemeinen angehört“, hierzu nicht gelangt, sondern nur überhaupt die jederzeit zänkische Natur gegen all' und jeden offenbart.

Das „Unaussprechliche“ ist darum auch nicht schlechtweg als das „Unvernünftige“ abzufertigen. Denn, abgesehen davon, daß es immer zu bestimmter Zeit, von bestimmten Personen geschieht, wenn ein Etwas als unaussprechlich bezeichnet wird, so daß ich zu anderer Zeit, oder ein anderer zu dieser Zeit ja wohl ein Bild finden könnte, welches mir Genüge thut — so heißt „unaussprechlich“ nur, daß der Gedanke im betreffenden Falle nicht die genügende Verdichtung, Bestimmtheit und Festigkeit erlangt habe, um in einem Lautkörper als unwiderruflich abgeschlossener realer Gehalt sich zu verleblichen. Da nun unsere Auffassung des Seelenmoments keineswegs immer so klar ist, um eine bestimmte Erkenntnis, wie sie das Wort voraussetzt, herbeizuführen, so bleibt Vielerlei dem Gefühl, der Ahnung überlassen, und wird dann zwar

wohl ausgedrückt z. B. durch Musik, aber nicht gerade durch die Lautbilder der Sprache.

Schopenhauer, welcher die Spekulation nach Kant verwarf, bespricht verschiedentlich das Verhältnis der Begriffe zu ihrer Darstellung durch die Sprache, jedoch ohne besondere Förderung, z. B. in „die Welt als Wille und Vorstellung“ Bd. II, p. 67 sq. Er sagt dort (p. 70): „Die enge Verbindung des Begriffs mit dem Wort, also der Sprache mit der Vernunft, beruht im letzten Grunde auf folgendem. Unser ganzes Bewußtsein, mit seiner inneren und äußeren Wahrnehmung, hat durchweg die Zeit zur Form. Die Begriffe hingegen, als durch Abstraktion entstandene, völlig allgemein und von allen einzelnen Dingen verschiedene Vorstellungen, haben in dieser Eigenschaft ein zwar gewissermaßen objektives Dasein, welches jedoch keiner Zeitreihe angehört. Daher müssen sie, um in die unmittelbare Gegenwart eines individuellen Bewußtseins treten, mithin in eine Zeitreihe eingeschoben werden zu können, gewissermaßen wieder zur Natur der einzelnen Dinge herabgezogen, individualisiert und daher an eine sinnliche Vorstellung geknüpft werden: diese ist das Wort. Es ist demnach das sinnliche Zeichen des Begriffs und als solches das notwendige Mittel, ihn zu fixieren, d. h. ihn dem an die Zeitform gebundenen Bewußtsein zu vergegenwärtigen und so eine Verbindung herzustellen zwischen der Vernunft, deren Objekte bloß allgemeine, weder Ort noch Zeitpunkt kennende Universalien sind, und dem an die Zeit gebundenen, sinnlichen und insofern bloß tierischen Bewußtsein. Nur vermöge dieses Mittels ist uns die willkürliche Reproduktion, also die Erinnerung und Aufbewahrung der Begriffe möglich und disponibel, und erst mittelst dieser die mit denselben vorzunehmenden Operationen, also urteilen, schliessen, vergleichen, beschränken u. s. w.“ — Schopenhauer sieht vor allen Dingen nicht, daß eben die Begriffsbildung selbst nur durch die Sprache erfolgt. Er entwickelt (l. c. Bd. I, p. 46), daß der Vernunft eine Funktion zukomme: Bildung des Begriffs, der nur im Geiste des Menschen vorhanden ist, und von dessen Wesen wir daher nimmer eine anschauliche Erkenntnis erlangen, sondern nur eine abstrakte. „Nur denken, nicht anschauen lassen sie sich, und nur die Wirkungen, welche durch sie der Mensch hervorbringt, sind Gegenstände der eigentlichen Erfahrung. Solche sind die Sprache, das überlegte, planmäßige Handeln und die Wissenschaft; hernach, was aus diesen allen sich ergibt. Offenbar ist die Rede, als Gegenstand der äußeren Erfahrung, nichts Anderes, als ein sehr voll-

kommener Telegraph, der willkürliche Zeichen mit größter Schnelligkeit und feinsten Nüancierung mitteilt. Was bedeuten aber diese Zeichen? Wie geschieht ihre Auslegung? Übersetzen wir etwa, während der Andere spricht, sogleich seine Rede in Bilder der Phantasie, die blitzschnell an uns vorüberfliegen und sich bewegen, verketten, umgestalten und ausmalen, gemäß den hinzuströmenden Worten und deren grammatischen Flexionen? Welch ein Tumult würde dann in unserem Kopfe während des Anhörens einer Rede oder des Lesens eines Buches! So geschieht es keineswegs. Der Sinn einer Rede wird unmittelbar vernommen, genau und bestimmt aufgefaßt, ohne daß in der Regel sich Phantasmen einmengen. Es ist die Vernunft, die zur Vernunft spricht, sich in ihrem Gebiete hält, und was sie mitteilt und empfängt, sind abstrakte Begriffe, nicht anschauliche Vorstellungen, welche ein für allemal gebildet und verhältnismäßig in geringer Anzahl, doch alle unzähligen Objekte der wirklichen Welt befassen, enthalten und vertreten u. s. f.“ — Sofern nun die Sprache den Gedanken fixiert, fesselt sie ihn auch, sagt Schopenhauer (Bd. II, p. 71), und er bemerkt, daß dieses Hindernis durch die Erlernung mehrerer Sprachen zum Teil beseitigt werde. — Da ist nicht viel zu benutzen. — Was den psychologischen Hergang beim Verstehn der Rede betrifft, so ist dessen Erklärung: „Es ist die Vernunft, die zur Vernunft spricht“ ebenso nichtssagend als mystisch. — Man erfährt zuerst mehr oder minder vollständig, „wovon die Rede sein soll“ — oder man entnimmt dies den Umständen, sonst kann man überhaupt Worte nicht verstehn. Vorläufig also empfängt die Seele gleichsam eine Bildersphäre, innerhalb welcher sich die Mitteilung hält. Die einzelnen Wörter werden nicht verstanden, sondern die Satz-bilder. Wie nun diese im Bewußtsein aufblühen und aufblitzen, erleuchten sie bald diese, bald jene Stelle des Hauptbildes. Unsere Vorstellung folgt, deckt die Bildfläche bald hier, bald dort auf, gerät in Mitarbeit, bildet auch um und ergänzt. Man sieht, wie wenig hier jemals von vollständigem Verständnis die Rede sein kann. Man nennt es Verständnis, wenn keine Veranlassung sich bot, daß die Verschiedenheiten der Vorstellungen hervortraten; diese zeigen sich aber unausbleiblich in dem Maße, als man später etwa ins Einzelne eindringt, um das volle Verständnis zu konstatieren. Die wissenschaftliche Abstraktion kann allerdings die Worte zu bloßen Formeln umzuwandeln scheinen, mit denen dann der Verstand nur rechnet, aber dadurch wird der Seele kein neuer Inhalt gewonnen, es wird der vorhandene nur rubriziert und reguliert.

Bei Trendelenburg findet sich zerstreut manche Bemerkung, welche unserer Auffassung entspricht. Von Interesse ist, daß er („De Arist. categoriis“ und „Geschichte der Kategorieenlehre“) zu zeigen suchte, wie die Kategorieen des Aristoteles aus der Zergliederung des Satzes hervorgegangen sind. Von den hierher gehörigen Stellen in seinen Werken führen wir an (Logische Untersuchungen Bd. II. p. 442): „Wenn sich die Philosophie in richtiger Selbsterkenntnis über die Mittel des Erkennens besinnt, träumt sie nicht mehr den riesenhaften Traum von einer adäquaten Erkenntnis Gottes, in welchem man ausgespinnene Metaphern für bewiesene Wissenschaft ausgiebt.“ — ferner (l. c. p. 447), wo er Schelling widerlegt, „die ganze große Identität des Erkennens und Seins hängt allein in der Metapher der Selbstbejahung“; ebenso p. 118, wo Schopenhauers „Objektivität des Willens“ eine „nichts erklärende Metapher“ genannt wird, wie (p. 119) sein Begriff vom Gewissen, und p. 85, wo gegen materialistische Ansichten bemerkt wird, daß sie von „der Metapher der Sprache“ in ihrer Erklärung des Selbstbewußtseins bestimmt werden, „und eine solche Erklärung löst sich mit dem Bilde, das nur Zeichen ist, von dem Wesen ab und zerrinnt.“ — Allgemein wird so der Satz hingestellt (p. 455): „Alle Konstruktion (des Wesens Gottes) ist nur ein Bild Gottes aus der Welt.“ — Wer darüber hinausgeht, „dichtet ein theosophisches Gedicht“ und es findet sich zum Schluß (p. 468) als eine „künstlerische That“ des Philosophen bezeichnet, wenn er „aus dem (ihm bekannten) Bruchstück (der Welt) den bildenden Geist entwirft“, so daß „das Unendliche uns nun im Endlichen wie im Spiegel erscheint“.

Wir fassen den Inhalt des Kapitels dahin zusammen:

Die Sprache ist Geist, in einem sinnlichen Mittel, dem Laut, verkörpert und erst dadurch zu wirklichem Dasein gebracht. Wie alles Sinnliche vermag auch der Laut den Geist nur symbolisch darzustellen; auch meint die Sprache ja ihre Laute nicht an sich selbst, sondern das, was diese anderes bedeuten, weshalb der Laut den Begriff nur anregt, nur reizt, ihn zu bilden, aber ihn nicht selbst darstellt. Die Sprache bezeichnet also notwendig nur andeutend, unbestimmt, und in diesem Sinn allgemein; ihr Verständnis erfordert daher nicht weniger eine ästhetische Reproduktion des Geistes aus den Lautbildern und bleibt wesentlich ein Bildliches. Aber die Sprache will den Geist geben, strengt sich dazu immer von neuem an, sucht dies durch die in ihrer Succession der



Gedankenbewegung analoge Darstellung der Lautmomente zu erreichen, will treffend sein, und ist so ein immer erneuertes Kunstschaffen, welches an der vom Bewußtsein empfundenen Schranke, immer nur Bild, Gleichnis zu bleiben, seinen Trieb zur Fortbildung hat.

Unser gesteigertes Bewußtsein erreicht Bestimmtheit in der Darstellung seiner Momente in dem Maße, als wir in dem Laut nur konventionelle, d. h. uns durch den usus ganz angehörige, willkürlich ausgeprägte, nur innerhalb der von Menschen geschaffenen Verhältnisse gültige und verwendbare Zeichen sehn. Dann nämlich sichern die gleiche Kulturentwicklung zusammenlebender Menschen, die enge Verbindung durch die Gemeinsamkeit der Interessen, die unzähligen Merksteine der sichtbaren Welt, in welche unser Erkennen, Wollen und Handeln uns verflucht, dem Lautzeichen der Sprache ein relativ genaues Verständnis. Die Bilder werden von so vielen Seiten uns vorgestellt, daß wir sie fast von allen Seiten zugleich erblicken. Hält sich also die Rede in der Sphäre uns schon geläufig gewordener Bilder, so daß wir die Worte in der That nur noch als Zeichen zu nehmen haben, so ist von „verwirrender Bilderjagd“ nichts zu bemerken, aber der Mangel bestimmter Bezeichnung tritt hervor, sobald wir uns ein neues Gedankenfeld zum ersten Male durch die Sprache erschließen lassen, da sie dies wegen ihrer Bildnatur immer nur andeutet, nicht deckt, obwohl, wenn nach und nach wir die neuen Gedanken gefaßt und uns angeeignet haben, wir sie nicht schwieriger für das Verständnis zu finden pflegen, als die uns bekannten. Und damit geht es dem späteren Menschen nicht anders, als dem früheren. Auch beim Beginn der Sprachbildung verringerte sich die Unbestimmtheit im Unterscheiden erst allmählich durch bestimmtere Abgrenzung der Lautformen, und so zeichnet sich weiter auch auf höheren Kulturstufen die erste Aufnahme eines neuen Gedankens nur als ein Unbestimmtes für unsere Vorstellung, zu welcher erst nach und nach Sonderung und damit Erkenntnis hinzutritt. Neue Gedanken der Wissenschaft eignen sich deshalb auch weniger für die mündliche Überlieferung; der Kulturmensch wünscht sie gedruckt, in Zeichen von Zeichen, damit er Zeit behalte, die Worte ruhig auf sich wirken zu lassen, bis sie ihm wieder Zeichen geworden sind. So erinnert sich der Virtuose nicht mehr an die Namen der Noten, an ihr Wesen; er spielt sie bewußtlos ab, bis ihn neue und schwierige Kombinationen von Noten merken lassen, daß er nur Andeutungen liest, nicht Musik, und ihn so auf den

Standpunkt der Anfänger im Notenlesen zurückführen. Das vollendete Kunstwerk der Sprache ist dann ein in sich harmonisches Ganze und beherrscht im Anfange die Menschen, wie etwa die Sitte, und, wenn später geregelt durch die Grammatik, wie das Gesetz, nur viel innerlicher und fester. Es umfaßt und offenbart die Sprache nach der theoretischen Seite den ganzen Menschen; auch, was er praktisch in sinnlicher Breite irgend erstrebt und leistet, nimmt sie auf und verwandelt es in Geist. Zwar offenbart sich der Mensch auch in der Geschichte seines Geschlechts, in der Wissenschaft und Praxis, aber in weniger reiner und unmittelbarer Gestalt, denn in diesen Gebieten stellt er nicht sowohl sich selbst dar, als wie er in Bezug auf die Welt sich verhält, und wie deren Gesetze ihn bedingen; Sprache aber ist sein eigenstes Besitztum.

In der Formierung der Laute selbst zeigt die Sprache ihre Plastik, in ihrem Satzbau wirkt sie architektonisch, ihre Bilder, Tropen, Gleichnisse sind malerisch; ihre phonetische Figuration und ihr Rhythmus geben uns Musik; endlich in ihren selbständigen Produktionen berührt sie sich mit der Poesie.

So ist sie durch und durch Kunst und kann auch nur Gedanken darstellen, wie die Kunst es vermag: bildlich. Über die Natur ihrer Bilder im einzelnen wird der folgende Abschnitt das Nähere geben.

### A n h a n g.

Es kann an dieser Stelle die Bemerkung eingeschaltet werden, daß die Entwicklung des Charakters der Schrift in durchgehender Analogie mit der Entwicklung der Sprache steht. Man wird dies von vornherein annehmen, denn, wie der Laut Tonbild des Gedankens ist, so giebt die Schrift ein Raumbild des Sprachlauts, und was dort für den Sinn des Gehörs sich herausbildet, erscheint hier für das Auge. Freilich treten die Schrift-Bilder sogleich mit dem bestimmten Zweck der Mitteilung auf; sie bleiben abhängig und in stetem Dienst.

Die Hauptpunkte sind, daß auch die Schrift von Anfang als eine Kunst auftritt, als Malerei — ideographisch — zuerst unbestimmt, in Umrissen, dann durch Zuthat der Farbe den Ausdruck belebend und verschönernd. Viele Weisen der Darstellung waren auch hier möglich, und eine Wahl mußte getroffen werden, für welche — wie bei den Sprachwurzeln der Redende und Verstehende — gemeinsam der Schreibende und der Lesende all-

mählich sich zu entscheiden und zu einigen hatten; denn auch der Zweck der Schrift begnügt sich nur anfangs mit dem Erraten, will aber zunehmend ein Verstehen. So führt sich auch hier die Konvention ein auf dem Grunde einer Nachahmung der Natur; aus verschwenderischer Fülle der Malerei hoben sich nach und nach die charakterisierenden Bilder hervor und erhielten Bestand. Wo die Darstellung für den vorliegenden Zweck zu allgemein bezeichnete, da halfen, den Deutelaute der Sprache vergleichbar, besondere Determinativzeichen nach.

Man sieht auch, daß die mimetische Bilderschrift sofort — ebenso, wie die Lautbezeichnung — in ihrer Anwendung auf Abstraktionen symbolisch werden mußte; ihre Bilder waren ebensowohl tropisch zu fassen, wie kyriologisch.

In dem Maße ferner, als die Schrift den praktischen Zwecken sich dienstbar machte, verlor sie das Andenken an ihren künstlerischen Ursprung; sie wurde, je mehr es darauf ankam, den bestimmten Wortausdruck wiederzugeben, immer mehr zum bloßen Zeichen des Lautes. Und dieser Übergang zur phonographischen Schrift vollzog sich nur allmählich; die Bilder für Vorstellungen wurden, indem das Prinzip ihrer Darstellung sich stetig veränderte, als Lautzeichen beibehalten, obwohl sie undeutlich wurden als Raumbilder, wie das Wort es allmählich werden mußte als Lautbild.

Und es hat sich endlich die Schrift bei derselben Unfähigkeit zu beruhigen, den Laut genau wiederzugeben, wie der Laut, wenn er den Gedanken ausprägen will; die unendlichen Modifikationen des rein Individuellen im Laut bezeichnet die Schrift gar nicht, wie die Sprache keinen Ausdruck für die Einzelempfindung hat.

Zeigen nicht auch die Sprachen eine Richtung auf endliche Stenolalie, analog der Stenographie in der Schrift?

**VII. Wiefern Lexikon und Grammatik als Darstellung der Technik der Sprachkunst zu betrachten sind. — Die Verwirklichung der Sprachkunst, bedingt durch die Natur, d. h. von der Verschiedenheit der Sprachen. — Die Entwicklung der Sprachkunst, bedingt durch die Geschichte der Sprache. — Die Entfaltung der Sprachkunst, bedingt durch den usus.**

Wie das Bild des Malers uns die Vollansicht des Gegenstandes zu bringen scheint, ohne doch mehr als eine Seite desselben zu

bieten, so meint die Darstellung der Wurzel, des ersten Kunstwerks der Sprache, eine Totalvorstellung, aber sie ergreift und stellt sie dar nur an einem ihrer Merkmale. Das Leben zeigt dann zwar den Gegenstand oder den Vorgang in immer anderen Beziehungen, von immer neuen Seiten, aber damit ändert sich nicht der Laut, an welchen die Vorstellung des Dinges sich zuerst gebunden hatte, mit dem sie untrennbar verwachsen war, sondern die neu hinzutretenden oder sich deutlicher enthüllenden Vorgänge an dem Dinge, sofern sie ja auch sonst für sich zur Vorstellung gekommen waren und ihren Lautausdruck gefunden hatten, wurden dem Laute zugesetzt, und wurden, als ihm nur hinzugefügt, durch Betonung, Deutelaute, Stellung kenntlich gemacht. So umgab sich das Subjekt allmählich mit einer Fülle von Prädikaten, welche in seiner Sphäre lagen und sie vollständig darstellten.

Nun ist klar, wie hierdurch der Verstand an der Sprache ebenso sein Unterscheiden und Sondern erlernt und befestigt, wie er es in ihr niederlegt. Man kann deshalb sagen, je mehr die Sprache zum Satze wird, desto mehr Bewußtsein und Verstand entwickelt sie. Das Wort aber, welches, in alle möglichen Beziehungen gesetzt, dennoch in seinem Laute verharret, erhält immer festere und mehr umschriebene Bedeutung, wird immer konventioneller, abhängig von den ihm zugeordneten Worten, während seine Ursprungsbedeutung aus dem Bewußtsein schwindet. So sind es zwei Seiten, auf welche bei Betrachtung der unablässig bewegten Sprache die Wissenschaft zu achten hat, die Bedeutung der Wörter selbst in ihrem Wandel: die lexikalische Seite — und das Streben, die möglichen Beziehungen des Wortes zu sicherer Darstellung zu bringen: die grammatische Seite.

Wäre es nun der Sprache eigen, in ihrer Entwicklung nur eben den einen Zweck möglichst vollkommener Darstellung der Seelenmomente zu verfolgen, so würde, was die Wissenschaft als Lexikon und Grammatik behandelt, lediglich aufzufassen sein als die Kunsttechnik der Sprache, aber sie ist nicht überall frei, ist in ihrer Darstellung nur insoweit sich Selbstzweck, als sie schafft.

Wären ferner die natürlichen Bedingungen, unter welchen Sprache geschaffen wird, überall und immer dieselben für das Geschlecht der Menschen, würde nicht durch die Verschiedenheit dieser Bedingungen auch die Wahl der Laute, an denen die Begriffsbildung erfolgt, und die Bezeichnung der Beziehung innerhalb gewisser Grenzen willkürlich, also von verschiedener Art, so würde

nur eine einzige solche Kunsttechnik der Sprache sich ergeben, aber in den verschiedenen Gegenden unserer Erde realisiert sie sich weder in gleicher Weise noch in denselben Lautbildern.

Und wenn endlich die einzelnen Volkssprachen in ihrer Entwicklung nicht abhängig wären, und bestimmt würden von der Geschichte dieser Völker selbst, so würde die Darlegung der Sprachbewegung uns nichts anderes zeigen, als die Entfaltung dieser Kunsttechnik in fortschreitender Vervollkommenung, aber keine der Menschensprachen ist eben im stande, ihre Entwicklung unbeeinflusst und ungestört von dem Schicksal des Weltlaufs fortzuführen. —

Es wird nötig sein, dieser drei Punkte besonders zu gedenken, da sie die Grenzen aufweisen, innerhalb deren sich die Darstellung der Sprache als Kunst und der Kunst der Sprache notwendig bewegt.

Wir besprechen zunächst die Naturbedingtheit der Sprache, durch welche eine Mannigfaltigkeit von Kunst-Techniken entsteht, d. h. die Verschiedenheit der Sprachen; darauf die geschichtliche Bedingtheit der Sprachen, durch welche Faktoren äußerlicher Art mitwirkend werden; endlich die durch die Verwendung der Sprache im Dienste anderer Interessen bewirkte Bedingtheit, welche den Usus herbeiführt. —

Die ursprünglich vom Individuum geschaffenen Sprachlaute werden in der Wirklichkeit niemals zu einer Sprache der Gattung, sondern es kommt nur zu einer Ausdehnung des Individuellen auf Kreise verwandter Individuen. Ein Mehreres hindert, wie bei allen Richtungen menschheitlicher Entwicklung, die Verschiedenheit der Naturbedingungen, unter deren Herrschaft diese vor sich geht. In der That glauben wir an ein Geschlecht der Menschen, und sagen mit W. v. Humboldt: (Über die Verschiedenheit des menschl. Sprachb. p. 48) „So wundervoll ist in der Sprache die Individualisierung innerhalb der allgemeinen Übereinstimmung, daß man ebenso richtig sagen kann, daß das ganze Menschengeschlecht nur Eine Sprache, als daß jeder Mensch eine besondere besitzt.“ — Aber diese Einheit stellt sich dar in so reicher Unterscheidung der Formen, daß unser Begriffsvermögen nicht leicht beides zugleich — die Einheit trotz der Unterschiede innerhalb der Einheit genau zu fassen und zu überschauen vermag.

Die Frage, ob die Verschiedenheit der Sprachen als das Ursprüngliche anzunehmen sei, oder ob sie alle von einer einzigen

ausgingen, scheint uns kaum noch eine Frage zu sein. Es ist sicher, daß die Sprachwissenschaft, wenn sie nach strenger Methode untersucht, nicht imstande ist, alle uns bekannten Sprachen auf Eine Ursprache zurückzuführen, und daß daher mehrere anzunehmen sind. Die vorhandenen Verschiedenheiten lassen sich eben nur unter der Voraussetzung ursprünglicher Verschiedenheit hinreichend erklären; für eine ursprüngliche Identität spricht aber höchstens der Mythos, bis er selbst bei dem Babylonischen Turmbau einen Sprung macht. Nun besteht die Ansicht, welche z. B. M. Müller (Vorles. üb. die Wissensch. d. Spr. Bd. I. p. 281) vertritt, „daß jede Flexionssprache einmal agglutinatив, jede agglutinative Sprache einmal einsilbig gewesen sei.“ — Daß also alle Völker zuerst in Weise der isolierenden Sprachen, wie z. B. der Chinesischen, gesprochen hätten, dann in der Art der agglutinierenden, wie z. B. die Tartarische ist, dann der kombinierenden, wie (nach Schleicher) z. B. Tibetanisch, und so, in vorhistorischer Zeit, entweder auf einer dieser Stufen stehen geblieben seien, oder bis zur Flexion durchgedrungen; aber, wenn auch Müller recht hat, daß nur bei dieser Ansicht „die vorliegenden Sprach-Erscheinungen im Sanskrit oder irgend einer anderen inflexionalen Sprache ihre Erklärung finden können,“ (man vergleiche z. B. auch Schleicher, Deutsche Sprache, p. 33, 46. Steinthal, Klassifikation der Spr. (2. Bearb.) p. 323. Heyse, System d. Spr. p. 143) so wird dadurch doch nichts für ursprüngliche Identität der Sprachen bewiesen, da die Lautverschiedenheit doch schließlich das Entscheidende ist, diese aber sonst Regel ist bei verschiedenen Sprachstämmen. (Heyse l. c. p. 165. Schleicher l. c. p. 38.)

Grimm sagt zwar (Gesch. der dtsh. Spr. p. 833): „Alle Mundarten und Dialekte entfalten sich vorschreitend, und je weiter man in der Sprache zurückschaut, desto geringer ist ihre Zahl, (?) desto schwächer ausgeprägt sind sie. Ohne diese Annahme würde überhaupt der Ursprung der Dialekte, wie der Vielheit der Sprachen unbegreiflich sein. Alle Mannigfaltigkeit ist allmählich aus einer anfänglichen Einheit entsprossen.“ Aber Grimm selbst (in seiner Abhandlung über den Ursprung der Sprache) nimmt keine Ursprache an, d. h. er setzt die ursprüngliche Differenz voraus, und will mit den angeführten Worten wohl nur den gemeinsamen Ursprung der sanskritischen Sprachen betonen. Wird nicht auch die Verschiedenheit vielmehr dadurch begreiflich, daß man sie zugleich mit der Verschiedenheit der Individuen von Anfang anerkennt? Haben sich etwa die verschiedenen Nationen, Staats-

verfassungen, Religionen, Mythen, Kunstformen u. s. w. aus Einer Form entwickelt?

Renan (histoire des langues sémitiques p. 100) sagt gut: „Il semble au premier coup d'oeil que rien n'est plus naturel que de placer l'unité, en tête des diversités et de représenter les variétés dialectiques comme sorties d'un type unique et primitif. Mais des doutes graves s'élèvent quand on voit les langues se morceler, avec l'état sauvage ou barbare, de village à village, je dirais presque de famille à famille.“ Nachdem er die Sprachen des Kaukasus, Abessyniens, Amerikas, Oceaniens besprochen in ihrer übergroßen Zahl und Mannigfaltigkeit, fährt er fort: „Ces faits nous semblent suffisants pour prouver l'impossibilité d'une langue homogène, parlée sur une surface considérable, dans une société peu avancée. La civilisation peut seule étendre les langues par grandes masses; il n'a été donné qu'aux sociétés modernes de faire régner un idiome sans dialectes sur tout un pays, et encore les langues arrivées ainsi à l'universalité sont-elles presque toujours des langues purement littéraires.“ und weiter: „Loin donc de placer l'unité à l'origine des langues, il faut envisager cette unité comme le résultat lent et tardif d'une civilisation avancée. Au commencement il y avait autant de dialectes que de familles, de confréries, je dirais presque d'individus.“ — „Les langues qu'on peut appeler primitives sont riches parce qu'elles sont sans limites. Chaque individu a eu le pouvoir de les traiter presque à sa fantaisie; mille formes superflues se sont produites et elles coexistent jusqu'à ce que le discernement grammatical vienne à s'exercer.“ — „L'oeuvre de la réflexion, loin d'ajouter à cette surabondance, sera toute négative: elle ne fera que retrancher et fixer. L'élimination s'exercera sur les formes inutiles; les superfétations seront bannies; la langue sera déterminée, réglée, et, en un sens, appauvrie.“ —

Schleicher betrachtet die Sprache nur nach der Seite ihrer Naturbedingtheit, übersieht in ihr die Seite der künstlerischen Freiheit, wenn er sagt: („Über die Bedeutung der Sprache für die Naturgeschichte des Menschen“ p. 8) „daß die Sprache nichts ist, als das durch das Ohr wahrnehmbare Symptom der Thätigkeit eines Komplexes materieller Verhältnisse in der Bildung des Gehirns und der Sprachorgane mit ihren Nerven, Knochen, Muskeln“ u. s. f., aber gewiß ist richtig, wenn es p. 23 heißt: „In den offenbar sehr langen Zeiträumen vor der eigentlichen Geschichte sind höchst wahrscheinlich unzählige Sprachen zu Grunde gegangen, während andere sich weit über ihr ursprüngliches Gebiet ausbreiteten und

sich dabei in eine Mannigfaltigkeit von Formen differenzierten. Wir müssen demnach eine unbestimmbare große Anzahl von Sprachen voraussetzen.“ —

Die ursprüngliche Verschiedenheit der Sprachen ist ebenso wenig allein im Laut zu suchen, wie die Verschiedenheit der Individuen selbst nur eine körperliche ist. Der ganze Mensch schafft die Sprache, darum sind auch deren Verschiedenheiten derart, daß aus ihnen die Verschiedenheiten der Individuen selbst am tiefsten und umfassendsten erschlossen werden können. — Wir führen an, wie W. v. Humboldt die einschlagenden Punkte bezeichnet. (Über d. Versch. d. menschl. Sprachb. p. 8 sq.) „Die Verschiedenheit der Sprachen läßt sich als das Streben betrachten, mit welchem die in den Menschen allgemein gelegte Kraft der Rede, begünstigt oder gehemmt durch die den Völkern beiwohnende Geisteskraft mehr oder weniger glücklich hervorbricht.“ „Das bessere Gelingen kann in der Stärke und Fülle der auf die Sprache wirkenden Geisteskraft überhaupt, dann aber auch in der besonderen Angemessenheit derselben zur Sprachbildung liegen: also z. B. in der besonderen Klarheit und Anschaulichkeit der Vorstellungen, in der Tiefe der Eindringung in das Wesen eines Begriffs, um aus demselben gleich das am meisten bezeichnende Merkmal loszureißen, in der Geschäftigkeit und der schaffenden Stärke der Phantasie, in dem richtig empfundenen Gefallen an Harmonie und Rhythmus der Töne, wohin also auch Leichtigkeit und Gewandtheit der Lautorgane und Schärfe und Feinheit des Ohres gehören.“ — „Es giebt auch Dinge in den Sprachen, die sich in der That nur nach dem auf sie gerichteten Streben, nicht gleich gut nach den Erfolgen dieses Strebens, beurteilen lassen. Denn nicht immer gelingt es den Sprachen, ein, auch noch so klar in ihnen angedeutetes Streben vollständig durchzuführen. Hierhin gehört z. B. die ganze Frage über Flexion und Agglutination“ — *et.* —

Wir nehmen also ursprüngliche Verschiedenheit der Wurzeln an, verschiedene Art, wie zu bestimmter Wortbildung vorgeschritten wurde, Verschiedenheit in den Analogieen, nach welcher die Übertragung sinnlicher Bezeichnungen auf Abstraktionen erfolgte, endlich eine besonders tiefgehende Verschiedenheit in den Prinzipien, nach welchen die Lautmittel grammatisch zur Verwendung kommen.

Innerhalb dieser ursprünglichen Verschiedenheiten, in denen Sprache zur Erscheinung kam, bildeten sich dann, bedingt durch die geschichtliche Entwicklung unseres Geschlechts, neue Unter-



schiede heraus, denn auch Völker derselben Ursprache mußten, schon aus rein natürlichen Gründen, sobald sie freiwillig oder gezwungen ihre Wohnsitze änderten, mit der Ortsverschiedenheit zur Sprachverschiedenheit kommen. Die Identität der Wurzeln und die Gleichheit des Prinzips, welches den grammatischen Formenbau durchdringt, hält wie z. B. bei dem indogermanischen Sprachstamm, welchen unsere Darstellung allein im Auge hat, die Einheit aufrecht. —

Nach dem Grunde der Sprachverschiedenheit zu fragen, sollte ebenso überflüssig erscheinen, wie etwa danach, weshalb die Gesichtsbildungen der Menschen untereinander differierten und doch wieder in bestimmten Gruppen nach Familien, Landschaften, Volksstämmen sich zusammenfänden.

Diogenes Laertius sagt vom Epikur (§ 75): ὁθεν καὶ ὀνόματα ἐξ ἀρχῆς μὴ θέσει γενέσθαι ἀλλ' αὐτὰς τὰς φύσεις τῶν ἀνθρώπων, καθ' ἕκαστα ἔθνη ἴδια πασχούσας πάθῃ, καὶ ἴδια λαμβανούσας φαντάσματα, ἰδίως τὸν ἄερα ἐκπέμπειν, στελλόμενον ὑφ' ἐκάστων τῶν πάθων καὶ τῶν φαντασμάτων, ὡς ἂν ποτε καὶ ἡ παρὰ τοὺς τόπους τῶν ἐθνῶν διαφορὰ εἴη, später sei dann Übereinkunft hinzugetreten (§ 76); und Lucretius sagt kurz (V, 1055):

„Postremo, quid in hac mirabile tantopere est re,

Si genus humanum, cui vox et lingua vigeret,

Pro vario sensu varias res voce notaret.“

Wir werden als Hauptgrund der verschiedenen Sprachformationen die verschiedene künstlerische Begabung für Sprachschaffen und Sprachauffassung zu betrachten haben, wie ja z. B. auch für die Musik Chinesen, Deutsche, Türken, Engländer, Italiener sehr unterschieden ausgestattet sind, so für das Empfangen wie für das Schaffen. Aber freilich hängt diese Verschiedenheit der Begabung gerade bei der Sprache in hohem Grade von der Natur ab, unter deren Einfluß der Mensch sich entwickelt. Dabei meinen wir nicht sowohl, daß Terrain (Gebirgsland, Flachland etc.) oder die Lage (ob maritim oder Binnenland) oder das Klima, oder Lebensweise, Nahrung, Art der Kulturentwicklung u. a. unmittelbar auf die Sprache wirken, sondern wesentlich nur so, daß, indem sie den Menschen überhaupt körperlich und geistig beeinflussen, sie auch die Sprachhervorbringung mitbedingen.

Dennoch wird in Einem Punkt auch eine direkte Einwirkung der Natur angenommen werden dürfen. Das Medium der Fortpflanzung wie der Erregung des Tons ist die Luft, und es wird also deren Beschaffenheit neben den übrigen den Organismus,

namentlich die Stimm- und Gehörs-Organen, bedingenden tellurischen Einflüssen für die Differenzierung der Stimme auch unmittelbar und entscheidend wirksam sein. Wärme und Kälte, die chemische Beschaffenheit der Erdoberfläche, Gebirge, Meeresnähe, Sumpfboden verändern das Medium und affizieren so auch sofort den Ton und die Art seiner Hervorbringung, gestalten im übrigen auch sicherlich nach und nach die Organe um, welche ihn erzeugen. Der Schall ist z. B. bekanntlich in dünnerer Luft schwächer, wie er denn unter der Luftpumpe verschwindet. Demnach werden in höher gelegenen Landstrichen größere Anstrengungen des Organs, namentlich stärkeres Hervorstossen des Hauchs bei Verwendung der menschlichen Stimme eintreten. Daher erklärt sich größere Rauheit und Reichtum an Aspirierungen und eine Umstimmung der Organe, bei denen schließlich weichere Laute nicht mehr ansprechen. — Bedenkt man, wie die Erschütterung des Organismus mittelst der Nerven eine Mitbewegung der Stimmorgane hervorbringt, wie sie zunächst in Naturlauten sich äußert, so kann auch von dem Klima Beeinflussung auf die Spracherzeugung geschlossen werden, denn die Reize auf die Faser des Menschenkörpers sind nach dem Klima verschieden. A. v. Humboldt bemerkt z. B. (Über die gereizte Muskel und Nervenfaser p. 303), daß Zuckungen toter Tiere in Deutschland noch 2 bis 3 Stunden nach dem Tode, in Italien nur 20 bis 25 Minuten auf galvanischen Reiz erfolgen. —

Ebenso, wenn auch schwerer nachweisbar, müssen Wirkungen angenommen werden, welche die Mischungen der Luft mit Gasarten z. B. Kohlensäure, Ozon, Salpetersäure, Ammoniak, öfter wiederkehrende Miasmen, die sogenannte Sumpfluft u. d. m. auf Stimme und Stimmorgane ausüben; auch die elektrische Beschaffenheit der Luft ist von Einfluß, und nicht minder von Bedeutung ist es, in welchem Maße die Luftbeschaffenheit gleichmäßig bleibt oder vielen und raschen Wechseln unterworfen ist. Wenn nicht eben scharf bestimmend, so doch hübsch veranschaulichend sagt Gutzkow (gesammelte Werke, Bd. 4, p. 49): „Die zahllos verzweigten Sprachwillküren, jene Originalitäten der Bezeichnung, welche das Gemeingut ganzer Völker wurden, sind ein Faktum der Geschichte, das auf Rechnung der Natur kommt. Die Natur sprach ihre Töne dem Menschen vor; ihre Donner, ihre Blitze, ihr Waldsäuseln, ihr Wogengebrause, ihr Wallen der Kornähren, ihre zahllosen lauterer und sanfteren Stimmen, mit denen sie aus der Pflanzen-, Tier- und Steinwelt spricht, gaben den Nationen ihre

Themata, welche sie mit gelehriger Zunge nachschmalzten und nachzwitcherten. Der ganze Charakter dieser oder jener Sprache ist der Abdruck der Natur des Landes, wo sie gesprochen wird. Die griechische Sprache ist der griechische Himmel selbst mit seiner tief dunklen Bläue, die sich in dem sanft wogenden ägeischen Meere spiegelt. Hier ist der Einfluß der Natur ein fast unwillkürlicher und von dem Volke mit der Luft eingesogener, während in den semitischen Sprachen die ängstliche Nachahmung der Natur waltet, eine Nachahmung, die sich mit Gurgellauten durch die Kehle quetscht, die mit Lippe, Zunge und Nase die vorsprechende Lehrerin zu imitieren sucht. Und zuletzt ist dort, wo die Natur kalt, öde und stumm ist, wo nur zuweilen ein Eisvogel über schneeige Gefilde flattert, die Sprache arm und unbeholfen, und der Ton in ihr, so wie in den nordischen Sprachen, singend und klagend, oder, wenn noch höher hinauf, fast der Ausdruck des Schreckens und Zusammenzuckens vor einem kleinen Geräusche neben der Hütte.“ — Es ist hierbei freilich nicht deutlich, warum in den semitischen und hochnordischen Sprachen „der Einfluß der Natur“ kein ebenso „unwillkürlicher und von dem Volke mit der Luft eingesogener“ gewesen sei, als bei den Griechen. Das Verständnis der Sprachverschiedenheit wird erleichtert, wenn man die innerhalb derselben Sprache vorhandenen Dialektverschiedenheiten ins Auge faßt, welche so groß werden können, daß die derselben Sprache Angehörigen einander nicht mehr verstehen: Schweden, Dänen, Holländer, Deutsche cet. Mit den Wohnsitzen ändern sich die Bedürfnisse; neue Umgebungen veranlassen neue Vorstellungen, modifizierte Laute, einen Wechsel in dem Streben nach Sprachbequemlichkeit und Lautschönheit. — Man wird übrigens nicht vergessen dürfen, daß in der fortschreitenden Kultur das Moment der Freiheit sich vielfach als Gegengewicht gegen die Macht der Naturbedingungen geltend macht. So dehnen sich Sprachen über ihre natürlichen Grenzen aus, wie z. B. jetzt das Englische, oder sie vermengen sich mit anderen, wie z. B. die *lingua franca* in den türkischen Seestädten. K. O. Müller (Dorier, T. II, p. 515) sagt in dieser Beziehung von den griechischen Dialekten: „Man muß erwägen, daß lokale Bedingungen auf die Sprache nur in einem Zeitalter mit voller Kraft wirkten, da die Organe ihnen weit mehr nachgaben und überhaupt mehr Akkommodation gegen die Natur stattfand: später wurde Dorisch auch in Küstenländern gesprochen, wie jetzt Plattdeutsch in Gebirgen. Auch dürfen wir dabei nicht vergessen, daß nicht bloß das Land, sondern auch das Volk von



deutung und dem Laut fühlbar, und gefühlt haben ihn also auch die Arier: *λείγω*, *λιχμάω*, lingo, ligurio, lingua, gula, glutio, lecken, lechzen, to lick, leccare, lécher, celt. loukan, lambere, *λάπτω*, *λαιμός*, labium, Lippe cet. So drücken den lärmenden Hall einer Menge aus *לָלַל*, *לָלַל*, *ἀλαλάζειν*, *δολοῦζειν*, *ἰάλεμος*, ejulare, ululare. Anderes z. B. *קָרָא*, *κράζω*, krähen, crier; *קָרָא*, *τύπτω*; *קָרָא*, *τύμπανον*, *τύπανον*; — *קָרָא*, *קָרָא*, *קָרָא*, *ἀρπάζω*, carpo, greifen cet. Besonders auffallend ist die Ähnlichkeit bei Pronominibus und Zahlwörtern. (Renan, l. c. p. 464.) Wir führen noch eine andere, weiter reichende Gruppe von Wurzelwörtern an. Buschmann (Über den Naturlaut. Abhandl. d. Akad. d. Jahr. 1852) zählt als Typen für die Sprachen auf der Erde 4 für den Begriff Vater, 4 für Mutter; nämlich pa, ta, ap, at und ma, na, am, an. Er sagt: „Wie sinnig spricht sich nicht das Naturgefühl darin aus, daß für den Vater die starken Laute, die harte oder weiche muta, für die Mutter die völlig abgeebneten, ruhigen Konsonanten bestimmt sind, welche nur als eine sanfte Grenze noch den Mutis angehören! Wohl ist es erlaubt, hier eine neue Wirkung der großen Natur zu bewundern, ihr stilles Schaffen nach einfachen und sinnigen Gesetzen.“ — Trotz einer so ungemein weit unter den Völkern sich zeigenden Übereinstimmung ist hieraus, wie Buschmann nachweist, keineswegs auf Sprachverwandtschaft zu schließen, aber, wofür diese Übereinstimmung zeugt, das ist eine Verwandtschaft der menschlichen Sprachorgane und des menschlichen Sprachsinnes. An diesem merkwürdigen Zug wird dargethan, sagt Buschmann (p. 396), „daß manche Ursachen in den Sprachen Ähnlichkeit bewirken, ohne daß die Sprachen in irgend einem Zusammenhange mit einander stehn.“ — (cf. was oben über Kindersprache gesagt ist, p. 184 sq.)

Bedienen wir uns nun, wie bisher, der Bezeichnung „Sprache“ bei unseren Untersuchungen über die Sprachkunst, obwohl wir diese nur in Bezug auf die Kunsttechnik eines einzigen Sprachstamms, des indogermanischen, anstellen und selbst innerhalb dieses einen Stammes nur einige seiner bedeutendsten Zweige näher zu beachten imstande sind, so verhalten wir uns ähnlich, wie wenn im wissenschaftlichen Sinne vom „Menschen“ gesprochen wird, obwohl die unendlichen Verschiedenheiten der Stämme und Individuen dies zu verbieten scheinen; fit enim denominatio a parte potiore, und auch unter den Sprachen sind die Formsprachen und unter diesen die durch eigentliche Suffixe abwandelnden sanskritischen als die vollkommensten zu bezeichnen. Wir haben aber außerdem anzu-

nehmen, daß ein Analoges, eine ähnliche Kunsttechnik sich bei allen Sprachstämmen entwickelt hat, und meinen, daß die Art, wie in neueren Zeiten bisher unbekannte Sprachstämme untersucht werden, unserer Auffassung nicht eben fern steht.

Wenden wir uns nun zur Besprechung der Einwirkung, welche die Geschichte auf die Sprache übt.

Die bisher betrachteten Verschiedenheiten der Sprache werden von der Natur durch räumliche Bedingungen hervorgerufen; die Verschiedenheiten, zu welchen der Zeitlauf die Sprachen bringt, stellen sich in praxi für das Menschengeschlecht kaum geringer, als jene. Wir verstehen das Gotische nicht, so wenig, wie Quintilian die *Saliorum carmina vix sacerdotibus suis satis intellecta*. (Quint. I, 6, 40.) Der Lauf der Geschichte zerreibt die Sprachen; die Kultur nutzt sie ab, indem sie die Kunstgeschöpfe des sinnigen Sprachschöpfers mit eilig zu leistenden Diensten beladet; das sieht man, wenn man z. B. die Sprache der Franzosen mit jener der Spanier und Portugiesen in Bezug auf das gemeinsame lateinische Stammgut vergleicht, oder Englisch mit Isländisch, oder Litauisch mit den anderen lebenden indogermanischen Sprachen.

Grimm (Gesch. d. dtsh. Spr. p. 6) sagt: „In allen Sprachen findet Absteigen von leiblicher Vollkommenheit statt, Aufsteigen zu geistiger Ausbildung.“ — Den Satz vervollständigt Schleicher (Die dtsh. Sprache p. 37): „Das Leben der Sprache zerfällt in zwei völlig gesonderte Perioden: in die Entwicklungsgeschichte der Sprache: vorhistorische Periode, und in die Geschichte des Verfalles der sprachlichen Form: historische Periode.“

Daß in der That die Entwicklung der sprachlichen Lautform den vorhistorischen Zeiten angehöre, deren Verfall aber den Zeiten der Geschichte d. h. des sich bethätigenden geistigen Fortschritts, erscheint bei genauerer Betrachtung als selbstverständlich. Nach dem von uns entwickelten Gesetze der Wechselwirkung von Laut und Bewußtsein kann vollständige Ausbildung des theoretischen Geistes erst an und mit der Vollendung der Sprache erreicht werden. Erst dann also waren die Völker auf der Kulturstufe geschichtlicher Völker angelangt. Von da ab wird Sprache Mittel für weitere Zwecke, sie hört auf, die umworbene Braut zu sein und hilft als Hausfrau in der Praxis des Lebens; nicht ihre Schönheit sowohl, als ihre Brauchbarkeit wird von nun an geschätzt, und mit dieser verliert sich freilich dann jene. Sogar dies läßt sich nachweisen (cf. Schleicher, deutsche Sprache p. 35), daß die Lautform um so stärker verfällt, ein je gewaltigeres geschichtliches

Leben, z. B. bei Engländern und Franzosen, sie begleitet. Man kann darum mit Renan sagen (*Historire générale des langues sémitiques. Préface*): „Les langues étant le produit immédiat de la conscience humaine se modifient sans cesse avec elle, et la vraie théorie des langues n'est, en un sens, que leur histoire.“ — Wie nun in diesem Hergange wirklich ein Zerfallen von Kunstformen durch deren praktische Verwendung zu sehen ist, entnehme man aus den Worten W. v. Humboldts (*Von der Verschiedenh. cet. p. 291*): „Die Beziehung des Volksgeistes auf die Sprache muß durchaus eine andere sein, so lange sich diese noch in der Gärung ihrer ersten Formation befindet, und wenn die schon geformte nur zum Gebrauche des Lebens dient. So lange in jener früheren Periode die Elemente, auch ihrem Ursprunge nach, noch klar vor der Seele stehen, und diese mit ihrer Zusammenfügung beschäftigt ist, hat sie Gefallen an dieser Bildung des Werkzeugs ihrer Thätigkeit, und läßt nichts fallen, was durch irgend eine auszudrückende Nüance des Gefühls festgehalten wird. In der Folge waltet mehr der Zweck des Verständnisses vor, die Bedeutung der Elemente wird dunkler, und die eingeübte Gewohnheit des Gebrauchs macht sorglos über die Einzelheiten des Baues und die genaue Bewahrung der Laute. An die Stelle der Freude der Phantasie an sinnreicher Vereinigung der Kennzeichen mit volltönendem Silbenfall tritt Bequemlichkeit des Verstandes und löst die Formen in Hilfsverba und Präpositionen auf. Er erhebt dadurch zugleich den Zweck leichter Deutlichkeit über die übrigen Vorzüge der Sprache, da allerdings diese analytische Methode die Anstrengung des Verständnisses vermindert, ja in einzelnen Fällen die Bestimmtheit da vermehrt, wo die synthetische dieselbe schwieriger erreicht. Bei dem Gebrauch dieser grammatischen Hilfsörter aber werden die Flexionen entbehrlicher, und verlieren allmählich ihr Gewicht in der Achtsamkeit des Sprachsinnes.“

Humboldt spricht von der „Bequemlichkeit des Verstandes“, welcher die Sprachformen auflöse; man darf andererseits nicht übersehen, daß das „Gefallen“ an den Bildungen der Sprache allerdings im Verlaufe der Zeit zurücktritt, daß es aber niemals verschwindet, vielmehr sich ohne Aufhören bewußt und unbewußt geltend macht. Noch lange, nachdem in Griechenland die hohe Kunst des Pheidias, die Anmut des Praxiteles ihre Vertreter verloren hatte, zeigte sich eine bedeutende Kunstfertigkeit als technische Gewandtheit, und so treten in der Sprache, wenn die Blüte des Schaffens vorbei ist, Kunstbildungen auf, welche sich vom Sinn entfernen, dem Stoff-

lichen aber in glücklicher Weise dienen und so den Wohllaut zum Übergewicht bringen gegen die Charakteristik. Bopp (Vokalismus p. 18) bemerkt: „Je weiter die Sprachen von ihrem Ursprunge sich entfernen, desto mehr gewinnt die Liebe zum Wohllaut an Einfluß, weil sie nicht mehr in dem klaren Gefühl der Bedeutung der Sprachelemente einen Damm findet, der ihrem Anstreben sich entgegenstellt.“ Bopp führt dies Streben auf eine sehr frühe Zeit zurück, indem er sagt, daß dasselbe sonst zwar nur in Bezug auf die Flexionen auftrete, sich aber wenigstens im Germanischen schon auf die Wurzeln ausdehne. — Freilich desorganisieren diese Wohllautsbestrebungen, diese euphonischen Zusätze und Weglassungen, diese Lautwandelungen unorganischer Art die Sprache nicht minder als jene „Bequemlichkeit des Verstandes“.

Schleicher (Dtsch. Spr. p. 49) bemerkt: „Die Erklärung der Thatsachen der Lautgeschichte kann nur von der Physiologie der Sprachorgane erwartet werden.“ Und so bezeichnet der Anatom Claudius die mechanischen Vorgänge bei dieser Wandelung der Sprachformen („Das Leben der Sprache“. Aus den Schriften der Gesellsch. zur Beförderung der gesamten Naturwissenschaften zu Marburg. Bd. IX) als „Erleichterungen der Rede“. Er sagt: „Die Fortbildung der Sprache geschieht, indem die Arbeit des Sprechens erleichtert wird, durch Erweichung und Weglassung einzelner Laute; es werden auch einzelne Laute eingeschoben, um einen, ohne dieses entstehenden, schwer auszusprechenden Laut zu umgehen. Es ist ein Vorrücken von den hinteren Mundteilen nach vorn gegen die Lippen und die Spitze der Zunge an den Sprachen bemerkbar.“ — Wir fügen hinzu, daß bei der Ausbildung des Sprechens, wie sie der Einzelne sich zur Aufgabe zu setzen hat, eben solches Vorrücken zu erstreben ist.

Eine Sonderung der Einwirkungen auf die Laute der Sprache, welche der Bequemlichkeit des Sprechens entspringen, von denen, welche von dem Streben nach Wohllaut herrühren, ist schwer. Wocher (Neuere Phonologie p. 2) entscheidet sich leicht: „Im umfassenden Sinne ist Euphonie ebensowohl Bequemlaut für das Sprachorgan, als Wohllaut für das Ohr“, wonach denn die wohllautende Rede des Gebildeten auch als die vorzugsweise bequeme erscheinen würde. Wocher (namentlich in seiner „Allgemeinen Phonologie“, dann in der „Neueren Phonologie für das Englische, Italienische, Französische“ und in der „Entwicklung der deutschen Sprache“) hat ein durchgehendes, Wortbildung und Flexion durchaus beherrschendes Prinzip aufgestellt, nach welchem ebenso der



Wohllaut für das Ohr wie der Bequemlaut für das Sprachorgan — innerhalb einer jeden Sprache individuell sich gestaltend — bei der Wahl der Laute schliesslich entscheide. Hierbei verfare die Sprache namentlich nach dem Gesetze der Vokalneigung, sofern nämlich die Aussprache der verschiedenen Konsonanten zu verschiedenen Vokalen hinneige und so deren Wahl bestimme; ferner zeige sich Kürze und Dehnung für die Aussprache (d. h. wieder für die Wahl der Vokale) von wesentlichem Einfluß, endlich wirken nach dem Gesetz der Symphonie auch sämtliche Laute eines Wortes aufeinander und ganze Wörter auf andere Wörter im Kontext des Satzes.

Abgesehen von allem anderen aber ist Bequemlaut nicht an sich selbst auch schon Wohllaut; Bequemlichkeit wirkt destruirend auf den Laut, Wohllaut verlangt eher Hebung der Laute. Daß die Neigung zum bequemeren Sprechen doch höchstens zufällig auch Wohllaut bewirkt, kann man täglich bei der bequem und lässig geführten Rede wahrnehmen, zumeist bewirkt sie das Gegenteil des Wohllauts: ein Trüben und Verwischen der Vokale, bei uns namentlich eine Tötung der Diphthonge, dazu Verschlucken von Endsilben, Weglassen des *p* vor *f*, des *r* am Ende u. d. m. Man wird im Gegenteil Mühe verwandt haben müssen, um das Wohllautende zu erzeugen; das Sprachschaffen ist Arbeit und Anstrengung, es überwindet die Schwierigkeit, so daß das Lautbild bequem erscheint, aber es vermeidet sie nicht, wie der Bequemlaut, welcher aus Mangel an künstlerischem Interesse der Trägheit der Organe nachgiebt. Wenn die Engländer in ihrer Maulfaulheit allmählich viel Silben fallen ließen und nur die Verständlichkeit im Auge behielten, so charakterisiert sie das, aber nicht das Wesen der Sprache, und Wohllaut wird vorzugsweise bei ihnen nicht gesucht werden.

Wenn nun Bequemlaut und Wohllaut für die Betrachtung auseinanderzuhalten sind, jedenfalls aber jener nicht gleichbedeutend zu nehmen ist mit Nachlässigkeit, Schlawheit, Undeutlichkeit der Aussprache, so werden freilich die Wirkungen, als welche sie erscheinen, oft ineinander fallen, wie z. B. die gröfsere Mannigfaltigkeit der Vokale in der späteren Zeit, welche an Stelle der Urvokale *a*, *i*, *u* eintrat, ebensowohl die starken Gegensätze jener bequem vermittelte, als den Reichtum der Sprachmusik mehrte. Auch Bequemlichkeit d. h. Leichtigkeit in der Aussprache empfindet das Ohr als ein Angenehmes, Gefälliges, und Becker (Organism der Sprache p. 4) giebt gewiß das Richtige an: „Durch das

organische Verhältnis, in welchem Hörorgane und Sprachorgane als zeugende und empfangende einander entsprechen, ist zugleich diejenige Beziehung gegeben, vermöge welcher nur solche Laute einen angenehmen Eindruck auf das Gehör machen, welche von den Sprechorganen mit Leichtigkeit hervorgebracht werden; und so ist der Sprache in dem Gehör zugleich eine Norm für den Wohlklang und den Wohlklang der Lautverhältnisse gegeben. Der Taubstumme lernt künstlich Wörter hervorbringen; aber es fehlt ihnen an Wohlklang und Wohlklang; und dies unterscheidet sie auf eine höchst widrige Weise von der auf dem natürlichen Wege entwickelten Sprache.“

Weder aber dem Bequemlaut noch dem Wohlklang ist ein so weit reichender Einfluß auf die Sprachbildung zuzuschreiben, wie Woher annimmt. Sicherlich hat sich der Sprachlaut nach den verschieden bedingten Sprech- und Hörorganen der Menschen gestalten müssen, aber so war es schon von Anfang an, und bei seiner Fortbildung machten sich noch ganz andere Bedürfnisse notwendig und unabweislich geltend, als bequeme Aussprache.

Auch der Euphonie wegen sprach man die Sprache nicht, sondern der Laut mußte modifiziert werden, weil der Sinn sich modifizierte. Wie wenig mit Woher's Gesetzen auszurichten ist, zeigt sich, wenn wir durch sie irgend eine wesentliche Spracherscheinung zu erklären versuchen. So heißt es z. B. bei ihm („Deutsche Phonologie“ p. 79) „über die Flexion des Adjektivs im Satzgefüge“: „In behaglicher Breite fügte es wohl, wenn die sogenannte starke Deklination des Adjektivs stattfand, wo jetzt die sogenannte schwache ist; z. B. der listiger Mann; so reiches Königes Gut; auf ainer schöner Haide; zem grimmem Tode cet. — Im schnellen Aussprechen würde es merklich hart, und wir sehen auch hier wieder den Fortschritt zu leichteren und kürzeren Formen; eine bloß mechanische Nachahmung z. B. des s im Genetiv (so reiches Königes Gut; so edles Sinnes cet.) kann nicht angehen. Wie bequem fügt z. B. viel Schönes — vieles Schöne; ein guter Mann cet. Unbequem würde es, wenn z. B. es heißen sollte: das gutes Herz cet.“

Man wird mit solcher oberflächlichen Betrachtung der Sache schwerlich nahe kommen. Faktisch ist es, daß das „in behaglicher Breite“ gesprochene Gotisch z. B. im Anreden, wo wir stark flektieren (lieber Freund), schwache Flexion hatte. cf. Grimm (Dtsch. Gr. T. IV. p. 559): In der gotischen Sprache ist „der attributive Vokativ, obgleich den Artikel meist von sich abhaltend, organischer

Weise nur der schwachen Form fähig.“ (cf. über die Spracherscheinung selbst u. a. Steinthal, Charakteristik der haupts. Typen p. 308 und Heyse, Sprachwissensch. p. 378 sq.)

In Bezug auf die Zeitfolge des Bequemlautes und des Wohl- lautes scheint demnach Heyse (Sprachwissensch. p. 213) richtig anzugeben: „Im allgemeinen zeigen sich in den ältesten Sprach- Formationen mehr euphonische Laut-Überflüsse, Herstellung der Euphonie durch positive Mittel; in den späteren, sekundären ist Tilgung bedeutsamer Laute der Wurzel oder des Stammes zu Gunsten des Wohllautes vorherrschend; also Beförderung der Eu- phonie durch negative Mittel.“

Diese Negationen zeigten sich zunächst in einer Verflüchtigung der Endsilben, ergriffen dann aber auch den Stamm (wie aus lat.: credidi, fr. crus wird). Lautwandel, besonders auf der sogenannten Assimilation und Dissimilation der Sprachlaute beruhend, (wie etwa lat. summus aus sup[i]mus Angleichung der Laute zeigt, Dissimi- lation dagegen das griechische *τρέγω* für *ῥτρέγω*), allerhand Laut- verschiebungen (wie z. B. hochdeutsch: after, niederdeutsch: achter) führten zu unorganischen Bildungen mancherlei Art, welche eine reine Kunsttechnik beeinträchtigen.

Wir besprechen endlich diejenige Einwirkung auf die Kunst- technik der Sprache, welche durch den usus geübt wird, wobei in Bezug auf diesen terminus („usus, quem penes arbitrium est et jus et norma loquendi“ Hor. ep. ad Pis. vs. 71) an den Gegensatz von usus, consuetudo, Anomalie gegen ratio und Analogie gedacht werden kann, wie ihn die römischen Grammatiker faßten. Be- ruhte die Verschiedenheit der Sprachen wesentlich auf räumlichen Bedingungen, zeigte die Geschichte der Sprache den Einfluß der zeitlichen Verhältnisse, so umfaßt die Betrachtung dessen, was man die Tyrannei des usus zu nennen pflegt, das Zusammenwirken beider Faktoren, des Raumes und der Zeit, auf die zu einer be- stimmten Zeit und an einem bestimmten Orte fixiert gedachte Sprache.

In Bezug auf die Verschiedenheit der Sprachen ist aus der vergleichenden Sprachwissenschaft die nähere Einsicht in die Mannigfaltigkeit der Kunsttechniken zu gewinnen; in Bezug auf die im Laufe der Zeit wechselnden Mittel dieser Techniken würde die historische Grammatik der einzelnen Sprachen Aus- kunft erteilen; die Darstellung des usus für bestimmte Zeitperioden bestimmter Sprachen übernehmen die gewöhnlichen, mehr oder

weniger praktischen Zwecken dienenden Grammatiken, zu denen ergänzend die betreffenden Lexika treten.

Die Betrachtung des usus zeigt den Vertretern der vergleichenden und historischen Grammatik nichts Neues. Sie denkt sich nur den Fluß der Sprachentwicklung in Bezug auf eine bestimmte Sprache gleichsam gefroren, verfährt, als ob es für ihr Objekt eine wirkliche Gegenwart gäbe, als ob deren Züge bleibende wären.

Es ist diese Art der Betrachtung die uns natürliche; die Momente einer eingebildeten Gegenwart bedeuten dem Menschen die Zeit, und nur der Lebende hat recht. Auch ist die immer sich erneuernde Aufstellung und Behauptung dieses Standpunktes nicht ohne Einfluß auf die geschichtliche Entwicklung der Sprache. Zwar überschätzen leicht die Regeln machenden Grammatiker ihre Einwirkung auf Gestaltung der Sprache, aber diese macht sich doch immerhin geltend durch Fixierung der herrschenden Ansichten über Barbarismen, Soloecismen, Archaismen, Neologismen, Provinzialismen, Kakophonieen u. d. m.

Für uns ergibt sich nun für die folgenden Ausführungen eine große und zunächst nur sehr ungenügend zu überwältigende Schwierigkeit. Die Beobachtungen nämlich, welche bisher in Bezug auf die Kunsttechnik der Sprache gemacht wurden, und deren Terminologie rühren sämtlich von solchen her, welche nur diesen Standpunkt des usus kannten. Griechen und Römer wußten von vergleichender und historischer Sprachwissenschaft nichts, und die Umgestaltung unserer eigenen Vorstellungen reicht nicht zurück über Bopp und Grimm und W. v. Humboldt. Da nun es zweckmäßig ist, die alte Terminologie festzuhalten, so weit es möglich ist, wird unsere Darstellung sich zu allerhand Kompromissen zwischen Altem und Neuem verstehen müssen.

**VIII. Das Wort, betrachtet nach seiner Bedeutung und deren Wandel; d. h. von den Tropen. — Das Wort, betrachtet nach seinem Lautkörper; von den phonetisch-grammatischen Figuren. — Das Wort, betrachtet in seinen Beziehungen; von den syntaktisch-grammatischen Figuren.**

#### A. Von den Tropen.

Das Lexikon giebt uns die Wurzeln und Wörter der Sprache, die Grammatik deren Formierung, welche eintritt, sobald sie

sich zu vollständiger und bestimmt abgegrenzter Darstellung ihres Inhalts entfalten und so zu einander in Beziehung treten. Nach dem bisher Entwickelten finden wir in beiden zusammen die Darlegung der Sprach-Kunsttechnik, so jedoch, daß die Bedingungen, unter denen allein die Einwirkung von Natur und Geschichte die Sprache in der Wirklichkeit erscheinen läßt, die reine Gestaltung der Kunst vielfach beschränken.

Um die Verletzungen und das Hinschwinden der Sprachkunstwerke erklärlich zu finden, erinnern wir uns daran, daß die Kunstthätigkeit, welche sie schuf, keine bewusste war, aus einem Triebe hervorging, den schon Cicero (de or. 37) der eigentlichen Kunst entgegenstellt: „non arte aliqua perpenditur, sed quodam quasi naturali sensu judicatur“; daß man also die Kunsterzeugnisse der Sprache wohl liebte, aber als solche nicht kannte und festhielt. Die herrlichen Darstellungen der Seelenmomente durch den Laut fanden sogleich Anwendung auf die Praxis des Lebens, wie die Zellenbauten der Bienen. Da der Kunsttrieb sich nur auf den glücklichen Ausdruck des Moments richtete, die Interessen des Lebens dagegen sofort die Momente aufeinander bezogen, war Beeinträchtigung eines Lautes durch den anderen — je nachdem die Zwecke sie über- oder unterordneten — war Schädigung der Sprachkunstwerke unausbleiblich; und so, wie etwa bei den Körperformen, welche die Wirklichkeit zeigt, in der Landschaft, weil nur eine bewußtlose Natur die Bildnerin war, das Schöne uns nur zufällig, zerstreut und getrübt erscheint, finden wir es auch in der Sprache nur selten ohne irgend welche Bedingtheit.

Betrachten wir zunächst, was das Lexikon uns bietet, die Wörter mit ihren Bedeutungen.

Wir stellen folgenden Satz an die Spitze:

Alle Wörter sind Lautbilder und sind in Bezug auf ihre Bedeutung an sich und von Anfang an Tropen. Wie der Ursprung des Wortes ein künstlerischer war, so verändert es auch seine Bedeutung wesentlich nur durch künstlerische Intuition. „Eigentliche Worte“ d. h. Prosa giebt es in der Sprache nicht.

Wir betreten mit Untersuchung dieser Sätze das Gebiet der Bedeutungslehre, deren Schwierigkeit wir schon in anderer Beziehung früher (p. 230 sq.) hervorhoben. Es handelt sich da um die wissenschaftliche Ordnung unserer ganzen, geistigen Welt, um unser Alles; die Lautstoffe lassen sich wohl klassifizieren, aber

ihr Wirken in der großen kleinen Welt, das ist uns eben: alles Mögliche.

Man müßte doch vor allem über die Bedeutung der Wurzeln im klaren sein. Aber die Wurzeln mußten, so lange sie den Sprachschatz allein bildeten, jedenfalls für noch mehr Bedeutungen ausreichen, d. h. unbestimmter in Bezug auf ihren Sinn sein, als später die Wörter. Die chinesische Sprache ist über die Wurzelbildung nicht hinausgegangen, und so kommt sie dazu, eine Menge von Bedeutungen an dieselben Laute zu binden und deren Verständnis durch unschöne und winzige Nüancierung des Tons oder Accents zu sichern. Bei Hermes („Über das grammatische Genus“ p. 21) finden wir z. B. die folgende Aufstellung: Im Chinesischen bedeutet:

î: Kleidung, kleiden. Jener. Ich; sich freuen. Gesetz, Muster, zwei. Verlassen, übrigen. Heilen. Ernähren.

î: Verschieden, Verschiedenheit, scheiden. Bewundern, bewundernswert. Richtig, Gerechtigkeit; vernünftig, allgemein. Schwarz.

î: Gebrauchen; mit; aus; weil; daß. Stützen. Vergleichen; betrachten; bestimmen. Sitz. Ruhe; ruhig.

î: Eins. Dorf. Auch. Friede. 100,000. Traurigkeit. Grenze. Ziehen; rauben. Hell. Lachen. Begegnen; unangenehm.

Allerdings muß ein natürlicher Zusammenhang zwischen dem Wurzellaut und der Wurzelbedeutung vorausgesetzt werden, und leicht bilden wir uns ein, daß dieser sich auch jetzt noch verständlich für uns andeutet (wie z. B. Wüllner sich hiermit viel Mühe gegeben hat. cf. Pott, etymolog. Forsch. T. II, p. 260), aber weder besitzen wir noch das Verständnis für den Urlaut, wie ihn die ersten Sprachbildner auffaßten, noch vermögen wir die Unbestimmtheit oder Eigentümlichkeit des Sinnes in uns wiederzu-erzeugen, für welche die Menschen ursprünglich ihr Lautbild bestimmten. Pott (etymol. Forsch. T. II, p. 921) sagt: „Für das Schwierigste halte ich immer die Ermittlung der allen radikal zusammengehörigen Wörtern gemeinsamen Bedeutungen d. h. der Bedeutung der Wurzel. Wie weit kann man hier, und nicht minder, wenn konkrete als wenn abstrakte Wörter vorliegen, an der Wahrheit vorbeischießen.“

Wie große Annäherung der Bedeutung mehrerer Wörter möglich ist, zeigen uns die Synonyma, wie großes Auseandertreten der Bedeutung bei demselben Worte die Homonyma. Die Synonymie in den Sprachen („quum idem frequentissime plura

significant, quod *συνωνυμία* vocatur“. Quint. VIII, 3, 16) läßt uns einen Schluß machen auf die Unbestimmtheit vieler Wurzelbezeichnungen; man denke etwa zusammengestellt: Rauch, Dampf, Qualm; Fluß, Strom; Schein, Schimmer, Glanz; Platz, Ort, Stätte, Stelle, Fleck; Pferd, Roß, Gaul, Mähre cet. (cf. oben p. 232 sq.). — Ebenso zeigt die Homonymie („quum pluribus rebus aut hominibus eadem appellatio est“. Quint. VII, 9, 2), wenn sie auch von der Wurzel an noch nicht vorhanden gewesen ist, wie unbedeutend die Differenz der Lautbilder war, welche als Wörter so früh schon in denselben Laut zusammenflossen, wie bei *ρίκος*, Habicht und Kreis; *δέω* fehle und binde; jus Recht und Brühe; calx Kalk und Ferse; reif und Reif; arm und Arm u. d. m. Zeigte sich doch auch später bei Ableitungen aus verschiedenen Stämmen die Sprache wenig besorgt um die wünschenswerte Lautverschiedenheit, wie bei *πόσις* Gemahl und Trank; *ἀργός* weiß und unthätig; salio springe und salze; catella Kettchen und Hündchen, dtsh.: bereiten (ein Pferd, eine Speise), Küchlein (Deminut. von Kuchen und Huhn) namentlich, wenn aus fremden Sprachen entlehnt wurde, wie frz. aune = alnus und ulna; fin = finis und fein; engl. grave = Grab und gravis; pine = Pein und pinus.

Aber lassen wir die Wurzeln, und sprechen wir von der Bedeutung der Wörter.

Bekanntlich hatte zuerst Reisig (lateinische Sprachwissenschaft ed. Haase p. 18) den beiden Teilen der Grammatik, Etymologie und Syntax, als dritten die Bedeutungslehre, Semasiologie, hinzugefügt. Es ist über diesen Anfang wenig hinausgegangen worden, so daß Schleicher (Dtsch. Sprache p. 66) sagen kann: „Nach welchen Gesetzen sich die Funktion der Worte selbst im Laufe der Zeit verändert, dies zu erforschen, d. h. aus der Masse der Einzelbeobachtungen das Gesetz zu finden, ist eine noch nicht ernstlich in die Hand genommene Aufgabe unserer Disziplin, deren Lösung allerdings auf große Schwierigkeiten stoßen dürfte“ und noch bestimmter (Kompedium der vergleichenden Gramm. T. I, p. 2): „Das folgende Werk umfaßt nur zwei Seiten, welche die Sprache der wissenschaftlichen Betrachtung bietet, die Laute und die Formen. Die Funktion und den Satzbau des Indogermanischen sind wir zur Zeit noch außer stande in der Art wissenschaftlich zu behandeln, wie wir es bei den mehr äußerlichen und leichter erfassbaren Seiten der Sprache, bei den Lauten und Formen vermögen.“ — Auch Pott („Metaphern, von Leben und von körperlichen Lebensverrichtungen hergenommen“ [Kuhn und Aufrecht, Zeitschrift cet.

Bd. II, p. 101]) verlangt nach „dem endlichen Aufbau eines, wenn gleich noch ungeschriebenen, doch dringend nötigen Teile der Sprachwissenschaft d. h. der Bedeutungslehre.“ — Auch Curtius (Grundzüge der griech. Etym. p. 305) bemerkt, daß, „was die Bedeutungsübergänge betrifft, die etymologische Wissenschaft sich noch auf dem Standpunkt des Tastens befindet“ und deutet, als auf den Grund der Schwierigkeit, richtig darauf hin, „daß die sprachbildende Geisteskraft der poetischen Phantasie näher liege, als der logischen Abstraktion“. —

Vielleicht erweist sich bei Untersuchung der Bedeutungslehre der Gesichtspunkt, von dem aus wir die Sprache betrachten, als günstig und förderlich; betrachten wir jedoch zunächst die Schwierigkeiten, welche uns dabei begegnen, im einzelnen. —

Man stellt sich gewöhnlich vor, es hätten die einzelnen Wörter ihre bestimmten Bedeutungen von Uranfang an, und, wenn nun statt solcher bestimmten Bedeutung sich viele im Gebrauch zeigen, so nimmt man unter diesen eine Urbedeutung an und zeichnet sie als die „eigentliche“ vor den anderen aus; sie soll die vornehmlich berechnete sein. Die Schwierigkeit zeigt sich dann, daß man auf eine natürliche, ungezwungene Weise die Nebenbedeutungen von der eigentlichen ableiten muß, sich aber vergeblich nach einem Gesetze umsieht, welches den Umfang aller dieser Bedeutungen angäbe und umgrenzte, eine Ordnung, nach welcher sie sich bildeten, ein Maß, welches sie inne zu halten hätten. — Nach unserer Auffassung kommt dem Worte eine solche bestimmte Bedeutung, wie man sie voraussetzt, von Anfang an nicht zu. Das Wort, wie wir im einzelnen noch ausführen werden, ist an sich selbst Tropus, deutet allerdings in jedem bestimmten Falle, wo es zur Anwendung kommt, auf ein Bestimmtes, als dessen Lautbild, aber doch nur so, daß auch das Ähnliche, Verwandte, Analoge in einem anderen bestimmten Falle durch dasselbe Wort angedeutet werden kann. Allerdings bedeutet der Sprachlaut in seiner feinen Artikulation Bestimmteres, ein mehr Gesondertes, Abgegrenztes, als der musikalische Ton, aber wie in der Musik durch dieselben Töne und Tonreihen eine große Mannigfaltigkeit von Empfindungen und Gefühlen angeregt werden, deutet im Gebiete des Vorstellens und Denkens das Lautbild, vielseitig uns anregend, doch nur soweit an, was es meint, als der Kunst es gegeben ist.

Wir haben über diese bildliche Natur des Sprachlauts und die aus dieser sich ergebenden Begrenztheit für die Sicherheit, mit



welcher er bedeutet, ausführlich gesprochen. Die Bemerkung, daß ein Abbild der Dinge in dem Material des Lautes nicht zutreffend sein könne, hat mit einseitiger Schärfe einst der Sophist Gorgias in dem dritten Teile seines bekannten Satzes hervorgehoben: Es sei nichts; auch wenn etwas wäre, würde es doch nicht erkennbar sein; und wenn etwas erkennbar sei, sei doch diese Erkenntnis nicht mitteilbar, (τρίτον, ὅτι εἰ καὶ κατὰληπτον, ἀλλὰ τοῖς ἀνέξοιστον καὶ ἀνεξηγήνευτον τῷ πέλας. Sext. Empiric. adv. Math. VII, 65) weil doch nur das Wort, nicht die Sache mitgeteilt werden könne: λόγος δὲ οὐκ ἔστι τὰ ὑποκείμενα καὶ τὰ ὄντα, οὐκ ἄρα τὰ ὄντα μνησόμεν τοῖς πέλας, ἀλλὰ λόγον, ὃς ἕτερος ἔστι τῶν ὑποκειμένων. Sext. Emp. a. M. XII, 83—87. — Ausführlich wird die Schwierigkeit, von den Dingen etwas in einem fremden Materiale, dem Ton, anderen Genaueres und Bestimmtes zu überliefern, in der Stelle bei Aristoteles (De Xenoph. Zen. Gorg.) hervorgehoben: εἰ δὲ καὶ γνωστὰ, πῶς ἂν τις, γησί, (Gorgias) δηλώσειεν ἄλλω; ὃ γὰρ εἶδε, πῶς ἂν τις, γησί, τοῦτο εἴποι λόγῳ; ἢ πῶς ἂν ἐκείνῳ δῆλον ἀκούσαντι γίγνοιτο, μὴ ἰδόντι; ὥσπερ γὰρ οὐδὲ ἡ ὄψις τοὺς φθόγγους γινώσκει, οὕτως οὐδὲ ἡ ἀκοή τὰ χρώματα ἀκούει, ἀλλὰ φθόγγους cet. — Allerdings richtet sich der Sinn desjenigen, welcher ein Lautbild verwendet, auf ein Bestimmtes, aber Nötigung, es so zu nehmen, ist nur in beschränktem Maße vorhanden, und andere nehmen es in anderem Sinne, so daß die Verschiedenheit der Bedeutung sich bis zum Gegensatz steigern kann. Auf diesem Streitfeld tummeln sich die Menschen umher. Jedes Individuum, einsam für sich, sehnt sich in Verbindung zu treten mit Mensch und Natur, daher sein Thun, daher sein Reden, aber die Rede ist und bleibt ewig ein tropus, und auch das Thun kommt über diesen nicht hinweg und bleibt παράδειγμα. —

Es ist also der Wandel in den Bedeutungen der Wörter nicht zu betrachten als etwas, was ihnen von außen her im Verlaufe ihrer Verwendung begegnete, sondern er zeigt vielmehr, wie die künstlerische Natur der Lautbilder von Ursprung an zum Vorschein kommt. Man nehme etwa die Wurzel *ga* bei Curtius (Grundzüge der griech. Etym. T. I, p. 267). Von ihr stammen: *γημί*, *γάσσω* sage, *γάις*, *γήμη*, *γωνή*; aber auch *γαίνω*, scheine, zeige, *γανερός*, *γανή*, *γάσμα* Erscheinung, *γάε* (Hom.) erschien cet. So giebt die Sanskrit-Wurzel *bhâ* sowohl *bhâmi* splendo, *bhânu* lumen, *bhas* splendore, wie *bhâsh* loqui, *bhan* loqui cet. — Curtius bemerkt hierzu: „Was die Bedeutungen betrifft, so beweisen die sanskritischen Wörter, daß hier leuchten und sprechen ur-

sprünglich eins waren, und daß sich die Differenz zwischen diesen erst allmählich und ohne an bestimmte Sekundärlaute gebunden zu sein, entwickelte. Dichter gebrauchen fortwährend *φαίνειν* und ähnliche Verba von der Rede z. B. Soph. Ant. 621. *κλεινὸν ἔπος πέφανται*.“

Es bedeuteten jene Wörter also weder leuchten noch sprechen, sondern ungefähr ein: sichtlich werden: *φάε χρυσόθρονος ἥώς* Od. 14, 502. So ist es entgegengesetzt dem Verborgensein, dem *κρύβειν* oder *κεκρυμμένον εἶναι* bei Hom. Od. 20, 194 und Od. 11, 443. Diese unentschiedene Bedeutung, welche noch nicht = sprechen war, sondern auf ein geistiges Hervortreten übertragen wurde, ist z. B. Soph. Phil. 1411 (= wissen) Il. I, 287; 15, 167. *ἴσον ἐμοὶ φάσθαι* (sich mir gleich vorzustellen) kenntlich ebenso in der bekannten Formel *ἔπος τ' ἔφατ'*, *ἔκ τ' ὀνόμαζεν* (Od. V, 181), wo ein Unterschied von der bestimmteren Bedeutung: sprechen noch gefühlt wird, ebenso bei Herodot: (3, 156, 9) *ἔφη λέγων*. Zu einer relativen Festigkeit kam die Bedeutung durch den usus; das sichtliche Hervorbrechen des Gedankens bedeutete: sprechen. —

In den Lautbildern, welche von der Wurzel *φα* her sich zu Wörtern bildeten, war also die Bedeutung derart, daß sie ebenso auf eine Empfindung des Gesichts gehen konnte: glänzen, wie auf die des Gehörs: sprechen. Aber von solchen Vertauschungen in den Bezeichnungen für Sinnesthätigkeiten, deren wir schon oben p. 155 sq. erwähnten, wimmelt es in der Sprache, z. B. stechender Geruch oder Geschmack, weiche Stimme. Lobeck (Rhemat. p. 333 sq.) führt mehrere Beispiele solcher Konfundierungen an. Bei Aeschylos (Sept. 99) *κτύπον δέδορκα*, Quint. Sm. VII, 562 *Ἀθηναίη — ἐδέρεκετ' αὐτὴν ἀνδρῶν ἀγχεμέων*. Hom. Il. XVI, 127: *λεύσω παρὰ νηυσὶ πυρὸς δηϊοιο ἰωήν*. Stat. Theb. VI, 202: *jam face subjecta primis in frondibus ignis exclamat*. Prop. 1, 17, 6: *adspice, quam saevas increpat aura minas*.

Ebenso, wobei kein Anstoß empfunden wird, Soph. Aj. 785: *ὄρα ὅπου' ἔπη θροεῖ*. Plaut. Most. II, 2, 64: *ecce quae ille ait*. Pind. frgm. C. L. 639. *σαρκῶν τ' ἐνοπὰν ἥδ' ὀστέων στεναγμὸν βαρὺν εἶδον*. — Donatus zu Ter. Eun. III, 2, 1 sagt: *omnes sensus visa dicuntur ab eo, qui est certissimus*; Thais Worte an dieser Stelle sind nämlich: „audire vocem visa sum modo militis. Atque eccum,“ wozu Donatus noch aus Virgil (der auch murmure coeco hat) anführt: *visaeque canes ululare per umbram adventante dea*. — So steht sehen statt fühlen bei Aristaenet. II, Ep. XI, 150:

ἐὰν προσαγάγῃς τῷ στέρνῳ τὴν χεῖρα, τὸ πήδημα τῆς καρδίας ὄψει  
 und bei Hippocr. de nat. mul. 534, T. II: ἢν ἄψῃ, ὄψει cet. Sehen  
 und hören werden verwechselt: Lucret. IV, 581: loca vidi reddere  
 voces. Virg. IV, 491: mugire videbis terram Soph. Oed. Col. 1463.  
 ἰδὲ μάλα μέγας κτύπος ἐρείπεται. — bei Goethe („Im Gegen-  
 wärtigen Vergangenes.“): „Fülle runden Tons.“ Sehen und  
 riechen sind vertauscht: Theocr. I, 149: θᾶσαι ὡς καλὸν ὄζει.  
 Ähnlich Arist. Av. 1710: ὁσμὴ δ' ἀνωνόμαστος ἐς βάθος κύκλου  
 χωρεῖ καλὸν θέαμα. Aesch. Prometh. 115: ὁσμὴ ἀφεγγής. Virg.  
 Aen. XII, 591: odor ater. u. a. m., wovon nur noch angeführt sei  
 die doppelte Vertauschung in dem Ausdruck: ein warmer oder  
 kalter Ton in der Farbe: ags. beám ist radius und tuba; lat.:  
 surdus ist got.: svarts, μέλας bedeutet auch heiser.

Grimm (dtsh. Gramm. T. II, p. 86) erwähnt einiger „Begriffs-  
 übergänge“ ähnlicher Art. Er sagt: „Wir brauchen jetzt er-  
 löschen nur vom Licht, früher galt es auch vom Ton (Parc. 44a.  
 der schal lasch;) aus gleichem Grunde nr. 332. hëllan (sonare)  
 hëll (sonorus), später lucidus u. d. m. — Nahe liegen besonders  
 riechen und schmecken. Im Deutschen war früher schmecken  
 = riechen, und ein Blumenstrauß hieß „eine Schmecke.“ Ähn-  
 liche Vertauschungen finden statt z. B. zwischen fließen und  
 schwimmen, νέω, νήχομαι z. B. προσένηχε θάλασσα bei Theocr. 21,  
 18 (statt προσέβηκε) und unda natans bei Manil. III, 52. Grimm l. c.  
 erwähnt für das Deutsche noch der Begriffsübergänge von lesen,  
 singen, reden; teilen, schneiden; vermögen, zeugen, ge-  
 bären, nähren, gedeihen, wachsen; Wonne, Schöne, Gnade,  
 Ruhe, Wohnung, Raum, Leere; Geschäft, Mufse (vacare);  
 Stärke, Schnelle, Kühnheit, Gesundheit, Schönheit,  
 Artigkeit, Klugheit, List; und dagegen: Schwäche, Krank-  
 heit, Geringfügigkeit. „Wie der Sinn auf die gute und böse  
 Seite schwanken kann, z. B. geizig bald aus sparsam, haushältisch,  
 standhaft bald aus böse, mißgünstig abgeleitet wird; so schwanken  
 auch einzelne Wörter dahin oder dorthin, nachdem sie Zeit und  
 Mundart bestimmt haben.“ — Lobeck macht darauf aufmerksam,  
 daß wir jetzt diese Vertauschungen zu meiden suchen; wie er sagt,  
 änderte Uhland das zuerst geschriebene: „Der blinde König sieht  
 sich um“ nachher in „kehrt sich um“. —

Wie nun diese Begriffe untereinander vertauscht werden, so  
 erweitern sie auch ihre Bedeutungen oder verengern sie, wie wenn  
 bei Homer νοεῖν statt ἰδεῖν steht, oder αἰσθάνεσθαι statt des be-  
 stimmten Wortes z. B. αἰσθάνεσθαι βοῆς; sentire sonitum; oder sie

wenden sie tropisch, wie sehen statt einsehen, hören statt gehorchen, fühlen u. d. m.“ —

Die Unbestimmtheit und das Schwanken der Bedeutungen beschränkt sich aber nicht auf einzelne Gruppen von Wörtern; es ist allen eigen. In scheinbar unbegrenzter Mannigfaltigkeit der Verbindungen und Trennungen untereinander treten die Wörter uns doch in jedem einzelnen Falle als fest bestimmt in ihrer Bedeutung entgegen, aber der Menschegeist ergreift sie eben sofort aufs neue, wandelt sie zu neuen Begriffen, führt sie in neue Anschauungs- und Vorstellungskreise ein, und alles dies mit Recht. So ist es erst die verschiedene Verwendung der Lautbilder, welche uns den Umfang und damit die Unbestimmtheit ihrer Bedeutungen aufdeckt. Wie sollte man wohl den Sinn etwa von *αἰεῖν*, capere, tenir, keep, nehmen, oder von ferre, tragen, *χεῖσθαι*, porter cet. bestimmen wollen, wenn man ihn aus den Redewendungen, in denen diese Wörter vorkommen, zu entwickeln hätte? —

Darum können dann Ableitungen und Zusammensetzungen aus den Stämmen völlig unterschiedene Bedeutungen herausstellen, wie z. B. Trage, trächtig, Tracht, Getreide; gehen, gängeln, hintergehen; geschehen, Geschichte, Schick, Geschick, schicken, geschickt; hehlen, Höhle, Hülse, Hülle, Hölle, Held u. d. m. Und so ist denn die Herleitung der Bedeutung aus Stämmen und Wurzeln zwar wertvoll für die Geschichte der Wortbedeutung, aber nicht entfernt erschöpft sie deren Fülle oder verhilft ihr zur Bestimmtheit. Schere (altdh. scera), scheren, Pflugschar, Schar, Scharte, bescheren, engl. shire u. a. m. sind alle zurückzuführen auf ahd. sceran (tondere); (vid. Pott, Etym. Forsch. T. II, Abt. 3, p. 680) kann man, wenn man dies weiß, sagen, daß man die Bedeutungen der Wörter kennt? Die möglichen — könnte man sagen, wenn die Bedeutungen nicht durch mancherlei äußere Beeinflussungen viel Unorganisches während der Lebensdauer des Wortes in sich aufnehmen; aber es handelt sich eben um die wirklichen, und Sprachen verwirklichen nicht alles, was sie könnten. —

Man sehe, was W. Wackernagel (Voces variae animantium. p. 74) über die Bedeutung von singen, dem verwandten gelan, galan, von *ᾄδειν*, canere, cantare sagt: „Es unterliegt wohl keinem Zweifel, daß man alle diese Worte, wie sie der eigentliche Ausdruck (!) für das Singen der Menschen sind, zunächst auch nur von den wirklich singenden Vögeln gebraucht hat, und die Nachtigall heißt darum eben nahtagala u. dgl. auf lateinisch lusciniä (Däm-

merungssängerin), auf griechisch ἀηδών; vielleicht, daß auch κύκνος zu der Wurzel canere gehört. Dann aber tritt eine Ausdehnung und auf deren Grund wieder eine Beschränkung, eine ziemlich enge, des Begriffes ein. Nicht bloß von dem eintönigen Zirpen oder Summen der Cikade, der Grille, der Mücke wird singen u. s. f. gesagt (das für die letztere angegebene Gelse gelsen kommt von galan), sondern auch von dem Rufe des Kukuks, ja von dem übel-lautenden Geschrei der Gans, („Da flog sie hin und sang gagag.“ B. Waldis Aesop. IV, 87 cet.) des Adlers, (örn gôl ârla im A. N.) der Eule, der Krähe, (A. N. „galandi krâku“) des Raben; althochdeutsch nahtagala ist nicht bloß Nachtigall, sondern auch Nacht-Rabe, und der Storch, der bloß mit seinem Schnabel klappert, heißt doch auf lateinisch conia oder ciconia von canere. Daher, wenn das auch meist nur eine Ironie unserer Alten sein mag sogar von einem Singen des Frosches, (vrosche sanc, Welscher Gast 10402) des Esels, des Wolfs zu sprechen, darf man dennoch meinen, das Wort solle überhaupt nur Vogelstimmen oder gar Tierstimmen überhaupt bezeichnen; ist es doch eine Erweiterung noch darüber hinaus, wenn wir auch das Zischen des siedenden Wassers, des glimmenden Feuers singen nennen, (sengen, causat. zu singen) und noch mehr, wenn *κανάζειν*, *καναχή*, *κόναβος*, Ableitungen also von der Wurzel canere, auf jedes lautere Tönen gehen. Dann aber, die zwei vertrautesten Tiere für den Menschen sind der Hund und der Hahn. Und so wird jener mit Rücksicht nur auf seine Stimme und wieder von der Wurzel canere benannt: lat. canis, griech. κύων *κυνός*, gotisch und so fort im Deutschen hund.“ „Hahn und Huhn, got. hana, ahd. huon sind aus der Wurzel canere erwachsen, das lat. gallus vielleicht aus jener, die bei uns galan lautet.“ —

Betrachten wir ein in seiner Bedeutung anscheinend sicheres Wort, wie etwa lat.: arena, Sand. Nach Stellen, wie bei Lucret. VI, 724—726, sowie nach Vitruvs Gebrauch und nach Redensarten, wie *arenae mandare semina*, etwas in den Wind streuen, ist es loser Sand. — Wie wollte man die Stätte nennen, auf welcher solcher Sand sich lagerte? Sie war mitbezeichnet, wenn man auch für sie arena setzte. Bei Cic. Agr. 2, 27, 71: *arenam aliquam aut paludes emere* ist also arena das Sandland. Wenn nun Sandland zu bestimmten Zwecken verwendet wurde, ergriff arena mitbezeichnend auch jene und konnte Amphitheater sein, wie bei Suet. Tib. 72: *Tiberius missum in harenam aprum jaculis desuper petiit*. Es konnte überhaupt für spezielle Arten des Sand-

landes stehen, also auch z. B. für das Meeresgestade z. B. Ov. Met. 11, 56: *expositus peregrinis arenis*. —

Achtete ferner die Reflexion auf die Unfruchtbarkeit losen Sandes, so setzte man wieder die Ursache für die Wirkung und *arenae* erhielt die Bedeutung: das Unfruchtbare, die Wüste, z. B. bei Seneca: *inter arenas radices quoque et herbae defecerant*. Es machte ferner die Reflexion *arena* zum Bilde des Unfruchtbaren, allen Erfolg Aufhebenden, wie in den oben angeführten Worten bei Ovid, Her. V, 115: *quid facis: Oenone? quid arenae semina mandas?* —

Auf den durch den *usus* befestigten besonderen Begriff gründeten sich dann andere Verwendungen des Wortes. War *arena* Amphitheater, so bedeutete es bald auch Tummelplatz (z. B. bei Florus: *belli*) für Kämpfe, endlich auch Platz für irgend ein Hervortreten. Bei Plinius Ep. 6, 12, 2, hat es etwa die Bedeutung von: Beruf: *praestabo, quantum plurimum potuero, praesertim in arena mea*. —

Ein Wort, wie *caerimonia*, scheint eine noch bestimmtere Bedeutung haben zu müssen, aber bei Cic. Rosc. Am. 39, 113: *legationis caerimoniam polluere* ist es so viel, wie: Heiligkeit, bei Tac. Ann. III, 58: *libri caerimoniarum* bedeutet es Religionsgebrauch, bei Nep. Them. 8, 4: *sacrarium summa colebatur caerimonia* ist es gleich Ehrfurcht. —

Wie findet man also die Bedeutung eines Wortes? Man wird sie unschreibend andeuten können, wenn man die möglichen Verbindungen und Beziehungen erwägt, in welche es eintreten kann, indem man ferner den Sinn ins Auge faßt, welchen es in Ableitungen und bei Zusammensetzungen zeigt; und man wird sich dann immer noch bescheiden müssen, doch nur diejenige Bedeutung gefaßt zu haben, welche das Wort bis jetzt herausgestellt und entwickelt hat. Aber Geschichte der Sprache und Sprachvergleichung sind noch weiter in Anspruch zu nehmen, wenn die Bedeutung eines Wortes gefaßt werden soll. Denn in jenem heimischen Umkreis, in welchem das Wort zuerst aufwächst, verbleibt es nicht. Die Völker gehen unter oder gehen über in andere. Nun liefse sich das Wort der toten Sprache bestimmen, denn es hielte still bei der Sektion, und der weitere Wandel ist ihm abgeschnitten. Aber die Wörter überleben vielfach ihre Völker, und wenn nun, ergriffen von einer neu aufblühenden Völkergruppe, ein Wort gleichsam neu zur Wurzel wird und in die Bedingungen veränderten

Lebens eintritt, würde dann die Bedeutungslehre das Wort als bloßes Material, als zufälligen Laut zu betrachten haben, oder müßte sie nicht vielmehr unter der neuen Gewandung den früheren Wortleib erkennen, und auch die neuen Wandlungen den alten hinzurechnen?

In der That ändern sich die Bedeutungen besonders stark, wenn geschichtliche Veränderungen bei Untergang älterer Zustände die Sprache treffen. Es wurde z. B. aus lat. *bucca* franz.: *la bouche*; aus *vivenda viande*; aus *incensum l'encens*; aus *focus feu*; *mansio* (Herberge) *maison*; *captivus chétif* cet., ebenso ist es, wenn fremde Wörter in anderen Sprachen weiterleben, wie z. B. dann die Deutschen aus *breve* Brief machen, aus *custos* Küster, *major* Meier, *seta* Seide, *cutis* Kutte, *expensa* Speise, *radix* Rettig cet.

Würde also nicht außer der Biographie des Wortes auch die Geschichte seiner Seelenwanderungen in Erwägung kommen, wenn es sich um Angabe der Bedeutung handelt? Also nicht nur hätte z. B. Schalk die Bedeutung: Diener und Schelm; sondern *testa* hieße sowohl Scherbe (lat.) als auch Kopf (fr. *tête*).

Wir haben hiermit einen Fall bezeichnet, wo Störung äußerer Art in die Fortentwicklung der Bedeutung eingreift, aber solcher Fälle giebt es in Menge. Die Art, wie die Sprache ihre Lautbilder zur Verwendung brachte, mußte ihr nicht bloß in Bezug auf den Lautkörper, sondern auch in ihrer Bedeutung allerlei Fremdes, Zufälliges beimischen. Denn wie die Sprache ihrerseits das gesamte Geistesleben der Menschen bestimmt und damit auch ihr praktisches Verhalten vielfach bedingt, so übt doch auch umgekehrt die geschichtliche Entwicklung der Völker bedeutenden Einfluß auf Gestaltung und Schicksal der Sprachen. J. Grimm (dtsh. Gr. T. II, p. 78) parallelisiert deshalb die Lautwandelungen mit dem Wechsel der Bedeutungen. Ein Gesetz und eine Schranke innerer Art bewahrt die Individualität des Lautkörpers, wie den Grundzug der Bedeutung, aber „auch der Gedanke mag mißgreifen und auf Abwege geraten, wie die Form auf Ausnahmen und Anomalieen; in beide hat sich Unorganisches und Fremdartiges eingedrängt.“

Es wird dies von Anfang an geschehen sein. Wieviel Wörter mögen nicht verloren gegangen sein, weil die Personen, welche sie schufen oder brauchten, wenig bedeuteten! War es wohl von Anfang an gleichgiltig, unter welchen Umständen man sich des Sprachlautes bediente, um irgend einen Sinn zu bezeichnen?

Veränderte Sitten veränderten, wie wir schon früher besprochen, auch die Bedeutung der Wörter; wirkliches oder vermeintes Wissen korrigierte zuweilen an den Lauten, um eine andere Bedeutung zu gewinnen; geschichtliche Ereignisse konnten einwirken; der usus führte Erweiterungen oder Verengerungen der Bedeutung herbei, verfuhr euphemistisch; auch die Einmischung von Fremdwörtern ist von Belang; ebenso der Gebrauch der Wörter als bestimmter Kunstaussdrücke. Man denke etwa an solche Fälle, wie sie z. B. Schleicher (Deutsche Sprache, p. 292) citiert. Arbeit, im Mhd. = Not, Beschwerde, gilt jetzt als Ehrensache jedes Menschen; ê (êa, êwa) bedeutete allgemeiner neben Ehe auch Recht und Sitte; vrouwe, Herrin, hat jetzt erweiterte und abgeschwächte Bedeutung; gar, fertig, bereit, wovon gerwen bereiten, rüsten, ist jetzt verengert: gerben; höchzit bedeutete Fest, miete Belohnung, milte freigebig. p. 117 wird das Wort maulwurf erwähnt, korrigiert aus moltwurf (Müllaufwerfer), und sündflut hat sich so gebildet aus sintflut (große [sin] Flut.) — Ähnlich verhält es sich mit den Worten Wetterleuchten statt wetterleichen (von leich Spiel, Erscheinung); Fastnacht, mhd.: vasnacht, von vassen, ausschweifen; Hüfthorn, aus hief-horn von ahd. hiufan rufen; Armbrust aus arcubalista; Package aus baggage. — Dahin gehören die Bedeutungen von barbarus, tyrannus, Vandale; casus, verbum in der Grammatik. Lat. caput ist im Italienischen capo d'un filo zum Ende eines Fadens geworden, venire a capo = zu Ende kommen. Ein Laie ist jetzt schlechtweg ein Unkundiger (ahd. leigo aus lat. laicus von λαός, Volk); „Gast“ bedeutete ursprünglich „Feind“, „Buch“ (puoh liber von puohha fagus) bei Grimm, D. Gr. II, p. 11 ursprünglich den Baum, hostis war anfangs nach Cic. de off. 1, 12 peregrinus und machte also den entgegengesetzten Weg im Bedeutungswandel, wie dasselbe Wort (Gast) im Deutschen. essen (ezen) wurde früher auch von Tieren gebraucht, fressen (vrezzen) auch von Menschen; vein bedeutete schön, wie engl. fine; Luder bedeutete Futter, Lockspeise, Schlemmerei; bloede: zerbrechlich, grüßsen: schreien, melden: verraten; melde: Lüge; aus quena = γυνή wurde engl.: queen; Adel ist: Geschlecht u. d. m. Da der Begriff der Wörter allmählich bestimmter wird, wenn ihr Gebrauch sich fixiert für gewisse Verbindungen, so bedeuten sie mit der Zeit leicht etwas Hartes, Einseitiges, Schlimmes. So war karg früher = klug; feig = zum Tode bestimmt; Schalk = servus, Gift = Gabe, Bube = pubes, albern = wahrhaft, einfältig = einfach, schlecht = redlich, gerade cet. Namentlich bei Begriffen ethischer Art



wird die fortschreitende Kultur das Einfache, Alte als das Dumme, Bornierte fassen. Wissen wir doch, daß oft dasselbe Wort nach seinen Beziehungen Gutes und Böses bezeichnen kann, wie Euripides die Phädra sagen läßt (Hippol. 384):

„αἰδώς τε· δισσαὶ δ' εἰσὶν ἡ μὲν οὐ κακὴ,  
ἡ δ' ἄχθος οἴκων εἰ δ' ὁ καιρὸς ἦν σαφής,  
οὐκ ἂν δὴ ᾔστην ταῦτ' ἔχοντε γράμματα.“

Namentlich in den abgeleiteten Sprachen erhalten die Wörter konventionelle, unorganische Bedeutungen; die Verständigkeit der Kultur macht sich geltend, während die Stammsprachen sich in Beziehung und in Mitgefühl mit der Natur der Laute halten. Der Franzose fühlt in eau kein aqua, in sûr nicht securus, in oeil nicht oculus; ebensowenig in net nitidus, in chaud calidus, in foi fides, in jour dies (diurnus, it. giorno); er erkennt nicht den Pleonasmus in aujourd'hui (au jour [dies] de hodie) oder die Dittologie in fragile, frêle (beide von fragilis), imprimer, empreindre (imprimere), sembler und simuler (simulare), chose und cause (causa), faction und façon (factio). (Ähnlich verwenden wir nebeneinander mit verschiedener Bedeutung: Probst, Profos; Pabst, Pfaffe; Pakt, Pacht; Parole, Parabel u. a.) Während dem Deutschen die Wörter: Mensch, Unmensch, Menschenfreund, Menschwerdung sogleich fühlbar und verständlich sind, bedarf der Franzose der Gelehrsamkeit, um homme, monstre, philanthrope, incarnation zu erkennen und nachzufühlen. Konvention hält denn auch solche Sprache, wie die französische, zusammen, und, was sie ihr an Naturkraft nimmt, ersetzt sie durch den Vorzug schärferer Bestimmtheit.

Wie nun bei der ursprünglichen Unfestigkeit der Bedeutung und den zufälligen Einwirkungen äußerer Art die Begriffssphären der Wörter sich ineinander schlingen konnten, zeigen z. B. vielfach die anomalen Formen, welche die Grammatik nach der Identität der Bedeutung als zu Einem Worte gehörig betrachtet. So stellt man fio zu facio; ὄψομαι, εἶδον zu ὁράω; besser zu gut; j'irai zu je vais, aller; went zu to go cet. Verfolgen wir solche Verflechtungen der Stämme an einem Beispiel. Wir nehmen den Begriff: gehen.

Im Sanskrit haben wir die Wurzeln: gâ (ire) und in einer durch Nasalierung erweiterten Gestalt: gam. (cf. Bopp, Gr. II, p. 267 arm. gam, ich komme. Pott, Et. Forsch. II, 645. Curtius, Grundz. II, p. 58.) Im Griechischen findet sich 1. von gâ (mit β für g) βᾶ, βῆ, βίβημι (ἔβην); im Gotischen: gaggan; ahd.: gân,

gangan; ags.: gān, gangan; nord.: ganga; engl.: to go; nhd.: gehen.  
 2. Von gam im Griechischen: *βαίνω*; im Lateinischen: venio (osk.: ben); gotisch: quam (quima venio); ahd. queman, koman; engl. to come; frz. venir.

Betrachten wir nun den Bedeutungswandel dieses gān im Deutschen, und ziehen wir sodann auch die verwandten Sprachen zur Vergleichung.

Wir berücksichtigen hierbei, daß eine zweite Wurzel: *i* vorhanden ist, welche dieselbe Bedeutung zu haben scheint, wie gā. Wir führen an: gr. *εἶμι*, davon z. B. *οἶμος* Gang, *οἶτος* Geschick; lat. eo, davon iter, itio; got. iddja = ivi; lit. eimi, davon z. B. ejimas Gang, eisme Gang, Steig; Skt. ist es êmi (Pl. imas) gehn, itis das Gehen, êmas, êman Gang, Bahn; im Zend i gehen. (vid. Curt. Grundz. T. I, p. 369.)

Nun ist anzunehmen, daß die beiden Wurzeln *i* und gā nicht dasselbe bedeuteten, aber klar ist, daß bei der Willkür in der Verwendung der Wörter, wie das Schwanken der Bedeutungen sie gestattete, der ursprünglich empfundene Unterschied sich verwischte, so daß man ohne Bedenken ire mit gehen übersetzen konnte. Auch hat ja vielleicht eben dieses anscheinenden Überflusses wegen das Deutsche, welches im Gotischen noch iddja zeigte, sich der einen Wurzel überhaupt entledigt.\*)

Im Althochdeutschen finden wir (vid. Graff, althochdtsch. Sprachschatz T. IV, p. 65) als Bedeutungen von gangan alle Arten des Gehens belegt; also gagente = euntes; gangenti = accedens, incedens, abiens; kangantemo = gradiente; gangendemo = ascendente; gangan = ambulare.

Die Vorstellung der körperlichen Bewegung verflüchtigt sich ferner dahin, daß nur ein Sich-Bewegen, Sich-Verhalten in irgend einem Zustande bezeichnet wird; so: thu geist nakot; taz cat al einis; ze eine ne gat = non idem est; imo (deo) gant prospera unde adversa gelicho; ein unde guot al gelicho gan = unum id ipsum esse, quod bonum est. Bo. 5. — also gat ouch taz, also man chede = hoc autem nihil differt, quam dicere. Org.

---

\*) Zu got. iddja = ivi ist auch ags. eode zu stellen. Im Ev. Joh. 7, 14 (Aelfric) heisst es: tha eode se Haeland (eode gr. *ἦα, ἦα* vid. O. Schade, altddeutsches Wörterbuch, 2. Aufl. T. I, p. 441), altenglisch: Jesus wente, neuengl. Jesus went (Wycliffe), deutsch: Jesus ging. Das Präteritum von go, jetzt aus wend (ags. vendan) ergänzt, rekrutierte sich also, wie got. gaggan, aus der Wurzel *i*.

Bildliche Bedeutung ist wie im N. H. D. ubar frankono lant gengit allu sin giuualt; — ne gengit zi imo fon then scafon = non pertinet ad eum cet.

Überblickt man ferner die Zusammensetzungen mit dem Infinitiv, Akkusativ, mit aba, oba, ubar, aftar, ûfan, ana (Dat. und Akk.), in (Dat. u. Akk.) innan, durh, fona, fora, nah, zi und andere Fügungen, wie: giengun unidarortes = abierunt retrorsum; furdir ganganti = procedens; ingagan gân = entgegen gehn, hina gân = hinweggehn; hiutarot und hera und dana gangan; Bildungen ferner, wie follegân (perpetuo manere) missigangan (peccare), überhaupt, den Artikel gâ bei Graff p. 65—105, so erhalten wir die Vorstellung und Empfindung von einer Bedeutung, welche im wesentlichen unserem neuhochdeutschen gehen noch inne wohnt. Aber welches ist nun diese Bedeutung? Wir schlagen etwa das Wörterbuch der deutschen Sprache von Sanders nach. Hier findet sich die Bedeutung zusammengefaßt: „Dies Zeitwort von weitem Umfange bezeichnet die Bewegung, das Im-Gang-sein, und zwar ursprünglich das Sich-fortbewegen lebender Wesen im engeren Sinne mittelst der gleichmäßigen Fortbewegung der Füße, wo es den anderen Arten der Fortbewegung entgegengesetzt wird (z. B. dem Kriechen, Laufen, Springen, Hüpfen, Schwimmen, Fliegen cet. wie auch dem Fahren, Reiten, Schifften cet.), im weiteren Sinne aber auch diese Arten der Bewegung mitumfaßt.“ Was heist das nun? Bedeutet also „gehn“ nicht ebensowohl „fahren, schifften“, wenn ich sage: Das Schiff geht nach Australien; die Post geht täglich? oder engl. the mail goes and comes every day; to go on horseback = reiten? — Ist der „weitere“ Sinn von gehen nicht zu seiner Bedeutung gehörig? — Es heist dann weiter: „In Bezug auf den Standpunkt des Sprechenden steht es als das Fortbewegen dem Kommen, dem Sich-hinzubewegen, gegenüber. In noch weiterem Sinne (!) steht gehn auch gleich sich bewegen, selbst von nicht lebenden Wesen, denen eine Bewegung eigen ist oder mitgeteilt wird oder auch nur beigelegt wird, und zwar metonymisch auch von einem Ganzen, das durch die Bewegung, das Fortrücken eines Teils im Gange ist, und endlich (!) in vielen Wendungen allgemein gleich sich bewegen, sich erstrecken, im Gange sein.“

Sanders meint hiermit Fälle, wie: die Uhr geht; der Teig geht; der Pflug geht tief; die StraÙe geht nach Paris; This road goes to B. — how goes the night? (Wie spät ist's in der Nacht?) how goes it? — Wie geht's? — Die Sache geht schief; die Grenze geht bis zum Steine; sie geht in ihr 14tes Jahr; 12 gehen auf

1 Dutzend; the business goes on well; You are gone (du bist verloren); sixteen ounces go to a pound (16 Unzen gehn auf 1 Pfund).

Welche Flut von Bedeutungen wird uns da angedeutet! Würde jemand aus dieser Beschreibung die Bedeutung von gehen sich aneignen können, wenn er sie nicht schon kennt, sie in seinem Sprachgefühl besitzt?

Aus Wendungen, wie im Homer:  $\beta\eta\ \delta'\ \dot{\iota}\mu\epsilon\nu$ ,  $\beta\acute{\alpha}\nu\ \delta'\ \dot{\iota}\epsilon\nu\alpha\iota$  sieht man, daß im Griechischen der Unterschied zwischen  $\beta\acute{\alpha}$  und  $\epsilon\dot{\iota}\mu\iota$  ( $\beta\alpha\acute{\iota}\nu\omega$  wohl = die Beine ausspreizen) besser festgehalten wurde; beide Verba bestehen gesondert nebeneinander.  $\beta\alpha\acute{\iota}\nu\omega$  bezeichnet die verschiedensten Arten der Bewegung, z. B.  $\epsilon\nu\ \nu\eta\nu\sigma\acute{\iota}$ , auch das Versetzen in solche Bewegungen, wie Il. V, 164:  $\acute{\alpha}\mu\phi\omicron\tau\epsilon\rho\omicron\nu\varsigma\ \epsilon\dot{\xi}\ \dot{\iota}\pi\pi\omega\nu\ \beta\eta\sigma\epsilon\ \kappa\alpha\kappa\omega\varsigma\ \acute{\alpha}\epsilon\kappa\omicron\nu\tau\iota\alpha\varsigma$ , und es verblasst in seiner Bedeutung, ebenso wie gehen im Deutschen, bis zur Bezeichnung eines Sichbefindens z. B.  $\acute{\alpha}\sigma\phi\alpha\lambda\omega\varsigma\ \beta\epsilon\beta\eta\kappa\epsilon\nu\alpha\iota$  fest begründet sein. Ismene sagt (Soph. Ant. 67)  $\tau\omicron\iota\varsigma\ \epsilon\nu\ \tau\acute{\epsilon}\lambda\epsilon\iota\ \beta\epsilon\beta\omega\varsigma\iota$  (der Obrigkeit)  $\pi\epsilon\acute{\iota}\sigma\omicron\mu\alpha\iota$ . Auch auf Lebloses wird es übertragen:  $\pi\eta\ \delta\omicron\rho\kappa\iota\alpha\ \beta\acute{\eta}\sigma\epsilon\iota\tau\alpha\iota$ ; (Il. II, 339),  $\epsilon\pi'\ \epsilon\sigma\chi\alpha\tau\alpha\ \beta\alpha\acute{\iota}\nu\epsilon\iota\nu$ .

Nun aber — trotz der hier vorhandenen Trennung der Stämme — findet sich  $\dot{\iota}\epsilon\nu\alpha\iota$  ebensowohl gesagt von allen Arten der Bewegungen z. B.  $\epsilon\pi\acute{\iota}\ \nu\eta\omicron\varsigma\ \dot{\iota}\epsilon\nu\alpha\iota$ , auch vom Leblosen:  $\gamma\acute{\alpha}\tau\iota\varsigma\ \epsilon\dot{\iota}\sigma\iota$  (Od. 23, 362), das Gerücht geht,  $\epsilon\dot{\iota}\omicron\varsigma\ \tau\acute{\epsilon}\tau\alpha\rho\iota\omicron\nu\ \epsilon\dot{\iota}\sigma\iota$ ; verblasst ebenso in der Bedeutung, z. B. Plat. Apol. 2:  $\tau\omicron\upsilon\tau\omicron\ \mu\acute{\epsilon}\nu\ \dot{\iota}\tau\omega\ \delta\pi\eta\ \tau\omicron\psi\ \theta\epsilon\omega\ \gamma\acute{\iota}\lambda\omicron\nu$ , die Sache mag gehen, wie Gott will; dann  $\dot{\iota}\epsilon\nu\alpha\iota\ \epsilon\dot{\iota}\varsigma\ \tau\alpha\upsilon\tau\acute{\omicron}\nu$  (auf dasselbe hinauskommen) und bezeichnet z. B. bloßes Wollen:  $\tau\omicron\nu\ \eta\acute{\iota}\alpha\ \lambda\acute{\epsilon}\xi\omega\nu\ \lambda\omicron\gamma\omicron\nu$  = was ich eben sagen wollte.

Scheint ferner im Deutschen, wo sich „gehen“ und „kommen“ getrennt haben, für gehen die Bewegung von einem Orte weg festgehalten werden zu können, so hat das Griechische hier eine Unterscheidung nicht aufkommen lassen, und doch hatte die Sprache mit der nasalierten Form gam ( $\beta\alpha\acute{\iota}\nu\omega$ ) zu irgend welchem Unterschiede angesetzt, vielleicht (cf. Pott, Et. F. T. II. p. 658) zu dem der Dauer, des längeren Verlaufs einer Thätigkeit. — Was ist da festzuhalten?

Die Bedeutung von „kommen“ im Deutschen ist im allgemeinen die einer durch Bewegung bewirkten Näherung von einem Orte, aber auch kommen, wie das englische come verblasst bis zur Bedeutung „werden“ z. B. die Einsicht kommt schon; Kartoffeln kommen hier gut; ich lasse alles kommen (oder gehen) wie es will; es kommt mir zu gute; to come in well (gedeihen z. B.

vom Getreide), what will come of him? (was wird aus ihm werden?) cet.

Die lateinische Sprache hat die Wurzel *gâ* fallen lassen, bildete aber von *gam* (*gâmo* osk.: *ben*) *venio* aus und hat *ire* bewahrt.

Wie steht es mit der Bedeutung? Es hat ohne Schwierigkeit *ire* dieselbe Art der Verwendung gefunden, wie *gangan* in den verwandten Sprachen. Man sagt: *pedibus ire* (Plaut.) *ire equis* (Liv.) *puppibus ire* (Ov.) (für beides hat Virgil auch das bloße *ire*) *ire in rheda* (Mart.). Man gebraucht es, um überhaupt eine Richtung, wenn sie auch nur der Wille nimmt, zu bezeichnen: *perditum ire* sich zu Grunde richten, *ibatur in caedes* (Ter.) es ging ans Morden, *ire in lacrimas* Virg. *ire per laudes* = loben (Ov.) *si non tanta quies iret* (= *esset*) (Virg.).

*Venio* scheint zunächst, wie das deutsche kommen im Gegensatz zu *ab-ire*: *veniens hostis*. (Virg.) *anni venientes* sind bei Horaz (A. P. 175) den *annis recedentibus* entgegengesetzt; aber die Bedeutung ist ebensowohl auch allgemeiner; *venire ad summum fortunae* (Hor.) *contra injuriam venire* (Cic.), so daß *venio*, indem es überhaupt ein In-einen-Zustand-geraten ausdrückt, die Begriffssphäre von *ire* ergreift, endlich sogar mit *abire* vertauscht werden könnte. Zum Sprichwort werden heißt in *consuetudinem proverbii venire*, in *proverbium venire* (Cic. Off. 2, 15, 22) aber auch in *proverbium cedere*. (Plin. 23, 1, 23.) Wenn Caesar hat: *in contemptionem venire*, Livius: *in ora hominum pro ludibrio abire*, so läßt die Farblosigkeit der Bedeutung einen Unterschied nicht mehr erkennen. (Lat. *fui* konnte für *ivi* und *veni* stehen; und so die Übergänge in den romanischen Sprachen. Diez, Gr. der roman. Spr. T. III. p. 220.)

Was endlich die Schicksale der Stämme *gâm* und *i* in den romanischen Sprachen betrifft, z. B. im Französischen (in dessen Grammatik sich drei Verba: *ambulare* (it. *andare*), *vadere* und *ire* zur Komplettierung der Verbalformen zusammengestellt finden, welche den Begriff gehen darstellen), so ist zwar in *je viens de dire*, ich habe soeben gesagt, und in *il ira de votre honneur*, es wird sich um Ihre Ehre handeln, die Trennung von *venire* und *ire* noch ersichtlich; aber endlich werden auch *venire*, *devenir* zu Synonymen von *fieri*, *se facere* (*il devient pauvre*); it.: *egli viene matto*. (Diez, Gr. T. III, p. 94) *tout lui vient à souhait* (p. 152) und ebenso geht es mit *ire*. Das spanische *venirse cayendo* entspricht dem französischen *aller tomber*. (Diez l. c. p. 195.) Endlich werden *ire*,

venire, wie esse und stare, in den romanischen Sprachen zur bloßen Umschreibung verwandt, also ire = in einen Zustand kommen, venire = werden. (Diez, l. c. p. 198.)

Was meinen wir nun hiernach von einer Bedeutungslehre? —

Von dem Einzelnen, Zufälligen giebt es keine Wissenschaft; es giebt nur eine Erfahrung; *ἡ μὲν ἐμπειρία τῶν καθ' ἑκαστά ἐστι γνῶσις, ἡ δὲ τέχνη τῶν καθόλου* — *οἱ μὲν γὰρ ἐμπειροὶ τὸ ὅτι μὲν ἴσασιν, διότι δ' οὐκ ἴσασιν.* (Arist. Met. I, 1), und die Empirie hat sich zu begnügen, den Stoff zu sammeln und ihn zu ordnen nach irgend welchen Gesichtspunkten, so gut es geht. Zu mehr wird es auch eine Bedeutungslehre nicht bringen, wenn sie unterschiedslos das Unorganische und Fremdartige, wie J. Grimm es nennt, zusammenfaßt mit demjenigen Wandel der Bedeutung, welcher aus dem Wesen des Wortes hervorgeht. Nur so abgegrenzt, daß das Unorganische nicht in Betracht gezogen wird, läßt die Bedeutungslehre eine wissenschaftliche Erfassung zu.

Ist doch der Zusammenhang zwischen Laut und Bedeutung ebensowenig in der weiteren Entwicklung der Sprache zwingend und festzustellen, wie bei dem Schaffen der Sprache. Man kann also wohl eine Reihe von Beobachtungen aufstellen über die Lebensgeschichte der Bedeutungen, daß sie nämlich sich erweitern und Neigung haben, auf immer andere Sphären sich zu verbreiten, daß sie ebenso nicht selten ihren Umfang verengern, sich bis zu terminis technicis zuspitzen, daß ferner bei langer Verwendung sie erblassen und sich abnutzen; aber ein allgemeines Gesetz läßt sich hierfür nicht entwickeln, und es wird immer der bestimmtesten Einzelkenntnis in jedem Sprachstamme, ja in jedem Dialekt, bei jedem Schriftsteller bedürfen, um einigermaßen die Bedeutung der einzelnen Lautbilder übersehen zu können. Zur Feststellung des usus wird eine Arbeit, welche diese Einzelkenntnis vermittelt, genügen, aber das Lexikon, so wenig wie die Grammatik, bedingen durch das Wissen, welches sie überliefern, die Bewegung der Sprache. Bei verschiedenster Sprachkenntnis, bei höchst ungleicher Sprachbeherrschung fühlt doch jeder die gleiche Berechtigung, seine Sprache zu verwenden, und so ist er auch, wenn er an die überkommenen Lautformen neue Bedeutungen knüpft, wesentlich nur gehalten und in seiner Willkür beschränkt dadurch, daß das Lautbild sein eigenes Leben lebt, welches er nicht verletzen darf, ohne in den Un-Sinn zu kommen. Man bezeichnet aber das eigen-

tümliche Wesen und Leben der Wörter mit vollständiger Klarheit, wenn man sich erinnert, daß sie Bilder sind. —

Wieviel zu Bezeichnendes bietet uns die äufßere Welt und unsere innere, wie wenig Sprachlaute stehen einer jeden Sprache zur Verwendung zu Gebote! Daß wir überall ausreichen, verdanken wir der bildlichen Natur dieser Laute. Man betrachte z. B. den Sprachlaut *an*gehen. Man sieht es ihm nicht sogleich an, daß er zu bedeuten vermag: angreifen, brennen, wachsen, faulen, möglich sein, bitten, beginnen, genügen, kümmern u. a. m. Das Wort *aufheben* kann u. a. bedeuten: in die Höhe richten, kürzen, ausgleichen, wegschaffen, ungiltig machen, fangen, bewahren.

Es ist ein Bild, wenn ich sage: Du kommst mir nicht mehr in mein Haus, falls ich zur Miete wohne, denn dann will ich nur meine Wohnung im Hause bezeichnen; ein Bild ist: Ich und mein Haus, wir wollen dem Herren dienen, denn es deutet nur auf die das Haus Bewohnenden, auch wenn sie gerade mein Haus nicht bewohnen, sondern nur etwa als Verwandte ein Anrecht darauf besitzen; ebenso sagt man: das ganze Haus versammelte sich; die Bedürfnisse des Hauses u. d. m. Bildlich sage ich zu einem alten Freunde: Altes Haus; von einer Wissenschaft: ich sei in ihr nicht zu Hause; von einem gewissenhaften Kaufmann: ein sicheres Haus; bildlich nenne ich den Körper das Haus der Seele (2 Kor. 5, 1; 2 Petr. 1, 14); ermahne ich: bleib' mit deiner Weisheit zu Hause u. d. m.

Aber was bedeutet denn hier in Bezug auf die Sprache das Wort Bild, Lautbild? Es ist ja eben auch dies Wort ein Bild, und nur weitere Aussagen über sein Wesen werden Mißverständnisse abwehren. Wir haben also an den Worten gegliederte Laute, welche durch ihre Gliederung in der bestimmtesten Weise, die uns möglich ist, Anregung zur Bildung von Vorstellungen geben, die analog denjenigen sind, welche die ersten Gliederer des Lautes mit ihm verbanden.

Die Worte geben Anregung zu Vorstellungen analoger Art. Mehr nicht. Dabei müssen wir uns erinnern, daß ein einzelnes Wort für sich bloße Abstraktion ist, denn seine Bedeutung und seine Bedeutungen erhält es nur im Satz, den es als Wurzel schon bedeutete; die vielen Bedeutungen der Wörter sind eben die verschiedenen Beziehungen, in welche sie treten können.

Wörter sind nicht zu fassen als Benennungen einzelner Dinge, wie etwa es in der Genesis (II, 19) heißt: Gott brachte die Tiere

und Vögel zu dem Menschen, daß er sähe, wie er sie nennete: denn wie der Mensch allerlei lebendige Tiere nennen würde, so sollten sie heißen, sondern sie können nur u. a. als Benennungen gebraucht werden. In Wirklichkeit sind die Namen der Dinge auffallend willkürlich, und dies erklärt sich eben daraus, daß die Menschen gar nicht diese Gegenstände mit Wörtern zu bezeichnen veranlaßt waren, sondern vielmehr Vorgänge mit dem, was die Grammatik Satz nennt; nicht den Baum, der, als gegeben, sich ihnen von selbst verstand, sondern das Brechen seiner Äste, sein Blühen, Frucht bringen, seinen Sturz cet., wobei denn bald zufällige, bald den Dingen wesentliche Vorgänge die Art der Lautbildung bestimmten. —

Was ursprünglich die Wurzel bedeutete, konnte nachmals nicht das einzelne Wort darstellen, sondern der Satz; nur dieser ist lebendige Sprache, das Wort ist eines seiner Glieder, welches Lexikon und Grammatik für sich zu betrachten scheinen, aber auch nur scheinen, denn Wortformen erzeugt nur der Satz, Wortbedeutungen fixiert nur der Satz.

Man erinnert sich hier der stoischen Lehre, jedes Wort sei von Natur zweideutig, erst die weitere Verknüpfung, welche es erfahre, stelle es in seiner Bedeutung fest. Gellius (N. A. XI, 12) berichtet: Chrysippus ait omne verbum ambiguum natura esse, quoniam ex eodem duo vel plura accipi possint. Wenn auch nicht klar ist, wie Chrysipp dies begründete; so brachte doch eben die Betrachtung der Sprache zu diesem Satz, den Augustinus (de dialectica ep. IX) wiederholt: „rectissime a dialecticis dictum est, ambiguum esse omne verbum“ und dann erklärend hinzufügt, es gelte dies nur „de verbis singulis; explicantur autem ambigua disputando et nemo utique verbis singulis disputat“. „Omne igitur ambiguum verbum non ambigua disputatione explicabitur.“ —

Konnte der Laut nur unbestimmt bezeichnen und gedeutet werden, so ging doch die Anregung, welche er gab, nicht auf jedes Beliebige, sondern hielt gewisse Kreise inne. Übertrug man ein Wort aus einer Satzverbindung auf andere Verknüpfungen der Sprache und modifizierte man hierdurch die Bedeutung, so bedurfte es wieder, wenn auch in geringerem Maße als bei der Schaffung des Lautbildes, der Hilfe einer entgegenkommenden Auffassung des Hörenden, um verstanden werden zu können. Eine solche Mitempfindung setzte voraus, daß die neue Bedeutung durch Anschauung oder Gedankenverknüpfung, räumlich oder zeitlich, an die frühere angeschlossen werden konnte, wie wenn Segel für Schiff,



Dach für Haus gelten sollte, oder Lorbeer für Sieg, Eisen für Schwert. Und wenn solche Zusammengehörigkeit nicht vorlag, der Redende vielmehr das Wort in eine ganz verschiedene Begriffssphäre versetzte, so mußte dem Hörenden doch die Analogie der Verhältnisse, auf welcher die Übertragung beruhte, geläufig sein, sich seiner Vorstellung sofort offenbaren. Es galt schon immer, was die Rhetoren später als Regel setzten: *Videndum est, ne longe simile sit ductum* (Cic. de or. I, 136). In der That sind die Neigungen, Sitten, Kulturzustände der Völker bedingend für die Kreise, innerhalb deren die Übertragungen stattfanden; man entnahm also die zu übertragenden Wörter vorzugsweise vom Ackerbau, der Fischerei und Schifffahrt, der Jagd, vom Kriege u. d. m. Erst bei Überfeinerung des Lebens, beim Schwinden der nationalen Kraft greift der unsicher gewordene Geschmack zu Übertragungen, die in keinem natürlichen Verhältnisse zum Leben stehen, und tot sind, weil ihnen eine Wurzel fehlt. So kam es bei den späteren römischen Schriftstellern, welche z. B. das *nomen proprium* *Nessus* für *venenum* setzten, wie Stat. Theb. XI, 238:

„*Ingemuit victorque furit per viscera Nessus.*“ —

Gründen sich nun Übertragungen auf Zusammengehörigkeit innerer oder äußerer Art, so läßt sich ihre Berechtigung nachweisen; über den Begriff der Analogie aber, sofern diese dem Wandel der Bedeutung zu Grunde liegt, bemerken wir folgendes. Analogie von Begriffen bedeutet uns Gleichheit von Begriffen, welche verschiedenen Sphären angehören. — Da nun Bedeutung der Wörter sich bloß in ihrer Beziehung auf andere kundgibt, — (im Satz) — diese Beziehung aber eben die Sphäre angiebt, für welche die Bedeutung gilt, so besteht der Wandel der Bedeutung auf Grund der Analogie darin, daß die Beziehungen des Wortes als gleich festgehalten werden, obwohl die Begriffe wechseln, auf welche bezogen wird. Wir nehmen das Wort sehen, dessen Bedeutung sich herausstellt, wenn ich dergleichen Verbindungen ausspreche, wie z. B. einen Körper sehen; hier hält sich sehen in seiner gewöhnlichen Bedeutung, in der Sphäre der sichtbaren Erscheinungen. — Nun übertrage ich analogisch die Bedeutung auf eine andere Sphäre und sage etwa: Ich sehe Gewisheit, womit ich also will, daß die Beziehung zwischen dem Sehen und seinem Objekte auch in der Sphäre eines unsinnlichen Begriffes festgehalten werde. Also „sehen“ in der sogenannten eigentlichen Bedeutung verhält sich so zum Körper, wie jenes übertragene „sehen“ sich verhält zur Gewisheit. Dies aber ist die Form der Proportion. —

Aristoteles gebraucht das Wort Analogie meist in dem Sinne der Proportion. (cf. Biese, Philosophie des Aristoteles T. I, p. 314 sq.)\*) So empfiehlt er, durch Analogie (*κατὰ τὸ ἀνάλογον*) Ähnlichkeiten aufzusuchen *Analyt. II, 14*; (man sehe auch die oben p. 226 citierte Stelle *Top. I, 70*).

Wie er diesen Begriff speziell auch auf die Übertragungen in der Sprache verwendet, sehen wir später. —

Auch Kant (Prolegg. zu jeder zuk. Met. § 58) faßt die Analogie als Proportion. Er sagt: „Eine Erkenntnis nach der Analogie ist nicht etwa, wie man das Wort gemeinlich nimmt, eine unvollkommene Ähnlichkeit zweener Dinge, sondern bedeutet eine vollkommene Ähnlichkeit zweener Verhältnisse zwischen ganz unähnlichen Dingen, z. B. Es verhält sich die Beförderung des Glücks der Kinder = a zu der Liebe der Eltern = b, wie die Wohlfahrt des menschlichen Geschlechts = c sich verhält zu dem Unbekannten in Gott = x, welches wir Liebe nennen.“ —

Bei Trendelenburg finden sich gute Bemerkungen über die Bedeutung der Analogie für das Auffinden neuer Begriffe. Er führt aus, daß die Analogie zwar nur einer zufälligen und unbestimmten Ansicht entspringe, also nur den Wert einer Hypothese habe, (*Logische Untersuchungen*, Bd. II, p. 379) aber er nennt sie die „verbreitetste Weise“ von Ansichten, und gesteht, (p. 384) „daß kein Verfahren allgemeiner alle Wissenschaften beherrscht, als die Analogie.“ Wenn er dann weiter die tiefe Analogie rühmt, welche z. B. alle Teile des Platonischen Systems durchdringt, so bezeichnet er damit vorzugsweise die künstlerische Natur dieses Systems, denn alles Schaffen in der Kunst beruht auf Analogie. Das Erblicken des Analogon ist dasselbe mit jener Intuition, jener „anscheinenden Erkenntnis“, welche Schopenhauer (*Welt als Wille* cet. II, p. 77) so hoch über die abstrakte stellt. Er sagt: „Anschauen, die Dinge selbst zu uns reden lassen, neue Verhältnisse derselben auffassen, dann aber dies alles in Begriffe absetzen und niederlegen, um es sicher zu besitzen; das giebt neue Erkenntnisse.“ „Der innerste Kern einer echten und wirklichen Erkenntnis ist eine Anschauung: auch ist jede neue Wahrheit die Ausbeute aus einer solchen. Alles Urdenken geschieht in Bildern: darum ist die Phantasie ein so notwendiges Werkzeug desselben.“ —

---

\*) Quintilian I, 6, 3: *analogia, quam proxime ex Graeco transferentes in Latinum proportionem vocaverunt.*

Mit jeder neuen Bedeutung, welche aus der Analogie gefunden wird, ist in der That ein Neues geschaffen. —

So ein Neues ist es z. B., wenn ich von dem Rücken eines Berges oder Buches spreche, von dem Haupte eines Staates oder einer Verschwörung. Dabei ist ein Unterschied zu bemerken zwischen der Übertragung des Wortes Rücken und des Wortes Haupt, sofern für die Anschauung von dem, was Bergrücken oder Rücken des Buches genannt wird, sonst übliche Bezeichnungen fehlen, so daß ich zu Umschreibungen genötigt wäre, wenn ich die Bedeutung Rücken nicht übertrüge auf die Verbindung mit Berg und Buch; während ich für Haupt der Verschwörung auch etwa Anstifter, Anführer, für Haupt des Staates auch etwa Fürst, Beherrscher setzen könnte. Demnach scheint die Sprache in gewissen Fällen zu Übertragungen gezwungen, wenn nämlich Synonyma fehlen; in anderen Fällen aber sieht es aus, als treibe sie Luxus; und dann vornehmlich, wenn wir die Übertragungen mit sonst eher gebräuchlichen Ausdrücken vergleichen können, erscheint die Übertragung als freies Kunstschaffen, die usuelle Bezeichnung aber als das „eigentliche“ Wort. —

Wenn also Schubart („Der ewige Jude“) sagt: „Vom Haare der Bäume troff Feuer auf mich,“ so haben wir als „eigentlichen Ausdruck“ das „Laub“ der Bäume, und wir nennen „Haar“ den bildlichen Ausdruck, obwohl „Laub“ es nicht weniger ist (wohl von liuban, tegere Grimm, Dtsch. Gr. II, p. 49). Somit sind eigentliche Wörter die in den usus übergegangenen bildlichen. Man erkennt in den Stammsprachen die Bildlichkeit länger, wie z. B. im Deutschen bei Wörtern, wie halsstarrig, hartnäckig, eingewurzelt, durchtrieben, abhängen, untergraben, enthüllen, einfließen cet. in abgeleiteten nicht, wie z. B. in supprimer, insulter, traduire cet. —

Es waren nicht viele Laute, mit denen die Sprache den engen Kreis derjenigen Welt umfaßte, welche den Menschen anfänglich interessierte. Vervielfältigte sich die Zahl der Anschauungen, Vorstellungen, Begriffe mit der fortschreitenden Kultur, so lag zur Bezeichnung nicht mehr der Naturlaut als Material für Wortbildung vor, sondern es boten sich dem zur Aussprache gestimmten Geiste nunmehr die schon gegliederten Lautbilder, in welchen sich zu äußern, in welchen sich auch die Dinge vorzustellen er gewöhnt war. Die Unbestimmtheit der Lautbilder gestattete ihre Übertragung *κατὰ τὸ ἀνάλογον*, und so kam es vielfach nicht zu be-

sonderen Wortschöpfungen, sondern die Wendung — *τρόπος* — eines schon vorhandenen Wortes genügte. —

Die Alten unterschieden diese Übertragungen, welche um des Bedürfnisses der Bezeichnung willen notwendig waren, von jenen, für welche auch andere, die „eigentlichen“ Ausdrücke, sich darboten. Cicero (or. 27) sagt: „*illustrant (orationem) quasi stellae quaedam translata verba atque immutata. Translata ea dico, quae per similitudinem ab alia re aut suavitatis aut inopiae causa transferuntur; immutata, in quibus pro verbo proprio subjicitur aliud quod idem significet, sumptum ex re aliqua consequenti.*“ — Translata nennt Cicero die Übertragungen *κατὰ τὸ ἀνάλογον*, immutata diejenigen, welche auf äußerem oder innerem Zusammenhange, auf nachweisbarer Zusammengehörigkeit beruhen. — Ähnlich heisst es bei Quintilian (VIII, 6, 4): „*translatio ita est ab ipsa nobis concessa natura, ut indocti quoque ac non sentientes ea frequentes utantur: tum ita jucunda atque nitida, ut in oratione quamlibet clara proprio tamen lumine eluceat.* — Copiam quoque sermonis auget permutando aut mutuando, quae non habet; quodque difficillimum est, praestat, ne ulli rei nomen deesse videatur. Transfertur ergo nomen aut verbum ex eo loco, in quo proprium est, in eum, in quo aut proprium deest aut translatum proprio melius est. Id facimus, aut quia necesse est, aut quia significantius est aut quia decentius.“ —

Quintilian konnte sich die Kunst nur als eine beabsichtigte und bewufste vorstellen, und so schreibt er vornehmlich jene nicht künstlerischen Tropen — in quo proprium deest, den indoctis ac non sentientibus zu: *Necessitate rustici gemmam in vitibus — quid enim dicerent aliud? et sitire segetes et fructus laborare; obwohl auch der feine Mann zuweilen sich nicht zu helfen weifs: necessitate nos durum hominem aut asperum. Non enim proprium erat, quod daremus his affectibus, nomen. Von der anderen Art, wo die Tropen „significandi gratia“ stehen, führt er an: incensum ira, inflammatum cupiditate, lapsus errore. Denn, sagt er: „nihil horum suis verbis quam his arcessitis magis proprium erat.“*

Die Vorstellung des Quintilian ist uns geblieben. Tropen gelten als Kunstmittel des Ausdrucks; dafs überhaupt der Tropus das Wesen des Wortes ausmacht, beachtete man nicht. Die Tropen in unserem Sinne gehören in die Betrachtung der Sprache als Kunst; sofern sie aus bewußtem Kunstschaffen hervorgehen, werden wir sie in dem zweiten Teile unseres Werkes behandeln,

wo von der Kunst der Sprache die Rede ist. Wir bezeichnen sie dort mit dem Namen der ästhetischen Figuren. Man wies bei den Alten in späterer Zeit die Behandlung der Tropen den Grammatikern zu, die Rhetoren nahmen für sich die Figuren in Anspruch. Isidorus, der in seinen „*originum sive etymologiarum libris*“ das liber I für die Grammatik bestimmt, lib. II für die Rhetorik, giebt die Tropen im lib. I nach Donatus. Es leitete hier offenbar eine ähnliche Betrachtung, wie die unserige ist. Richtiger noch sagt Aquila Romanus (rhet. lat. ed. Halm p. 22): „*Figurandarum sententiarum et elocutionum proprium oratoris munus est*“ — „*illi mores, qui τροποι nominantur a grammatica non minus diligenter sunt cogniti, quam ab oratore, sed quatenus cuique generi materiae adhibere eos deceat, orator melius intelligit.*“ —

Die Notwendigkeit einer doppelten Behandlung deutete Reisig an. Er sagt: (Lat. Sprachwissensch. ed. Haase p. 287) „Es sind gewisse Ideenassociationen unter den menschlichen Vorstellungen vorzüglich gebräuchlich, welche mit gewissen Ausdrücken bezeichnet die Rhetorik sich angeeignet hat, welche aber in gewisser Hinsicht auch in die Bedeutungslehre (Semasiologie) gehören, nämlich die Synekdoche, die Metonymie und die Metapher. So weit diese sogenannten Figuren auf das Aesthetische hinzielen, gehören sie allerdings der Rhetorik an, auch insofern sich einzelne ihrer bedienen; wofern aber in einer besonderen Sprache nach diesen Redefiguren sich ein Redegebrauch gebildet hat, der dem Volke eigen ist, so gehören diese Figuren hierher.“ —

Auch Lobeck (de acyrologia et de diploe p. 3) unterscheidet eine uneigentliche Rede „*acyrologia poetica sive rhetorica*“ von einer „*acyrologia grammatica, quae usu defenditur*“; — und M. Müller (Vorlesungen über die Wissensch. der Sprache II, p. 334) trennt die „*radikale Metapher*“ von der „*poetischen*.“ —

Was die Entgegensetzung des eigentlichen und tropischen Ausdrucks betrifft, so hat sie die Alten vielfach beschäftigt; zu ihrer Fixierung kamen sie natürlich nicht, da der Unterschied zwischen beiden nur relativ ist. Erkennt man bei dem Gebrauch der Tropen die Wahl in dem Ausdruck, erscheint er auch, wie er an sich ist, als Bild, befriedigt er also nicht nur ein Bedürfnis nach einem bezeichnenden Worte, etwa wie man notwendig: *ἵπποι ἐβουκολῶντο* sagen mußte, oder: silberne Hufeisen, sondern erkennen wir in ihm ein frei geschaffenes Kunstwerk, so nennen wir den anderen, nach dem usus sich darbietenden Ausdruck wohl den

eigentlichen; es gilt also die Entgegensetzung nur in dem Gebiete der Sprachkunst. — Die Alten faßten den Begriff der eigentlichen Rede (*κυριολογία*) weiter. So setzt Longinus (*περὶ ὕψ.* Speng. T. I, p. 277 sq.) der *κυριολογία* die *περίφρασις* entgegen, wie wenn Plato statt *θάνατον* sagt: *τὴν εἰμαρμένην πορείαν*; er nennt in diesem Sinne die *κυριολογία* auch *ψιλὴν λέξιν*.\*) Gewöhnlich wird indessen die *κυριολογία* (auch *κυριολεξία*, *κυριωνυμία*) dem tropischen Ausdrucke gegenübergestellt; so z. B. bei Dionys. Hal. (Iud. Lys. 3) die *κύρια καὶ κοινὰ καὶ ἐν μέσῳ κείμενα ὀνόματα* der *τροπικῇ γράσει*. Die gangbare Entgegensetzung hat z. B. Tryphon (*περὶ τροπ.* bei Spengel, Rhet. Graec. III, p. 191): *τῆς δὲ γράσεως εἶδη εἰσὶ δύο, κυριολογία τε καὶ τρόπος. Κυριολογία μὲν οὖν ἐστὶν ἡ διὰ τῆς πρώτης θέσεως τῶν ὀνομάτων τὰ πράγματα σημαίνουσα — τρόπος δὲ ἐστὶ λόγος κατὰ παρατροπὴν τοῦ κυρίου λεγόμενος κατὰ τινὰ δήλωσιν κοσμιωτέραν ἢ κατὰ τὸ ἀναγκαῖον*. Ähnlich Cicero (de or. III, 38): „Tertius ille modus transferendi verbi late patet, quem necessitas genuit inopia coacta et angustis, post autem delectatio jucunditasque celebravit. Nam ut vestis frigoris depellendi causa reperta primo, post adhiberi coepta est ad ornatum etiam corporis et dignitatem, sic verbi translatio instituta est inopiae causa, frequentata delectationis. Nam „gemmare vites, luxuriam esse in herbis, laetas segetes“ etiam rustici dicunt. Quod enim declarari vix verbo proprio potest, id translato cum est dictum, illustrat id, quod intelligi volumus, ejus rei, quam alieno verbo posuimus, similitudo. Ergo hae translationes quasi mutationes sunt, cum quod non habeas aliunde sumas; illae paullo audaciores, quae non inopiam indicant, sed orationi splendoris aliquid arcessunt.“ Dagegen sehe man Quintilian, VIII, 2, 3, der seine Termini proprietates, improprium (*ἄκυρον*) in verschiedenem Sinne nimmt. Proprietas ist ihm einmal als „eigentliche“ Bedeutung die niedere, volksthümliche (sprechend: obscena, sordida, humilia). Eine Abweichung von solcher Redeweise sei nicht immer möglich, da man nicht für alles passende Ausdrücke habe; so müsse man z. B. jaculari auch sagen, wenn pilis oder sudibus geworfen werde, lapidare, wenn glebis oder testis, und dergleichen abusio

\*) Bei Servius z. B. (Aen. IV, 419): sperare dolorem; pro timere: Acyrologia; (ib. V, 690) res eripe leto; Acyrologia i. e. improprietas sermonis; non enim letum dicitur, nisi de viventibus animalibus. (ib. VII, 804): florentes aere catervas. Acyr. (ib. IX, 6): nemo pro nullus. Acyr. (Buc. VII, 7): vir gregis wie Hor. (od. I, 17, 7) olentis uxores mariti cet. Acyr. — cet.

oder *κατάχρησις* sei also notwendig, auch beruhe ja die *translatio*, d. h. der tropische Ausdruck, dieser Schmuck der Rede, auf einer *Improprietas*. Es ist ihm sodann *proprietas* auch die Urbedeutung der Wörter, wie z. B. *vertex* eigentlich sei: *contorta in se aqua, vel quidquid aliud similiter vertitur*, dann die *pars summa capitis* (*propter flexum capillorum*) endlich: *id, quod in montibus eminentissimum*. — Die eigentlichen Bedeutungen erscheinen so als die älteren, schmucklosen, wie es am deutlichsten Mart. Capella (*rhet.* 31) ausspricht: „*Propria sunt vetusta praecipue: nam cum et proceres vel nescirent haec dicendi ornamenta vel appetere non auderent, propriis utebantur.*“

Endlich nennt Quintilian es *proprietas*, wenn eine mehreren Dingen gemeinsame Bezeichnung einem einzigen besonders beigelegt wird, wenn z. B. ein *carmen funebre* eine *naenia* genannt wird, das *tabernaculum ducis* ein *augurale cet.* Im rhetorischen Sinne ist aber besonders unter *proprietas* eine Ausdrucksweise zu verstehn, „*quo nihil inveniri possit significantius*“, z. B. wie Cato sagte: „*C. Caesarem ad evertendam rem publicam sobrium accessisse.*“ — Weiter können auch „*bene translata*“ *propria* genannt werden, endlich: „*quae sunt in quoque praecipua, proprii locum accipiunt*“, wie wenn Fabius, abgesehen von seiner sonstigen Tüchtigkeit, gerade als *Cunctator* bezeichnet wurde.

Das Gemisch verschiedener Richtungen der Betrachtung ist uns schwer hierbei zu erkennen.

Eine bekannte Stelle aus Jean Pauls Vorschule der Aesthetik, welche sich der richtigen Auffassung nähert, führen wir hier noch an. Dort werden die Metaphern „abgedrungene Synonymen des Leibes und Geistes“ genannt. — „Wie im Schreiben Bilderschrift früher war, als Buchstabenschrift, so war im Sprechen die Metapher, insofern sie Verhältnisse und nicht Gegenstände bezeichnet, das frühere Wort, welches sich erst allmählich zum eigentlichen Ausdrücke entfärben mußte. Das Beseelen und Beleben fiel noch in Eins zusammen, weil noch Ich und Welt verschmolz. Daher ist jede Sprache in Rücksicht geistiger Beziehungen ein Wörterbuch erblaßter Metaphern.“

Als Bezeichnung für übertragene Bedeutung hatten die Griechen anfangs *μεταφορά*, z. B. schon Isocrates. (cf. Spengel, *συναγ. τεχν.* p. 162.) Auch Aristoteles (*Poet.* 21) nennt die Übertragung Metapher (*μεταφορά δ' ἐστὶν ὀνόματος ἀλλοτρίου ἐπιφορά*), denn, wie Ernesti (*lexic. techn. Graec.* p. 217) bemerkt, „*Aristotelis aevo nondum tropi singuli proprium nomen adepti erant.*“ Hermogenes

(περὶ εὐρέσ. Sp. II, p. 254) sagt, daß bei den Grammatikern noch *μεταφορά* hieße, was die Rhetoren *τρόπος* (Hermogenes hat *τροπή*) nannten.

Bei den Römern findet sich der Ausdruck *Tropus* angenommen; im Anfange, z. B. bei Cicero hieß es noch *translatio*, *immutatio*; später sagte man wohl auch *motus* (Quint. VIII, 5, 35), *mores*, *modi* wie z. B. Beda (*de tropis*, rhet. Lat. ed. Halm p. 611) angiebt. (cf. Ruhnken, zu Aquila Rom. p. 141.)

Gehen wir jetzt näher auf die Begründung unseres Satzes ein: Die Wörter sind in Bezug auf ihre Bedeutung an sich und von Anfang an Tropen. — Jeder Wandel der Bedeutung (soweit er organisch zu nennen ist) beruht auf künstlerischer Intuition.

Untersuchen wir dabei zugleich, in wie verschiedener Weise der Wandel in der Bedeutung herbeigeführt und wodurch er vermittelt d. h. gerechtfertigt wird.

Was man Bedeutung nennt, bezieht sich auf Dinge, welche bezeichnet sein sollen; an der Vorstellung von diesen, als anscheinend durchaus bestimmten und wirklichen Wesenheiten, welche uns zur Bildung der Sprachlaute anregten, haftet die gute Meinung von dem Bestande und der Festigkeit auch der Bedeutungen. Auf Wahrnehmungen also beruhen, in ihnen wurzeln ursprünglich die dem Sprachbildner vorschwebenden Ideen der künftigen Bedeutungen, welche in den Lautbildern sich verkörpern sollten. Aber diese Lautbilder vermögen, wie wir sahen, dies nur so zu leisten, daß sie dem Gemeinten sofort eine Wendung geben; statt des Vorgangs im Raum stellen sie ein in der Zeit verklingendes Tonbild hin, ergreifen daher auch nur einen ihnen charakteristisch erscheinenden Moment, geben statt der Total-Wahrnehmung nur einen Einzel-Eindruck, der dann als Symbol für jene gilt, und so ferner verwandt wird.

Und natürlich verbleibt diese an sich notwendige Weise, durch Hervorhebung eines Einzelnen, Momentanen ein durch Wahrnehmung mit ihm zu verknüpfendes Ganzes, Dauerndes zu bezeichnen, der Sprache auch durch ihren weiteren Verlauf; nur so, daß die Seele dann nicht mehr auf die Wahrnehmungen selbst zurückgeht, welche diese Teil-Andeutung ergänzen und verständlich machen müssen, sondern auf das Wort, welches ihr inzwischen zum Stellvertreter der Wahrnehmung geworden ist.

Nach einer ihn charakterisierenden Eigenschaft des *Bu-Machens* stellt sich der Total-*βούς* in seinem Laute dar; die Wahrnehmung



vermittelt hier das Verständnis. Nach einem wesentlichen Teile wird der Begriff von domus bezeichnet, wenn man es tectum nennt; tectum aber ruft die Vorstellung des domus hervor, weil in der Wahrnehmung, auf welcher diese Wörter beruhen, beide Dinge zugleich auftreten.

Dann erst, wenn ein „eigentliches Wort“ sich neben das neue stellen kann, pflegt man zu sagen: dieses stehe in übertragener Bedeutung, es liege ein Tropus vor. — Für diese Art des Tropus nun gebrauchen wir den Namen Synekdoche; sein ursprüngliches, notwendiges Auftreten bei Schaffung der Lautbilder ist es, was namentlich von Steinthal mit dem Namen der „inneren Sprachform“ bezeichnet wird. Pott hat recht, wenn er (Etymol. Forsch. T. II. p. 240) bemerkt: „Pars pro toto ist eine Figur, welche durch die Sprache in weitaus größserer Ausdehnung gilt, als man sich gewöhnlich vorstellt.“

Um ein Beispiel zu geben, wie sehr im Wesen der Sprache es liegt, in Weise der Synekdoche zu bezeichnen, führen wir eine Stelle aus Bopp (Vergleichende Grammatik T. II, p. 417 Anm.) an. Es soll dort die Ansicht verteidigt werden, daß das griechische Augment in seinem Ursprunge identisch sei mit dem  $\alpha$  privativum, d. h. daß es die Gegenwart verneine und so Vergangenheit bezeichne, und Bopp sagt nun: „Wenn Vorländer in seiner Schrift: „Grundlinien einer organischen Wissenschaft der menschlichen Seele“ p. 317 sagt: Negation des Gegenwärtigen ist noch nicht Vergangenheit, so hat er recht; allein mit gleichem Rechte kann man sagen: Negation des Einen ist noch nicht Vielheit (es könnte ja auch Zweiheit, Dreiheit oder gar „nichts“ sein), und doch wird einleuchtend der Begriff viel durch die Negation der Einheit oder der Beschränkung auf die Einheit ausgedrückt: [êka einer, anêka viel] und zur Entschuldigung der Sprache mag gesagt werden, daß, wenn auch die Negation der Gegenwart noch keine Vergangenheit, die der Einheit noch keine Vielheit ist, doch wirklich die Vergangenheit eine Negation der Gegenwart, die Vielheit eine Negation, eine Überspringung der Einheit sei, und darum sind beide Begriffe geeignet, mit Hülfe von Verneinungspartikeln ausgedrückt zu werden. Umgekehrt kann auch in gewissen Fällen die Verneinung durch einen Ausdruck der Vergangenheit ausgedrückt werden:

„Besen, Besen,  
Seids gewesen!“

wo gewesen so viel als jetzt nicht mehr bedeutet. Die

Sprache drückt niemals etwas vollständig aus, sondern hebt überall nur das am meisten hervorstechende, oder ihr so erscheinende Merkmal hervor. Dieses Merkmal herauszufinden ist die Aufgabe der Etymologie. Ein Zahn-habender ist noch kein Elefant, ein Haarhabender noch kein Löwe, und dennoch nennt das Sanskrit den Elefanten danti'n, den Löwen kêś'in. Leitet man nun den Zahn, dánta, von ad essen ab (mit Verlust des a) oder von dans' beißen (mit Verlust des Zischlauts), so kann man wiederum sagen: ein Essender oder Beißender ist noch kein Zahn (es könnte auch ein Hund oder Mund sein), und somit dreht sich die Sprache in einem Kreise von Unvollständigkeiten herum, bezeichnet die Gegenstände unvollständig durch irgend eine Eigenschaft, die selber unvollständig angedeutet ist. Gewiß aber ist, daß die Nicht-Gegenwart die hervorstechendste Eigenschaft der Vergangenheit ist, und diese mit größerem Rechte bezeichnet, als Zahnhabender den Elefanten.“

Wir geben einige Beispiele.

Die Wurzel plu bezeichnet (Curtius, Griech. Etym. p. 251) „die Bewegung im Wasser und des Wassers in vier Hauptunterschieden: 1. schwimmen (schwemmen, waschen); 2. schiffen; 3. fließen; 4. regnen.“

Plu ist ein sehr gelungenes Lautbild, es befriedigt das Ohr: plätschern, es scheint aus der Anregung durch das Auge gewonnen: fließen, wie denn im Sanskrit die Wurzel auch springen, plavas den Gang der Schlange bedeutet, es dünkt uns, wie p-l milde widerstrebt, in *Flocke*, *Flaum* auch der Empfindung des Gefühls zu entsprechen. Da Wasser geruch- und geschmacklos ist, so bildet das Lautbild die Wahrnehmung der betreffenden Bewegung erschöpfend nach; es ist sprechend ähnlich, und alle indogermanischen Sprachstämme haben deshalb an ihm festgehalten:

Skt.: *plavê nato*, *nave veho*; *fluctuo*; *âplu se lavare*, *plavas navis*, *navigatio*.

Gr.: *πλέω* schiffen, schwimmen, *πλόος* Schifffahrt, *πλωτός* schiffbar, schwimmend, *πλώτης* Schwimmer, Schiffer, *πλύνω* waschen, *πλῦμα* Spülicht, *πλυτός* gewaschen, *πλυντής* Wäscher.

Lat.: *pluit*, *pluvia*; altl. *perplovere* durchfließen lassen, *lek sein*; umbr. *perplotatu* überschwemmt.

Got.: *flôdus* *ποταμός*; ahd. *flewiu fluito*, *lavo fliuзу fluo*.

Kirchenslawisch: *plovъ navigo*; lit. *pláuju spûle*, *plaútis* Schnupfen, *plústi* ins Schwimmen geraten, überströmen.

Und so bewahren die Späteren diese Wurzel: dtsh. fließen, engl. to flow, ags. flowan; holl. vloeijen; schwed. flyta; dän. flyde; franz. pleut, flotter, fleuve, fluide; ital. fluire, fiume, flusso, fluidezza, fluore, flussibilità.

Die Wurzel also ist glücklich gewählt, dennoch ist klar, daß sie nicht jede zur Bewegung des Wassers gehörige, der Wahrnehmung falsbare Erscheinungsform durch ihren Laut abbildete oder mitbezeichnete. Woher sonst auch Synonyma, wie z. B. zu fließen: strömen, rinnen?

Gar wohl konnte also auch eine andere Erscheinungsform der Bewegung des Wassers Anlaß zur Gestaltung eines entsprechenden Lautbilds geben, wie z. B. statt pluit unser: es regnet, welches Curtius (l. c. p. 174) zu βρέχω netze stellt, wozu lat. rigare, got. rign = βροχή rignjan βρέχειν; ahd. regan Regen; reganôn regnen.

Indem also der Sprachkünstler seine auf der Wahrnehmung des bewegten Wassers beruhende Idee zu dem Lautbilde plu gestaltete, das doch alle möglichen Eindrücke dieses Vorgangs nachher mitvertreten muß, formte er ein Bild in Weise der συνεκδοχή, des Mitumfassens, des Mitverstehens.

Betrachten wir einige Lautbilder für die Bedeutung: Schlange..

Unser Wort Schlange erklärt Bopp (Vergl. Gramm. I, p. 78) als höchst wahrscheinlich der Wurzel s'rank gehen entsprossen, indem s'l (ahd. slango) aus sr entstanden ist. Die Griechen benannten die Schlange δράκων von dem eigentümlich glänzenden Blick der Augen (δέχομαι; skrt. Wurzel: darc sehen. Curt. gr. Etym. I, p. 125); ebenso ὄφεις von Wurzel ὄπ sehen. (Curt. l. c. p. 407.)

Wenn nun z. B. die Lateiner das Wort serpens, kriechend, als Bezeichnung der Schlange brauchten, so kann gefragt werden, warum es ihnen nicht etwa „Schnecke“ bedeutete, denn auch diese ist ja serpens, und in der That gebrauchen auch z. B. der ältere Plinius und Apulejus das Wort von kriechenden Insekten; aber es kann auch gefragt werden, warum uns dieses Wort Schnecke nicht die Schlange bedeute, da ja snakan, snôk ahd. sneccho (limax) ebenfalls repere ist (vid. Grimm, Dtsch. Gr. II, p. 44) und in der That ist altn. snaca = anguis, engl. snake. Gewiß deutet die Wurzel ἔρπ-ἔρπω, ἔρπύζω; im Skt. sarp, sarpâmi serpo, sarpas = serpens (Curtius, l. c. p. 239) symbolisch das Kriechen an, aber auch die Wurzel von „Schnecke“ gab ein Lautbild desselben Vor-

gangs; beide: serpens und Schnecke bezeichnen also durch eine nur einseitige Wahrnehmung die ganze und volle Anschauung.

Wie verfuhr auch später die Sprache anders, wenn sie etwa ein Geschütz eine Feld-Schlange nannte, oder der Dichter, wenn er „die geregelten Felder“ von „freieren Schlangen“ durchkreuzen liefs? (Schiller, Spaziergang.)

Die Lateiner konnten die Schlange also auch anders bezeichnen: anguis, womit sie als constrictor gekennzeichnet war. (Wurzel:  $\alpha\chi$ ,  $\alpha\rho\chi$ , engen; gr.  $\epsilon\chi\iota\varsigma$  cf. Curtius l. c. p. 177.)

Bei den Hebräern heifst die Schlange die Zischelnde: נָחָשׁ, die sich Windende: לִוְיָתָן, die Flüchtige: בָּרִירָה, die Zischende: אֶפְצָפָה, die Verschlingende: שִׁפְרָה, und freilich auch die Kriechende: שִׁפְפוֹן.

Von karb, kerben, kommen auch Krabbe, Krebs. (cf. Fick, indog. Wörterb. III. p. 50.) Warum könnten nun Spinnen, Wespen u. d. nicht auch „Gekerbte“, chrepazo, crebis heißen? Die Bezeichnungen sind eben von einer augenblicklichen Wahrnehmung auf ein Lautbild übertragen, darum bildete z. B. die in  $\kappa\epsilon\rho\alpha\varsigma$ , cornu, Horn liegende Wurzel ebensowohl die Benennung „Rind“ (ahd. hrind) wie „Hirsch“ (hiruz),  $\kappa\rho\iota\omicron\varsigma$  (Widder) wie cervus, denn alles dies sind „Gehörnte“. (cf. Curt. l. c. I, p. 136.)

Die Wörter entstehen also als Tropen in Weise der Synekdoche. Die ausgebildete Sprache bleibt bei dieser Weise, wenn sie neben schon vorhandene, die sogenannten eigentlichen Wörter, solche setzt, welche, auf den Zusammenhang der Erscheinungen innerhalb derselben Begriffssphäre gestützt, den Begriff dieser eigentlichen Wörter mit-hervorrufft, wie wenn sie Segel sagt statt Schiff, Welle statt Meer, wenn eingeladen wird zu einem Löffel Suppe statt zum Mittagessen oder zu einer Tasse Thee statt zum Abendbrot.

Aber die ausgebildete Sprache, durch andere Tropen zur Bezeichnung und Auffassung geistiger Begriffe vorgeschritten, verfährt dann auch mit diesen Anschauungen innerlicher Art synekdochisch, und Begriffe, welche man sich gewöhnt hat bei- und miteinander vorzustellen, werden füreinander gesetzt, wie Wahrnehmungen im Raume. Dann ist ebensowohl gedanklicher Zusammenhang nachweisbar, wie räumlicher. Derart ist es schon gewissermassen, wenn man die Maus nach der Eigenschaft des Stehlens benannte (Wurzel mush im Skt.: stehlen, gr.:  $\mu\upsilon\varsigma$ ); oder pecu (skt.:  $\text{pācu}$ , got.: faihu Habe) ableitete von Wurzel  $\pi\acute{\alpha}\gamma\text{-}\pi\acute{\eta}\gamma\gamma\upsilon\mu\iota$ , pango, fahan. (Curt. l. c. I, p. 242; 304.) Hierher gehören denn auch im wesentlichen die Nomina propria, denn, wenn „es für den Etymologen prin-

zipiell gar keine Nomina propria giebt, sondern nur appellativa“ (vid. Pott, über die Personennamen p. 1), so benannte man nach einer bloßen Eigenschaft das Individuum. — So geschieht es ferner z. B. wenn wir von Seelen sprechen und die Menschen meinen; wenn man von der Herrschaft der Säbel und Bajonette spricht und Soldaten versteht, wenn eine Küchenmagd ein Besen genannt wird, ein Trunkenbold eine Gurgel, wenn man Individuen bezeichnet als Spürnase, Großmaul, Dickwanst, Langfinger. Die Franzosen nennen einen berühmten General une illustre épée, wie wir: „du alter, tapferer Degen“, die Engländer nennen den Kutscher auch whip (Peitsche), der Sprecher des Hauses im Kongresse zu Washington bezeichnet sich gewöhnlich als: (der Sessel) the chair; Herodot (V, 30) mit *οκτακισχίλις ἀσπίς* 8000 Krieger mit Schilden u. d. m.

Dadurch, daß in der ausgebildeten Sprache, in dieser Art und in mancherlei andern, Tropen verschiedener Gattung sich berühren, verbinden und kreuzen, wird es unthunlich, die übertragenen Wörter jedesmal bestimmt nur einer Klasse des tropischen Ausdrucks zuzuweisen.

Es wird dies in dem Abschnitt von den „ästhetischen Figuren“ auch in Bezug auf die Synekdoche genauer besprochen werden.

Eine zweite Art des Tropus ist die Metapher.

Wir erinnern in Bezug auf sie an das oben (p. 225 sq.) Besprochene, wo von der Bezeichnung des Unsinnlichen in der Sprache die Rede ist. Giebt die Synekdoche von Ursprung an der Sprache in den Wörtern die Bilder von der objektiven Welt, so ist es die Metapher, durch welche ihr die Bilder für die Gedankenwelt gegeben werden. Die Metapher schafft dabei die Wörter nicht neu, sondern sie deutet sie um; sie setzt das Dasein und das Wirken von Wörtern voraus, ist nicht Raumbild, sondern Vorstellungsbild.

Wir sahen oben, warum die Bezeichnung des Unsinnlichen es zur Schöpfung neuer Lautbilder nicht bringt. Das Unsinnliche bietet sich unserer Auffassung nicht in einem Augenblick, wie die Erscheinungen der Außenwelt; erst allmählich vollzieht sich eine Scheidung zwischen dem Sinnlichen und Unsinnlichen. Unser Geist erfaßt nur tastend jene innere Bewegung, durch welche die Erscheinung lebt und wirkt, und nur mit Hülfe des Wortes, welches in schon geistiger Weise für ihn die Dinge vertritt, gelangt er dazu, in den Dingen und Vorgängen das Weben eines Geistigen zu ahnen und sich vorzustellen. Denn nur nach der Analogie schließt die Seele aus der Bewegung des Sinnlichen auf das Wesen

des Bewegenden, und durch die Analogie kommt es, wie Trendelenburg hervorhebt, lediglich zu einer Hypothese, zu der Annahme gleicher Verhältnisse innerhalb verschiedener Sphären.

Grimm (Dtsch. Gr. T. II, p. 84) schildert den Vorgang gut: „Die sinnliche Bedeutung erscheint früher, die geistige später. Nur war aber jene weder rohleiblich, noch diese dürr verständig, beide hält und hielt ein geheimer Zug verbunden; zuerst wuchs das Sinnliche, in ihm schlummerten die Begriffe, aus ihm erwachten sie nach und nach.“

Der Wurzel *ān* gehören die Wörter im Sanskrit: *animi atme*, *anas* Hauch, im Griechischen: *ἄνεμος* Wind; im Lateinischen: *animus*, *anima* Seele; im Gotischen: *ansts* Gunst, ahd.: *unst* procella, *ando* Zorn, altn. *önd* *anima*, *vita*. (Curtius l. c. p. 275.) Das Wehen, Atmen wurde, um hier nur das Lateinische heranzuziehen, als Leben, Seele gefaßt, wie auch in *spiritus*, *πνεῦμα*, *ψυχή*, und ähnlich in Seele. (got. *saivala*, ahd. *sêla* zu *saivs mare*, *fluctus*): die bewegende, wogende Kraft. (Grimm, Dtsch. Gr. II, p. 99.) — Der Laut *ἄνεμος* bezeichnete ein Sinnliches, nicht aber so, daß es sich gegen ein Geistiges abgegrenzt hätte; an ihm fühlte sich der Sprechende heran bis zur Bedeutung von *animus*, und dies Analogon der ursprünglichen Auffassung verdrängte im Lateinischen den Wurzelsinn völlig. So wurde es Metapher.

Beispiele sind weiter: *Brunst*, früher: *Brand*; [staunen, ursprünglich vielleicht: stehen bleiben;] *Wonne*, früher *Wunne* von *winnen*, *gewinnen*, *Fruchtland*, (*Wunne-monat*); *erschrecken*, früher gleich *aufspringen*, denn *Schreck* (*schric*) ist gleich *Sprung* (*Heuschrecke*); *hübsch* gleich: *hövisch*; *ellende* (*elend*) früher: aus anderem Lande; *abgefeimt* von *Faum* = *Schaum* u. d. m.

Die Wurzeln der Wörter, welche ein Erkennen bezeichnen, zeigen, daß der Geist als Bewegung, als das Bewegende gefaßt wurde. Man findet dies z. B. bei: *auffassen*, *vernehmen*, *begreifen*, *urteilen*, *unter-*, *ent-scheiden*; *agere*, *volvere*, *versare*, *statuere*, *cogitare*, *conjicere*, *complecti*, *distinguere*, *separare*, *capere*, *concipere*, *prehendere*, *tenere*, *συνιέναι*, *συνιθέναι*, *διορίζειν*, *δέχεσθαι*, *σλλαμβάνειν*, ebenso bei denen, welche praktische Richtung bezeichnen, z. B. *petere*, *sequi*, *fugere*, *verfolgen*, *wirken*, *ὁρμαίν*, *ἐγείσθαι*, *γέγειν* u. s. w. Überhaupt wird man z. B. im Deutschen schwerlich Ausdrücke finden, welche Thätigkeiten des Körpers bezeichnen und nicht in übertragener Bedeutung vorkämen z. B. *rufen*, *jubeln*, *jauchzen*, *kreischen*, *flüstern*, *frohlocken* (got.: *laikan* = *hüpfen*), *gehen*, *laufen*, *stürzen*, *kriechen*, *stehen*, *zittern*, *beben*,

schauern, weinen, lachen, verschnupfen (etwas), lauschen, aushauchen, lauern, schnauben, ächzen, klagen u. a. m., und so sind die Thätigkeiten der Seele von körperlichen übertragen: einsehen, begreifen, auffassen, behalten, vorstellen, vernehmen, erschrecken (ahd. *sericchan*, springen), verstehen, erinnern, urteilen, schliessen, besinnen, verwinden (etwas), verkehren, verdrehen, halsstarrig, entfaltet, hartnäckig, hartherzig, vernagelt, eingewurzelt, scheel-süchtig, angesehen u. s. w.

Man kann dieses Umsetzen sinnlicher Bedeutung in unsinnliche kaum als besonderen Akt einer Kunstthätigkeit bezeichnen; die Wörter offenbaren nur, daß sie in ihrer bildlichen Unbestimmtheit je nach der Auffassung so oder so genommen werden können, daß sie von Natur Metaphern sind, gesetzt auch, daß in Wirklichkeit sie nicht alle als Metaphern später in Gebrauch kamen.

Bestimmter tritt das Kuntschaffen hervor, wenn die Auffassung der Sprache Begriffssphären verbindet, welche nicht schon in gegebener Einheit, wie beim Menschen Inneres und Äußeres, die Analogie beider Seiten voraussetzen lassen und sich der Vergleichung gleichsam aufdrängen. Man übertrug also das ein Lebendiges bedeutende Wort, wobei die eigene Leiblichkeit am nächsten lag, auf Dinge, welche erst später genauerer Betrachtung, weiterer Sonderung anheimfielen, oder welche von einer späteren Kultur hervorgebracht wurden. Teile eines Ganzen wurden nun verlebendigt, indem die künstlerische Anschauung sie in Analogie mit den Gliedern eines Organismus setzte. So sprach man vom Berg-Rücken, dem Stuhl-Bein, den Zähnen eines Kammes oder einer Säge, der Zunge einer Wage, eines Landes; auch fremde Organismen boten sich der Analogie, wie man z. B. Pflanzen nach Tieren benannte: Fuchsschwanz, Bockshorn, Hahnenfuß, Storchschnabel, Bärenklau, Mäuseohr u. a. m.

Dergleichen Übertragungen sind aber nicht als Einzelfälle zu betrachten, sie drücken das Wesen der Sprachbilder aus. Nachdem also „Berg“ als das Bergende, Einschließende synekdochisch bezeichnet war (Wurzel: *gṛax*, *gṛáσσω* schliesse ein, got.: *baigan* bergen, *bairgahei* Berggegend, ahd.: *berc*. Curtius, l. c. p. 272), unterschied man den oberen Teil als Koppe (Kopf), den unteren als Fufs, die Längsausdehnung als Rücken, seine Senkungen als Schlünde, Hervorragungen als Hörner, nannte die Ausdehnungen nach der Höhe seine Seiten, fand Adern in ihm, nannte sein Erdharz: Bergfett, seine Metalladern: Gänge, seine Einstürze: Bergfälle *et.* Dazu denke man an die Bezeichnungen, wie z. B.

Bergmilch, Bergöl, Bergpech, Bergzahn, Bergkette, Bergharz, Bergbalsam, Bergbutter cet. —

Hatte man Flufs bezeichnet, so gab es Flufsarme, Flufsmündungen, Flufsbette cet. und so erhielten die Hervorbringungen der Kultur ihre Namen: Tischbein, Schlüsselbart, Fettauge, Zahnrand, Nadel-Öhr, Thürflügel, Flaschenhals, Bauch eines Kruges u. d. m.

Die Phantasie, das Leblose so belebend, sieht dann auch in dem scheinbar Unbelebten das Leben, und überträgt es sowohl auf anderes Unbelebte, z. B. Blatt Papier, Krone eines Baumes, Stein im Obst, als auf das Lebende z. B. Stamm, Sproß, Sonne, blühen, Stein (wenn ein gefühlloser Mensch bezeichnet wird), cet.

Wie weit z. B. bei den Griechen die Übertragungen reichten, welche von Teilen des menschlichen Körpers entnommen waren, kann man schon aus Eustathius (z. Ilias B. 637; p. 308) ersehen, der zu der Metapher: *μυλιοπάροισι νῆες* dergleichen in Menge anführt. Geben wir mit einigen Zusätzen einen Auszug, wobei wir im ganzen die Ordnung des sorgsamten Mannes beibehalten, Vollständigkeit indes nicht erstreben. Eine Sonderung von der Metapher als Trope und als ästhetischer Figur unterlassen wir hierbei.

*πρόσωπον*, Gesicht. *πρόσωπον νεῶς* das Vorderteil, *γάλῃς* die Stelle des Bechers, aus welcher man trinkt. Wie von dem *πρόσωπον* des Mondes gesprochen wird (Soph. fr. 713 Dind.) spricht Goethe von dem Antlitz der Sonne (Iphigenie) oder der Gestirne. (Ges. der Geist. über d. W.) Virgil (Aen. 5, 848) von dem Antlitz des Meeres: *salis placidi voltus*; Ovid (Met. 8, 738) von der *facies aquarum*, oder den *squalentia ora* des Winters (Trist. 3, 11, 9). So Shakespeare (Haml. 3, 4): *Heaven's face* und *visage* cet. Propertius (3, 22, 14) hat *facies prorae*: fernstrahlendes Antlitz des Werkes: *τηλαυγὲς πρόσωπον τοῦ ἔργου*; — ein glückverheißendes Unternehmen: *τὸ τῆς ἀφορμῆς εὐπρόσωπον*. Man sagt *μάχη ἀντιπρόσωπος* und *ἀντιμέτωπος*. (Stirn an Stirn.)

*Κορυφή ὄρεος*, Wirbel des Berges, ebenso wird gebraucht:

*Κεφαλή* Kopf und Koppe synekdochisch oft für den ganzen Menschen z. B. Ilias IX, 55; für Leben Od. II, 237 und sonst. — Hölderlin: Fernhin schlich das hagre Gebirg, wie ein wandelnd Gerippe — Hohl und einsam und kahl blickt aus der Höhe sein Haupt. Hor. carm. 1, 1, 20: *ad aquae lene caput sacrae stratus*. Ov. Met. 2, 254: *Nilus occuluit caput*. Shakesp. Lear 4, 1: *there is a cliff, whose high and bending head looks fearfully in the con-*



finied deep. Macb. 4, 1: though palaces and pyramids do slope their heads to their foundations. Mids. 1, 1: by his best arrow with the golden head. (Pfeilspitze) und

*Κρόταφος* Schläfe (Aesch. Prom. 723), auch = Kolben am Hammer.

*Κόμη* Haar, auch vom Laube der Bäume z. B. Od. 23, 195; so coma: redeunt jam arboribus comae Hor. Od. IV, 7, 2. Catull 4, 11: comata silva. Auch Blumen sind Haare: Eur. Hipp. 210: *ἐν κομήτῃ λειμῶνι*; *κόμη* ist auch der Kometenschweif.

*Ὄφρῶς* Augenbrauen, sind *ὄφρυναί τινες ἔξοχαί*. Ilias 20, 151; so *ὄφρῶν* bei Hdt. 4, 181. — Wie *ὄφρῶς* gebrauchen die Lateiner supercilium: Virg. Georg. 1, 108: supercilio clivosi tramitis undam elicit. cf. Sophocl. Antig. 831 von der Niobe: *τέγγει ὑπ' ὄφρῶσι παγκλαύτοις δειράδος*.

*Ὄφθαλμοί* Augen, sind auch *φνιῶν*, woher auch *ἐνοφθαλμίζω*, inokulieren als *γεωργικὴ λέξις*. Hdt. 1, 114 nennt die persischen Hofräte *ὄφθαλμοὶ βασιλέως*. — Goethe (Tasso) spricht von den „Kinderaugen der Blumen“. Pind. Ol. VI, 26 nennt den Amphiarus *ὄφθαλμόν στρατιᾶς*; Justin 5, 8 hat: Athenae, Graeciae oculus. Cic. Nat. Deor. 3, 38 nennt Korinth und Karthago oculi orae maritimae. Soph. Ant. 866 heisst die Sonne *ἱερὸν ὄμμα*. Od. 22, 386: *δικνύω πολυπωρῷ* mit vieläugigem Netze. —

*Γλήνη* Pupille. So werden auch Mädchen genannt. Il. VIII, 164.

*Δάκρυον*, Thräne auch des Weinstocks und Gummi, Harz.

*Στόμα* Mund, vom Kriegsschlunde gesagt Ilias 10, 8; auch von der Flußmündung Ilias 14, 36; ist auch Waffenspitze Ilias 15, 389. Schwertschärfe Soph. Antig. 651; synekdochisch: Gesicht Ilias 6, 43. os ponti Cic. Verr. 2, 4, 58; os Tiberis Liv. 1, 33; os saxi Ov. Met. 13, 892; ora navium Schiffsschnäbel Hor. ep. 4, 17; os auch meton. Sprache: Virg. Aen. 2, 422.

*Λοβός* Ohrläppchen, ist auch Samenkapsel, Hülse, Schote.

*Ὢς* Ohr. Gefäße heißen *ἄμρωις*, die Pflanze Mäuseohr: *μυρωτίς*.

*Ὀδοὺς* Zahn. *ὀδόντες* hießen auch Zacken z. B. bei den *τριάιναις*. Deutsch: Zähne des Kammes. Schiller: „hat (das Schiff) fest sich eingebissen mit seinem spitz'gen Eisenzahn.“ Petron. 42: aqua dentes habet. cf. Hor. carm. 1, 31, 6: rura, quae Liris mordet.

*Χεῖλη* Lippen, auch *ποταμῶν*, also Flußufer z. B. Hdt. 2, 94. überhaupt Saum, oder Rand z. B. von Gefäßen; so auch lat. labrum.

*Πῶγων* Bart; so wird *Τροιζήνιος λιμήν* genannt, auch *πῶγων πυρός* Feuerschweif bei Aesch. Ag. 315, auch *πῶγων ἀλεκτρονόος*, ferner von Pflanzen gebraucht, dem Pfeil cet.

*Γλώσσα* Zunge, auch Mundstück der Flöte, Schuhriemen, meton. Sprache; im Deutschen: an der Wage, Erdzunge cet.

*Μέτωπον* Stirn, auch Vorderseite eines Gebäudes: Hdt. 2, 124; so *μέτωπον κριοῦ* an der korinthischen Säule; Fronte eines Heeres: Aesch. Pers. 710. Pindar Pyth. I. nennt den Ätna *μέτωπον γαίας*. Wie wir von Felsenstirnen sprechen, auch Ov. Met. 4, 525 *scopulus frontem in apertum porrigit aequor*; Vorderseite des Helms ist *κόρυθος μέτωπον* Ilias 16, 70.

*Ψίς* Nase, daher die Quelle *Βούρινα* genannt Theocr. 7, 6, auch Kanal; bei uns Felsennasen, Gletschernasen Goethe (Faust): „Felsennasen, wie sie schnarchen, wie sie blasen cet.“

*Μῆνιγξ* Stirnhaut, ist der Name einer Lybischen Insel geworden. (Strabo II, p. 123.)

*Ἐγκεφάλος* Gehirn, wird auch von dem Mark der Palme gesagt. (Xen. Anab. 2, 3, 16.)

*Κάρηνον* Kopf. Davon wird gesagt *ὄρους κάρηνα* z. B. Ilias IV, 74; auch ist es *ἀκρόπολις*, wie capitolium von caput. — Für den Körper selbst: *βοῶν τ' ἔφθιμα κάρηνα* Ilias 23, 260. Zu demselben Stamme gehört *κρήνη* Quelle, *κραναός* mit vielen Bergspitzen, *κρανίον* Kapitäl der Säule, *κράνος* Helm, *κράς* Gipfel. *κρατὸς ἀπ' Οὐλύμπιοιο* Ilias 20, 5. *ἐπὶ κρατὸς λιμένος* im oberen Teile des Hafens cet.

*Γένυς. γνάθος*. Von den „Kinnbacken“ der Krankheit spricht Aesch. Choeph. 273; dem Keil wird *γένυς* zugeschrieben Aesch. Prom. 64; dem Anker Pind. Pyth. 4, 24. cet.

*Τένων* Sehne, auch Bezeichnung für Bergstriche.

*Λειρή* Hals, auch Bergrücken; *πολυδευράς Ὀλύμπος*. So collum von Bergen Stat. Theb. 9, 643. Virg. Aen. 9, 436: *lassove papavera collo demisere caput*. Von der Flasche gebraucht collum z. B. Phaedr. 1, 26, 10. Bei uns z. B. Hals der Geige. —

*Λόφος* Nacken, Hals auch von Bergkämmen.

*Αὐχὴν* Nacken, Aesch. Pers. 73 spricht vom Nacken des Meeres: *πολύγομφον ὄδισμα, ζυγὸν ἀμφιβαλὼν αὐχένι πόντου*, auch Landenge, Schlucht, ein Teil des Steuerruders.

*Ψάχης* Rücken, ist auch Bergrücken, Blattrippe. Jac. Anth. I, p. 180.

*Φάρυγξ* Schlund, ist auch Gebirgsschlucht, Erdspalt.

ὤμος Schulter, bezeichnet auch z. B. Teile am Weinstock, bei Krebsen, an Stühlen cet.

Βραχίων Arm. bei Tieren Schulter; brachium beim Krebs Ov. Met. 4, 624; ein Meeresarm Ov. Met. 1, 13; beim Gebirge Plin. h. n. 5, 27, 27; Zweige der Blume, auch von der Eiche, vom Weinstock Virg. Ge. 2, 290; 2, 367; ein Seitendamm, Liv. XXII, 52. — Hölderlin: „Streckt nach dir (dem Äther) die schüchternen Arme der niedrige Strauch nicht?“ —

Ἀγκάλη Ellenbogen; πόντιαι ἀγκάλαι Aesch. Choeph. 579; wie wir: Meeresarm. So

Ἀγκοίνη Ellenbogen, χθονός, πετραῖαι, ἄλμης cet. Ebenso

Ἀγκών Ellenbogen, auch Vorgebirge, τείχους ἀγκών Ilias 16, 702, Meerbusen cet.

Πῆχυς Unterarm, auch gleich Wagenbalken, Richtscheit, vom Bogen und von der Lyra gebraucht cet.

Χεῖρ Hand, bedeutet Gewalt: ὑπὸ χειρὶ τινος Ilias 11, 660; Schutz: Ilias IV, 249; Gabe: κενεὰς σὺν χειράς ἔχοντες Od. X, 42 (mit leeren Händen); That: ἔπεσιν καὶ χειρὸν ἀρῆξιν Ilias I, 77 cet. Hand der Natur, der Zeit bei Shakespeare Henry IV, II, 1, 1: let heaven kiss earth: now, let not nature's hand keep the wild flood confined. Tim. 5, 2: time with his fairer hand offering the fortunes of his former days.

Παλάμη palma, Gewalt: Ilias III, 128; Hülfe: Od. X, 25; auch Kunstwerk (meton.).

Καρπός Handwurzel, auch Baum-, Feldfrucht.

Μῦς, Maus, auch Miefsmuschel, Muskel; im Dtsch. besonders Ballen am Daumen.

Θέναρ hohle Hand, bei Pindar (Pyth. 4, 188) θέναρ βωμοῦ Vertiefung in der oberen Altarfläche.

Ἀάκτυλος Finger, Fußzehe, auch Dattel, auch der Versfuß. Eos ist ῥοδοδάκτυλος. Shakespeare giebt der Ulme Finger: Mids. 4, 1: the female ivy so enrings the barked fingers of the elm. —

Ὀνυξ Nagel, auch ὄρους, auch Widerhaken an der Pfeilspitze: Hdt. 7, 36. ἀκρωνυχία ist Nagelspitze und Bergspitze, (Xen. Anab. 3, 4, 38); auch χηλή Klaue, Huf bedeutet die Arme der Hafendämme, Wellenbrecher cet. Im Lat. unguis an Pflanzen Plin. h. n. 12, 9, 19; auch Haken Colum. 12, 18, 2; ungula Marterinstrument Cod. Just. 9, 18, 17. —

Κέρας Horn, κέρατα sind auch cornua eines Heeres, eines Gebirges cet. Finster-Aarhorn, Schreckhorn cet.

*Οὐθαρά* Euter, auch der fette Teil des Ackers Ilias 9, 141; so uber arvi Virg. Aen. 7, 262; ubertas Fruchtbarkeit.

*Μαστός* Brust, bei Pindar Pyth. 4, 14: der Hügel, auch τὸ τῆς γῆς πύοντον.

*Καρδία* Herz, vom Mark der Bäume, dem Kern des Holzes, vom Felsen bei Arist. ran. 470: μελανοκάρδιος πέτρα. — So auch im Dtsch. Herz (dasselbe Wort).

*Κόλπος* Busen, auch Meeresbusen, Meeresschoß, Thal. Ilias 18, 140; 2, 560. Entsprechend im Lat. sinus. Bei Shakesp. Rich. II, 3, 2: the bosom of the earth. —

*Στέρνον* Brust; *στέρνα γῆς* das flache und fruchtbare Land.

*Νῶτον* Rücken, *εὐρέα νῶτα θαλάσσης* Od. 5, 17. *γαίας ἐν νώτοις* Eur. Iph. T. 159; von Bergen Pind. Ol. 7, 87.

*Πλευρά* Seite, Rippen, auch z. B. Seite eines Quadrats; Goethe (Faust): „Des Felsen alte Rippen.“

*Λαγών* Weichen, auch Bauch eines Gefäßes, Bergkluft.

*Κενεών* Seiten des Unterleibes, auch Schiffsraum, Himmelsraum, Grottenschlund.

*Γαστήρ* Bauch, auch *γαστήρ Αἶδου*. — venter vom Kürbis Prop. 4, 2, 43: tumido cucurbita ventre, von der Gurke: Virg. Ge. 4, 122.

*Ὀμφαλός* Nabel, auch vom Schilde, Ilias 13, 192. Stiel der Früchte cet. Od. 1, 50 heist Ogygia: *ὀμφαλός θαλάσσης*, Enna auf Sicilien: *ὀμφαλός νήσου*, umbilicus Siciliae, Cic. Verr. 4, 43.

*Ἔντερον* Eingeweide, auch *ἐντερα γῆς* Regenwürmer, *ἐντερόνια νηῶν* Bauholz für die Schiffsrippen; viscera montis Virg. terrae Ovid; rei publicae Cic. Uhland: (Ernst Hzg. v. Schwb.) „durch eines finstern Berges Eingeweid' riß ihn ein wilder Strom.“

*Χολή* Galle, auch Gift, meton. Zorn, auch bittere Schreibart: *χολή τῶν Ἀρχιλόχων ἰάμβων* Luc. pseudol. 1.

*Φλέψ* Ader, auch im Holz, im Stein, in Metallen, Wasserader. —

*Σφριγξ* Ende der Luftröhre, auch Erdquellen, Minen, Pfeife cet.

*Αἷμα* Blut, auch *σιαγνλῆς* Traubenblut, Verwandtschaft wie im Dtsch. und sanguis im Lat. Für *μάχαιρα* bei Soph. El. 1394. (meton.)

*Ὅστέον* Knochen, auch Stein im Obst. Steine heissen Knochen der Erde bei Choerilus fr. 2. cf. Ovid, Met. 1, 383. So bei Rückert: (Edelstein und Perle) „verschleudert wurden meiner

Mutter Erde Knochen.“ Cicero (Brut. 17, 68) schreibt der Rede ossa zu.

*Νεῦρον*, Sehne, nervus; auch Fasern der Pflanzen; *νεῦρα τῶν πραγμάτων* (nervus rerum). Cicero (de orat. 3, 27) gebraucht es von der Rede.

*Μυελός* Mark, Gehirn auch von Bäumen; *μυελός ἀνδρῶν* Od. 2, 290 stärkende Speise; Jugendmark; so lat. medulla, mihi haeres in medullis, du liegst mir am Herzen.

*Οὐρά* Schwanz, auch Hinterteil des Schiffes; Nachhut des Heeres; *οὐραγός* Führer des Nachtrabes.

*Πυγή* Steifs, auch *ἀγροῦ* d. h. der fetteste Teil.

*Μηρός* Schenkel, davon ein Berg in Indien benannt. (Strab. 15, p. 687.) lat. crus auch der Fuß eines Baumstammes; crura ponticuli Catull, 17, 3; die langen Mauern znm Piraeus hießen *σκέλη* Schenkel.

*Γόνυ* Knie, auch *γόνυ καλάμων*, *ἀμπέλον*, *στάχνος*, Jahreschösse, Knotenabsätze wie lat. geniculum; Pindar (Isthm. II, 39) hat *ἐν γούνασιν Νίκας*, deutsch: im Schofse des Sieges; so *Θεῶν ἐν γούνασι κείται* Od. 1, 267. Goethe: (Mahomets Gesang) „den Fluß hält kein Schattenthal, keine Blumen, die ihm seine Knie umschlingen.“

*Πούς* Fuß, auch vom Berge, z. B. Ilias II, 824: *ὑπαὶ πόδα Ἰδης*; *νηός*, das Lenktau des Segels Od. 10, 32; so pes in navi bei Cicero (de or. III, 40), wie brachia die Segelstangen: Virg. Aen. V, 830; übertragen auf den Ort: *πρόσθι ποδῶν* Ilias 21, 601; Od. V, 205: *προπάροιθε ποδῶν*; auf die Zeit: *πρὸ ποδός* jetzt, *ἐν ποσί* und *ἐμποδῶν* coram; Goethe (Mah. Ges.): Unter seinem (des Flusses) Fußtritt werden Blumen; ähnlich Hor. ep. 16, 48: montibus altis levis crepante lymphā desilit pede. Fuß der Zeit bei Euripides: *καὶ χρόνον προύβαινε πούς*, ebenso bei Shakespeare (As you like it 3, 2): the lazy foot of time. — *ἐμποδίζειν* ist impedire, wohl terminus von den Ringschulen (Soph. Phil. 426); die Lateiner bildeten auch expedire, die Griechen haben *ἐκποδῶν* als Adv. Aeschylus (Prom. 265): *ὅστις πημάτων ἔξω πόδα ἔχει*, wer den Fuß außerhalb der Leiden hat. Wie *χείρ* Kraft, bedeutet *πούς* Furcht, daher Ilias 14, 280: *πᾶσιν δὲ παρὰ ποσὶ κάππεσε θυμός*. pes auch Fußfuß, wie im Deutschen: Ovid, Met. 8, 660; pes veli (Tau) Cat. 4, 19; pes montis Ammian, 14, 8; Stiel der Weintraube Colum. 12, 43; vom Verse cet.

*Πέζα* Fußsohle, überhaupt: das Unterste, Ilias 24, 272.

*Κνήμη* Bein, Wadenbein. Passow (Lexic.) sagt: Wie *πούς* und *πρόπους* von den unteren Teilen des Berges, so scheint *κνημός*, *κνήμη* von den etwas höher gelegenen gebraucht zu sein.

*Πτέρνα* Ferse, auch der untere Teil einer Stadt, des Mastbaumes cet.

*Σφυρόν* Knöchel, auch der unterste Teil des Berges: Pind. Pyth. 2, 25. —

Wir lassen, um die weite Verzweigung dieser Übertragungen anzudeuten, noch einige Beispiele folgen, aus denen die Verbreitung der Metapher, die auf Zuständen und Thätigkeiten des Körpers beruht, zu entnehmen ist.

Von den Übertragungen, welche eine Vertauschung der Sinneswahrnehmungen zeigen, haben wir schon oben (p. 314 sq.) gesprochen. Natürlich werden die durch die Sinne gewonnenen Eindrücke auch auf das geistige Gebiet übertragen: *candidus* weiß, heißt dann redlich, *illustris*, *clarus* hell, bedeuten berühmt, *angustia* Enge ist auch Angst, Verlegenheit. Anblick wird Einsicht z. B. Theocrit III, 12: *ᾤᾶσαι μὲν θυμαλγὲς εἶναι ἄχος*, wo Schol. bemerkt: *ἡ μεταφορὰ ἀπὸ τῶν ὁρατῶν ἐπὶ τὰ νοούμενα ὡς παρ' Ὀμήρου· ὁσόμενος πατέρ' ἐσθλόν;* und umgekehrt bei Oppian, Hal. 1, 709: *ἤδη τις κατ' ὄρεσιν ἐριβρύχην ἐνόησε θηρητὴρ τεκέεσσιν ὑπερβαῶτα λέοντα;* wo *νοεῖν*, wie bei Homer oft, für *ιδεῖν*. So im Deutschen: sehen, einsehen, bemerken. Man sagt ferner bei uns: Taube Nufs, taube Nessel, sprechend ähnlich, lahme Entschuldigung, hinkender Vergleich, Thatendurst, saurer Verdienst, bittere Armut = schmecken, dem der Gebrauch von *πικρός* und *γεύεσθαι τινος* entspricht, wie auch unserm: sauer sehen, das *δριμύ ὄραν*. Wir sagen auch: Geistesleben, lebendige Hecke, tote Kohlen, tote Strafe, Tötung des Fleisches, totes Kapital, das Leben erlischt, totes Wissen, tote Hand (als juristischer terminus). *γελᾶν* lachen, (die Wurzel *γλα*, glänzen) erhält seine Urbedeutung als Metapher zurück, so Ilias XIX, 262, auch Hesiod, Theog. 40. *γελᾷ δέ τε δώματα πατρός*. — *στένει πόλισμα* heißt es Aesch. Sept. 229, die Stadt seufzt; Prom. 423: *στένων βυθός*; auch *πηγαὶ στένουσιν ἄλγος οἰκτρόν*. — *δάκνειν* beißen, von der Rede Soph. Ant. 317. Ilias V, 493; auch im Deutschen; bei Aeschylus: *δῆγμα λύπης*, bei Euripides: *ἔρωτος*. — *λόγος* ist Vernunft und Rede; *τρεῖν* heißt zittern und fürchten. *Νοσεῖν* sagt man von dem *δένδρον*; Hdt. 5, 28: *Μίλητος νοσήσασα. δαλάζειν* in die Knie sinken, von Gewächsen: sich umbiegen. *ἄλλεσθαι*

springen, auch *ἄλλο δίστός* Ilias 4, 125. auch von Pflanzen *ἀνατρέχω* zurücklaufen: *ἀναδέδρομε πέτρῃ* Od. 5, 412, von Pflanzen z. B. Ilias 18, 56. *κάθηναι* sich setzen, auch von Gegenden: sich senken z. B. *λειμῶνες*. *ἀνάκειμαι* daliegen, auch *ἀνακείμενοι τόποι*. *ὑπτιος* zurückgelehnt, auch *ὑπτιον πεδίον*: Hdt. 2, 7, ebenso *πρανής*, vornübergeneigt, übertragen auf steile Hügel; von *σκῶρ* Unrat übertragen ist *σκωρία* Schlacken, *stercus ferri*, *scoria*; von *ιδρώς* Schweiß erwähnt Eusthatius *ιδρώτες* im Sinne von *αἱ πηγαί*. — Im Lateinischen sind *caeci rami* ohne Augen, *caecae gemmae* trübe Edelsteine; es heisst *clauda fides*, so *χολίαμβος*, *arena bibula*, *auri fames*; *viva sepes*, *aqua viva*, *vivus lapis* (Feuerstein), *viva vox*, *mutum forum* cet. — Im Französischen ist *nombre sourd* eine Irrationalzahl, auch trübe Edelsteine heissen *sourd*. *haie vive*, *bois vif*, *mort bois*; *la chandelle se meurt*, *couleur morte*, *vive*; *bleu-mourant*; (holld. eene doodsche kleur), Totenfarbe; *lèvres mortes*; *eau vive*, *eau morte*, *tête morte*, *caput mortuum*; *argent mort*, *vif argent*; *saison morte*; *de vive voix* (mündlich) *l'imagination vive*. Im Englischen z. B. *a quick-set hedge*, *quick-grass* (Quecken); *quick-match* (brennende Lunte), *dead drink* (schales Getränk), *dead water* (stehendes Wasser), *quicksand* (Tribsand) cet.

Man vergleiche: Pott, Metaphern, vom Leben und von körperlichen Lebensverrichtungen hergenommen. (Kuhn und Aufrecht, Zeitschrift cet. Bd. 2.); für die auf der Metapher beruhenden ästhetischen Figuren: Hense, Poetische Personifikation in griechischen Dichtungen, T. I. Halle 1868; aus welchen Schriften wir zum Teil die gegebenen Beispiele entnommen haben. —

Wenn, wie wir oben (p. 340) bemerkten, die *nomina propria* als Tropen synekdochischer Natur erscheinen, so sind Umnamungen, wie sie bei Kose- oder Tändelnamen erfolgen, (*ὄνομα ὑποχοριστικόν*) z. B. die den *πολυγάγον καλοῦσι παράσιον*. (Athen. 10. p. 421, D.), Metaphern, (falls sie sich nicht als blofse Diminutive z. B. mit den Endungen *lein*, *chen* darstellen) z. B. Mäuschen, Täubchen, Vögelchen, Herzchen, *cum me murem dicis* Mart. 11, 29, 3.\*) — Ebenso steht es mit den Schimpfwörtern, denen naturwüchsige Höckerweiber mit wahrer Schwelgerei als

\*) (cf. Apoll. Dysc. (de adv. 586, 12): *τὸ γήδιον ὑποχορίζόμενον*. Porphyrius nennt (zu Hor. Ep. I, 17, 3) „*amiculus*“ *ὑποκόρισμα*; ebenso Ps. Donat (zu Ter. Ad. V, 2. 11) „*villi*“ (*vini*).

Kunstprodukten anzuhängen pflegen. Solch' Schwelgen ist auch bei Kleist (Zerbrochener Krug p. 37): „Steht nicht der Esel wie ein Ochse da?“

Die Metapher zeigt sich ferner wirksam in der Bezeichnung des Geschlechts. Zwar verlangt die natürliche Geschlechtsverschiedenheit (sexus), wie die von Mann, Frau; Stier, Kuh; Hengst, Stute auch unterschiedene Bezeichnung durch Wörter, das grammatische Geschlecht aber (genus) hat sich lediglich durch die Metapher ausgebildet und erscheint an sich als ein Luxus der Sprache. Die indogermanischen und semitischen Sprachen sind es allein, welche das Genus grammatisch darstellen, und zwar verteilen die Semiten alle Dinge unter die Rubriken des männlichen und weiblichen Geschlechts, während die indogermanischen noch eine dritte Form herausbilden, die negativer Art ist: *ne-utrum*, *ὀυδέτερον γένος*. Wenn übrigens auch das Neutrum zuweilen nach verschiedener Wurzel-Anschauung bezeichnet wurde z. B. Kalb, Kind, so ist doch die Entstehung des grammatischen Neutrums wohl später. (cf. jedoch Grimm, Dtsch. Gr. T. III, p. 317 sq.) Nach der Logik müßte nun die grammatische Verteilung der Geschlechter bei lebenden Wesen derart sein, wie das natürliche Geschlecht, und alles Leblose wäre dem „sächlichen“ genus zuzuweisen. Aber es durchbricht eben die Phantasie, indem sie nach der Analogie innerer oder äußerer Anschauung auch in dem Leblosen einen bestimmten Geschlechtscharakter dargestellt erblickt, die Konsequenz verständiger Anordnung und giebt ihm bald männliches, bald weibliches grammatisches Geschlecht, z. B. der Fels, die Welle; der Mut, die Liebe; der Wald, die Wiese; der Baum, die Blume. Die Analogieen, welche für die Geschlechtsbezeichnung maßgebend waren, sind nicht mit Sicherheit aufzufinden, und, da später das Gefühl in Vergessenheit kam, aus welchem sie entsprungen waren, wurden die Formen, welche zur Bezeichnung der Genera angewandt wurden, selbst der Grund, neue Wortbildungen diesem oder jenem Geschlecht zuzuweisen. Die Unterscheidung eines Neutrums haben manche abgeleitete Sprachen, z. B. das Französische, fast ganz wieder aufgegeben. Auch im Englischen sind nur noch wenige Spuren von Übertragungen geblieben, obwohl die drei Geschlechter erhalten sind; das Lebende hat sein natürliches Geschlecht, das Leblose ist Neutrum. Erkennbar wird jedoch das Geschlecht nur durch die persönlichen Fürwörter *he*, *she*, *it* und deren Possessivformen *his*, *her*, *its*. Einzelne Benennungen zeigen allerdings noch die Metapher: *sun* ist meist männlich, *moon* weiblich, und, was



mit Schiffen zusammenhängt, faßt der Engländer meist zärtlich als Femininum z. B. ship, boat, frigate, three-decker.

Wir erwähnen noch die Übertragungen bei den Formwörtern.

Schon oben (p. 191) bemerkten wir, daß die ursprünglichen Deutelaute ihre Funktion allmählich aus der räumlichen Bezeichnung übertrugen auf Beziehungen der Vorstellung, und daß später aus qualitativen Wurzeln ähnliche Formwörter hervorgingen.

Wie nun die Stoffwörter von der Bezeichnung der Sinnlichkeit übergeführt wurden zur Bezeichnung abstrakter Begriffe, so gehen die Formwörter von lokaler Bedeutung über zu temporaler, endlich zu kausaler, wobei wieder von bestimmten zeitlichen Übergängen nicht die Rede ist, die Übertragungen vielmehr, als an sich von Anfang an sich regend, dann zu immer schärferer Absonderung vorschreitend zu denken sind.

Raum und Zeit sind die Bedingungen, unter denen wir anschauen, das Gesetz der Kausalität ist die Bedingung, unter welcher wir denken. Wir befinden uns hierbei mit Kants transscendentaler Aesthetik in Übereinstimmung, werfen aber — mit einem wichtigsten, hier indes nicht in Betracht zu ziehenden, Vorbehalt, für den unsere Schrift „Die Sprache und das Erkennen“ die Begründung enthält — mit Schopenhauer (Welt als Wille und Vorstellung, Bd. I, p. 531) von den Kategorieen seiner transscendentalen Analytik „11 zum Fenster hinaus und behalten allein die Kausalität“ als die allen zu Grunde liegende. Diese Formen unserer Geistesthätigkeit stehen nicht unabhängig nebeneinander; sie drücken zusammen das Gesetz der Notwendigkeit aus, nach welcher wir uns die Welt als in allen ihren Erscheinungen zusammengehörend und zusammenwirkend vorstellen. Die läßlichste Art dieses Zusammenbestehens zeigt sich uns in dem scheinbar fast gleichgiltigen Nebeneinander des Raumes; sofern dieses Nebeneinander in Bewegung kommt, in Fluß, und so in seinen Momenten sich auf sich bezieht, um zu werden, was es seiner Möglichkeit nach ist, schauen wir es an unter der Bedingung der Zeit; dem räumlichen Bestehen aber sowohl, wie dem zeitlichen Wandel der Dinge liegt ein Gesetz zu Grunde, welches wir überall voraussetzen. Auf ihm beruht schließlic die Einheit unserer Weltvorstellung. Dies ist das Gesetz der Kausalität, die Grundbedingung selbst für die empirische Anschauung.

In den Formwörtern zeigt sich dieser Zusammenhang durch die Übertragung der Bedeutung vom Raum auf die Zeit, von dieser

auf Verhältnisse logischer Art, welche in der Kausalität wurzeln. Wir sagen: zu Hause, zu dieser Stunde, zum Zweck; aus der Heimat, jahraus jahrein; aus vielen Gründen; *ex porta, ex quo tempore, qua ex re*; ich folge nach dir, ich komme nach einer Stunde, nach deinem Willen.

Wie bei den Wörtern qualitativer Art sich die Anschauungen von Zeit und Raum beständig berühren, z. B. in der Zusammensetzung von Zeitraum, oder in den Ausdrücken kurze Linie, kurze Zeit (man sehe Becker, *Organism. der Sprache* p. 192 sq.), so zeigt sich bei den Formwörtern für das räumliche Woher? als analoges Zeitbild die Vergangenheit, für Wo? die Gegenwart, für Wohin? die Zukunft. Hic, hinc, ibi, ubi, inde, *ἐνθα, ἐνθεν, ὅθεν* haben lokale wie temporale Bedeutung. Es wird also auch der Begriff der Gleichzeitigkeit vielfach durch den der räumlichen Nähe bezeichnet z. B. am Tage, um Pfingsten, bei Nacht; *περὶ δύσιν ἡλίον, à midi, to day*; den Begriff des Zeitraums bezeichnen oft Präpositionen des Raum-Inhalts z. B. *ἐν δαίπνῳ*, im Sommer, en hiver, dans la nuit; Zeitausdehnung wird durch Raumausdehnung gegeben, z. B. vom Morgen bis zum Abend, vorher, nachher cet.

Der weitere Übergang von zeitlichen Verhältnissen auf logische, kausale, ist eben so häufig. „Der Grund wird immer als ein der Wirkung in der Zeit Vorangegangenes gedacht“: *post hoc, ergo propter hoc*. (cf. Becker l. c. p. 439.) „Da die Zeitverhältnisse durch die Präpositionen auf räumliche Weise dargestellt werden: so wird der Grund durch Präpositionen der Richtung Woher, wie: von, aus, und die Wirkung (der Zweck) durch Präpositionen der Richtung Wohin, wie: zu, für bezeichnet.“ Da namentlich in den alten Sprachen die Kasusendungen den Dienst der Präpositionen versahen, später mit ihnen teilten, so ist ersichtlich, wie die Übertragungen der Metapher selbst in bloßen Wortformen, den Kasusendungen, hervortreten. — Als Formwörter, welche zu logischer Bedeutung kamen, nennen wir z. B. hinc, inde, idcirco, propterea, unde; *τόθεν, ὅθεν, διὰ τί, εἰς τί*; why, wherefore, therefore.

Die übertragene Bedeutung der Präpositionen macht sich in Stammsprachen auch bei der Zusammensetzung mit Verben in großer Kraft durch die Erinnerung an die lokale Bedeutung geltend z. B. in abkommen, aufkommen, zukommen, beikommen, umkommen; untergehen, unterjochen; amittere, perire, invenire, succurrere, explicare; *ἀποβλέπειν, ἀποπτύειν; καταλαμβάνειν, ἀναδιδόναι* cet. Ebenso in den Konstruktionen z. B. denken an jemand, verlangen nach jemand, trauen auf jemand, abhängen

von jemand, sich fügen in etwas; und in anderweitigen Zusammensetzungen z. B. Zuneigung, Abneigung, Übersicht, Nachsicht, Umsicht, Voraussicht, Absicht, Ansicht, Vorsicht, Übermut, Überfluß u. a. m. In abgeleiteten Sprachen, z. B. im Französischen, ist dem Bewußtsein des Sprechenden nur noch die unsinnliche Bedeutung gegenwärtig z. B. in *expliquer*, *supprimer*, *traduire*, *insulter*, *circonscrire* etc. (cf. Wedewer: Zur Sprachwissenschaft. p. 112 etc.)

Die Synekdoche steht auf dem Boden der Sinnlichkeit; die Metapher webt in dem Gebiete des Sinnlich-Unsinnlichen; im Gebiete des Unsinnlichen wurzeln die Übertragungen der Metonymie. Ein Wagnis der Ahnung oder der Phantasie ist es, wenn die Metapher in dem Unsinnlichen ein Analogon des Sinnlichen erblickt und es durch dieses bezeichnet; klarer und mehr logisch ist das Bewußtsein, auf welchem die Übertragungen der Metonymie beruhen.

Ohne uns hier weiter über unsere Berechtigung auszulassen, den Namen Metonymie in erweitertem Sinne in Anwendung zu bringen, wie schon bei der Synekdoche und Metapher geschehen ist (wir werden bei dem Kapitel über die ästhetischen Figuren die Terminologie besprechen), bemerken wir nur, daß Vertauschungen von Ursach und Wirkung, wie wenn Schweiß genannt wird statt Arbeit, oder Arbeit statt des aus der Arbeit Gewonnenen (der Schweiß des Landmanns ist vergeblich; seine Arbeit ernährt ihn) und ähnliches, wie Zunge statt Sprache, besonders mit dem Namen Metonymie bezeichnet werden.

Sagen wir allgemein, daß die Übertragungen der Metonymie im Denken ihre Begründung finden. Unser Denken aber beruht wesentlich auf Anwendung der Kausalität, wie wir schon oben ausführten. Entnommen werden die hier einschlagenden Begriffe aus zeitlichen Vorgängen, welche die Seele aus ihren Kategorien tiefer verknüpft und geistig inniger ineinander verschlingt.

Es erscheint die Ausprägung der hierher gehörigen Lautbilder notwendig als eine spätere, weil sie eine gröfsere Reife des Bewußtseins voraussetzt. Die als zeitlich beobachtete Bewegung, sei es, daß sie in ihrem Fluß ergriffen wird, wie sie Vorgänge schafft, sei es, daß sie in dem Abschluß ihrer Thätigkeit aufgefaßt wird, wie sie Zustände herbeiführt, erhält in den sogenannten abstrakten Substantiven eine Form der Selbständigkeit, durch welche sie als Grund, als Quelle der Erscheinungen dargestellt wird, welche sich an den konkreten Einzeldingen zeigen.

Die Wörter, welche so die den Dingen inhärierenden Eigenschaften bezeichnen, werden nicht neu gebildet, sondern von vorhandenen Stämmen abgeleitet; es sind Lautbilder mit des Gedankens Blässe gemalt. Dem Gebiete des Sinnlichen entnommen erscheinen die abstrakten Begriffe als die wirkende Kraft in diesem, als selbstwaltende Mächte, welche in ideeller Allgemeinheit die einzelnen Dinge durchfließen, bestimmen und beherrschen, personifiziert gewissermaßen, wie die römischen Begriffsgötter, die virtutes zum Beispiel. — Die audacia bewirkt, daß Männer audaces sind, unsere nequitia, daß wir nequam werden, die militia, daß wir Kriegsdienste thun.

Also Eigenschaften in uns oder außer uns werden ihren Trägern entrissen, als selbständige Wesenheiten hingestellt, und jene Begriffe, welche lediglich unserer Empfindung, Beobachtung, Sonderung, Erkenntnis der Vorgänge in und außer uns ihr Entstehen verdanken, werden als das innere Gesetz der Dinge vorausgesetzt, unser Geist wird ihr Geist; was in uns vorgeht, übertragen wir auf die objektive Welt. Weil durch unser Denken wir des Zusammenhangs zwischen uns und der Welt gewiß werden, halten wir uns berechtigt, den Erscheinungen als Grund unterzuschieben, was doch nur Folge unseres begrifflichen Denkens ist. So verfahren wir in der Sprache schon, wenn wir unsere Empfindungen bezeichnen: wir verkörpern die Akte unseres Geisteslebens. Wir sagen also z. B.: dieser Trank ist bitter, statt: der Trank erregt in uns eine Empfindung derart; wir sagen: der Stein ist hart, als ob die Härte etwas anderes wäre, als ein Urteil von uns; wir sagen so: das Harz ist wohlriechend, die Blätter sind grün — lauter Übertragungen von unserer Auffassung auf die Wesenheit der Dinge, nach einem, wie wir annehmen, selbstverständlichen Schlusse zu rechtfertigen. Welch' gewaltsames Bild ist es, wenn wir sagen: der Schall macht 1080 Fufs in der Sekunde! Ist denn der Schall etwas anderes, als was wir hören? Ist er Schall, so lange er seine Fusse macht?

Sprachen, wie die deutsche, denen die Substantivierung solcher abstrakten Begriffe leicht wird, eignen sich um deswillen mehr als z. B. die lateinische zur Darstellung spekulativer Dichtungen, welche rein philosophisch sein sollen. — Heyse (System der Sprachwissenschaft. p. 396) sagt: „Der Inhalt des abstrakten Substantivums kann auch ein sinnlich Wahrnehmbares sein z. B. die Schönheit, Gröfse u. s. w., denn sein Wesen liegt darin, daß es einen attributiven Begriff, sei er sinnlich oder unsinnlich, d. i. die der Sub-

stanz inhärierende Eigenschaft oder Thätigkeit u. s. w. als solche unter die Form der Substantialität faßt. Daher sind die wirklichen Abstrakta immer von Adjektiven oder Verben abgeleitet.“ Glaubt hiernach Heyse, daß Schönheit, Gröfse „sinnlich wahrnehmbar“ seien? Richtig ist, daß durch die Übertragung, welche in der Bildung von Substantiven, wie Schönheit, Gröfse vor sich geht, metonymisch Begriffe bezeichnet werden, welche um ihres mit Bezeichnung sinnlicher Qualitäten zusammenhängenden Namens willen, den Anschein erregen, als seien sie jenes Wesen, welches die Eigenschaft bewirkt und hervorruft, während umgekehrt sie nur infolge dieser Eigenschaften von uns bildliches Dasein erhalten.

Es sind nun aber auch sonst die Bedeutungen vieler Wörter aus Übertragungen der Metonymie entstanden. So ist in der jetzigen Bedeutung von alt Folge für Ursache gesetzt, da es, von got.: *alan*, *aljan* (wachsen, nähren) herzuleiten, gewachsen, ernährt bedeutete, wie denn *us-althans* gleich *γραφώδης* ist; in anderer Folgerung bildete das Lateinische (wie wir aus dem im Ags. erhaltenen Stamme *grōvan*, engl. *grow* wachsen das Wort *groß*) *altus*; das Griechische blieb in *ἄναλτος* unersättlich, näher bei der Verbalbedeutung. (cf. Curt. griech. Etym. T. I, p. 320.) — Ähnlichen Wandel der Bedeutung zeigt das Wort *elend miseria*, aus (ags.) *ellende exsilium* (Grimm, Dtsch. Gr. T. II, p. 628): ahd. *alilanti*, *elilente* Fremde, Ausland, woher noch die veraltete Bedeutung in der Verbindung: ins Elend ziehn, getrieben werden. — Bei dem Worte *Aussatz* machte die Bedeutung einen Übergang von dem Besitzer: ahd. *ūzazeo*, der wegen der Krankheit Ausgesetzt, auf den Besitz, denn im Nhd. heißt die Krankheit selbst so, welche got. noch *thrutsfill* (Hautverdrufs) heißt, ahd.: *hruf*, *riobsucht* (Reibesucht). Solcher Bedeutungswandel rechtfertigt sich durch gedankliche Verknüpfung.

Auf Metonymie geht zurück die Verwandtschaft von *λέσσω* sehen (skt. *lōk* sehen) mit *lux*, *luceo*; von *lentus* langsam und *lenis* zart; von *ἄρδα* Schmutz, *ἄρδαλος* schmutzig mit *ἄρδειν* benetzen; oder, wenn die Farbe als Decke gefaßt wird, von *color* und *celare*, *occulere*; skt. *varnas* (color) mit Wurzel *var* bedecken; gr. *χρῶμα* (color) mit *χρῶς* (Haut) *cet*.

So gehen Verba des Sagens aus denen des Zeigens hervor, wie *γάναι* aus Wurzel *ga* — *γαίνω*; *dicere* aus Wurzel *dik* — *δείκνυμι*; *φράζειν*, das noch bei Homer zeigen bedeutet, u. a. m. (cf. Curtius l. c. I. p. 107, 108, 109.)

Wenn der Mond (*μήν*, mensis, got. mena, ahd. mânôt), wie wahrscheinlich, von Wurzel *mâ* messen, abzuleiten ist (Curtius l. c. I. p. 299), so liegt hier Benennung nach einer Wirkung vor; ähnlich Erde, die Gepflügte (*ἀρόω*, aro, airtha) (Curt. I, p. 307), wobei dann Synekdoche und Metonymie zusammenfliessen.

Die Zusammengehörigkeit und wechselseitige Beziehung der Begriffe, auf welcher der metonymische Wandel der Bedeutung beruht, ist theils loserer Art, wie wenn gesagt wird, das ganze Dorf läuft, ihn zu sehen statt der Dorfbewohner; er liebt die Flasche statt den Wein; die Jugend freut sich statt die Jungen; theils engerer, wie wenn es heisst: er hat einen guten Kopf statt Verstand, Schmidt ist abgebrannt statt Schmidts Haus; man muß graue Haare ehren statt das Alter; ihn traf das tödliche Blei statt die Kugel u. d. m.

Aus den gegebenen Andeutungen, wie Synekdoche, Metapher, Metonymie in der Sprache sich wirksam beweisen, wird zu entnehmen sein, in welchem Sinne wir glauben, daß eine Bedeutungslehre aufgestellt werden könne. Sie müßte die gewöhnliche Vorstellung umkehren, welche von einer „eigentlichen Bedeutung“ zu wissen meint, die dann in besonderen Fällen übertragen werde; sie müßte davon ausgehn, daß eben der Wandel der Bedeutung das Wesen der Lautbilder ausdrückt, daß die Tropen nicht dann und wann an die Wörter herantreten, sondern daß deren eigenste Natur es ist, tropisch zu sein. Es ist durchaus im Wesen der Sache begründet, daß die Darstellung der Seelenakte durch Tropen bewirkt wird; selbst die Gebärdensprache muß sich dem fügen, wie die für die Taubstummen eingeführte beweist. Im Berliner Taubstummen-Institut wird z. B. rot durch Berührung des inneren Theiles der Unterlippe bezeichnet, lieben durch die Gebärde des Streichelns. Ist nun so rot nicht synekdochisch, lieben metonymisch bezeichnet? Und was fehlt an der Metapher, wenn z. B. bei den Indianern Furcht dadurch ausgedrückt wird, daß man die Hände auf die unteren Rippen legt, und zeigt, wie das Herz schlägt? — Man beachte auch die schon früher angedeutete Analogie der Entwicklung der Sprache mit der Ausbildung der Mythologie. Die griechischen Götter waren anfangs Symbole natürlicher Vorgänge, unbestimmt und vieldeutig, wie die Sprachwurzeln; sie wurden dann zu Wörtern mit Genusbezeichnung d. h. zu bestimmten Persönlichkeiten. Nun entwickeln sie sich, wie die Menschen, und sie erhalten Charakter und Sonderung durch den usus, in welchen sie das Stammesleben führt, durch die Bezüge

gemeinsamer Kultur. So werden ihre Bedeutungen übertragen auf das Gebiet des Geistigen, Sittlichen; jedes religiöse Genie prägt diese Metaphern schärfer aus, bis daß die Römer endlich dahin kamen, selbst den Abstractis der Verstandeskultur durch Personifikation zur Apotheose zu verhelfen.

Es vereinigen sich also die ebensowohl in ihrem Laut wie in ihrer Bedeutung beständiger Umwandlung unterworfenen Lautbilder in jeder bestimmten Zeit zu einer bestimmten Sprache; jede Zeit hat ihre eigene, und sie hält ihren usus für die Sprache überhaupt. Indem sie nun den Interessen des Lebens dient, vergiftet die Sprache ihrer Freiheit und flieht sie; sie erstarrt oder muß doch zu erstarren suchen, denn jene Interessen fordern unwandelbaren, bleibenden Sinn, eine feste Bedeutung, auf die man sich verlassen kann. Auch wenn die Sprache in den edelsten Dienst, in den der Poesie sich begiebt, büßt sie allmählich ihr eigenes Kunstleben ein. Wenn Homer (Ilias 17, 755) von einem *νέφος ψαροῶν ἢ κολοιῶν* spricht, oder (Ilias 16, 66) vom *νέφος Τρώων*, so mag ihm die Metapher noch fühlbar gewesen sein; noch mehr vielleicht (Ilias 17, 591), wenn er *ἄρχεις νεφέλη μέλαινα* sagte, oder, wenn er (Ilias 17, 243) den Hektor bezeichnet: *πολέμοιο νέφος περὶ πάντα καλύπτει*, aber wenn er *κελαινεφῆς* mit *αἷμα* zusammenbringt (z. B. Ilias 16, 667), so erscheint die Übertragung schon vergessen und *κελαινεφές αἷμα* bedeutet einfach: schwarzes Blut. Ähnlich wird das mythologisch Personifizierte im usus wieder zum Abstraktum, wie z. B. der Kriegsgott Ares Ilias II, 440 (*ἐγείρομεν δὲ ζὺν Ἀρηα*) Kriegswut bedeutet, Ilias XIII, 444 (*ἐνθα δ' ἔπειτ' ἀφίει μένος ὄβριμος Ἀρης*) Lanzenkraft; Eris ist Ilias IV, 441 des Ares Schwester (*κασσιγνήτη ἐτάρη τε*), Phobos Ilias 13, 299 sein Sohn (*γίλος νιός*), aber Ilias 20, 66 ist *ἔρις* Streit (*κτύπος ὄργιο θεῶν ἔριδι ξυνιόντων*) und Ilias 11, 71 (*οὐδ' ἔτεροι μνῶντ' ὄλοοσθι γόβοιο*) ist *γόβος* Flucht. — Freilich stirbt niemals der Genius der Sprachkunst, und von dem Feuer des Moments ergriffen erhellt er oft auch in Werken der Reflexion mit dem flüchtigen Blitz einer aufleuchtenden Metapher das graue Sprachmeer. Mit solcher Neuerung bildet er die Sprache weiter, und nur diese neuen Übertragungen werden dann als solche, als Kunstwerke, empfunden. Wer aber innerhalb der gebildeten Sprache solche Umschaffung vornimmt, hat darüber ein mehr oder weniger klares Bewußtsein, denn er fühlt, daß er formt. So spricht es Aeschylus (Pers. 165) geradezu aus: *ὄμμα γὰρ δόμων νομίζω δεσπότην παρουσίαν*: das Auge des Hauses nenne ich die Gegenwart des Herrn, und

zeigt so die Vergleichung, welche ihm zur Metapher verhilft. Die Übertragungen in diesem rhetorischen Sinne behandeln wir später, wie schon gesagt, unter dem Namen der ästhetischen Figuren.

Für den usus der Sprache, für ihren Verstand und ihre Verständlichkeit ist allerdings das Erblassen ihrer Lautbilder, so daß sie allmählich als bloße Zeichen für Begriffe fungieren, notwendig. Die Überzahl der Bilder würde, wenn sie alle als solche wirkten, nur verwirren und jede klarere Auffassung, wie sie die praktischen Zwecke der Gegenwart fordern, und wie die überall dazutretende Hülfe des Zeitbewußtseins der Mitlebenden, der Kenntniss von den jeweiligen Zuständen, Verhältnissen, Interessen sie auch in billig genügendem Maße hervorbringt, unmöglich machen. Die Bilder würden außerdem einander zum Teil zerstören, indem sie die Farben ganz verschiedener Sphären zusammenfließen lassen und damit für den Verstand nur Unsinn bedeuten.

Und nicht nur die Wurzelbedeutung muß in Vergessenheit kommen, damit dies nicht geschehe; auch die Bedeutung der Wörter darf im Bewußtsein nicht fortleben, wenn nicht jeder Sinn ins Schwanken kommen soll. Wie könnte man z. B. Aufwärtsfrau, Kammerfrau, Dienstfrau bilden, so lange man nicht vergessen hat, daß Frau (ahd. frowa) die Herrin ist, oder etwa sagen: die Welt ist ewig, wenn im Bewußtsein lebendig ist, daß Welt (ahd. weralt, wer = Mensch, alti Alter) Menschenalter bedeutet? — Ist es in Ordnung, zu befehlen: Auf der Stelle geh' mir aus den Augen? — Dürfte eine Quarantäne von 14 Tagen verordnet werden, der Apotheker seine rote Tinte mit atramentum rubrum bezeichnen? Auch Homer hatte die Bedeutung von ἄγω schon vergessen, wenn er z. B. sagte: ἄγε μίμνετε (Ilias 2, 331). Und so geht bei formelhaften Ausdrücken die Sprache zuweilen mit uns durch, wie Lobeck (Rhem. p. 332) anführt: Hesiod. opp. 610. βότρινas χρη δεῖξαι ἡλίω δέκα τ' ἡματα καὶ δέκα νύκτας, wozu Moschopolus richtig bemerkt: „συνπαγεί τὰς νύκτας τῷ λόγῳ ὡς ἐπομένas ταῖς ἡμέραιs ἐξ ἀνάγκης· οὐ γὰρ καὶ αὐτὰς θνατὸν τῷ ἡλίῳ δεικνύναι τοὺς βότρινas.“ — Ähnlich Hom. H. in Merc. 525. Αἰτιόδης ἐπένευσε — μή τινα φίλτερον ἄλλον ἐν ἀθανάτοισιν ἔσεσθαι μήτε Θεὸν μήτ' ἄνδρα.

Bei den Übertragungen der Wörter ist immer an bestimmte Satzverbindungen gedacht worden, niemals an alle möglichen; und so kann es kommen, daß Wörter in gewissen Verbindungen gar nicht erträglich sind, wenn man die Logik nicht völlig beiseite setzen will, und daß doch, weil der usus sich einmal für diese



bestimmten Lautbilder entschied, um irgend eine Bedeutung anzugeben, Abhülfe ohne völlige Umgestaltung der Rede nicht möglich ist. Es ist dies der Fall, welchen wir oben (p. 360) als *abusio* oder *κατάχρησις* bezeichneten. Quintilian VIII, 6, 34 nennt es „*abusio κατάχρησις necessaria, quae non habentibus nomen suum accommodat, quod in proximo est: sic (Virg. Aen. II, 15): Equum divina Palladis arte aedificant; — „mille sunt haec“ — cet.* Den Unbedacht der Sprache, welche bei Zusammensetzung des aedificare nicht erwog, daß einmal auch ein Pferd gebaut werden könne und die nun also das gangbare Wort als bloßes Begriffszeichen verwendet, obwohl die noch sichtbare Bedeutung sich dagegen sträubt, unterscheidet Quintilian, weil doch auch hier eine Übertragung vorliegt, von der *translatio*: „*abusio est, ubi nomen defuit, translatio ubi aliud fuit.*“ Eustathius 1334, 15 (zu Ilias 23, 864) rechnet dies gezwungene Übertragen (wie auch Quint. VIII, 2, 3) zur *Akyrologie*, wie wenn von *ἀρνῶν ἐκατόμβην* gesprochen wird, (*ἐκατὸν βοῦς*) oder Ilias 6, 93, 115, *ἐκατόμβη*: 12 Rinder bedeutet, Od. 3, 59 aber 81. — Dergleichen *ἀκύρως* Gesagtes sei ferner: *νέκταρ ἐφροχόει, ἵπποι ἐβουκολοῦντο, ἔχειρονόμη σκέλεσι, ἐκέρασε ἐν χροσῶ δέπαί* cet.

Wir führen noch einige hierhergehörige Beispiele an, welche leicht auffallen; deutlich ist es, daß für den Sprachforscher die Sprache jeder Zeit von Katachresen wimmeln muß, ein sicheres Zeichen, wie unüberlegt sie entstand. —

Die Sprache bildete *cerva*, um Hirschkuh zu bezeichnen, ohne zu bedenken, daß diese keine Hörner hat, also nicht vom Stamm *κερα-ι*, *cornu* (wie *cervus*) bezeichnet werden kann, wie im Deutsch. Witwer gemacht wurde, obwohl (*vidua*) Witwe die Mannlose (skt.: *vi* ohne, *dhava* Mann) bedeutet. —

Lobeck (de *acyrologia*) bemerkt: „*Soleas mularum argenteas, quas Nero et Poppaea jumentis suis induebant (Suet. Nero, 30) germanice dicere non possumus nisi: silberne Hufeisen.* Orph. (Argon. 451) *νεβρῇ παρδαλέη* dicere non dubitavit, aliquanto audacius quam Homerus *ταυρείη* et *χαλκῇ κυνέη* dixit, qui vix illud quinquies iterasset, nisi femininum adjectivi *κύνεος* a significatione propria, quae in ceteris generibus remansit, jam diuturno usu fuisset abstractum. Graecum *ἰδρσοκόπιον* Cicero vocare non potuit nisi *solarium ex aqua*. Acetabulum Romani vas quodlibet dixere, Graeci *ἄργυρίδας* pocula cujuscunque materiae, *γαλεάγρας* de omnium bestiarum caveis.“ Eurip. hat so (Phoen. 28): *ἵππο-βουκόλος*. Lobeck führt in der citierten Abhandlung weiter an, wie

Zahl auf Gröfse, Quantität auf Qualität, Zeit auf Raum übertragen werden: dahin gehört: Hom. Od. XII, 252: *ἰχθύες ὅλγιοι* für *μικροί*, Theocr. I, 47: *ὀλίγος χρόνος*; deutsch das Wort: Zeitraum, lat. quando gentium u. d. m.

Auch die Franzosen übrigens müssen sagen: les chevaux sont ferrés d'argent, und, wie bei Boiste (dict. univ.) zu lesen ist (Traité des tropes): „On dit aller à cheval sur un bâton, c'est-à-dire, se mettre sur un bâton de la même manière qu'on se place sur un cheval.“

Wir sagen: das Feuer brennt, aber auch: der Schnee brennt, indem wir der Kälte zuschreiben, was von der Hitze gesagt wird; so lat. frigore uri; frigere ist frieren, frigere rösten; *καίω* ist verbrennen und erfrieren. — Der Römer sagte: (Sall. Cat. 51, 25) At enim quis reprehendet, quod in parricidas rei publicae decretum erit? Ebenso Justin (42, 5): nec in filiis cessant parricidia. — Ovid. (Met. 1, 174) hat: clari coelicolae suos posuere penates. —

Wir sagen: Sonne oder Mond ergießen ihre Strahlen; die Sonne ist die Quelle, der Born des Lichtes: man dürstet nach Gold; der Sonne entquillt Leben; Klopstock (Frühlingsfeier): „Die Ströme des Lichts rauschten.“ Dahin gehören die schon öfter angeführten Vertauschungen der Sinnesempfindungen. —

Man sagt: ein Blatt Papier, une feuille de papier; cet homme me porte envie; Euripides (Med. 682) gebraucht *ναυστολέω* vom Landwege. *σὺ δ' ὥς τί χολῶν τήνδε ναυστολεῖς χθόνα*; hier ist von *abusio necessaria* nicht zu reden, denn ein sogenannter eigentlicher Ausdruck würde dagewesen sein, aber bedeutet *necessarium* nicht auch die innere individuelle Nötigung des Redenden? Und *abusio* selbst hört auf, wenn der *usus* ihn vergessen macht — oder wer denkt an *abusio*, wenn er von einem Blatte Papier spricht? Etwas stark ist es allerdings, wenn von Epicharmus gesagt wurde: *τρίπους τετράπους* (Athen. II, p. 49 C.) und *ὁ ἐπὶ τοῦ ἐλέφαντος ἱππεύς*. (bei Jacobs ad Anthol. p. 700); stark aber hübsch ist Friedrich Wilhelm I. bekanntes dictum: „er stabilriere die Souveränität wie einen Rocher von Bronze,“ welches freilich rhetorischer Art ist. — Apollonius Alexandrinus, welcher u. a. *περὶ πτώσεων* schrieb, sagte, daß der Nominativ nur katachrestisch ein Kasus genannt werde. Cramer Anecd. Gr. Vol. IV, p. 329: *Ἀπολλώνιος ἐν τῇ περὶ πτώσεων φησὶν οὐ οὐ κυρίως λαλεῖται ἢ εὐθεία πτώσις ἀλλὰ καταχρηστικῶς*, und so

Charisius II, p. 127: Nominativum optime casum esse noluerunt — *καταχρηστικῶς* tamen nominativum casum dicimus, denn, wie er richtig sagt: „ratione“ gebe es nur 5 Kasus. —

Auch über die Katachrese wird später bei den ästhetischen Figuren noch zu handeln sein; ist sie hier gewissermaßen als eine Unbedachtsamkeit der Sprache aufzufassen, so erscheint sie dort als Mangel an Besonnenheit und Ruhe bei einzelnen Sprachbildnern.

## B. Von den grammatischen Figuren phonetischer Art.

Wir sprechen von der Kunsttechnik der Sprache, sofern sie an dem Lautkörper des Wortes sichtbar wird, wann diese zu anderen Wörtern in Beziehung tritt. — Diese Technik, wundersam tief angelegt und voller Umsicht, konnte in ihrer Entwicklung nur dazu helfen wollen, daß der Ausdruck voller, charakteristischer, entsprechender den Seelenmoment abbildete; sie arbeitete das Lautbild im einzelnen aus. —

Nun ist Technik freilich für sich nicht Kunst, sondern Geschicklichkeit, denn sie ist nicht für sich selbst da — sie dient; und um deswillen kann die zu einem System von Regeln gewordene Grammatik, die Hüterin des korrekten Ausdrucks, der freien Kunst der Sprache selbst entgegengesetzt gedacht werden, und wir sprechen dann nur dort, wo eine individuelle Bewegung von der Regel einer nur zweckmäßigen Technik sich abzusondern scheint, wieder von ästhetischen Hervorbringungen, welche wir mit dem hergebrachten Ausdruck als Figuren der Rede bezeichnen.

Es besteht in Wahrheit so wenig ein Unterschied zwischen der regelrechten Rede und deren sogenannten Figuren, wie zwischen den eigentlichen Wörtern und den Tropen. Daß eigentlich alles Figuration sei, was man gewöhnliche Rede nenne, wie sie die Grammatik lehre, daß diese also eine Kunsttechnik sei, sahen auch die Alten schon vielfach, was später noch besprochen werden wird. Bei Dionysius Halic. (*τέχνη* cp. IX, p. 51) heißt es: *ἡμεῖς δὲ φαμεν, ὅτι τοσοῦτον ἀπέχει ὁρθῶς λέγειν ὁ λέγων μὴ εἶναι ἐσχηματισμένους λόγους, ὥστε τοῦναντίον οὐδεὶς λόγος ἀσχημάτιστος, οὐδὲ ἀπλοῦς λόγος οὐδεὶς.* — Quintilian (IX, 1, 10) wo er untersucht: „quid accipere debeamus figuram“ führt als eine Meinung an, es sei „qualiscunque forma sententiae, sicut in corporibus, quibus, quoquo modo sunt composita, utique habitus est aliquis.“ Er sagt: „illo intellectu nihil non figuratum

est. Quo si contenti sumus, non immerito Apollodorus, si tradenti Caecilio credimus, incomprehensibilia partis hujus praecepta existimavit.“ Er unterscheidet dann Figuration im engeren und weiteren Sinne. — Dafs nun hier besonders an die rhetorischen Figuren zu denken ist, macht nichts aus, da die Alten die unbewußt schaffende Kunst von der reflektierten nicht unterschieden. —

Wie die Lexica der verschiedenen Sprachen, so fallen deren Grammatiken nnr soweit in den Kreis unserer Betrachtung, als an ihnen die Wirksamkeit des Kunsttriebes sichtbar wird. Wenn Wortbildung, Flexion, der Aufbau des Satzes bis zum abgerundeten Satzgefüge an sich als Figurationen der Lautbilder zu fassen sind, so geht doch auch diese technische Entwicklung der Sprache keineswegs allein aus ästhetischem Gefühl hervor; vielmehr zeigen sich hier in viel höherem Grade, als bei den lexikalischen Verhältnissen, für die Gestaltung mitthätig vor allem: das Bedürfnis, wie es nach den verschiedenen Zwecken Sonderung fordert, Unterscheidungen nötig findet, dann aber auch die Verlegenheit, Not, Schwäche jeder einzelnen Sprache in Entfaltung ihrer Mittel. —

Dergleichen berührt z. B. Lobeck (Rhemat. p. 139): manifestum est, priscum sermonem laborasse multitudine verborum, quae paucis conflarent litteris et iisdem similibus significatione saepe dissimili. Quo in gradu si perstitisset, orationem confusum quiddam et indistinctum sonare necesse erat. Huic igitur vitio obviam itum est via duplici. Nam et intus aucta sunt vocalibus consonisque ascitis *ψάω ψάύω, ψάλλω, ψήχω* et accessione sillabarum vel praepositarum vel suppositarum“ cet.

Gerade die Grammatik ist es, welche uns die Sprache in dem Zustande zeigt, wie sie Gemeingut geworden ist und daher gilt, d. h. wie sie in den Diensten der praktischen und theoretischen Entwicklung eines Volkes jeweilig zu einem festen Niederschlag gekommen ist, während sie doch ursprünglich auch in ihrer Technik nur aus den Kunstregungen und künstlerischen Leistungen der einzelnen hervorging. Wie in allen Lebensbeziehungen fördert das Bestreben, dem Individuum Geltung zu verschaffen, auch in der Sprache schließlic die Gattung. Der glücklich bestimmende Ausdruck für den Moment, welchen der einzelne findet, wird Eigentum aller, die Figuration des Künstlers wird gemeinsames Sprachgut. Innerhalb der so ausgebildeten Sprache, welche das Bedürfnis aller befriedigt, ist natürlich die schaffende Kraft der Individuen in enge Grenzen gebannt; nur selten sprechen wir jetzt noch unsere eigene Sprache, und wenn auch bei der mündlichen Rede, lautlich sowohl

bei der Aussprache, wie im Ausdruck des Gedankens, das Individuelle noch lebhafter sich hervordrängt, so gilt andererseits die vornehmlich anerkannte Sprache der Schrift für desto angemessener, je weniger sie von der allgemeinen abweicht. Für diese ist Motto der Grundsatz, welchen Quintilian (VIII, 3, 4) ausspricht: *prima virtus est, vitio carere*. — Als Figuren erscheinen dann nur noch diejenigen Bildungen, welche als Einzelgut erkennbar sind, d. h. als Ausnahmen von der Korrektheit, welche also ein Individuelles geltend zu machen suchen; Fehler aber heißen solche Formierungen, wenn sie es nicht dahin bringen, zum *usus* zu werden auch in der Schrift, denn in den Zeiten der Kultur entscheidet der Gebildete, nicht das Volk. — Es sind nun namentlich die Dichter, denen hier *licentia* bewilligt wird, weil sie als Künstler das Privilegium des Schaffens auch in der Sprache genießen, und weil sie in Darstellung der einzelnen Seelenmomente zugleich auch Sprachkünstler sein müssen. Freilich kommt nicht alles, worin sie von der gewöhnlichen Rede abweichen, darum auch der Kunst der Sprache zu gute; *Metrum* und *Reim* üben ebensowohl äußeren Zwang aus gegen die Sprache, wie die prosaischen Interessen, welchen sonst die Sprache zu Diensten sein muß, —

Hieraus erklären sich die Festsetzungen der Alten über das, was sie *vitia orationis* oder *figurae sermonis* nannten. Diomedes z. B. (Art. Gramm. p. 451 P.) erörtert die *vitia* des *Barbarismus* und *Soloecismus* und fährt dann fort: „*ceterum apud poetas barbarismus metaplasmus dicitur, soloecismus schema nominatur*.“ *Metaplasmus* aber und *schema* (*figura*) sind Zierden der Rede, so daß der Fehler bei Dichtern zum Vorzug wird. Quintilian (I, 5) bemerkt, wo er von der „*foeditas barbarismi ac soloecismi*“ spricht: „*interim excusantur haec vitia aut consuetudine aut auctoritate aut vetustate aut denique vicinitate virtutum: nam saepe a figuris ea separare difficile est*.“

Wir werden über die sogenannten *vitia orationis* später im Zusammenhange berichten; zur Feststellung der verschiedenen Gesichtspunkte aber, von denen aus die *Figurationen* der Sprache betrachtet werden können, bemerken wir folgendes.

Nach dem oben (p. 292 sq.) Ausgeführten sind sowohl die räumlichen als die zeitlichen Bedingungen, unter welchen jede Sprache sich entwickelt, auch auf die Gestaltung ihrer Kunsttechnik von Einfluß, und es läßt sich diese also sowohl vom Standpunkt einer vergleichenden Sprachforschung aus betrachten, wie von dem der historischen Grammatik. Jene würde vornehmlich die For-

mationen der Sprache insofern zum Gegenstand haben, als sich in ihnen unsere Naturbedingtheit zu erkennen giebt, diese hätte namentlich jene Veränderungen darzustellen, welche durch den geschichtlichen Fortschritt des Kulturlebens bewirkt werden.

Die dritte Art, von der Kunsttechnik Einsicht zu gewinnen, welcher die gewöhnlichen, für die Praxis bestimmten Grammatiken dienen, stellt sich jene beständige Bewegung in der Sprach-Erzeugung, die ewig erneuerte Arbeit der Sprachkunst als an bestimmten Orten und zu bestimmter Zeit verwirklicht vor, nimmt sie so für die Betrachtung als abgeschlossen und legt demnach der Untersuchung einen bestimmten usus zu Grunde. Es versteht sich ebenso, daß jede dieser Betrachtungsweisen an sich berechtigt ist, wie auch, daß sie einander zu ergänzen haben; für uns würde, selbst wenn die Kraft hinreichte, die Aufgabe in ihrer Totalität in Angriff zu nehmen, es schon aus praktischen Gründen geboten sein, die Technik des sprachbildenden Geistes von einem bestimmten usus aus zu betrachten. Dabei werden wir durch Hinblick auf die Forschungen der vergleichenden und der historischen Grammatik willkürliche Festsetzungen zu vermeiden suchen. —

Wir geben zunächst einige Bemerkungen vom Standpunkt der vergleichenden Sprachwissenschaft aus. — Sprache stellt die Lebensakte der Seele in Lauten dar, erreicht die Darstellung der hinlänglich bestimmten Geistesbewegungen durch Artikulierung eines musikalischen Materials und übergiebt sie so der Erscheinung d. h. reiht sie ein in unsere Welt des Scheins. —

Die Technik der Sprache verfolgt demnach ein Doppeltes; sie strebt einmal dahin, den Begriff charakteristisch herauszustellen, dann aber: bei Gestaltung des Lautes den Bedingungen der Sprachwerkzeuge gemäß zu verfahren. Wenn der Geist Arbeit fordert, Anstrengung, um das Material zweckentsprechend zu bewältigen, so verlangt der Lautstoff fortwährend Berücksichtigung und erschmeichelt sich Nachsicht, um seine natürliche Musik bewahren zu können. Vollkommene Deckung beider Seiten würde dem höchsten Begriff von der Sprachkunst entsprechen; die Sprachvergleichung zeigt aber, daß in manchen Sprachen der Intellekt nicht zu seiner vollen Darstellung im Laute gelangte, daß dagegen in anderen die Macht des Lautes überwog und für sich Schönheiten und Vorzüge musikalischer Art anstrebte, welche der Begriff an sich nicht erforderte. „Die Technik überwächst alsdann“, wie W. v. Humboldt (Verschiedenh. des menschl. Sprachb. p. 92) sagt, die Erfordernisse zur Erreichung des Zwecks; und es läßt sich

ebensowohl denken, daß Sprachen hierin über das Bedürfnis hinausgehen, als daß sie hinter demselben zurückbleiben. —

Es sind nun mehrfach nach der Art dieser Technik die Sprachen überhaupt klassifiziert worden. Bopp (Vergleich. Gramm. T. I, p. 201) sagt: „Wir wollen mit A. W. v. Schlegel („Observations sur la langue et la littérature provençales“ p. 14) drei Klassen aufstellen, dieselben jedoch so unterscheiden: Erstens, Sprachen ohne eigentliche Wurzel und ohne Fähigkeit zur Zusammensetzung und daher ohne Organismus, ohne Grammatik. Hierher gehört das Chinesische, wo alles, dem Anscheine nach, noch nackte Wurzel ist und die grammatischen Kategorien und Nebenverhältnisse der Hauptsache nach nur aus der Stellung der Wörter im Satze erkannt werden können. Zweitens, Sprachen mit einsilbigen Wurzeln, die der Zusammensetzung fähig sind, und fast einzig auf diesem Wege ihren Organismus, ihre Grammatik gewinnen. Das Hauptprinzip der Wortschöpfung, in dieser Klasse, scheint mir in der Verbindung von Verbal- und Pronominal-Wurzeln zu liegen, die zusammen gleichsam Seele und Leib darstellen. Zu dieser Klasse gehört die indoeuropäische Sprachfamilie, und außerdem alle übrigen Sprachen, sofern sie nicht unter 1. oder 3. begriffen sind, und in einem Zustande sich erhalten haben, der eine Zurückführung der Wortformen auf ihre einfachsten Elemente möglich macht. Drittens, Sprachen mit zweisilbigen Verbalwurzeln und drei notwendigen Konsonanten als einzigen Trägern der Grundbedeutung. Diese Klasse begreift bloß die semitischen Sprachen, und erzeugt ihre grammatischen Formen nicht bloß durch Zusammensetzung, wie die zweite, sondern auch durch bloße innere Modifikation der Wurzeln. Einen großen Vorzug der indoeuropäischen vor der semitischen Sprachfamilie räumen wir zwar gerne ein, finden ihn aber nicht in dem Gebrauche von Flexionen als für sich bedeutungslosen Silben, sondern in der Reichhaltigkeit dieser grammatischen, wahrhaft bedeutsamen und mit isoliert gebrauchten Wörtern verwandten Anfügungen; in der besonnenen, sinnreichen Wahl und Verwendung derselben, und der hierdurch möglich werdenden genauen und scharfen Bestimmung der mannigfaltigsten Verhältnisse; endlich in der schönen Verknüpfung dieser Anfügungen zu einem harmonischen, das Ansehen eines organischen Körpers tragenden Ganzen.“ —

Pott (Jahrbücher der freien deutschen Akademie. Hft. I, 1848) stellt folgende Klassifikation auf: „1. Isolierende Sprachen, in denen noch Stoff und Form in völliger Getrenntheit beharren. Einsilbige

Sprachen — Chinesisch und Indo-Chinesisch. — 2. Agglutinierende, worin Stoff und Form fast nur äußerlich aneinander kleben — Tatarisch, Türkisch und Finnisch. — 3. Eigentlich flexivische Sprachen, in denen innige Durchdringung von Stoff und Form stattfindet, so daß beide sich zur unauflöslichen Einheit verschmelzen.“ Diese Klasse ist die eigentlich normale, und während die beiden ersten unter der Norm bleiben, wird diese von der 4ten, von den amerikanischen Sprachen, den transnormalen, einverleibenden, überschritten.

Aus unserer Auffassung von dem Kunstcharakter der Sprache ergibt sich von selbst, wie wenig wir die Klassifikationen, welche nach der Verschiedenheit der Technik entworfen werden, für ausreichend halten können, um die einzelnen Sprachen nach ihrer vollen Wesenheit zu rubrizieren. Und auch dies ist deutlich, daß wir überhaupt jede Klassifikation für mißlich halten müssen, wenn sie nicht, um besonderer wissenschaftlicher Zwecke willen aufgestellt, sich zwar mit Hervorhebung einzelner Punkte des Sprachbaues begnügt, dann aber auch sich bewußt bleibt, nur das an den Sprachen klassifiziert zu haben, worauf sich eben ihre Einteilung gründet. — Denn die Kunst bringt hervor eigenartige, in sich selbst abgerundete, nur aus sich selbst zu rechtfertigende Gebilde, und man versteht und genießt diese nur dann vollkommen, wenn man sie in ihrer Individualität sich zu eigen macht. So erscheint es uns denn nicht nur als ausreichend, sondern als richtig, wenn, wie etwa bei den bildenden Künsten, von einer Kunst der Ägypter, Assyrer, Hellenen die Rede ist, auch die verschiedenen Formen, in denen die Sprachkunst auftritt, nach den Völkern gesondert werden, welche sie schaffen. Es ist dies auch die natürliche, sich von selbst aufdrängende Betrachtungsweise der Sprachen. Leicht finden sich dann die einzelnen Sprachen zu genealogischen Gruppierungen zusammen, welche bei der Gleichheit ihres Sprachstoffs eine Vergleichung auch der technischen Durchbildung möglich und erspriesslich machen, ohne das Gesamtbild zu verwischen. Fehlt aber diese ursprüngliche Identität des Lautmaterials, so führt dann die Vergleichung wohl zu wertvoller, wissenschaftlicher Sprachkunde, nicht aber zu ruhiger und klarer Totalanschauung der Sprachen selbst.

Es scheint uns, als ob die Versuche zu Klassifikationen eben dies, was wir für das Richtige halten, an sich selbst erkennen lassen. Bopp teilt nicht die Sprachen ein, sondern er giebt eine Übersicht davon, auf wie verschiedene Weise sie „ihre Grammatik



gewinnen“, wenn er aber ihre Verschiedenheiten gegeneinander abwägt, so gelten ihm nicht die Flexionen der Indogermanen an sich, sondern deren Reichhaltigkeit, besonnene, sinnreiche Wahl, die schöne Verknüpfung dieser Anfügungen zu einem harmonischen Ganzen. Pott giebt in seiner Klassifikation der Sprachen geradezu ein Schema, nach welchem sich die gröfsere oder geringere Vollkommenheit von Kunstschöpfungen bemessen liefse; er teilt ein nach der Getrenntheit von Stoff und Form, deren äufserlichem Zusammentreten, deren „inniger Durchdringung, so dafs beide sich zu unauflöslicher Einheit verschmelzen“.

Auch in diesem Punkte deutet in seiner zarten Weise Wilh. v. Humboldt alles zu Beachtende an, ohne es in ein System zu fassen. Wir führen nur wenig an, da genaueres Eingehn uns zu weit abführen würde. Humboldt sagt (Versch. d. Sprachb. p. 107), wo er zu der Darstellung der verschiedenen Sprachformen übergeht, dafs die Verschiedenheit der Sprachen besonders zu betrachten sei „an der Bezeichnung der Begriffe und der Verknüpfung des Gedankens im Satze“. Dann fährt er fort: „Gewissermafsen unabhängig hiervon bildet sich in ihr zugleich ein künstlerisch schaffendes Prinzip aus, das ganz eigentlich ihr selbst angehört. Denn die Begriffe werden in ihr von Tönen getragen, und der Zusammenklang aller geistigen Kräfte verbindet sich also mit einem musikalischen Element, das, in sie eintretend, seine Natur nicht aufgibt, sondern nur modifiziert. Die künstlerische Schönheit der Sprache wird ihr daher nicht als ein zufälliger Schmuck verliehen; sie ist, gerade im Gegenteil, eine in sich notwendige Folge ihres übrigen Wesens, ein untrüglicher Prüfstein ihrer inneren und allgemeinen Vollendung. Denn die innere Arbeit des Geistes hat sich erst dann auf die kühnste Höhe geschwungen, wenn das Schönheitsgefühl seine Klarheit darüber ausgiefst.“

Nachdem dann Humboldt in einer Reihe tiefer Betrachtungen gezeigt, „welche Mannigfaltigkeit verschiedenen Baues die menschliche Spracherzeugung in sich zu fassen vermag“, spricht er aus (p. 338), dafs diese „an der Möglichkeit einer erschöpfenden Klassifikation der Sprachen verzweifeln lassen. Eine solche, sagt er, ist wohl zu bestimmten Zwecken, und wenn man einzelne Erscheinungen an ihnen zum Einteilungsgrunde annimmt, ausführbar; verwickelt dagegen in unauflösliche Schwierigkeiten, wenn, bei tiefer eindringendem Forschen, die Einteilung auch in ihre wesentliche Beschaffenheit und ihren inneren Zusammenhang mit der geistigen Individualität der Nationen eingehen soll.“

„Dennoch, heisst es bald darauf, finden sich auch zwischen nicht stammverwandten Sprachen, und in Punkten, die am entschiedensten mit der Geistesrichtung zusammenhängen, Unterschiede, durch welche mehrere wirklich verschiedene Klassen zu bilden scheinen.“ Und da nun Humboldt sonst zwischen „vollkommenen und unvollkommenen Sprachen“ unterscheidet, „Unterschiede des Grades“ anerkennt, in welchem die Sprachen sich dem nach dem sanskritischen Sprachbau analogisch vorausgesetzten Sprach-Ideal zu nähern scheinen, so sucht nun Steinthal („Charakteristik der hauptsächlichsten Typen des Sprachbaues“ p. 70), der das Bestreben hat, Humboldt über sich selbst ins klare zu setzen, eine Humboldtsche Klassifikation der Sprachen in ein bestimmtes Schema zu bringen. Er weiss und citiert, dass der grosse Mann Klassifikation abweist, aber er erhebt ihn aus dem Nebel seiner einzelnen Gruppierungen in das Licht eines wirklichen Systems. Humboldt sagt: „mehrere Sprachen scheinen Klassen zu bilden“; Steinthal sagt: „„scheinen“, so zaghaft!“

Auf die Klassifikation, welche Steinthal (l. c. p. 327) selbst aufstellt, findet, was wir oben bemerkten, Anwendung, und es fehlt nicht an Spuren in dem mit grossem Scharfsinn ausgearbeiteten Werke, dass dies auch dem Verfasser zuweilen sich aufgedrängt hat. (Man sehe z. B. p. 314 sq.)

Wir gehen über zu einigen Bemerkungen über die Kunsttechnik der Sprache, sofern diese von der Geschichte beeinflusst wird, also in den Umkreis der historischen Grammatik fällt.

Der indogermanische Sprachstamm zerfällt in verschiedene Sprachfamilien, in die indische, iranische, griechische, italische, keltische, slavische, litauische, deutsche. Es sind diese Familien im Laufe der Zeit aus einer Ursprache hervorgegangen, und ihre Entwicklungsgeschichte giebt uns daher die Darstellung ihrer Kunsttechnik in Lexikon und Grammatik vom Standpunkt der historischen Grammatik.

Dabei ist zu unterscheiden zwischen der vorhistorischen aufsteigenden Periode der Sprachschöpfung und der absteigenden in den historischen Zeiten. Die Ursprache selbst, wie das Auseinandergehen derselben in Familien bis zu der eigentümlichen Ausprägung jeder einzelnen, gehört der vorhistorischen Periode an und kann also von der Sprachwissenschaft nur erschlossen werden.

Es zeigt sich, dass die indogermanischen Sprachen, was den Vokalismus betrifft, ihre Urvokale *ā*, *i*, *ū* vermannigfaltigen, wobei die Entscheidung schwierig bleibt, ob durch diese reicheren Klänge,

welche der Lautkörper erhält, lediglich Euphonie erstrebt wurde, oder vielmehr für die Bedeutung teils Modifikation, teils schärfere Bestimmung. So glaubte z. B. J. Grimm (worauf schon oben p. 205 die Rede sich lenkte), daß der Ablaut im Deutschen, den er (Gr. T. I, p. 10) als einen Wechsel des Wurzelvokals faßt, welcher nicht, wie bei dem Umlaut, durch den Einfluß eines Vokals der Endung bewirkt wird, den Sinn der Wurzel verschiedentlich bedinge; (Gr. T. II, p. 80, 82; T. III, p. 606.) Bopp dagegen („Vokalismus“ p. 10) zeigt, daß auch „der Ablaut von der Beschaffenheit der Endungen herbeigezogen werde“. „Der Ablaut hat allerdings Bedeutung gewonnen für die Grammatik, hat sie aber ursprünglich nicht gehabt.“ Bopp weist nach (l. c. p. 146, 208), daß der Ablaut im Gotischen und Althochdeutschen weniger Bedeutung hatte, als er jetzt zu haben scheint. Auch der Umlaut hat jetzt Scheinbedeutung, als bezeichne er den Konjunktiv oder Plural, z. B. war, wäre; Apfel, Äpfel. Im Germanischen kann überhaupt, wie Bopp (l. c. p. 17) ausführt, eine Wurzel die ganze primitive Tonleiter des Vokalsystems durchlaufen, ohne ihre Grundbedeutung zu ändern, wie im Gotischen: nima, nam, numans. Ablaut also ist (l. c. p. 29) lediglich „ein Erzeugnis euphonischer Einwirkung.“ (cf. auch Arendt, Sach- und Wortregister zu Bopps vergleichender Gramm. p. 16 sq.) So faßt auch Koch (historische Gramm. d. englisch. Spr. T. I, p. 251 sq.) die Änderung des inneren Stammvokals, die wir als Flexionsmittel ansehen, „als euphonischen Vorgang“ z. B. give, gave; stand, stood cet. auch mit äußerer Veränderung zum Vokalwechsel, wie bring, brought.

Schleicher (Dtsch. Spr. p. 49) leitet die Veränderung der Laute aus dem Streben her, den Sprachorganen Muskelthätigkeit zu ersparen. Er sagt: „In Bezug auf die Vokale hat diese vis inertiae das auf den ersten Blick befremdliche Resultat, daß, während die älteren Sprachen eine nur geringere Anzahl vokalischer Laute besitzen, die späteren eine ungleich mannigfaltigere Reihe von Vokalen hervorbringen. Aber die wenigen Vokale der älteren Sprachen sind einer vom andern scharf abstechend, die der späteren bilden eine vielgliedrige Kette von Lauten, die zum großen Teile Verbindungsglieder sind zwischen jenen älteren, weiter voneinander abstehenden Vokallauten; Vokalschattierungen, Mischlaute treten auf, um jene Gegensätze zu mildern, um dem Sprachorgane das Springen von einem Ansatz zum andern zu ersparen und ihm die Bequemlichkeit unentschiedener, durch geringere Umstellung des Sprachwerkzeugs hervorzubringender Vokale zu verschaffen.“ —

Die alten Grammatiker bezeichneten Vokalwandel als Antithesis z. B. *impete* statt *impetu*, *olli* für *illi* *cet.* — (Diomed. art. gramm. II, p. 437.)

Die historische Grammatik unterscheidet Vokalsteigerung und Vokalschwächung. — Die Steigerung besteht darin, daß den Grundvokalen a, i, u ein a vorgeschoben wurde, so daß entstanden: aa, ai, au. „Hiermit mag sich in der ältesten Periode die Ursprache begnügt haben.“ (Schleicher, Dtsch. Spr. p. 132.) Der Sprachwurzel ward durch diese Steigerung zu ihrer Bedeutung noch eine bestimmte Beziehung hinzugefügt, welche grammatische Verhältnisse ausdrückt, z. B. solche der Zeit. „Vor der Trennung in die einzelnen Sprachen entwickelte sich noch eine zweite Steigerung und zwar durch nochmaliges Zufügen von a, oder, was dasselbe ist, durch Vorsetzen eines â vor die Grundvokale.“ Es gab dies âa, âi, âu; wobei ai und au im Sanskrit (wie im Französischen) zu ē und ō werden, wenn es erste Steigerung ist, während in der zweiten Steigerung der Doppellaut âi, âu bleibt. — Die erste Steigerung nannten die indischen Grammatiker Guna (= Qualität), die zweite Wriddhi (= Wachstum). So giebt die Wurzel kar (machen) im Sanskrit in der ersten Steigerung karōmi (ich mache), [Das a der ersten Steigerung unterscheidet sich von dem a der Wurzel darin, daß es nicht, wie dieses, der Schwächung unterworfen ist.], in der zweiten: kârayâmi (ich lasse machen); die Wurzel vid (wissen) in Guna: vêda (Wissenschaft), im Wriddhi: vâidya (der Wissenschafts-Kundige); die Wurzel budh (erkennen) in Guna: bôdhati (er erkennt), im Wriddhi: bâuddha (Buddhist).

Die Grundvokale ä, i, ü, sind im Gotischen noch in großer Reinheit erhalten, im Griechischen und Lateinischen sind sie vielfach in ë oder ö übergegangen. So ist es z. B. Guna, wenn aus *ΑΙΠΙ λείπω* (ebenso *λέλοιπα*) aus *ΦΥΓ γεύω* wird. Wie nun z. B. die Vermehrung, welche das Griechische durch Zutritt von jenen ë und ö zu ä empfängt, auf den Wohllaut einwirkt, empfindet man, wenn man Sanskrit: bhārantas mit *ῥέροντας* vergleicht. Im Lateinischen scheint eine Steigerung des Wurzelvokals immer bedeutsam, wie bei *cado* (fallen) *caedo* (fällen); *lêgo* *lêgi*; *video* *vidi*. — Im Gotischen steigert sich in der Guna a zu ê z. B. skr. Wurzel bhar giebt got. *bêrum* (wir trugen), skr. Wurzel dha giebt got. *dêds* (That); im Wriddhi wird aus skr. *bhrâtar* im Gotischen: *brôthar* (Bruder). i steigert sich im Guna zu ei: im Wriddhi in âi z. B. skr. *vêças* (Weiher) (lat. *vîcus*) wird im Gotischen: *veihs*; skr. *vid* (sehen) (lat. *videre*) wird im Gotischen: *vait* (wufste).

Die Steigerung der ersten Stufe für u ist gotisch: iu, die der zweiten äu, so daß in Guna aus der Wurzel duk (ducere) gotisch tiuha (ziehen) wird, aus Wurzel bhug in Wridhhi gotisch: baug (bog). —

Unterschieden wird von der Vokalsteigerung auch die sogenannte Vokaldehnung z. B. im Sanskrit vor y; so daß von der Wurzel jan (erzeugen) gebildet wird jāyatē (er wird erzeugt). Die von Ahrens (Griech. Formenlehre) besonders im Griechischen hervorgehobene Ersatzdehnung giebt z. B. Formen, wie γῖγας aus γῖγ-νι-ς, σαφής für σαφεσ-(ς).

Die Vokalschwächung trifft im Indischen ausschliesslich den Vokal a, entweder so, daß er zu i wird, wie aus Wurzel bhar (tragen) skrt. bibharmi wird (statt babharmi), (so πίμπλημι, ἴσθημι für πάπλημι, σάσθημι), oder zu u, wie wenn skrt. kurmas (wir machen) von der Wurzel kar gebildet wird.

Während diese Schwächung im Griechischen selten ist, tritt sie im Lateinischen in Suffixen, Zusammensetzungen und bei der Reduplikation häufig ein und erklärt sich aus rein phonetischen Gründen. Es wird so ä zu i oder einem getrübbten ě z. B. wenn aus am̄ceus inimicus wird, aus cāpio — accipio; aus parco — pepercī; — auch zu u z. B. exsculpo von scalpo. — Schwächung des u in ě oder des o in i zeigen z. B. pejċro (jūro), cognitus (nōtus), des ae in i: iniquus (aequus) u. d. m.

Im Deutschen trat schon bei Bildung der Grundsprache in weiter Ausdehnung eine Schwächung des indogermanischen a zu u und i ein, so ist z. B. Sanskrit: saptan im Gotischen: sibun.

In der Freiheit der Vokalisation ist gerade die deutsche Sprache ausgezeichnet. Ausser den Vokalreihen, welche durch Steigerung und Schwächung der Grundvokale entstehen — nach Jacob Grimm mit Ablaut zu benennen — sind hier besonders euphonisch die Vokalveränderungen, welche der Einfluß benachbarter, namentlich der folgenden, Laute hervorbringt. So erzeugt ein in der Ableitungs- oder Flexionssilbe folgendes i Umlaute, indem es a, o, u, au in ä, ö, ü, äu trübt. Diese Trübungen, dem Gotischen noch fremd, zeigen sich schon im Althochdeutschen und kommen im Mittelhochdeutschen zu voller Entwicklung z. B. hant, handi, hendi, Hände; dunni, dünn; mohti, möchte; grōz mhd. Superlativ: groeizist. Ebenso wirkt a auf i und u zu einer Brechung ein, indem es aus i den Laut ě werden läßt, u aber zu o macht. Die Brechung trat schon früher auf als der Umlaut. Beispiele sind: hilfu, Plur. hēlfam; geholfen, weil althochdeutsch gaholfan von hulfum; ahd.

*hirti* (Hirt) Plur. *hërta*; *ziuhit* (zieht) aber *ziohant* (sie ziehen). — Beides, Umlaut und Brechung, ist eine Anähnlichung, Assimilation der Vokale, wie sie auch im Lateinischen angenommen werden kann, z. B. bei *vinölentus* von *vinum*, *bëně* von *bönus*; — bei *nisi* aus *ne si*, bei *tibi* statt *tubi*; bei *consilium* von *consul cet.*

Besonderen Einfluß übt auf die Vokale der accentuierenden Sprachen, z. B. der deutschen, der Accent, indem er Silben verlängert, auf denen er ruht, so bei *väter* *Väter*, *spilen*, jetzt *spielen*, oder solche teils völlig schwinden läßt, welche er nicht trifft, d. h. die nicht wurzelhaften, wie in *welih*, *solih* — (welch, solch), teils abschwächt, wie *abant* in *Abend*; *gagan*, *gegin* in *gegen* u. d. m., was denn die übergroße Abgeschliffenheit der Flexionssilben im Neuhochdeutschen erklärt.

Da die Vokale *i* und *u* den Konsonanten *j* und *w* im Laute verwandt sind, so zeigen sich Vertauschungen zwischen ihnen nicht selten. So ahd. *io*, mhd. *ie*, nhd. *je*; lat. *ajebam*, *ais*; et *jam*, *etiam*; got. *havi*, ahd. *hewi*, nhd. *Heu*; ahd. *vrôwa*, mhd. *vrouwe* oder *vrou*, nhd. *Frau*. *εὐαγγέλιον* ist neugr. *evangelion*. Im Griechischen entstehen aus *j* und *ɣ*: *ι* und *υ*, wie in *πάτριος* aus *πατρ-jo-ς* (*j* wird als altgriechischer Buchstabe angenommen), *δύο* aus *δφο*, dtsh. *zwo*; bei den Lateinern haben die Dichter noch z. B. *abjēte* neben *abiete*, *flūunt* ist älteres *flovunt cet.*

Die romanischen Sprachen ändern lateinisches *l* vielfach in *u* und in *i*. So *château* aus *castellum*, *chevaux* aus *caball's*, *chaud* aus *cal'dus*; aus *planus* ital. *piano*, aus *clarus* ital. *chiaro cet.*

In Bezug auf den Konsonantismus der indogermanischen Sprachen führen wir vom Standpunkt der historischen Grammatik nur wenig an.

Für die Veränderungen der Konsonanten lassen sich noch weniger als bei den Vokalen Gründe aus der Bedeutung entnehmen; die ursprünglichen Formwörter zeigen freilich in viel geringerem Maße Umwandlungen ihrer Konsonanten als die Stoffwörter, aus welchem Umstande auf den Einfluß des Begriffswandels auf den Konsonantenwandel allerdings geschlossen werden kann, da von jenen ja die Stoffwörter fast ausschließlich betroffen wurden.

Besonders mächtig zeigt sich das Bestreben nach bequemerer Aussprache. Mit der Vervielfältigung der Kulturinteressen ward auch die Sprache in gesteigertem Maße als Mittel verwendet, rascheres Redetempo wurde nötig, und bei schwierigeren Konsonanten ward entweder Ersatz in bequemerem gesucht, oder man

stiefs die irgend für das Verständniß entbehrlichen aus. Bequemere Laute schaffte es z. B. den Griechen, daß sie bei aufeinander folgenden Aspiraten die erstere in die verwandte tenuis änderten: *περίληξα* sagten statt *φερίληξα*; die Lateiner mieden die Aspiraten überhaupt, denn *f* ist nicht gleich *φ* (weshalb auch *fefelli* nicht Anstofs gab). Will man sehen, wie schnelleres Sprechen mit der Zeit eintrat, so vergleiche man z. B. gotische und althochdeutsche Wörter mit unseren heutigen. Aus got. *taiknjan* machen wir zeigen, got. *sagggjan* ist senken; ahd. *anachilich* ist nhd. ähnlich, *kitrakida* ist Getreide cet. Bequeme Laute schaffte namentlich die sogenannte Assimilation, teils als Anähnlichung, wie wenn lat. *princeps* (*primus*) gesagt wird, ital. *pronto* (*promptus*); *βέροεγμα* (*βρέχω*), *συμβίωσις*, (*συν*); *clandestinus*, *eorundem* (*clam*, *eorum*); *Vernunft* (vernehmen); teils als Angleichung, wie bei *irridere*, *ἐλλείπω*, *puella* (*puerla*) *γέγραμμαι* (*γράφω*); *Hoffart* (*Hochfahrt*) u. a. m. — vid. auch Leo Meyer, vergl. Gr. der griech. u. lat. Spr. T. I. p. 277: „Es darf dafür, daß zuweilen ein Konsonant einem nicht unmittelbar vorhergehenden gleich gemacht wird, wohl auch genannt werden *coquere*, kochen, und *quinque*, fünf, deren Hervorgehn aus *poquere* und *pinque* unter Einfluß des inneren Kehllauts, durch *πέπων*, reif, *πέντε*, fünf und durch die altindischen *pácami* ich koche, und *páncan*, fünf, mehr als wahrscheinlich wird“ u. a. m.

Ausgestoßen wurden beschwerliche Konsonanten. So schwand im Griechischen bei drei zusammenstoßenden Konsonanten der mittlere mit wenigen Ausnahmen, also *γεγράφθαι*, nicht *γεγράφσθαι*; im Lateinischen z. B. *notus* statt *gnotus*, *luna* statt *luena* (*lux*), *lamentum* (*clamare*); im Deutschen: *n* vor *g* häufig geschwunden z. B. in *Pfennig*, *Honig*, *Jugend* (*jung*); *Hoheit* (*hoch*) u. d. m.

Daß aber auch Euphonie Einfluß übte auf den Wandel der Konsonanten, beweist z. B. die sogenannte Dissimilation. Ihre Wirkungen verfolgt weithin Pott. (*Etymologische Forschungen*. [1. Ausg.] T. II, p. 65.) Er sagt zu Anfang: „Der Assimilation steht als ihr Antipode die Figur der Dissimilation oder Verunähnlichung, welche hier vielleicht zum erstenmale in die Grammatik eingeführt wird, gegenüber. In der Rhetorik ist sie unter dem Namen der Variation längst bekannt; was ist die Vermeidung gleicher Personen, Tempora, Genera u. s. w., was die Abwechselung der Füße in einem Verse, was Umgehung von Homoioteleuten, gleichen lautlichen Anfängen, z. B. *Fortunatam natam; νεκαχωμένων*

Her. 1, 170 (mit 3  $\alpha$  und 3 Nasalen); en en jugeot; die die Menschen lieben; geliebt werden werden; mit desto sichererer Nachricht u. s. w. anderes, als Bedürfnis der menschlichen Natur, das unter gewissen Umständen widerwärtige Gleiche hinwegzuschaffen.“ So erklärt sich z. B. nach Pott das teilweise Aussterben der Reduplikation im Lateinischen, Deutschen (mit Ausnahme des Gotischen), und selbst im Sanskrit cet. aus dem Widerspruch, in welchen dies „Streben nach quantitativer Begriffssteigerung mit dem Schönheitssinn gerät.“ — Die Griechen lassen überhaupt nicht leicht dieselben 2 Konsonanten in 2 aufeinander folgenden Silben. (Lobeck, Paralipomena Gramm. Graec. P. I. 1, p. 18.) Im Lateinischen heisst es so *pluralis* (obwohl *singularis*) und auch bei Vokalen ist Dissimilation deutlich, da ganz gleiche Vokale nebeneinander gemieden werden, weshalb zwar *castitas*, *veritas*, aber *societas*, *varietas*, zwar *militis*, aber *abietis*, *meridiēs* statt *medidiēs*, *quatrídium* während doch z. B. *quadrirēmis* cet. (cf. Leo Meyer l. c. p. 279). So vermeidet die deutsche Sprache zweimaliges l, indem sie Knäuel statt Kleuel (ahd. chliwa) setzt, Knoblauch statt chlobilouch.

Es ist sicher der schönere Laut hier auch der bequemere, aber, wie wir oben (p. 305) schon bemerkten, der bequemere ist vielfach seiner Leichtigkeit wegen auch der schönere. Wir nannten es ein Streben nach dem Bequemlaut, wenn die Griechen *περίληξα* statt *γεγίληξα* sagten, aber mit Recht nennt Pott dies auch Dissimilation. Weil der Begriff der Euphonie in der Anwendung so unsicher ist, fliehen ihn manche Grammatiker über Gebühr. Ich lese bei Gossrau (Lat. Sprachlehre. Quedlinb. 1869) p. 29: „Konsonanten erleiden Veränderung nur durch andere Konsonanten, und zwar nur aus einem Grunde. Die Sprache hat nämlich stets den Bequemlaut gesucht“; aber p. 32 sagt er weiter: „l in demselben Worte wiederholt klang unschön, es trat dann in zweiter Stelle gern r ein.“

Ich weis nicht, ob bei dem Gesetz der Lautverschiebung, welches in der historischen Grammatik, namentlich für die deutsche Sprache, von so hervorragender Bedeutung ist, der Grund dieses eigentümlichen Vorganges nicht ebenfalls in einem Streben nach Euphonie zu suchen ist. — Ähnlich ist die *ἀντιστοιχία* z. B. bei Eustathius (p. 467, 31 und p. 641, 46), nach welcher z. B. aus dem  $\pi$  bei *σπεῖδω*  $\varphi$  wird in *σφεδανόν*, aus *αὐτοέντης* *ἀθέντης* cet. Er nennt dies: *ἀντιστοιχία τῶν ψιλῶν εἰς δασέα καὶ ἀνάπαλιν*. cf. Apoll. Dyscol. (de constr. I, 24; IV, 10): *ἀντίστοιχος*. Ari-



stonicus Schol. zu Il. X, 445; XI, 589. Servius zur Aen. I, 309, 421, 726; VII, 169; Ge. I, 186. —

Das Gesetz (nach Bopp, vergl. Gramm. T. I, p. 119 zuerst von Rask berührt, wenn auch nicht vollständig erkannt) ist von J. Grimm angegeben in der „Deutschen Grammatik, T. I, 584 sq.“ und ausführlicher besprochen in seiner „Geschichte der Deutschen Sprache T. I, p. 392—434.“ — Bekanntlich zeigt das Gotische gegen die übrigen Familien des indogermanischen Sprachstammes einen Wechsel der Mutae; b, d, g, die mediae, erscheinen als tenues: p, t, k; die tenues als aspiratae oder spirantes: ph (f), th, kh (h); die aspiratae dann wieder als mediae. Dabei bemerkt Grimm, (Gesch. d. Dtsch. Spr. I, p. 393) dafs „die media als Grundlage des Konsonantlauts“ zu betrachten ist, so dafs (l. c. p. 344) „ihre Benennung unpassend scheint.“ — „Media wird (heifst es l. c. p. 416) im Sanskrit, — zu den tönenden Buchstaben gerechnet, während tenues und aspiratae dumpf heißen. Darum hebt die Verschiebung auch mit der media an, von ihr senkt sich der Laut zur tenuis, von der tenuis zur aspirata: in der media liegt gleichsam seine natürliche Kraft, die sich zur tenuis verdünnt und hernach wieder zur aspirata verdickt. Aus der aspirata mufs darauf die einfache media abtropfen und dann der Umlauf neu beginnen.“

Es ist also z. B. lat. *turba* got. *thaurp*, griech. *πλέκειν* got. *flahtan*, lat. *frater* got. *brôthar*; ferner: griech. *ρόνν* ist got. *kniu*, *μεγαλή* ist *haubith*, *ρότος* ist *gards*; und so ist *duco*: *tiuha*, *tu*: *thu*, *θυγάτηρ*: *daúhtar*. —

Im Althochdeutschen zeigt sich dann gegen das Gotische eine zweite Lautverschiebung. Noch heute scheidet u. a. dieses Gesetz das Hochdeutsche vom Niederdeutschen. (vid. Schleicher, Dtsch. Spr. p. 100.) Ohne uns auf die Ausnahmen und deren Gründe einzulassen, geben wir als einzelne Beispiele: got. *brothar* ahd. *pruodar*; got. *tagr* ahd. *zahar* (*δάκρυ*); got. *thanjan* ahd. *denan*; got. *dauhtar* ahd. *tohtar*; got. *kalds* ahd. *chalt*; got. *gans* ahd. *kans* u. s. w. J. Grimm sucht den Grund für diese Lautverschiebungen in der Geschichte des Deutschen Volkes. Er sagt: (Gesch. d. Dtsch. Spr. I, p. 417) „In gewissem Betracht erscheint mir das Lautverschieben als eine Barbarei und Verwilderung, der sich andere ruhigere Völker enthielten, die aber mit dem gewaltigen das Mittelalter eröffnenden Vorschritt und Freiheitsdrang der Deutschen zusammenhängt, von welchen Europas Umgestaltung ausgehen sollte. Bis in die innersten Laute ihrer Sprache strebten

sie vorwärts, und ich wage sogar die Gunst der dem hochdeutschen Stamme vorzugsweise beschiedenen Herrschaft in Anschlag zu bringen, um daraus den Eintritt der zweiten, gleich unbewußt erfolgenden Lautverschiebung herzuleiten.“

Wenn hiernach angenommen zu werden scheint, daß der Ungestüm kriegerischen Mutes sich auch in der Sprache darin kund gab, daß statt der weicheren Laute desselben Organs harte gesprochen wurden, statt der harten aber rauhe, so stellte sich Grimm die Einwirkung kriegerischen Sinnes auf die Sprache wohl als eine zu unmittelbare vor. Die Franzosen, die Angelsachsen waren auch zu jenen Zeiten kriegsfreudig genug, aber das Französische ist, seinem Ursprunge treu, auf der lateinischen Lautstufe stehen geblieben, und die Eroberer Englands verharrten auf der gotischen. Aber es gingen ja auch nicht nur die weichen Laute in harte und rauhe über, es kehren sich in jener Kreisbewegung auch rauhe in weiche, (— aus der Sanskritwurzel *bhu*, gr. *γύω*, lat. *fui* machten doch Goten: *bauan* und erst die Hochdeutschen wieder *pim*; hatten aber die Goten *threis* gebildet [bei lat. *tres*], so änderten wieder die Hochdeutschen in *dri* —) und da wäre die Erklärung Grimms, wenn wir sie richtig verstanden haben, nicht zutreffend. Es ist auch dies zu bedenken, daß die Lautverschiebung sich nicht ausschließlich bei den Deutschen findet. Grimm selbst erwähnt ähnliches bei den Etruskern, zwischen finnischer und ungarischer Sprache (Gesch. d. Dtsch. Spr. I, p. 416); auch den lettischen und slavischen Sprachen, dem Madagassischen sind Lautverschiebungen derart nicht ganz fremd. (cf. Bopp, vergl. Gr. T. I, p. 124 sq.)

Gehen wir, wie Grimm will, von der media aus, gleichsam dem Grundlaute der Lippen-, Kehl- und Zahnlaute, so würden die Übergänge in die verwandten Laute aus dem oben (p. 366 sq.) Bemerkten sich ergeben, daß die Sprache einmal den Begriff charakteristisch herauszustellen sich bemühe, dann aber auch auf Bequemlichkeit und auf die damit in Verbindung stehende Euphonie bedacht sei. Die Lautverschiebung zeigt uns, wie Aktion des bildenden Geistes mit der Reaktion der Organe wechselt. Die schärfere Charakterisierung treibt die Media zur Tenuis, diese zur Aspirata; das Bestreben, den Laut der Euphonie gemäß zu gestalten, führt die Aspirata zur Media zurück. — Max Müller (Essays Bd. IV, p. 439 Anm. 25) betrachtet die Lautverschiebung als das Resultat dialektischen Werdens d. h. dialektischer Spaltung. „In dem südafrikanischen, dem chinesischen, dem polynesischen Dialekte sind ähnliche Übergänge nachgewiesen worden, welche

darthun, daß diese Übergänge allenthalben kollateral nicht successiv stattfinden.“

Wir gehen nunmehr über zur Betrachtung der Kunsttechnik des Sprachbaues vom Standpunkt eines als feststehend angenommenen usus aus.

Das hierher Gehörige hat den Namen: Grammatische Figuren, wobei zu sondern sind die phonetisch-grammatischen, Lautfiguren, welche den Laut des einzelnen Wortes als solchen betreffen, von denen, welche sich bei der Verwendung der Worte im Satze herausstellen. Wir nennen die ersteren phonetisch-grammatische Figuren, die letzteren syntaktisch-grammatische.

Der Name Figur ist hergebracht für beide Arten einer Veränderung, welche als Ausnahme von dem Sprachrichtigen, von der Regel gefaßt wurden. So heißt z. B. bei Athenaeus (XI, p. 490) die *πρόσθεσις* eines *ε* ein *σχηματισμός*, obwohl dies Wort (z. B. bei Apoll. Dysc.) auch überhaupt die Bedeutung sprachlicher Formierung hat. (Diod. Sic. XII, 53 erzählt von *τῆς λέξεως σχηματισμοῖς περιττοτέροις* des Gorgias.) Quintilian (IX, 3, 2) unterscheidet von den „*figuris verborum*“, den etymologisch-grammatischen, noch zwei Arten der *σχήματα λέξεως*, deren eine mehr der Grammatik, die andere der Rhetorik zufalle. Manche Rhetoren, wie Fortunatianus (art. rhet. l. III, 10) trennten die etymologisch-grammatischen als *figurae λέξεως*, welche „in singulis verbis fiunt, ut nuda genu, quas uno nomine *ἐξηλλαγμένας* possumus dicere“, von den *figuris λόγου* in elocutionis compositionibus, welche meist rhetorischer Art sind. Ebenso scheidet der „Scriptor incertus (Herodian) de soloecismo et barbarismo“ ed. Valckenaer in „Ammonius de differentia adfinium vocabulorum“: *Βαρβαρισμός ἐστὶ λέξις ἥτοι περὶ τὰ στοιχεῖα, ἢ περὶ τὰς προσωδίας ἡμαρτημένη. Διαφέρει δὲ τοῦ Σολοικισμοῦ· ἐπεὶ ὁ μὲν Βαρβαρισμός ἐν λέξει γίνεται, ὁ δὲ Σολοικισμός ἐν λόγῳ.* cet. cf. auch Th. Gaza (intr. gramm. lib. IV, p. 126 ed. Bas.). Barbarismus aber ist, was auch unter Umständen etymologische Figur heißt, Soloecismus ist auch syntaktische Figur. Donatus (III, 5) führt unter der Bezeichnung der *σχήματα λέξεως* ebensowohl die grammatisch-syntaktischen Figuren an, z. B. das Zeugma, wie rhetorische, z. B. die Anaphora, und bezeichnet die etymologisch-grammatischen Figuren mit dem Namen Metaplasma, wenn sie in poemate vorkommen (III, 1), als Barbarismus aber, wenn sie in communi sermone gebraucht werden; der Name der syntaktisch-grammatischen Figuren ist, sofern sie als vitium „contra regulam artis grammaticae

factum“ gefaßt werden: Soloecismus; (cf. oben p. 365) was aber in prosa oratione soloecismus, in poemate schema nominatur.“ —

Bemerkt wird freilich, daß, um aus einem vitium eine Figur zu machen, es nicht hinreichend sei, wenn das Wort oder die Redewendung in einem Gedichte vorkomme, sie müsse dort vielmehr gerechtfertigt sein necessitate (d. h. metri), sonst sei sie barbarismus, und soloecismus sei sie, wenn einer nicht wisse, was er da geschrieben habe: „si nesciens fecerit“; wie dies alles auseinander-gesetzt wird in dem Kommentar des Pompejus zum Donat. (Grammat. Lat. ed. Keil P. V, p. 285, 292.) Ähnlich Seneca (ep. 95): Grammaticus non erubescit Soloecismum, si sciens facit, erubescit, si nesciens. Servius (zu Virg. Aen. V, 120) scheidet die termini so: „Sciendum, inter Barbarismum et Lexin (hoc est, Latinam et perfectam elocutionem) Metaplasma esse, qui in uno sermone fit ratione vitiosus. Item inter Soloecismum et Schema (i. e. perfectam sermonum connexionem) figura est, quae fit contextu sermonum ratione vitiosa. Ergo Metaplasma et Figura media sunt, et discernuntur peritia et imperitia. Fiunt autem ad ornatum.“ (Man sehe auch z. B. Charisius, instit. gramm. lib. IV, 1, 2. Probus, instit. gramm. ed. Lind. I, p. 93. Isidorus, orig. lib. I, XXXI. Consentius, de barbarismis et metaplasma.) — Es ist dies übrigens die Ansicht Quintilians und er also als ihr Urheber bei jenen zu betrachten. Er sagt (I, 8, 14): „Poetis, quia plerumque servire metro coguntur, adeo ignoscitur, ut vitia ipsa aliis in carmine appellationibus nominentur. Metaplasmos enim et schematismos et schemata vocamus, et laudem virtutis necessitati damus.“ — Bekannt ist, daß der Name *μεταπλάσμός* auch zur Bezeichnung von Anomalieen der Flexion gebraucht wird, wie z. B. bei Eustathius p. 58, 31—46, p. 75, 19—36 cet. namentlich als *μεταπλάσμός κλίσεως*, wie wenn zu *δένδρον* neben *δένδροις* auch *δένδρεσιν* gerechnet wird. — Ebenso ist zu bemerken, daß man die Namen Barbarismus und Soloecismus nicht immer schied. Eusthatus (zu Ilias B vs. 867, p. 367) spricht von Verwechselungen zwischen ihnen, und Apollonius Dyscolus (de constr. III, 4) sagt, man müsse nicht verwirren: *τὴν παρὰ πᾶσι συμφώνως πιστευθεῖσαν δόξαν, ὡς μᾶς λέξεως κακία ἐστὶν ὁ Βαρβαρισμός, επιπλοκῆς δὲ λέξεων ἀκαταλλήλων ὁ Σολοικισμός.\*)*

\*) Nach Apoll. Dysc. (de constr. I, 10) sind beide Abweichungen von der theoretisch festgestellten Sprachnorm (*ἡ εὐχρηστία τῆς κατὰ τὸν Ἑλληνισμὸν παραδόσεως*) und so definiert Et. M. (331, 36): *ἑλληνισμός ἐστι τὸ*

So verwechselt z. B. Ausonius bei seinem Spasse (epigr. 138) beide Ausdrücke: In Auxilium Grammaticum:

Emendata potest quænam vox esse magistri,  
Nomen qui proprium cum vitio loquitur.  
Auxilium te nempe vocas, inseite magister,  
Dic rectum casum, jam Solicismus eris.

Ursprünglich war auch wohl die Bedeutung sehr ähnlich, da *σόλοι-κος* so viel wie *βάρβαρος* bedeutete, wie der Grammatiker bei Ammonius (ed. Valcken. p. 192) ausdrücklich sagt: *σολοίκους δὲ ἔλεγον οἱ παλαιοὶ τοὺς βαρβάρους*, und erst von den Stoikern, speziell dem Zeno, scheint der Unterschied aufgestellt zu sein,\*) wie Diogenes Laert. VII, 40 berichtet, nach welchem dieser den *σολοικισμός* vom Barbarismus schied und definierte als *λόγος ἀκατάληλως συντεταγμένος*. So definiert denn auch Cornificius (ad Her. IV, 12): „quum in verbis pluribus consequens verbum superiori non accommodatur.“ — Nach A. Gellius (N. A. V, 20) sagten die Lateiner dafür *stribiligo* (*stribligo*) und *imparilitas*, und sollten für barbarismus sagen: *rustice loqui*, da barbare erst nach Augustus aufgekommen sei. (N. A. XIII, 6.)

Der Standpunkt der Grammatiker, von dem aus eine Form oder Wortverbindung als Fehler oder Figur beurteilt wird, ist lediglich der empirische des usus, wie denn Sextus Empiricus (adv. Grammat. 10, p. 260) den Grammatikern mit seiner gewöhnlichen Umständlichkeit auseinandersetzt, daß auch, wenn sie über Barbarismus oder Soloeicismus Festsetzungen machten, sie nur dem usus (*συνήθεια*) folgten, nicht aber einer *τέχνη*. Fehler also statuiert

καθ' Ἑλληνας διαλέγεσθαι, τουτέστι ἀσολοικιστῶς καὶ ἀβαρβαρίστως διαλέγεσθαι.

\*) Aristoteles gebraucht *σολοικισμός* und *βαρβαρισμός* gleichbedeutend; wenigstens sagt er (de Soph. elench. 3.): Die Sophisten suchen zu Sprachfehlern zu bringen: *σολοικίζειν ποιεῖν* und erklärt dies: *τοῦτο δ' ἐστὶ τὸ ποιῆσαι τῇ λέξει βαρβαρίζειν ἐκ τοῦ λόγου τὸν ἀποκρινόμενον*. In Kap. 14 l. c. scheint er die Benennung des Soloeicismus auf Protagoras zu führen. — Auch Dionys. Hal. (de compos. vb. c. XVIII) bezeichnet Barbarism. als Soloeicism., unterscheidet aber sonst, z. B. ep. II ad Ammon. de Thuc. —

Eine Art des Barbarismus nannte man *Datismus*; Aristophanes (Pax, 288) läßt im „*Αἰτιδος μέλος*“ an Stelle von *χαίρω* singen: *χαίρομαι*. (wie wenn man sagte *gaudeor.*) cf. Schol. zu vers. 289: *Αἴτις — ἑλληνίζειν βουλόμενος εἶπεν ἥδομαι καὶ τέρπαμαι καὶ χαίρομαι, καὶ ἐβαρβάρισε. ἔδει γὰρ εἰπεῖν χαίρω. ἅμα δὲ οὗτος εἶπε πρὸς τὸ ὁμοιοκατάληκτον — λέγεται δὲ τὸ τοιοῦτο δατισμός.* —

eigentlich nur die Grammatik. Renan (histoire des lang. sémit. p. 135) sagt: „On trouve en hébreu, comme dans la plupart des langues qui n'ont point subi de réforme artificielle, une foule de constructions en apparence peu logiques, des changements de genre, des phrases inachevées, suspendues, sans suite. Il serait superficiel d'envisager ces anomalies comme des fautes, puisque nul Hébreu n'avait l'idée d'y voir des transgressions de règles qui n'existaient pas, et de chercher des lois rigoureuses où il n'y avait que choix instinctif. La vérité est que ces irrégularités, que les grammairiens croient expliquer par des anacoluthes, des ellipses de préposition, etc. sont les inadvertances, ou plutôt les libertés d'une langue qui ne connaît qu'une seule règle: exprimer avec vivacité, au moyen de ces mécanismes naturels, ce qu'elle veut exprimer.“

Die Rhetoren der Alten waren in Verlegenheit, wie sie sich bei dem Schwanken der Begriffe von vitium und virtus orationis zu benehmen hätten. Quintilian (IX, 3, 1) sagt z. B.: „Verborum figurae et mutatae sunt semper et, utcumque valuit consuetudo, mutantur. Itaque, si antiquum sermonem nostro comparemus, paene jam quicquid loquimur figura est, ut „hac re invidere“, non, ut omnes veteres et Cicero praecipue, „hanc rem“, et „incumbere illi“, non „in illum“, et „plenum vino“, non „vini“, et „huic“, non „hunc adulari“ jam dicitur et mille alia, utinamque non pejora vincant.“ Für gewöhnlich statuierte man, wie z. B. Gregorius Corinthius (*περὶ τρόπων*. Rhet. Gr. ed. Spengel T. III, p. 226), der den *σολοικισμὸς ἀπολογία* *ἔχων* als besonderen Tropus mit *σχῆμα* beneunt, der da sei: *ποιητοῦ ἢ συγγραφέως ἀμαρτημα ἐκούσιον διὰ τέχνην*, während der *σολοικισμὸς* wäre: *ἀμαρτημα ἀκούσιον οὐ διὰ τέχνην, ἀλλὰ δι' ἀμαθίαν γινόμενον*. (Ebenso hat das *σχῆμα*: Georg. Choerobosc. *περὶ τρόπων ποιητικῶν* l. c. p. 255.) Bei Klassikern namentlich wagte man Fehler nicht anzunehmen, wie Dionysius Halic. im *judic. de Thucyd.* (c. 37, 907) sich — im Hinblick auf die Bewunderer des Thucydides über einen nach seiner Ansicht groben Fehler — äußert: *τοῦτο εἴ τις ἐν τοῖς σχήμασιν ἀξιόσει φέρειν, οὐκ ἂν θάνατοι πάντας τοὺς σολοικισμοὺς σχήματα καλῶν*. Einigermassen half die Erfindung des *σολοικοφανές* oder *σολοικοειδές*, wie im Schol. ad Od. XI, 76: *σῆμά μοι χεῖναι ἀνδρὸς δυστήνοιο*, wo es heisst: *σχῆμά ἐστι σολοικοφανές. Οὐκ ἔστι γὰρ κατεπεῖν τῶν οὕτω σχηματιζομένων σολοικισμὸν ἢ βαρβαρισμὸν. Κέκριται δὲ σολοικοφανῇ ταῦτα καλεῖν σχήματα*. (Man vergleiche: Lobeck, Rhem. dissert. XX, p. 329 sq.) — Die Bezeichnung einer Wendung als *σολοικοφανές* findet sich

sehr häufig (bei Dion. Hal. z. B. judic. de Thuc. 29, 53, 55); Muret (ep. 32) nennt die Stelle bei Virgil (Aen. VII, 624): *pars pedes ire parat campis, pars arduus altis pulverulentus equis furit* ein singulare *σολοιζοφανές*. Cassiodor (de orat. 6, p. 572 ed. Garet) erklärt soloekophanes: „quod Soloecismi quidem speciem habet, sed ratione aliqua excusari potest“ vid. auch Serv. (Aen. I, 176; VIII, 260), Schol. (Od. XI, 76). — Danach würde es etwa soloekophanes sein, wenn Goethe (Götz, p. 63) hat: „Sie kommen über die Haide, ich will gegen ihnen halten“ (d. h. ihnen gegenüber).

Im großen und ganzen findet sich in diesen Bemühungen der alten Techniker das Richtige. Was ist Fehler, was Figur? — Die Sprache wird geschaffen von den einzelnen Sprachkünstlern, festgestellt aber dadurch, daß der Geschmack der Vielen unter deren Werken — wie schon bei den Wurzeln — eine Auswahl trifft. Das Erwählte wird dann zum *usus*, das Abgelehnte wird als Fehler tituliert, dasjenige, über dessen Anerkennung man sich aus diesen oder jenen Gründen, welche, je länger die Sprache besteht, um so weniger ausschließlich ästhetischer Natur sind, noch nicht völlig entschieden hat, wird von verhältnismäßig Wenigen verwendet. Haben sich nun diese Wenigen als Sprachkunst-Kenner genugsam ausgewiesen, oder zeigen sie sich selber als Sprachkünstler, so nehmen sie in der freien Gestaltung der Rede das Recht in Anspruch, welches jedem Individuum von Natur zusteht, und, da sie ein Seltenes vorbringen, erscheint dies an ihnen als ein Vorzug (*virtus*) vor den Vielen: sie reden *σχήματα*, die darum doch nicht jedem und in jedem Falle gut stehen; vermögen sie sich jedoch weder als Kenner noch als Künstler auszuweisen, gehört ihnen also das Seltene nur zufällig an, so glaubt jeder das Recht zu haben, ihnen mit seiner Kenntnis des *usus*, auf die er stolz ist, beizuspringen und beehrt ihre Produktionen mit der Bezeichnung von Barbarismus und Soloecismus. Es ist klar, daß vom Standpunkt der historischen Grammatik, auf welchem ein bestimmter *usus* kein Vorzugsrecht zu beanspruchen hat, die verschiedenen Wortformierungen oder Wortverwendungen weder als Fehler noch als Figuren aufzufassen sind. Es sind Begriffe, welche beständig verfließen. Ein von irgend einem *usus* angenommener Fehler wird Figur, so lange er noch vom *usus* sich irgendwie unterscheidet; eine Figur, welche keine Abnehmer findet, ist ein Fehler. Annehmen und Ablehnen bestimmen sich durch denselben individuellen Sprachsinne, — das Gefühl für den besonderen Kunststil — welches den bestimmten Sprachen ihre eigentümliche Gestaltung giebt.

Dabei zeigen sich manche Sprachen freisinnig, andere engherziger. Bei den Griechen liefs selbst der reine Atticismus, auch abgesehen von der Dichtersprache, ionische Formen neben anderen zu. Barbarismen, häufig wiederholt, gestalten endlich die Sprache um; so bildete sich die *κοινή γλῶσσα*, später die byzantinische *ῥωμαϊκή γλῶσσα*, endlich das gänzlich barbarisierte Neu-Griechisch. Wieviel Barbarismen haben daran gearbeitet, aus dem Lateinischen die romanischen Sprachen zu bilden! Und durch diese Barbarismen und Soloecismen kam es zu gutem, sehr feinem, besonders gesetzmässig festgestelltem Französisch, einer weltbeherrschenden Sprache!

Ehe wir zu den einzelnen grammatischen Fehlern und Figuren übergehen, haben wir an jene Umgestaltungen des Lautkörpers der Worte zu erinnern, welche wir schon oben (p. 370—379) besprachen. Diese treten nicht nur in einem bestimmten usus hervor, sondern sind der Sprache in jedem Punkt ihrer Entwicklung eigen, da sie auf dem sich beständig erneuernden Streite zwischen dem Streben nach charakteristischer Gestaltung der Laute, welche von dem Ursprünglichen, Wurzelhaften ausgeht, und der Neigung zu bequemerer und euphonischer Darstellung beruhen. Dieser Streit, der sich ebenso in den Formationen der einzelnen Wörter kundgiebt, wie in deren Verbindungen, wird entweder durch solche Mittel, wie Assimilation, zu gunsten der Euphonie entschieden, oder er wird von dem ästhetischen Sinn als Fehler markiert, den zwar die Grammatik, also der usus der Sprache, selbst zuläfst, dem aber das Individuum aus dem Wege gehen müßte. Die Alten stellten der *εὐφωνία* die *κακοφωνία* gegenüber, sei es, daß ein einzelnes Wort bezeichnet wurde, wie Strabo (p. 618, 13) erzählt, daß Aristoteles den *Τύρταμος* habe *Θεόφραστος* genannt: *γεῦγαν τοῦ προτέρου ὀνόματος κακοφωνίαν*, oder eine gewisse Verbindung von Wörtern, wie Demetrius (de eloc. bei Speng. rhet. Graec. III, p. 317) sagt, daß die *κακοφωνία* auch einen furchtbaren Eindruck (*δεινότητα*) hervorbringen könne, z. B. (*Ilias* 12, 208) bei Homer: *Τρῶες δ' ἐρρίγησαν, ὅπως ἴδον αἰόλον ὄφιν*, während das Metrum auch *εὐφωνοτέρως* hätte gewahrt werden können: *ὅπως ὄφιν αἰόλον εἶδον*. Longin (de subl. 43) tadelt in den Worten des Herodot: *ξεσάσης δὲ τῆς θαλάσσης* das *ξεσάσης* „διὰ τὸ κακόστομον“. Wenn die Laute der verbundenen Wörter einen üblen, unanständigen Sinn gaben, so nannte man dies ein *κακέμφατον*, so Schol. Aristoph. Ran. 48. 423, Quint. 8, 3, 44, und Cicero (or. 14) meinte, daß, um dergleichen zu vermeiden, man z. B. statt



cum nobis (cunno) sich gewöhnt hätte, nobiscum zu sprechen. Im Virgil bemerkt z. B. Servius Kakemphata (Aen. I, 193): Cum navibus; (ib. II, 27): Dorica castra; (ib. III, 203) (Ge. II, 13). — Diomedes (A. Gr. II, p. 445) hat für dergleichen den terminus: Aeschrologia: vitio compositionis inverecunda oratio, compositio verborum obscenae significationis aut unius verbi obscena significatio et pronuntiatio cet. — Brachte die Stellung einen Mißklang, sofern man eine andere Wortfolge erwartete, so nannte man dies *καχοσύνη*, was Quint. 8, 3, 59 als „male collocatum“ bezeichnet. Donatus (III, 1, 4) rechnet die *καχοσύνη* zu den Barbarismen; es seien „malae compositiones — in quibus sunt Mytacismi, Labdacismi, Iotacismi, hiatus, collisiones, et omnia, quae plus aequo minusve sonantia ab eruditis auribus respuuntur.“ Pompejus in seinem Kommentar hierzu erklärt *καχοσύνη* als Abweichung von der natürlichen Wortfolge. Als *καχοσύνη* bezeichnet z. B. Serv.: Aen. IX, 609. (Über die „mytacismi, labdacismi, iotacismi“ cf. Consent. de barb. et metapl. bei Keil. Gr. Lat. Vol. V, p. 393 sq.) — Den Begriff „*εὐφωνία*“ scheint Quintilian (1, 5, 4) auf den Wohlklang eines einzelnen Wortes einzuschränken; er nennt sie „vocalitas“, cujus in eo delectus est, ut inter duo, quae idem significant ac tantundem valent, quod melius sonet, malis.

Für die Beurteilung der Forderungen in Bezug auf den Wohllaut ist festzuhalten, daß das musikalische Element der Sprache als solches freilich keine Berechtigung hat. Der Wohllaut der Sprache ist anderer Art, zeigt eine andere mehr zur Bestimmtheit durchgebildete Schönheit, als sie den Tönen der Musik zukommt; sein Vorzug besteht nicht sowohl in dem Reiz des Lautes, als in der Feinheit und in dem Treffenden seiner Gliederung; er darf musikalische Wirkungen nicht erstreben, wenn er nicht höhere Werte einbüßen will. Der einzelne musikalische Ton für sich hat keine irgendwie bestimmte Bedeutung, erst in seinen Verbindungen wird er zum Wohllaut für alle; dagegen ist jedes Wort schon für sich als Verkörperung eines Begriffs bedeutsam und, wiefern seine Gliederung diesen Begriff symbolisch darstellt, wohllautend für diejenigen, welche ihn als Darstellung dieses Begriffes erfassen. In der Sprache also den Wohllaut zu fühlen gelingt nur auf Grund jener bewußten Bildung des Geistes, welche die Seele eben an den Werken der Sprachkunst gewinnt. Darum ist der Begriff dieses Sprach-Wohllauts durchaus relativ, für jede Sprache ist er ein anderer; und die Annäherung der vocalitas irgend einer Sprache

an musikalische Wirkungen mag von dem musikalisch gebildeten Ohre angenehm empfunden werden, aber sie ist durchaus nebensächlich, und ist störend, wenn sie sich aufdrängt.

Es bildet sich nach dem eigentümlichen Charakter der verschiedenen Sprachen auch in Beziehung auf die Verbindung der Wörter zu Sätzen ein ähnliches Gefühl für die Angemessenheit der Bedeutung zur Gliederung der Laute, zu ihrer Aufeinanderfolge, ihrer Betonung, ihrem Rhythmus aus, wie für das einzelne Wort, und man wird also auch von einem Wohlklang der Sätze und Perioden sprechen können, der freilich dann noch weniger als ein musikalischer zu fassen ist. Was Wohlklang ist, was nicht, entscheidet hier derselbe Kunstsinn der Sprachgenossen, der die Auswahl der Wörter und Wortbildungen bestimmte. \*)

Es hat demnach die Euphonie der Sprache, soweit das Musikalische überhaupt bei ihr in Betracht kommt, nur zu der negativen Forderung ein Recht, daß Mißlaute möglichst vermieden werden; und auch die Alten, welche im übrigen für dies musikalische Element in der Sprache ein feines Ohr hatten, verkannten doch nicht, daß es sich nicht vordrängen dürfe. Dionysius Hal. (dessen Bemerkungen de comp. vb. cp. XI hierher gehören) hebt z. B. das Bedenkliche in dem Streben nach Euphonie bei Isokrates hervor. Er sagt (jud. de Isocr. p. 95) von ihm: *ἐκλέγει μὲν εὖ πάνν, καὶ τὰ κράτιστα ὀνόματα τίθησιν· ἀρμόττει δὲ αὐτὰ περιέργως, τὴν εὐφωνίαν ἐντείνων μουσικὴν· σχηματίζει τε φορτικῶς καὶ τὰ πολλὰ γίνεται ψυχρὸς* cet. — Daß über die Euphonie der Sprache das natürliche Sprachgefühl Richter sei, bemerkt Cicero (de or. III, 37) ausdrücklich. Er verlangt vom Redner: *verbis lectis atque illustribus utatur, in quibus plenum quiddam et sonans inesse videatur*; die Auswahl der Worte sei: „aurium quodam judicio ponderandus“ und man urteile dabei „non arte aliqua, sed quodam quasi naturali sensu“; jedenfalls sei die Forderung zu stellen, daß schlecht Klingendes vermieden werde: „in quo non magna laus est vitare vitium, quamquam est magnum.“ — Wie der Wohlklang nicht überall in der Rede am Orte ist, vielmehr der Sinn ihn selbst verbannen kann, bemerkt Quintilian (VIII, 3, 17): „nam rebus atrocibus verba etiam ipso auditu aspera magis convenient.“

---

\*) Becker, Organism der Sprache p. 28 sq. unterscheidet Wohlklang und Wohlklang der Sprache; der Wohlklang ist rein phonetisch, der Wohlklang: „der organische Ausdruck für die Vollkommenheit der logischen Form“.

In Bezug auf die Verbindung der Worte zu Sätzen führt Quintilian (IX, 4, 33) im einzelnen an den schon oben (p. 384) besprochenen Fehler des *κακέμῳρον*; dann den Hiatus: „vocalium concursus, quod quum accidit, hiat et intersistit et quasi laborat oratio.“ Aber man soll nicht zu viel Wesens davon machen, um nicht Wichtigeres zu gefährden: „non tamen id ut crimen ingens expavescendum est, ac nescio negligentia in hoc an sollicitudo sit peior. Inhibeat enim necesse est hic metus impetum dicendi et a potioribus avertat;“ unter Umständen gebe der Hiatus der Rede eine gewisse Weichheit, oder er gebe Nachdruck. (cf. Demetr. de eloc. 72; Cicero, or. 23; Gell. N. A. VI. (VII), 20.)

Im Sanskrit wird der Hiatus (vivritti) sowohl innerhalb eines Wortes vermieden, wie auch, wenn ein Wort mit Vokal endigt und das nächste mit einem Vokal beginnt, gewisse Änderungen eintreten, um den Übelklang zu beseitigen.

Der Hiatus (*χασμωδία*), d. h. Vokal im Auslaut, auf welchen Vokal im Anlaut folgt, wurde in den klassischen Sprachen innerhalb einer metrischen Reihe allerdings als Übelklang empfunden. Er war bei den Griechen nur in gewissen Fällen zulässig, und der Auslaut erfuhr eine *συναλοιφή*, von Späteren mit *θλίψις* oder *ἔκθλιψις* bezeichnet, jetzt meist Elision genannt. Es ist dies eine Verkürzung derart, daß er zwar, wie ein Vorschlag in der Musik, gehört wurde, aber keine meßbare Zeit in Anspruch nahm. So war es, wenn der Vokal kurz war; bei einem langen Vokal trat entweder Verschmelzung mit dem folgenden Anlaut ein: *Krasis* genannt, wenn die Kontraktion durch die Schrift bezeichnet war, sonst *Synizesis* oder *Synephonesis*, oder eine Verkürzung. (Man sehe hierüber das Nähere bei R. Westphal, griechische Metrik Bd. 2, p. 96 sq.) Bei den Römern wurde von Augustus' Zeit ab der Hiatus noch strenger vermieden, als bei den Griechen. Unter den neueren Völkern zeigen besonders die Franzosen sich sehr empfindlichen Ohres, und Boileau (*l'art poétique* I, 107) ermahnt nicht nur:

„Gardez qu'une voyelle à courir trop hâtée  
Ne soit d'une voyelle en son chemin heurtée.“

sondern steigert sich:

„Il est un heureux choix de mots harmonieux.  
Fuyez des mauvais sons le concours odieux:  
Le vers le mieux rempli, la plus noble pensée,  
Ne peut plaire à l'esprit, quand l'oreille est blessée.“

G. Weigand (*traité de versification française* p. 218) sagt: „L'oreille des Français est offensée par l'Hiatus“; in der Prosa ist er bedingt gestattet, „en poésie ce concours de voyelles — est absolument défendu dans le genre sévère, à moins que la première voyelle ne soit e muet qui s'élide par la prononciation devant la voyelle suivante.“ Er bemerkt weiter: „L'hiatus n'était nullement défendu dans les premiers siècles de la poésie française.“ Eingeschränkt wurde der Hiatus seit Marot und Ronsard, verboten seit Malherbe.

Dagegen zeigt sich nun das Englische sehr unempfindlich gegen den Hiatus und läßt ihn nicht bloß in der Cäsur, sondern auch an anderen Stellen des Verses zu. (cf. Fiedler und Sachs, wissenschaftliche Gramm. d. engl. Spr. Bd. II, p. 381.) Auch im Deutschen fällt der Hiatus nicht ins Gewicht; man entscheidet sich sogar öfter für ihn, um härtere Elisionen zu vermeiden, und lästig erscheint höchstens das Zusammentreffen derselben Vokale, wie bei Goethe: „Die Kränze, die ich in Gedanken flocht“, oder: „Ich freute mich bei einem jeden Schritte.“ — Im Plattdeutschen scheinen Formen wie: *bugen* (*buen*, *bauen*), *grugen* (*grauen*), *schrigen* (*schreien*) cet. das *g* zur Vermeidung des *concurus vocalium* eingeschoben zu haben.

Quintilian (l. c.) tadelt ferner, wenn harte Konsonanten sich aneinander schieben z. B. *s* mit *x* oder *s*, so daß, wie Cicero (*orat.* 45) anführt, man *s* auch zuweilen wegliess. Martianus Capella (*rhét.* 33) giebt mancherlei Benennungen dieser Figuren des Übelklangs: „*compositionis — vitium maximum est, hiulcas et asperas, frenos etiam, iotacismos, mytacismos, labdacismos, homoeoprophora, dysprophora et polysigma non vitare, vel cujuslibet literae assiduitatem in odium repetitam, ut „sale saxa sonabant“ et: „casus Cassandra canebat.“* (cf. Donatus III, 1, 4.) Isidorus (*orig. lib.* I, XXXI.) fügt noch besonders *collisio* hinzu: „*quotiens novissimae syllabae finis in alterius principio est, ut mater terra, moeror orbis.*“ — Häufige Wiederholungen also des *j*, *m*, *l*, *s* mißfallen dem Ohr. Ein Homoeoprophoron ist z. B. der Vers des Ennius:

O Tite, tute Tati, tibi tanta tyranne tulisti,

Dysprophora: *persuastrices, praestigiatrices* cet. — Vor dem Fehler der *collocatio*, „*ut neve asper eorum concursus neve hiuleus sit*“, warnt auch Cicero (*de or.* III, 43; auch *or.* 44); *asper* wäre z. B. der *concurus*: „*rex Xerxes*“, *hiuleus*: „*cui ea omnia accepta ille esse putabat.*“

Außer vor dergleichen Gleichklängen warnt Quintilian (l. c.) auch vor einer Aufeinanderfolge mehrerer einsilbiger, gleich- oder ähnlich klingender, gleichlanger, gleichflektierter Wörter u. d. m.

Ein Mißfallen an solchen Gleichklängen kann nur darin seinen Grund haben, daß durch sie das Lautmaterial vermöge der öfteren Wiederholung derselben Klänge stark hervorgedrängt wird und so eine Aufmerksamkeit auf sich lenkt, welcher der Sinn nicht entspricht. \*) Die Menschen nämlich erwarten es so, wie es bei Sterne (Trist. Shandy ch. CXVII) heißt: „Tantum valet, my father would say, quantum sonat.“ Ja, man muß weitergehn und sagen, daß diese Gleichklänge nur dann zu verwerfen sind, wenn sie wirklich durch den Laut vom Sinn ablenken und dadurch stören, daß sie dagegen sogleich entschiedenes Wohlgefallen erregen, sobald sie Sinn haben, d. h. sobald sich die Aufmerksamkeit rechtfertigt, welche sie den Worten zuwenden. Und dies kann auf sehr verschiedene Weise geschehen.

Bemerken wir zunächst, daß die Gleichklänge nicht derart vermieden werden, wie es der Eifer der Grammatiker wünschen mag. Drakenborch giebt z. B. (zu Liv. 1, 3, § 9) Beispiele aus Livius, welche Gleichklänge enthalten (für mehr Belege zeigt die Fundstätten an: Volkmann, Hermagoras p. 301) wie II, 47, 10: post pugnam ad Regillum lacum non alia illis annis pugna clarior fuit. III, 33, 8: nec haec priorum calamitas consulum segniores novos fecerat consules. III, 43, 3: duae tabulae legum ad prioris anni decem tabulas erant adiectae. XXVI, 17, 2: castris castra — castra castris cet. Lehrs (de Aristarchi studiis Homericis p. 470) sagt: „Man hört ja doch nicht alles, was gleich oder ähnlich klingt. Man hört es auch nicht etwa, weil es von gleicher Wurzel ist. Ich behaupte, wenn Cicero schrieb (de or. 3, 20) Metrodorum illum, de ejus memoria commemorat Antonius, daß er das nicht gehört. Oder (Verr. V, 12) perditae civitates hos solent exitus exitiales habere — auch: terra solida et globosa et undique ipsa in sese nutibus suis conglobata (nat. d. II, 39) vielleicht nicht.“ Er erwähnt ferner des häufig vorkommenden facile factu, bei Caesar (b. G. 1, 3): perfacile factu esse conata perficere, und hätte noch Stärkeres anführen können, z. B. Caes. b. G. 1, 49, wo in Einem Satze es heißt: „ultra eum locum, quo in loco

---

\*) Servius (zu Virgil) erklärt häufig die Wahl gewisser Wortformen daraus, daß der Dichter *ομοιοτέλετον* habe vermeiden wollen z. B. Aen. I, 30; II, 744; III, 663; V, 391; VIII, 435, 545; X, 571; XI, 112, 464; XII, 781.

consederant — castris idoneum locum delegit acieque triplici instructa ad eum locum venit.“ — Lehrs sagt weiter (p. 471): „Wer so scharf zu passen gewöhnt ist, wie der Kritiker oder Rhetor sich leicht verwöhnt, der sieht — wehe dem, der sich so weit verdorben hätte, das alles zu hören! — Anklang und Gleichklang auch in den Fällen, welche der lebendigen Sprache den gleichen oder ähnlichen Klang verbergen. Ein solcher Fall ist, wo der allerdings gleiche Stamm durch Ableitung oder Zusammensetzung oder auch nur durch geänderte, durch spezialisierte Bedeutung sich dem Bewußtsein und zugleich dem Ohre entzieht.“ Lehrs erinnert an solche Reden, wie: „es scheint mir wahrscheinlich“, „wenn auch feine Leute vor einem und dem andern sich allmählich in acht nehmen.“ — Man betrachte etwa folgende Beispiele bei Schiller (Tell):

„Ein solches war im Lande nie erlebt,  
 So lang ein Hirte trieb auf diesen Bergen.“  
 „Ja, es ist ohne Beispiel, wie sie's treiben.“  
 „Ich bin Regent im Land an Kaisers Statt  
 Und will nicht, daß der Bauer Häuser baue.“

und sonst: z. B. „Schwert traf an Schwert, zum Schlachtfeld ward die Stadt.“ „Das Böse, das der Mann dem Manne zugefügt.“ „Wo Mensch dem Menschen gegenübersteht“ u. d. m.

Bei Goethe (Herm. u. Dor.):

„Und die Menge scheut den Tod nicht; es dringt gleich nach der Menge die Menge.“

(Iphigenie):

„Und eine Schandthat schändlich rächend mich  
 Durch ihren Wink zu Grund gerichtet. Glaube,  
 Sie haben es auf Tantals Haus gerichtet.“

ferner z. B. „Vertrauen wird man dem Vertrauenden.“ „O laßt mich dort versteint am Steine stehn.“

J. Bekker, Homerische Blätter (p. 185) sagt: „Homer kennt auch die Wiederkehr des gleichen Klanges, wie reizend die auf Ohr und Verständnis einwirkt. Darum sind ihm alle Wege gerecht, worauf ähnliche Töne nahe oder zusammen kommen, paronomasie, parechese (s. Eustath. p. 124 sq.), etymologie, epallelie, epanalepse, epizeuxis, Reim in der Mitte, Reim am Ende (s. Barnes zu §, 199) Assonanz, Allitteration“ — und er giebt nun p. 185—193 eine Menge von Beispielen. Wir wählen nur einige wenige aus, welche verschiedene Arten des Gleichklangs zeigen (Ilias 16, 104):

*Τρωῆς ἀγανοί*

*βάλλοντες· δεινὴν δὲ περὶ κροτάφοισι φαινή  
πήληξ βαλλομένη καναχὴν ἔχε, βάλλετο δ' αἰεὶ —*

Od. 1, 56: αἰεὶ δὲ μαλακοῖσι καὶ αἰμυλίοισι λόγοισιν θέλγει.  
Od. 17, 491: ἀλλ' ἀκέων κίνησε κάρη, κακὰ βυσσοδομύων. Ilias  
23, 116: πολλὰ δ' ἄναντα κάταντα πάραντά τε δόχημά τ' ἤλθον.  
(Wie schön!) Ilias 2. schliefsen vs. 288, 290, 291: ἀπονέεσθαι,  
νέεσθαι, νέεσθαι. Od. 10, 145: ἐγὼν ἐμὸν ἔγχος ἐλὼν — cet. Wie  
solche Klänge wirkten, dazu giebt Ilias 13, 130 ein Beispiel:

*φράζαντες δόρον δονορί, σάκος σάκεϊ προθελύμῳ  
ἀσπίς ἄρ' ἀσπίδ' ἔρειδε, κόρυς κόρον, ἀνέρα δ' ἀνῆρ.*

Der zweite Vers ist auch verwandt: Ilias 16, 215, und wie oft ist  
er dann nachgeahmt worden! Zunächst fällt uns ein: Od. 7, 121,  
wo freilich der Sinn ein anderer:

*ὄγχη ἐπ' ὄγχη γηράσκει, μῆλον δ' ἐπὶ μήλῳ,  
αὐτὰρ ἐπὶ σταφυλῇ σταφυλή, σῦκον δ' ἐπὶ σύκῳ.*

Man sehe ferner Tyrtaeus [Eleg. II, 31. (Stob. Serm. 48)]:

*Καὶ πόδα πάρ' ποδὶ θείς, καὶ ἐπ' ἀσπίδος ἀσπίδ' ἐρείσας  
Ἐν δὲ λόγον τε λόφῳ καὶ κνέην κνέη τε  
Καὶ στέρον στέρων, πεπλημένος ἀνδρὶ μαχέσθω.*

Euripides (Heracl. 836):

*ποὺς ἐπαλλαχθεὶς ποδὶ, ἀνῆρ δ' ἐπ' ἀνδρὶ στάς, ἐκαρτέρει μάχη.*  
Quintus Smyrn. (VIII, 74):

*ἔγχῃ δ' ἔγχος*

*συμφύρετ', ἀσπίδι δ' ἀσπίς, ἐπ' ἀνέρα δ' ἦεν ἀνῆρ.*

Nonnus (2, 376):

*ῥωγάδα ῥωγὰς ἐρειδε, λόφος λόγον, αὐχένα δ' αὐχὴν.*

ferner (37, 443):

*καὶ ναετὴς ναετῆρι, φίλος δ' ἐρίδαινεν ἐταίρῳ, γηραλέος δὲ γέροντι,  
νέος νέῳ, ἀνέρι δ' ἀνῆρ.*

ebenso (28, 33):

*καὶ προλές προλέςσιν* cet. (und 22, 183.)

Nicht minder hatten die Römer an dem Verse ihre Freude:  
Ovid (Met. IX, 43):

*Cum pede pes junctus; totoque ego pectore pronus  
Et digitos digitis, et frontem fronte premebam.*

Virgil (Aen. X, 360):

*Trojanae acies aciesque Latinae*

*Concurrunt: haeret pede pes, densusque viro vir.*

wozu Heyne den Ennius citiert:

*Pes pede premitur, armis teruntur arma.*

Furius Antias (Annal. IV bei Macrob. Sat. VI, 3):

Pressatur pede pes, mucro mucrone, viro vir.

Statius (Theb. VIII, 397):

Jam clypeus clypeis, umbone repellitur umbo,

Euse minax ensis, pede pes, et cuspidē cuspis.

Silius Italicus (IX, 322):

— galea horrida flictu

Adversae ardescit galeae, clypeusque fatiscit

Impulsu clypei, atque ensis contunditur ense:

Pes pede, virque viro teritur.

endlich: Der polnische Horaz: Sarbiewski (IV, 4):

Tum vero signis signa, viris viri

Dextraeque dextris, et pedibus pedes

Et tela respondere telis

Et clypeis clypei rotundi.

Bekker giebt (l. c. p. 194) auch viele Beispiele von Wiederholungen desselben Wortes in derselben Form z. B. bei Aeschylus Suppl. 838 οὐκοῦν οὐκοῦν τιλμοὶ τιλμοί. 842 σοῦσθε σοῦσθ' ὀλόμεναι ὀλόμεναι. Prometh. 264 ἐκὼν ἐκὼν. 888 ἦ σοφός ἦ σοφός. Pers. 924 αἰνῶς αἰνῶς. 1000 νέαι νέαι δύναι δύναι u. d. m. bei Sophocles: Aj. 390 ἔλεσθ', ἔλεσθ' μ' οἰκήτορα, ἔλεσθ' μ'. Philoct. 743 διέρχεται διέρχεται. 816 μέθες μέθες cet. bei Euripides: Androm. 245 σοφῇ σοφῇ. 1017 τάλαιναν τάλαιναν, bei Aristophanes: Nub. 181 ἄνοιγ' ἄνοιγ'. 1501 ἀπολεῖς ἀπολεῖς u. d. m.

Nun war dies Bemühen um Gleichklänge keineswegs nur den Dichtern eigen. Sowohl wiederkehrende Klänge, wie gleichsilbige Wörter machten, angemessen verteilt, die Rede den Griechen und auch den Römern angenehm: wie, wenn Plato sagt (legg. E): τὴν ἀπάντων ἦτιαν γοβούμενος ἀνθρώπων τοῦ πόματος oder Caesar (b. G. 1, 42): omnibus equis Gallis equitibus detractis. Verfolgt man dies weiter bis dahin, wo der Gleichklang beabsichtigt und zur Regel wird, so kommt man zur Besprechung der Paronomasie, der Figuren der Wiederholung, der Alliteration, Assonanz, des Reims cet., über welche, wie über die Klangspielereien, Wortwitze cet. später zu reden ist; wir wollen durch unsere Bemerkungen an dieser Stelle nur zeigen, daß Gleichklang nur dort, wo er sich als solcher d. h. sinnlos aufdrängt, zu verwerfen ist — denn auch der Scherz, der ihn mit Glück verwendet, verwirft ihn im Ernst — daß er aber im übrigen gar wohl Bedeutung und Reiz der Rede zu steigern vermag. Ähnlich spricht sich hierüber aus Hermogenes in der Abhandlung περὶ μεθόδου δεινότητος. (Rhetor. Graec.



ed. Spengel Vol. II, p. 426 sq.) Er behandelt dort τὰ ἴσα σχήματα, worunter er gleichen oder ähnlichen Klang der Wörter versteht. Er billigt ihn als sinnreichen Schmuck der Rede, wie wenn Homer (Ilias I, 141) folgen läßt: ἐρύσομεν, ἀγείρομεν, θείομεν, βήσομεν oder Thucydides (1, 11): ὀλιγανθρωπία, ἀχροματία, ἀπορία oder Demosthenes (p. 343): ἀπηγγελκότια, κεκωλυκότια, (συμβεβουλευκότια), ἀνηλωκότια, εἰληγότια; auch wenn er, wie vom Isokrates, „εἰδημόνως εἰς ἡδονὴν ἀκοῆς“ häufiger hervortritt, verwirft ihn aber, wenn die ἴσα weder ἀγωνιστικά noch ἐπιδεικτικά sind, sondern σοφιστικά, „ὅσα αἰσχρῶς καὶ κενῶς κολακεύει τὴν ἀκοήν“, wie sich denn Plato (Gorg. p. 467) darüber lustig mache: ὦ λῶστε Πῶλε, ἵνα προσέπω σε κατὰ σέ. und (Symp. 185) Πανσανίου δὲ παυσάμενον· διδάσκουσι γάρ με ἴσα λέγειν οὕτως οἱ σοφοί. Der Scholiast bei Bekker (p. 346) macht auf die παρισώσεις bei Gorgias und seinen Anhängern aufmerksam und findet sie auch in der Rede des Polus (p. 448) auf: „σκόπει τὰ πάρισα τοῦ Πώλου, ἐμπειρία — ἀπειρία, τέχνη — τύχη, ἄλλοι — ἄλλων — ἄλλως.“ Der Erfinder war freilich Polus nicht. (vid. Philostratus vit. Soph. I, 13 und Diodorus Siculus l. XII, p. 514.) —

In den morgenländischen Sprachen ist bekanntlich die Freude an Gleichklängen besonders hervortretend. Abgesehen von den Arabern, deren Künste uns besonders Rückert vermittelt hat, haben die Hebräer, wie Gesenius (Lehrgebäude der hebr. Spr. p. 374) bemerkt, um Einklang der Formen zu erzielen, nicht selten auffällige, der Analogie widersprechende Formen gewählt z. B. Ezech. 43, 11: מִצֵּיטִי מִן הַיָּדָא (statt מִן הַיָּדָא) Ps. 32, 1: כִּסִּי צִוְיֹה־נִשִּׁי פֶשַׁע (wo כִּשִּׁי statt כִּסִּי) u. d. m. Er führt ferner sprichwörtliche Formeln an (p. 857), welche Gleichklänge zeigen z. B. 2. Sam. 8, 18: קָרְתִּי יִפְלֹתִי (Krethi und Plethi) das bekannte (1. Mos. 1, 2): רָחֹק וָרָחֹק (wüste und leer) [Jes. 28, 10, 13]: —

צֵץ צֵץ צֵץ צֵץ Gesetz hin, Gesetz her,

צֵץ צֵץ צֵץ צֵץ Gebot hin, Gebot her. —

Gesenius fügt hinzu: „Am übertriebensten findet dieses im Türkischen statt, wo die Assonanzen zuweilen so gehäuft sind, daß eine Art gereimter Prosa herauskommt.“ —

Auch bei uns sind formelhafte Verbindungen in Menge da, welche in den usus übergegangen sind und aus einer natürlichen Freude am Klange, welcher gewissermaßen das Verbundene zu Einem Begriff festkittet, hervorgehen; von Reim, Assonanz u. d. m. ist dabei nicht die Rede, sondern von Zusammenklängen und Zusammenbedeuten. Darum ist auch Gewaltsamkeit

der Formierung nicht selten, wie z. B. in den Sprichwörtern: „Wie der Herre, so's Gescherre.“ „Wie die Alten sangen, so zwitschern die Jungen.“ „Gunst ist nicht umsonst.“ „Erst die Pfarre dann die Quarre u. d. m. —

Wir führen (obwohl auch andere Sprachen ähnliche Formeln zeigen z. B. *sans rime et sans raison*; *purus putus*; *mores fingunt fortunam*; bei Shakespeare z. B. *birds and beasts* [Jul. Caes. 1, 3] *black and blue* [Merry Wives of Winds. 4, 5; Com. of Err. 2, 2; Twelfth Night 2, 5] *danger and death* [K. John 5, 2; R. II, 5, 1; Alls well th. 3, 4] cet.) nur aus dem Deutschen eine Reihe solcher Bildungen an: Frisch, fröhlich, fromm, frei; Geld und Gut; Himmel und Hölle; Thür und Thor; Schimpf und Schande; Wind und Wetter; fix und fertig; gäng und gäbe; wie er leibt und lebt; samt und anders; in Bausch und Bogen; durch Dick und Dünn; Disteln und Dornen; weder Fleisch noch Fisch; Haus und Hof; mit Haut und Haar; nicht Huhn, nicht Hahn; Kind und Kegel; der Länge lang; Küche und Keller; Kisten und Kasten; mit Lust und Liebe; Land und Leute; Mann und Maus; bei Nacht und Nebel; nicht Ruhe noch Rast; Ross und Reisige; mit Sing und Sang; in Samt und Seide; über Stock und Stein; mit Stumpf und Stiel; Schutz und Schirm; Stab und Stütze; Sünde und Schande; Spiess und Speer; ohne Scham und Scheu; Tichten und Trachten; Thun und Treiben; Witwen und Waisen; Wohl und Wehe; Wort und Werke; mit Wissen und Willen; Wehr und Waffen; Zaum und Zügel. — frank und frei; müde und matt; niet- und nagelfest; grün und gelb aussehen; jemand braun und blau schlagen; biegen oder brechen; bitten und betteln; gleisen und glänzen; hoffen und harren; pochen und prahlen; vergeben und vergessen; wanken und weichen; zittern und zagen; zu Kreuze kriechen; in die weite Welt u. a. m.

Ferner: Saus und Braus; Lug und Trug; Stück für Stück; mit Wissen und Gewissen; Dach und Fach; Hülle und Fülle; Mein und Dein; in Not und Tod; mit Rat und That; mit Sang und Klang; mit Sack und Pack; zu Schutz und Trutz; auf Schritt und Tritt; Stein und Bein; schlecht und recht; geschniegelt und gebügelt; wie er geht und steht; schalten und walten; leben und weben; hegen und pflegen; hehlen und stehlen; nebeln und schwebeln; hüben und drüben; über Stock und Block; Freud und Leid; Gut und Blut; Handel und Wandel; Knall und Fall; voll und toll; weit und breit; auf Weg und Steg; mit Hangen und Bängen; mit Ach und Krach u. a. m.

Ferner: ganz und gar; um Leben und Sterben; Tag und Nacht (= immer); angst und bange; kurz und gut; von altem Schrot und Korn; Freiheit und Gleichheit; Spott und Hohn; daß ihm Hören und Sehen vergeht; sich nach der Decke strecken u. d. m.

Auch: dümmer als dumm; toller als toll; ein Leben leben; einen Kampf kämpfen cet.

Auf solcher Freude an Gleichklängen in der Sprache beruht das Entstehen der später kunstmäßig ausgebildeten und benutzten Allitterationen, Reime, Assonanzen, Annominationen. —

Es bleibt noch die Klangähnlichkeit zu besprechen, welche aus der Aufeinanderfolge mehrerer einsilbiger oder überhaupt gleichsilbiger Wörter sich ergibt. Quintilian (l. c.) sagt: „etiam monosyllaba, si plura sunt, male continuabuntur, quia necesse est compositio multis clausulis concisa subsultat. ideoque etiam brevium verborum ac nominum vitanda continuatio et ex diverso quoque longorum: adfert enim quandam dicendi tarditatem.“ Wir werden die rhythmische Form der Sprachkunstwerke noch später behandeln; an dieser Stelle bemerken wir nur, daß allerdings auch in der Sprache, wie bei den einzelnen Wörtern, so in deren Verbindungen, der Sinn für Rhythmus sich ausspricht, daß aber auch in dieser Beziehung das Taktmäßige als solches sich nicht aufzudrängen hat. Es genügt, daß nicht gegen den Rhythmus gesprochen werde, und allerdings ist eine Monotonie, wie sie durch Folge von vielen gleich langen Wörtern hervorgebracht werden kann, eine der Arten, wie man hiergegen zu fehlen vermag. Aber selbstverständlich ist dies nicht die einzige Weise, wie der Hörer durch Besonderheiten des Rhythmus vom Sinn weg auf diesen gelenkt wird; ferner ist deutlich, daß nicht sowohl die Ein- oder Gleichsilbigkeit die Monotonie hervorbringt, d. h. daß nicht die Gleichzahl in Betracht kommt, als vielmehr der gleiche Tonfall. Wort- und Redeaccent und die Quantität der Silben können auch bei Wörtern von gleich vielen Silben die nötigen Unterschiede in die Tonreihe bringen. Wenn ich etwa sage: „nur durch den Ton der Angst ward ich so schwach, und gab es ihm.“ oder auch: „kämen Bitten, komme Gewalt; — immer bliebe deine Hoffnung, deine Geduld!“ so liest man 14 einsilbige, 10 zweisilbige Wörter hintereinander, aber ich zweifle, daß man sie hört. — Daß übrigens zuweilen auch eine Folge einsilbiger Wörter, die als solche empfunden wird, dem Sinne vortrefflich entsprechen kann, zeigt z. B. die zornig stockende Rede des Oedipus bei Sophocles (Oed. tyr. 370):

ἀλλ' ἔστι, πλὴν σοί. σοὶ δὲ τοῦτ' οὐκ ἔστ' ἐπεὶ  
 τυφλὸς τὰ τ' ὦτα τὸν τε νοῦν τὰ τ' ὄμματ' εἶ. —

Schottel (Von der Teutschen Haubt-Sprach p. 781) sagt: „Es ist aber zu merken, daß wegen großer Anzahl der einsylbigen Wörter in Teutscher Sprache oftmals eine gantze Meynung oder gantze Spruchrede zusammen kömt aus lauter einsylbigen Wörtern, welches, wenn es unverstümelter Weise sich zuträgt, gar wohl und gut ist, als: Ach Herr, dein Grimm ist groß, wir sind fast nicht mehr dein Volk, du stößt uns von dir, und wilst nicht mehr der Herr sein, der da hilft. Luth.“ u. a. m.

Ehe wir nun zur Besprechung der grammatischen Figuren kommen, haben wir endlich noch der Fehler zu gedenken, welche der usus dadurch als solche hinzustellen sich gezwungen sieht, daß er sich räumlich und zeitlich d. h. gegen andere Sprachen und gegen die Geschichte seiner eigenen Sprache abgrenzen muß. Er wehrt so das Eindringen fremder Idiome ab, welches sein Eigenleben angreift, und er behauptet sich seiner Vergangenheit und Zukunft gegenüber als „der Lebende“, welcher „recht hat“. —

Es handelt sich also zunächst um eine Behandlung der Fremdwörter, welcher der sogenannte Purismus sich vielfach auch geflissentlich unterzieht, indem er sie durch einheimische ersetzt, die er im Fall der Not selbst bildet. Die alten Grammatiker scheinen solchen Eindringlingen den Namen βαρβαρόλεξις gegeben zu haben. Donatus (III, I, 1) sagt: „in nostra loquela barbarismus, in peregrina barbaros lexis dicitur, ut si quis dicat mastruca, cateia, magalia.“ Pompejus (comment. p. 420) erklärt nun, daß wenn jemand bei diesen Fremdwörtern einen Fehler mache, dies barbarolexis sei: „in istis verbis si qui peccaverit — dicitur fecisse barbarolexin.“ Charisius (IV, 1, 2) scheint derselben Ansicht, aber Diomedes (II, p. 346) sagt: „barbarismus in Latina dictione fit, barbaros autem lexis tota peregrina dictio.“ Isidorus (orig. I, 31, 2) hat: „inter barbarismum et barbarolexim hoc interest, quod barbarismus in verbo latino fit, dum corrumpitur, quando vero barbara verba latinis eloquiis inferuntur, barbarolexis dicitur.“ und Consentius (de barbar. et metaplas. p. 1): „barbaros lexis uno modo tantum intelligitur, cum ex aliena lingua in nostrum usum aliqua pars orationis inducitur.“ (cf. p. 24.) Hier sind dann auch die dialektischen Formen, Provinzialismen, Idiotismen, zu besprechen, ebenso die sogenannten Gallicismen, Germanismen, Latinismen u. d. m. —

Vom Gesichtspunkt der Sprachwissenschaft giebt es keine Dialekte, wenn nämlich mit diesem Ausdruck Mundarten bezeichnet werden sollen, welche gegen eine oder mehrere andere, demselben Sprachstamm angehörende, minder berechtigt seien, aber, wie auch sonst in der Geschichte, geht in Wirklichkeit Macht vor Recht, und so nehmen diejenigen Volksstämme, in deren Mundart sich eine Litteratur von Bedeutung entwickelt hat, für diese einen Vorzug in Anspruch, der dann auch, sofern die Litteratur sowohl äußerlich den Wirkungskreis der Sprache erweitert, als auch ihr selbst Bestimmtheit, Freiheit, Würde, Glanz zu verleihen geeignet ist, im Leben der Völker nach und nach von allen anerkannt wird. Bei reicher Litteratur erzeugt sich auch das Bedürfnis nach grammatischer Sichtung und Feststellung der Sprach- und Redeformen, und so gewinnen die litterarisch hervortretenden Mundarten auch das Recht, durch ihre Grammatiker den usus theoretisch zu bestimmen und an diesem die Abweichungen der übrigen Mundarten zu messen und zu beurteilen. —

So bestimmte denn Quintilian (I, 6, 45) die „consuetudo sermonis“ als „consensus eruditorum.“ —

Diese Abweichungen sind dann: Dialekt, Provinzialismen, Idiotismen u. d. m. — Zuweilen, z. B. bei den Griechen der älteren Zeit, bildet sich in mehreren Mundarten derselben Sprache — im äolischen, dorischen, ionischen — eine anerkannte Litteratur, und dann verhalten sich diese Mundarten auch als gleichberechtigte zu einander. Aus der epischen, altionischen Sprache entnahmen ferner die späteren Zeiten ein Gemeingut zu beliebigem Gebrauch, und es gefiel den Griechen eine gewisse Mannigfaltigkeit in der Gestaltung der Wörter. Spät erst, als schon die jüngste Dialektform, der Atticismus, in der griechischen Litteratur die Herrschaft gewonnen hatte, stellte z. B. Aristoteles (Poet. 21) die *γλῶσσα* (die Bezeichnung *διὰλεκτος* wurde erst später, bei den Alexandrinern, üblich; sie findet sich in geringschätzigem Sinne z. B. bei Sueton, Tib. 56. —) dem *κύριον* gegenüber: „*λέγω δὲ κύριον μὲν, ὃ χράνται ἑκάστοι, γλῶττιαν δὲ ὃ ἔτιροι,*“ obwohl er hinzufügt, daß sie an sich dasselbe seien: *ὥστε φανερόν, ὅτι καὶ γλῶττιαν καὶ κύριον εἶναι δυνατόν τὸ αὐτὸ, μὴ τοῖς αὐτοῖς δε.* Er verwirft dann den Gebrauch der Glossen nicht, sondern nur ihre übermäßige Verwendung (c. 22), als wodurch *βαρβαρισμός* entstände: *δεῖ ἄρα κεχρῆσθαι πῶς τοῦτοις.* — Am besten scheinen sie ihre Stelle zu finden in den erzählenden Dichtungen: *τῶν δὲ ὀνομάτων*

— *μάλιστα ἀρμόνται* — *αἱ γλῶτται τοῖς ἡρωικοῖς*. — (cf. Dion. Hal. de comp. vb. cp. 3; cp. 25 u. 26.)

Die Vorzüge nun, welche solchen Mundarten zu teil werden, die als Darstellungsmittel einer Litteratur vor den anderen hervortreten, sind zugleich auch eine Schwäche. Jene Vorzüge führen zu einer gewissen Festigkeit, wie sie ein überlegter, zweckmäßiger und geregelter Gebrauch der Sprache zur Folge haben muß, so daß diese weniger leicht Veränderungen unterliegt, aber damit wird der Sprache auch ein entschieden konventionelles Gepräge aufgedrückt, und sie verliert an Frische, Natürlichkeit, Freiheit, Naivetät. So wird denn, was zuerst lebendige Mundart war — wie z. B. die mittelhochdeutsche Sprache ursprünglich schwäbische Mundart, die neuhochdeutsche Sprache obersächsische Mundart gewesen ist — zuletzt zur bloßen Schriftsprache, welche, den besonderen Kreisen der Gebildeten angehörig, in sich abstirbt, wenn sie nicht aus dem Reichtum ihrer Dialekte schöpft, sondern sich vor deren vermeintlicher Derbheit und Niedrigkeit abschließt. M. Müller (Vorles. über die Wissensch. d. Spr. I, p. 47) sagt: „Selbst in England erscheinen die lokalen Patois in mancherlei Formen, welche ursprünglicher sind, als die Sprache Shakespeares, und ihr Wörterschatz übertrifft in vielen Punkten den der klassischen Schriftsteller irgend einer Periode an Fülle und Mannigfaltigkeit. Die Dialekte sind stets mehr Quellbäche als Nebenkanäle der Litteratursprache gewesen.“ Man sehe auch ebenda p. 53 sq. M. Müllers Ansicht von „dem phonetischen Verfall der Sprachen und der dialektischen Wiedererzeugung oder dem Wachstum durch die Mundarten“, durchgeführt an dem Beispiel der romanischen Sprachen. Heyse (System der Sprachwissensch. p. 230) sagt: „Die Schriftsprache muß sich immer von neuem aus der Volkssprache regenerieren, indem sie aus dem ergiebigen Wörterschatz der Mundarten das Echte, Altertümliche von eigentümlich bezeichnender Kraft sich anzueignen sucht. Luther, der bei der Bildung seiner trefflichen, musterhaft reinen Sprache ebensoviel lebendiges Sprachgefühl als Besonnenheit und klares Bewußtsein über sein Thun zeigt, sagt: „Man muß nicht die Buchstaben in der lateinischen Sprache fragen, wie man soll deutsch reden —; sondern man muß die Mutter im Hause, die Kinder auf den Gassen, den gemeinen Mann auf dem Markte darum fragen, und denselben auf das Maul sehen, wie sie reden.“ Goethe hat viel oberdeutsche Provinzialismen eingeführt, Vofs manche niederdeutsche u. s. w.“

Bei uns zeigt die Periode des Althochdeutschen gleichberechtigtes Nebeneinanderstehen der Dialekte, die des Mittelhochdeutschen die Herrschaft einer höfischen Mundart in der Litteratur. Mit dieser Litteratur verfiel auch die Mundart, und die eine Zeitlang bei Seite geschobenen Dialekte traten wieder in gleiches Recht. Das Neuhochdeutsche herrscht jetzt lediglich durch die Litteratur; sein größter Wert besteht in der Allgemeinheit des Gebrauchs; — an sich ist es unlebendig, als Schriftsprache „durch Mischung von Mundarten“ entstanden, „unter denen selbst das Niederdeutsche nicht ganz unvertreten ist, das Östreichische aber — eine hauptsächlichliche Rolle spielt.“ (Schleicher, Dtsche Sprache p. 106 sq.)

Für eine buntscheckige Einführung von dialektischen Formen in die Rede findet sich bei Quintilian (VIII, 3, 59) die Bezeichnung *Σαρδισμός* (so Halm, sonst liest man auch *Κοινισμός*, *Σωρισμός*): „*Σαρδισμός* appellatur quaedam mixta ex varia ratione linguarum oratio, ut si Atticis Dorica, Ionica, Aeolica etiam dicta confundas. Cui simile vitium est apud nos, si quis sublimia humilibus, vetera novis, poetica vulgaribus misceat.“ Richtig ist, daß ein Durcheinanderwirren dialektischer Formen eine Verwirrung der Sprache anzeigt; andererseits hat der Volksgenosse der Schriftsprache gegenüber ein natürliches Recht, die Mundart dort zu gebrauchen, wo sie dem Ausdruck eine eigenartige Färbung geben soll, welche der Schriftsprache nicht gelingen würde. So ist es z. B. wenn Schiller im Tell: „Ehni“ anwendet, statt: Großvater; oder: „lug' Seppi“; oder wenn Uhland in schwäbischer Mundart erzählt: „Der wackre Schwabe forcht sich nit.“ — Die mundartliche Form wirkt dann individualisierend und erscheint als Figur. Dionys. Hal. (de comp. vb. cp. 25) sagt: *ἔστι τις ὀνομασία ποιητικῇ, γλωττηματικῶν τε καὶ ξένων καὶ τροπικῶν — οἷς ἡδύνεται ποίησις.*

Faßt man die Sprache der Litteratur als Ausdrucksweise höherer Kultur, so nennt man dann das Festhalten an der natürlichen Mundart Idiotismus, Sprache der Ungebildeten; und sofern der Kreis der Gebildeten sich an den Herrschersitzen, den Hauptstädten der Volksstämme, am leichtesten schliefst, werden mundartliche Abweichungen von der Schriftsprache auch als Provinzialismen bezeichnet. Fortunatianus (rhet. lat. min. ed. Halm p. 123) nennt sie „*gentilia verba*“, wie wenn man in Gallien „*facundos pro facetis*“ setzte. — Longinus (de sublim. 31) hebt die Kraft, welche in den Idiotismen sich herausstellen kann, eine Naturgewalt inmitten der Kultur, hervor: *ἔστιν ἄρ' ὁ ἰδιωτισμός*

ἐνίοτε τοῦ κόσμου παραπολὺ ἐμφανιστικώτερον· ἐπιγινώσκεται γὰρ αὐτόθεν ἐκ τοῦ κοινοῦ βίου· τὸ δὲ σύνηδες ἤδη πισιότερον cet. Bei Seneca (Controv. Lib. III, praep.) heißt es vom Rhetor Albutius, der „nihil putabat esse, quod dici in declamatione non posset“: „Idiotismus est inter oratorias virtutes res quae raro procedit. Magno enim temperamento opus est, et occasione quadam. Hac virtute varie usus est. Saepe illi bene cessit, saepe decedit. Nec tamen mirum est, si difficulter apprehenditur vitio tam vicina virtus. Hoc nemo praestitit unquam Gallione nostro decentius. Jam adolescentulus cum declamaret, apte et convenienter et decenter hoc genere utebatur. Quod eo magis mirabar, quia tenera aetas refugit omne, non tantum quod sordidum, sed et quod sordido simile est.“ — Man empfindet leicht, wie unter Umständen das Heraussagen, wie uns der Schnabel gewachsen ist, jede Feinheit der Rede überbietet, und es kann überhaupt selbst die Rede der Gebildeten, sofern sie nur die Formen dieses engeren Sprachkreises anwendet, ohne ihn mit dem angemessenen Gehalte erfüllen zu können, zu einem Kultur-Idiotismus führen, der als Zeichen einer Schwäche und Armut, die sich stark und reich gebärdet, höchst widerlich wirkt. Die Alten nannten dergleichen *κακόζηλον* (Demetr. de eloc. § 186), was wir etwa mit maniriert bezeichnen. (vide Ernesti, lexic. technol. Graec. rhet. p. 166.) Quintilian (VIII, 3, 56) definiert die *κακοζηλία* als mala affectatio, welche tumida et pusilla et praedulcia et abundantia et arcessita et exultantia einführt. Er nennt sie „omnium in eloquentia vitiorum pessimum; nam cetera parum vitantur, hoc petitur.“ — (Ähnlich ist die Bedeutung von *κακοτεχνία* bei Demetrius de eloc. § 27.)

Wenn nun die Verwendung mundartlicher Formen sich durch deren natürliche Zugehörigkeit rechtfertigt und für die Kunst der Sprache durch die Naturkraft, welche er dieser zuführt, als unentbehrlich zu erachten ist, so zeigt sich die Einführung von Fremdwörtern und Redewendungen ausländischer Sprachen besonders von Einfluß auf den Gedankenzuwachs, und ist — wie sie ja auch immer ein Wissen des Einführenden voraussetzt — mehr für Förderung und Entfaltung der Kultur von Bedeutung, indem sie die Schranken der Nationalität durchbricht und die Begriffswelt erweitert. Dialektische Formen wendet vorzugsweise die Sprachkunst an, z. B. in der Poesie, Fremdwörter dagegen finden in der Prosa, namentlich in der wissenschaftlichen, ihre Stelle; jene sind wie Naturlaute, welche, halb vergessen, wieder anklingen, diese bleiben im Grunde termini technici. Schiller (Briefwechsel mit Körner,



Brief vom 26. März 1790) sagt: „Lateinische Wörter wie „Kultur“ fallen in der Poesie etwas widrig auf.“

Freilich verhält es sich so nur während der Zeit, in welcher die Fremdwörter und fremden Satzfügungen als solche noch unmittelbar empfunden und gewußt werden. Stellen sie sich wirklich und dauernd als eine Erleichterung für den Verkehr heraus, befriedigen sie das Bedürfnis, später hervorgetretene Erscheinungen oder Vorgänge des Kulturlebens, für welche der einheimische Ausdruck fehlt, angemessen zu bezeichnen, so wandelt der usus sie allmählich in sein Eigentum. Das ist allerdings nur ein Umschaffen, aber doch ein Schaffen, durch welches ein schon gegliedertes Material einem anderen Kunststil assimiliert wird. Andererseits läßt die Sprache wieder fallen, was sie nicht brauchen kann, auch wenn es ihr von Autoritäten zugebracht wurde. (Quintilian, 1, 5, 64 erzählt: *Mihi placet Latinam rationem sequi, quousque patietur decor. Neque enim jam Calypsonem dixerim ut Junonem, quamquam secutus antiquos C. Caesar utitur hac ratione declinandi. Sed auctoritatem consuetudo superavit.*)

Wie sehr sich Fremdwörter einer Sprache assimilieren, zeigt sich uns, wenn wir etwa Wörter als fremd denken sollen, wie Vogt (*advocatus*), Bursch (*bursa*), Pilger (*peregrinus*), Pfingsten (*πεντηκοστή*), Mette (*matutina*), Ziegel (*tegula*), Segen (*signum*), Stiefel (*aestivale*), Tafel (*tabula*), Weiher (*vivarium*), Lärm (*all' arme*), Samstag (hebr. *schabbât*), matt (arab. *mâta*, er ist gestorben) u. s. f. (cf. Schleicher, *Dtsche Spr.* p. 117.)

Ebenso bürgern sich Redewendungen ein, wie z. B. bei uns die Gallicismen: Einem den Hof machen, Einem einen Gefallen thun; bei den Römern viele Gräcismen z. B. (Virg. *Ecl.* III, 80) *triste lupus stabulis* (wie *καλὸν ἢ σωφροσύνη*); *integer vitae*; *desine mollium querelarum* (Hor. *Od.* II, 9, 17); *fractus membra* (Hor. *Sat.* 1); *perfidum ridens* (Hor. *Od.* III, 27, 67); *ruit Oceano nox* (Virg. *Aen.* II, 250); *frigida pugnabant calidis, humentia siccis* (Ov. *M.* 1, 19) (wie etwa: *Κῦρος ἦν συγγνώμων τῶν ἀνθρωπίνων ἀμαρτημάτων; μνηστῆρας ἔπαυσαν ἀέθλων; πόδας ὠκύς; δεινὸν βοᾶν; ἔρχεσθαι τινι; μάχεσθαι τινι*). — Bernhardt (Grundr. d. röm. Litt. 1, § 192) sagt hierüber: „Der Gräcismus in Wortbildung, Flexion und Syntax von den frühesten Autoren der Republik ohne Plan eingeführt, von Sallust begrenzt, von Virgil in etwas groben Massen herüber genommen und weiter bis auf Ovid immer feiner organisiert, bürgert sich ein und wird ein Element der lateinischen Darstellung.“

Die französische Sprache zeigt völlig assimilierte Wörter — man nennt dergleichen oft Lehnwörter, — welche, obwohl vom Lateinischen übernommen, später zum zweitenmale als Fremdwörter eingeführt wurden, z. B. *sécurité* neben *sûreté*, *fragile* neben *frêle*; im Deutschen finden sich viele Umdeutschungen fremder Wörter, wie *kosten* (*constare*), *Gruft* (*crypta*), *Speise* (*expensa*, *spensa*), *Kelter* (*calcatura*), *Trichter* (*trajectorium*) *cet.*, auch Lehnwörter aus dem Französischen, welche ursprünglich ihm entnommen waren, z. B. *Hellebarde*, *Balkon*, *Bandage* *cet.*; ja, man bildet selbst Fremdwörter dem Klange nach, welche der fremden Sprache nur scheinbar angehören, wie z. B. im Deutschen: *Infanterist*, *Gardine*, *Titulatur*, *Spediteur*, *botanisieren*, oder welche in jener wenigstens nicht dieselbe Bedeutung haben, wie *Rouleaux*, *Montur*, *Retirade*, *blamieren*, *ensuite*, *Parole*, *Offerte*, *Friseur*, *Restauration* u. d. m.

Selbst bei ungemein starker Mischung einer Sprache mit fremden Elementen kann sie durch Bewahrung ihres grammatischen Baues ihr eigentümliches Gepräge sich erhalten. So die englische Sprache. Keltische Ursprache, darauf Lateinisch, Angelsächsisch, Dänisch, Normännisch-Französisch, dazu in späteren Zeiten alles mögliche sonst bilden das Sprachmaterial, und doch zeigt sich das Englische im wesentlichen durchaus als germanische Sprache.

Als Fehler erscheint beim Einbringen fremder Redewendungen, was der Gebrauch nicht festhalten mag. So ist es *Latinismus*, wenn Opitz (Schäfferey, Von der Nymfen Hercinia, Bresl. 1630, 4. p. 26. 32) sagt: „Ich hatte aus Begiehr fast angefangen zu fragen; sie aber, die es mir am Gesichte ansah: dieser große Strom, sprach sie, der *cet.*“ „Sie ging für uns her, und: beschawet nun, sagte sie, das Ort.“ „Hierüber trat sie fort, und, Dieser, sagte sie, welchen“ — (*hic, inquit, quem.*) — Teipel spricht über die *Latinismen* bei Lessing (Herrigs Archiv für neuere Spr. Bd. 11, p. 444 sq.) und bemerkt z. B. *Relativkonstruktionen*, wie: *qui nolo ut sis* oder *quem te esse nolo* z. B. (Bd. 20, p. 182): „Seien Sie, wer sie wollen, wenn Sie nur nicht der sind, der ich nicht will, daß Sie sein sollen.“ oder (Bd. 15, p. 62): „Einiges ist darunter, das ich nicht finde, wo er es her hat.“ — Ferner der *Acc. cum Inf.* z. B. (Bd. 8, p. 3): „Die Gelehrten in der Schweiz — schickten — einen Band alter Fabeln voraus, die sie ungefähr aus den nähmlichen Jahren zu sein urtheilten.“ (*quas iisdem annis ortas esse judicabant*); so (Bd. 9, p. 69): „Eine Lücke, die sie *unius saltem folii* zu sein

versichern;“ und im Laokoon (I): „wo ein Halbkenner den Künstler unter der Natur geblieben zu sein, das wahre Pathetische des Schmerzes nicht erreicht zu haben, urtheilen dürfte.“ Ähnlicher Art die Einbringung des lat.: nihil aliud quam z. B. (Bd. 31, 35): „Ich gedenke der Statuen, welche die Furien in ihren Tempeln nicht anders als gehabt haben könnten.“ u. d. m. Teipel führt (Herrigs Archiv Bd. 12, p. 476 sq.) in seiner Abhandlung: „Über wirkliche und scheinbare Gallicismen bei deutschen Schriftstellern“ u. a. an: die dem Französischen nachgeahmte Setzung einer dem Deutschen überflüssigen Negation (*le flatteur parle autrement qu'il ne pense*) wie bei Goethe (Bd. 10, p. 87): „in einer größeren Gefahr, als ihr nicht sehet“, ferner den Gebrauch von Passiven und Konstruktionen, welche von frzsch. transitivis entlehnt sind (wie von *suivre*) z. B. bei Schiller (Wallenst.): „Gefolgt von einer Heeresmacht; — gehorcht zu sein (nach: *je suis obéi*) wie er, konnte kein Feldherr sich rühmen“ und ähnlich (30jähr. Krieg): „eine Versicherung, die widersprochen wird“.

Sahen wir nun, wie die Sprache in räumlicher Beziehung ihr eigentümliches Leben gegen Mundarten und fremde Sprachen abgrenzt oder durch deren Aufnahme erweitert, so ist noch zu betrachten, wie die Schriftsprache sich auch als zeitlich bestimmte verhält, d. h. wie sie sich stellt zu der Wiedereinführung älterer oder der Bildung neuerer Sprachformen, den sogenannten Archaismen und Neologismen.

Neologismus ist kein griechisches Wort; es wird gebraucht z. B. von Adelung, über den deutschen Stil, Bd. 1, p. 81, und von Bernhardi, Sprachlehre, Bd. II, p. 62; auch *νεωτερισμός* findet sich in diesem Sinne bei den Alten nicht.\*) Dagegen braucht Dionysius de comp. verb. c. 22 das Wort *ἀρχαϊσμός*: *Ἡ ἀνστηρὰ ἀρμονία — ἥκιστα ἀνθηρά, μεγάλῳρων, ἀνθέκαστος, ἀκόμψεντος, τὸν ἀρχαϊσμόν καὶ τὸν πῖνον ἔχονσα κάλλος*. Er spricht auch (l. c.) von dem *ἀρχαῖζόν κάλλος*; so findet sich auch *ἀρχαῖζω* (id. Rhet. 62, 20) *ἀρχαιοπρετῇ σχήματα* (de comp. vb. 26) *ἀρχαιοειδές* (Demetr. de eloc. 245) *ἀρχαιολογεῖν* (Aristides, techn. rhet. bei Spengel, rhet. Gr. II, p. 402). Bei Aristonicus: *ἀρχαῖκῶς* (z. B. zu Il. I, 275),

\*) Wenn z. B. in den Scholien zu Il. VII, 475 von „*νεωτερικὴ ὀνομασία*“, *λέξεις νεωτερικῇ* cet. gesprochen wird, so ist damit nur der neuere Sprachgebrauch bezeichnet gegen den älteren. (cf. auch Serv. (Aen. VIII, 731).

*ἀρχαϊκώτερον* (zu II. II, 186); bei Apollon. Dysc. *ἀρχαϊκὴ χρῆσις* (z. B. de constr. III, 7). *Ἀρχαϊσμός* ist dann weiter gebraucht von Servius zum Virg. z. B. Aen. I, 3; XII, 316; Porphyrius: „*ἀρχαϊσμός figura*“ (zu Hor. ep. I, 16, 31); Ps. Donat (zu Andr. II, 2, 28; Eun. III, 5, 39), Tzetzes, Exeg. II, p. 61, 18, neuerdings von Vossius, comment. Rhet. P. II, p. 15.

Quintilian (VIII, 3, 24) spricht von der antiquitas, welche der Rede dignitatem gäbe; das Bilden neuer Worte nennt er (VIII, 3, 30) fingere. Es heisst bei ihm (I, 5, 71): nova non sine quodam periculo fingimus (I, 6, 1), vetera majestas quaedam religiosa commendat. Ähnlich nennt Dionys. Hal. die Neologismen einfach *πεποιημένα* (z. B. de comp. vb. cp. 25; 26 cet.) wie schon Aristoteles Rhet. III, 2 und Poet. 21: *πεποιημένα ὀνόματα*. Cicero (de or. 38) hat: inusitatum verbum aut novatum, ferner (or. c. 24): nec in faciendis verbis audax et parvus in praeiis.

Altertümliche Wendungen bleiben wohl zum Teil von selbst aus einer früheren Zeit im Munde älterer Leute, oder solcher, denen sie besonders zusagen, namentlich der Frauen (Plato, Crat. p. 418: *αἱ γυναῖκες, αἵπερ μάλιστα τὴν ἀρχαίαν φωνὴν σώζουσι*), doch erhalten sich Archaismen dieser Art nur in geringer Zahl und sind beständig im Aussterben. Anders steht es mit Worten und Wendungen aus den älteren Zeiten der Sprache, welche absichtlich wieder hervorgeholt werden. Archaismen dieses Ursprungs zeigen oft eine ganz frische Schönheit und geben der Rede Reiz und Gewicht; diese also verdanken ihre Wiedererweckung einem Studium, dann der Reflexion und gewinnen wohl auch in weiteren Kreisen eine neue Verbreitung.

Zu neuen Bildungen ist dagegen mehr das Volk aufgelegt — wegen der natürlichen Lebendigkeit seines Sprachgefühls — als der Gelehrte, den eben sein Wissen zurückhält, welches ihn auf Autoritäten weist. Neue Wurzeln werden von denen nicht mehr geschaffen, welche schon im Besitz einer ausgebildeten Sprache sind; und die Forderung der Verständlichkeit für die Neubildungen, welcher genügen zu müssen jeder Sprachbildner der späteren Zeit sich bewußt ist, hält die Lust am Schaffen in engen Grenzen. Es wendet sich also die Laune des Augenblicks, gesteigert besonders in geselliger Unterhaltung, etwa zu Schallnachahmungen, deren Nachbildung sofort ins Gehör fällt und verstanden wird, oder eine momentane Erregung, welcher die vorhandenen Bildungen nicht genügen, modifiziert durch Zusammensetzungen oder deutlich

bezeichnende Ableitungen das sonst gebräuchliche Sprachmaterial. Neben der unbefangenen Menge schafft auch der Dichter Neues, wenn ihn besonnene Begeisterung über die Bedenken seines Wissens hinweghebt.

Es liegt in der Natur der Sache, daß innerhalb einer ausgebildeten Sprache nur eine bescheidene Zahl von Archaismen und Neologismen Aufnahme in den usus beanspruchen können; das Wissen wird also sein Interesse an älteren Formen zu bewachen haben, denn als bloße Reizmittel sind Archaismen ärmlich, und ebenso gehen ausschließlich individuelle, mutwillige oder übermütige Neubildungen bald wieder zu Grunde.

Nach welchen Gründen sich der usus für Wiederaufnahme von Archaismen oder Einführung von Neologismen entscheidet, das ist im einzelnen nicht wohl anzugeben. Horaz (ep. ad Pis. 60) vergleicht den Wandel der Wörter mit dem Wechsel des Lebens, ja er scheint ihm noch weniger festen Gesetzen unterworfen (l. c. 70):

Multa renascentur quae jam cecidere, cadentque  
Quae nunc sunt in honore vocabula, si volet usus,  
Quem penes arbitrium est et jus et norma loquendi.

Auch in unserer Zeit findet sich diese Ansicht vertreten, welche die Sprachwissenschaft zu einem Teile der Naturwissenschaft machen will, aber die Produkte menschlicher Kunst werden durch eine Wahl gehalten oder verworfen, welche, obwohl von Umständen mitbedingt, doch im wesentlichen nur aus jenem Kunstsinn hervorgeht, der auch dem Schaffen zu Grunde liegt. Freilich sind die Gelehrten nicht gerade diejenigen, bei welchen dieser Sinn am wenigsten ungetrübt bleibt. Liest man bei Adelung (Über den deutschen Stil, [dritte Aufl. 1789] Bd. I) das dritte Kapitel (p. 80 bis 121) von der „Reinigkeit“ und vergleicht die dort von ihm als verwerflich bezeichneten Archaismen und Neologismen mit dem heutigen usus, so wird man sich wundern, wie oft das Urteil des verdienten Gelehrten sich irrig zeigt. Er hält z. B. für Archaismen, die aus dem einen oder anderen Grunde zu beseitigen seien, die Wörter: heischen, entsprechen, Obhut, Schemen, bieder, Fehde, Heimat, Eiland, Reisig, Sippschaft, stattlich, lustwandeln, befahren, kund, Mahl, Landsknecht, Schlacht, Irrsal; andrerseits scheinen ihm Neologismen unzulässig, wie z. B. sich etwas vergegenwärtigen, liebevoll, entgegenen, Gemeinplatz, beabsichtigen, Ingrim, weinerlich. Dagegen empfiehlt er Eislauf für Schlittschuh, Sammelorden

für Bettelorden, erfindsam für erfinderisch, beblümen, bebrücken u. d. m.

Nach unserem Sprachgefühl bedünkt uns oft, daß Wörter von verhältnismäßig geringem Alter von je dagewesen wären, aber „furchtlos“ ist z. B. erst von Simon Dach eingeführt, und auf manche Ausdrücke sind wir erst durch Übersetzungen aus anderen Sprachen gekommen. Pott (Etymologische Forschungen [2. Aufl.] Bd. I, p. 265) führt an, daß die Übersetzung von Yoricks *Sentimental journ.* 1768 das Wort „empfindsam“ brachte, daß „Um-sicht“ als Übersetzung von *circumspectio* von 1794 datiert; daß erst seit Ch. Wolf das Wort „Leidenschaft“ (nach *πάθος*) Bürgerrecht erhalten; daß Luther noch als neue Wörter tadelte: beherzigen, behändigen, erspriefslich.

Es ist klar, daß Sprachschaffen oder schöpferisches Neubeleben Akte freier Thätigkeit sind, und daß also allerhand gute Regeln über Einführung oder Verwendung von Archaismen und Neologismen, wie sie von alten Zeiten her gegeben wurden, im ganzen unfruchtbar bleiben. Nüchterne Geschäftsleute ärgern sich besonders an aufgebauchten Archaismen, wie Sueton (Aug. 86) vom Augustus erzählt, der „*cacozelos et antiquarios, ut diverso genere vitiosos, pari fastidio sprevit*“, gelahrten Grammatikern ist Neologismus ein Greuel, wie denn der ehrwürdige Schottel in seiner „Ausführlichen Arbeit von der Teutschen Haupt-Sprache“ p. 158 die Obrigkeit zu Hülfe holen will: „Zumahl sich immer mehr neuschüchtige Lehrlinge anfinden, die vermaßen, was Beyseitiges und Neues zu kochen jhnen frei stünde. Es solte billig jede Obrigkeit acht geben lassen, daß solche Schlüngelgekke jhre Brüte für sich vielmehr behalten, als durch öffentlichen Trukk, was für Sprach-erfahrne Helden sie sind, kunt machen könnten.“ — „ist auch vor weniger Zeit etzlichen, die in dem Frantzösischen Sprachwesen aus nicht genugsamer Uhrsache irrig machende Neuerung einzuführen den Anfang gemacht, nicht gelungen, sondern durch Königliche Autoritet verboten und niedergelegt worden.“

Man kann sagen, daß beide, Archaismen und Neologismen, wenn wir sie billigen sollen, nicht erst unsere Kenntnis in Anspruch nehmen oder unsere Reflexion beschäftigen dürfen; jene müssen uns nur wieder in Erinnerung zu kommen scheinen, diese wie natürlich aus dem Bekannten hervorquellen. Durch die besondere Färbung, welche sie der Rede mitteilen, rechtfertigt sich dann ihr Auftreten von selbst. So bemerkt Vossius (*comment. rhet. P. II*,

p. 15) von den Archaismen des Virgil: „Nec tamen casu in talia incidit poëta, sed iudicio sic maluit, quoties gratia ex iis accederet carmini: ut si vel Dii loquantur, vel veteres Latii incolae, maxime senes, qui retinentiores esse solent sermonis antiqui.“ Virgil ist übrigens so gar reich an Archaismen nicht; abgesehen von Formen wie *ast*, *olli*, Gen. auf *ai*, Inf. auf *ier*, *fuat*, *faxo cet.* die meist absichtlich zur Verwendung kommen, meidet er die Fülle der früheren Dichter an Archaismen. Erst hinterher fällt uns z. B. ein, daß wir es mit Neologismen zu thun haben, wenn wir bei Goethe (Der Fischer) lesen: „Ach wüßtest du, wie's Fischlein ist so wohligh auf dem Grund“ — „Labt sich die liebe Sonne nicht, der Mond sich nicht im Meer? Kehrt wellenatmend ihr Gesicht nicht doppelt schöner her?“ — Und ebenso stutzen wir nicht, wenn bei Lessing Saladin dem Tempelherrn archaistisch sagt: „Wie gach (jach) nun wieder, junger Mann!“ oder, wenn es bei Schiller heisst: „Es ist doch traun ein närrischer Befehl!“ — „Der wird den Hahn nicht fürder krähen hören!“

Quintilian urteilt verständig (I, 6, 39 sq.), eine Rede sei fehlerhaft, „si egeat interprete“, daher seien Archaismen (*verba a vetustate repetita*) zwar, sofern sie Majestät mit Neuheit verbinden, zur Zeit vortrefflich, aber „opus est modo, ut neque crebra sint haec neque manifesta, quia nihil est odiosius affectatione, nec utique ab ultimis et jam obliteratis repetita temporibus, qualia sunt topica et antegorio et exanclare et prosapia.“ Er schließt: „Ergo, ut novorum optima erunt maxime vetera, ita veterum maxime nova.“ Aber Warnungen erweisen sich in dergleichen Dingen wenig fruchtbar; man findet sie auch bei griechischen Rhetoren nicht selten, z. B. bei Longinus (rhet. in Rhet. Gr. ed. Spengel T. I, p. 306): *Περύλαξο δὲ τοῖς λίαν ἀρχαίοις καὶ ξένοις τῶν ὀνομάτων καταμιαίνειν τὸ σῶμα τῆς λέξεως*, und doch zeigte namentlich die absterbende Litteratur bei Griechen und Römern als Folge der Studien und des Strebens nach Effekt auffallende Verirrungen in dieser Richtung. Da spottet schon Seneca (ep. 114, 13) über die sogenannten antiquarii: „multi ex alieno saeculo petunt verba: duodecim tabulas loquuntur. Gracchus illis et Crassus et Curio nimis culti et recentes sunt, ad Appium usque et ad Coruncanium redeunt.“ Von Hadrian heisst es bei Spartianus (Hadr. 16) „amavit praeterea genus vetustum dicendi — Ciceroni Catonem, Virgilio Ennium, Sallustio Caelium praetulit.“ Nach Hadrian kommen dann die Frontonianer. — Ebenso sind bei uns, wenn auch vorübergehend, die germanischen Studien der

neueren Zeit auf den Sprachgebrauch mancher Dichter nicht ohne Einfluß geblieben. —

Bei den späteren Griechen überwuchern besonders Neologismen von Kompositionen. Bei Lobeck (Phryn. p. 600) heisst es: „Ita tulit aetatis istius consuetudo in hoc genere ultra modum luxuriata: ἡ καλλιπαρθένος Eumath. Hysmen. X, 460. Phot. Bibl. CLXXXIV, 418 τῆς καλλιπαρθένου Θέκλας. Gregor Naz. Or. XXI, 399. D. T. 1 ὁ μεγαλοκήρυξ Anna Comn. XV, 485 A ὁ καλλιμάργυρ Nicet. Ann. XX, 3, 379 C quae unde nata sint, docere nos potest nomen χαυλιόδους, ex adjectivo in substantivi naturam transmutatum. Offenditur apud veteres quoque vocabulorum sic compositorum copia; sed apparet, pleraque ex tempore ad similitudinem paucorum publice receptorum efficta et cum auctoribus ipsis et nata esse et occidisse.“ Dergleichen sei z. B. χαυνοπολίτης und διαδρασπολίτης bei Aristophanes. —

Es muß überhaupt unterschieden werden zwischen Archaismen und Neologismen, welche, wie oft bei Aristophanes, nur in besonderer Absicht für einen einzelnen Fall hingestellt werden, und solchen, welche eben der Sprache selbst einverleibt werden sollen. Bildungen der ersteren Art stehen gewöhnlich im Dienste der Komik, wie wenn wir eine Rede mit „alldieweilen und sintemalen“ beginnen, oder wenn Platen (Romantischer Oedipus) Zusammensetzungen bringt, wie „Vorzeitsfamilienmordgemälde“ oder „Nebenbeipersonen“ oder „Freischützskaskadenfeuerwerksmaschinerie.“ Dahin gehört auch, wenn Shakespeare (Hamlet III, 2) bildet: it out-herods Herod, (Schlegel: „es übertyrant den Tyrannen“) oder (As you like it IV, 3): Silvius: I — heard too much of Phebe's cruelty. Rosalind: She Phebes me: — (Schlegel: Sie phöbe't mich.)\*) —

Besinnt man sich nun auf die Schicksale aller der Formen, welche von den sämtlichen Volksgenossen in Ausübung ihres Rechts, sich ihre Sprache zu bilden, gemacht werden, um zu gelten und zu bleiben, so findet man, daß der wunderbare Prozeß jener

---

\*) George Sand (Consuelo I, p. 49) bezeichnet selbst ihr Wort „succeditrice“ als „néologisme“; (lib. III, p. 118) nennt sie „approbativité“ den „Style phrénologique de nos jours“. — Goethe (Faust, II) sagt: „füßle“ mit dem Lieben“ und substantiviert: „ein Weisnichtwie“. — Archaismen dieser Art d. h. nur für die Färbung der bestimmten Stelle z. B. bei Tieck: „artlich“ für artig (Genov. II, 160); „herfürleuchten“ (ib. II, 161); „wasmafsen“ (Melus. XIII, 143); „Dämmerunge“ (Oct. I, 113). —



Auswahl der Sprachformen, welchen wir bei Betrachtung der ursprünglichen Sprachschöpfung schilderten, ununterbrochen fort dauert. Fast in unserm eigenen Munde wandeln sich z. B. die Formen der ablautenden Verba. Aus buk wird backte, aus troff wird trieffte, aus mied meidete, aus schliß schleifte u. d. m. und wir belassen andere nebeneinander: nackt, nackend; Atem, Odem; Trotz, Trutz cet. d. h. wir schwanken in der Auswahl. — Beständig bilden unsere Kinder, bilden Personen von geringer Bildung neue Wörter und Wortformen oder Strukturen, die, schon weil sie der Autorität ermangeln, nur selten ein längeres Leben gewinnen. Sprachen von Völkern ohne Litteratur und Kultur verändern sich deshalb unglaublich schnell. M. Müller (Vorles. üb. d. Wissensch. d. Spr. I, p. 32) sagt: „Man hat gefunden, daß unter den wilden und rohen Volksstämmen Sibiriens, Afrikas und Siams schon zwei oder drei Generationen hinreichen, um das ganze Aussehen ihrer Dialekte zu verändern“ und p. 49: „Wir lesen von Missionären in Central-Afrika, welche die Sprache wilder Stämme niederzuschreiben versuchten und mit großer Sorgfalt eine Sammlung aller Wörter anlegten, deren sie habhaft werden konnten. Als sie nach Verlauf von zehn Jahren zu demselben Stamm zurückkehrten, fanden sie, daß dieses Wörterbuch veraltet und unbrauchbar geworden war.“ — Aber auch, was unsere Gelehrten und Dichter in der Sprache Neues schaffen, wird nur zu einem geringen Teile auf längere Zeiten ein fester Bestandteil der Sprache. M. Müller (l. c. p. 32) führt z. B. in Bezug auf die autorisierte englische Bibelübersetzung an, daß „in Booker's Schrift- und Gebetbuch-Glossar sich die Zahl der Wörter und Wortbedeutungen, welche seit 1611 veraltet sind, auf 388 beläuft, oder ungefähr ein Fünfzehntel aller in der Bibel gebrauchten Wörter.“ — Wieviel verliert sich nicht sofort von den Neubildungen selbst hervorragender Autoritäten, wenn der Sprachsinn wahre Schöpferkraft an ihnen vermisst. Gottschall (Poetik. T. I, p. 164) vergleicht die Wortzusammensetzungen aus den beiden Teilen von Goethes Faust miteinander, in denen „sich ebenso die glückliche Dichterkraft der Jugend, wie die manierierte Ohnmacht des Alters ausprägt.“ Da heimeln uns sofort an als der Sprache angehörig aus dem ersten Teil z. B. Gnadenpforte, Dichterhöhe, Wettgesang, Donnergang, Wirkenskraft, Wissensqualm, Freudebeben, Lebensfluten, Thatensturm, Jugendmacht, Teufelsfaust, Nachbaräste, Gedankenbahn, während der zweite Teil uns Sonderbarkeiten bietet, wie z. B. Erfüllungspforte, Wechseldauer, Doppelzwerggestalt, Glitzertand, Blitzeswerk, Bücherkruste, Krächzegrufs,

Zitterwogen, Glanzgewimmel, Flüsterzittern u. a. m., welche uns fremd bleiben.

Wir weisen bei dieser Gelegenheit an dem Beispiel unseres vortrefflichen Rückert darauf hin, wie sich der Sprachkünstler bei seinen Neubildungen von dem Dichter unterscheidet, indem wir an die Worte erinnern, mit denen Bernhardi (Sprachlehre, T. 2, p. 63) die sprachliche Reformation, „welche Vofs durch ein Aneignen der deutschen Sprache an die griechische hervorbringen wollte“, von der Begründung unserer neuen Dichtersprache z. B. durch Klopstock, Goethe, Tieck unterscheidet. Er sagt: „Diese Reformation mußte, da das Ganze von nichts Innerm ausging und von da auf das Äußere über, da alles vorzüglich auf Formen gebaut war, und als höchstes Ziel ein Übersetzen aus dem Griechischen mit gleicher Silbenzahl und Wörtern gesetzt stand, notwendig mißlingen, und in eine Künstlichkeit ausarten, gegen welche die Sprache sich sträubt und die man eben daher in jedem Momente fühlt. Soll eine Sprache in Hinsicht des Dichterischen erweitert und gebildet werden, so kann dies weniger von Sprachkünstlern, welche darum Dichter sein wollen, als von Dichtern, welche darum Sprachkünstler sind, geschehen. Jene werden die Sprache mit Absichtlichkeit durch ein Erfinden zu erweitern vermeinen, ohne zu bemerken, daß es ihnen unmöglich wird, wenn die Operation ins Grofse getrieben wird; und nur dann erst hat sie Wert, die Willkür durchzuführen, mit welcher sie zu Werke gegangen sind. Bei dem Dichter aber erscheint die Spracherweiterung und Bereicherung als unmittelbar von der Idee geboten, als aus Notwendigkeit gebildet, und eben daher jenes Fremdartigen beraubt, welches die Absichtlichkeit hervorgebracht hat.“

Der anscheinende Widerspruch, daß auf diese Weise eben der Sprachkünstler derjenige ist, welchem die Kunst des Sprachschaffens abgeht, erledigt sich, wenn man bedenkt, daß innerhalb der ausgebildeten Sprache die innere Notwendigkeit zu Neubildungen aus der Gewalt einer voll umfaßten Gedankensphäre hervorbrechen muß, aus einem Größeren also, als der Sprachkünstler beherrscht, dem nur die Darstellung des einzelnen Seelenmoments obliegt und gelingt, der also, wenn er neu bildet, nur ein sich gegenwärtig bietendes und individuelles Bedürfnis des Ausdrucks befriedigt.

Selbst, wenn man die Gedichte Rückerts nur flüchtig durchliest, muß man über die Menge von Neubildungen erstaunen,

welchen dieser Sprachkünstler ersten Ranges ein offenbar ephemeres Dasein geliehen hat; er selbst hat sie sicher als nur für den Augenblick geboren — als Figuren, nicht als Wörter — erkennen müssen. Wir führen z. B. an: schlichthausbackene Poesie, Jugendfreudenschwung, Traumbilderer, Phantasieverwilderer, Gefühles Milderer, Gottgefecht, Farben mancherhand, matten als Verbum, ein dörres Blatt, entgiften, beblättern, veredelsteinen, schwallen, meerhauchfeucht, behausen, antagen, zerschnoben, zurücknöten, funken als Verbum, zerthaut, dämmerklar, Verwildung, entschreiben, knappen als Verbum, entschütten, Glanzirrlichterieren, ein Wandelgeher, Verdammer, umrüften, abströpfen, Sehnekufs, Flinder, immerndes Grün, perlengrasicht, silberfransicht, blütenstraufsicht, umzirken, sich verwegnen, entbittern, zurücklachen, lenzen (Verbum), trümmern (Verbum), Wirklichkeit, Erspriefs, der Huldige, ein Leber (Lebender), serben (Verbum) u. a. m.

Eigentümlich steht es mit der französischen Sprache der neueren Zeit in Bezug auf ihre Neologismen und Archaismen, welche oft beides sind, sofern die Neubildungen von dem klassischen Sprachschatz borgen, wie z. B. *génuflexion*, *semicurieux*, bei A. Dumas; *discors* bei Lamartine; *le flamine*, *l'impluvium* bei Ponsard. Wirkliche Archaismen sind z. B. bei V. Hugo (*Le roi s'amuse*): *les archers de l'écuelle*, *la donzelle*, *les gorgerettes des bourgeois* cet., ferner: *maintes* oder *souventes fois*, *mult*, *scinder*, *le renouveau* cet. Was die ältere Zeit der Sprache betrifft, so liebt namentlich La Fontaine die Archaismen. (cf. Weigand, *traité de Versif. française* p. 241.)

Wir besprechen nunmehr die sogenannten etymologisch-grammatischen Figuren, deren Begriff wir oben (p. 379) bereits entwickelten.

Die hierbei angewandte Terminologie entnehmen wir aus dem „*Scriptor incertus de soloecismo et barbarismo*“ ed. Valckenaer (in: Ammonius de differ. adf. voc.), als den man Herodian annimmt, aus Diomedes Art. Gramm. II, p. 435 P. sq. und Donatus: *ars grammatica* III, 2—4.

Der *scriptor incertus* kennt nur Barbarismen, d. h. er setzt diese nicht auch als Vorzüge dichterischer Rede, als Metaplasmus; Diomedes und Donatus stellen eine doppelte Liste auf, wobei freilich der naive Vorwurf des Consentius (de Barbar. et Metapl. Vol. V, p. 391 ed. Keil) verdient wird: „*equidem non imitabor scriptores, qui exempla hujusmodi vitiorum de auctoritate lectionum* (d. h. aus Schriftstellern) *dare voluerunt; quo ea vitiorum facta est confusio,*

ut paene jam nemo intellegat, quid barbarismus sit, quid metaplasmus. Die Barbarismen sind hiernach folgende:

1. *Πρόσθεσις* z. B. wenn man *Σωκράτην* sagt statt *Σωκράτη*. Es ist dies „adjectio litterae“ z. B. *reliquiae*. Diom. Don.

2. *Ἀφαίρεσις* z. B. *Ἐρμῇ* statt *Ἐρμῆν*. — Es ist dies „detractio litterae“ z. B. pretor statt praetor. Diom. Don.

3. *Ἐναλλαγή* z. B. *ῥδυνάμην* statt *ἐδυνάμην*. — Dies ist „immutatio (mutatio, parallage) litterae, si litteram aliam pro alia pronuntiemus, ut arvenire pro advenire.“ Diom. Don.

4. *Μετάθεσις* z. B. *δρίγον* statt *δίγον*. Valcken. bemerkt hierzu: Auctore Tryphone *περὶ παθῶν λέξεων Μετάθεσις λαλεῖται καὶ ἐνάλλαξις καὶ ὑπέρθεσις*.\*) Dies ist „transmutatio litterae“ z. B. Evandre statt Evander. Diom. Don.

5. *Συναλοιφή* z. B. *ὁ θάτερος* statt *ὁ ἕτερος* bei Menander, weil die *Krasis θάτερον* nur das Neutrum betreffen könne. Bei Diom. und Donat. unter Metaplasmus.

6. *Λιαίρεσις* z. B. *Ἀημοσθένεια* statt *Ἀημοσθένη*. Bei Diomedes und Donat. unter Metaplasmus.

7. *Κατὰ τόνον* z. B. *βουλῶμαι* statt *βούλομαι*. Auch bei Donat. erwähnt als Fehler gegen Accent. Der Kommentator Pompejus sagt: „detrahimus accentum, si velis dicere Róma, cum tractim debeas dicere: longiorem enim accentum ad brevem traxisti.“ —

8. *Κατὰ χρόνους* z. B. *πινακῶς* statt *πινακίς*. Pompejus hat: „detrahimus tempus“ stetēruntque comae „pro eo quod est stetērunt.“

9. *Κατὰ πνεῦμα* z. B. *αὔριον* statt *αἶριον*; das ist bei Donatus „per aspirationem“ z. B. (Pompejus) omo statt homo; — (Diomedes): chorona statt corona. —

Bei dem scriptor incertus findet sich am Ende noch die nicht hierher gehörige *ἀκυρολογία*. Diomedes und Donatus geben genauer 4 Arten der adjectio und detractio an; ersterer nennt noch die *Ecthlipsis, unius litterae elisionem*“ z. B. *repsitum* statt *repositum*, Donat die „barbarismi per hiatus“ und die schon oben erwähnten *Mytacismi, Labdacismi* cet. —

\*) Schol. (Od. III, 18) *Τέτρατον. Μετάθεσις ἰωνική. διαφέρει γὰρ μετὰθεσις ὑπερθεσεως. ἡ μὲν γὰρ ἐν τῇ αὐτῇ συλλαβῇ γίνεται, ἡ δὲ ὑπέρθεσις ἐν ἑτέρῃ, ὡς τὸ δθνεῖος. ἦν γὰρ νόθος νοθνεῖος καὶ καθ' ὑπέρθεσιν δθνεῖος. καὶ πάλιν γόνυ γόννος καὶ δόρυ δόρνος, καὶ καθ' ὑπέρθεσιν γουνός καὶ δουρός.*

Die Arten des Metaplasmus sind:

a. Zusätze:

1. *Πρόσθεσις* (Prothesis) Zusatz am Anfang, z. B. *tetuli* für *tuli*, *gnatus* für *natus*. Diom. Don.

2. *Ἐπένθεσις*, nach Donat auch Parenthesis, nach Diomedes auch Pleonasmus genannt, Zusatz in der Mitte, z. B. *Mavortis* für *Martis*.

3. *Παραγωγή*, wovon Diomedes unnötig noch trennt: Pros-  
paralepsis. (Nach Consentius auch: Paralempsis). Zusatz am  
Ende, z. B. *admittier* für *admitti*, *ted* für *te*. —

b. Wegnahmen:

4. *Ἀφαίρεσις*, Wegnahme am Anfang, z. B. *temnere* für  
*contemnere*.

5. *Συγκοπή*, Wegnahme in der Mitte, z. B. *extinxti* für  
*extinxisti*.

6. *Ἀποκοπή*, Wegnahme am Ende z. B. „*endo suam do*“  
für *domum*.

c. Verlängerung und Verkürzung einer Silbe.

7. *Ἐκτασις*, Verlängerung einer Silbe, z. B. bei Virg. Aen.  
I, 499: *Exercet Diana choros*.

8. *Συστολή*, Verkürzung einer Silbe, z. B. *aquosus Orion*  
(Virg. Aen. 4, 52).\*)

d. Vereinigung oder Trennung zweier Vokale.

9. *Διαίρεσις*, Eine Silbe wird in zwei geteilt, z. B. *pictaī*  
für *pictae* (Virg. Aen. IX, 26).

10. *Ἐπισυναλοιφή*. Zwei Silben werden als eine gesprochen,  
z. B. *Phaeton* statt *Phaëton*\*\*) (Consentius bemerkt: „*item si ali-*  
*quis neutrum dicat disyllabum, quod trisyllabum enuntiamus, bar-*  
*barismum faciet*“).

e. Wegfall zur Vermeidung des Hiatus. (cf. oben p. 387.)

11. *Συναλοιφή* oder *syncretismus* nach Diomed. oder *synchysis*  
nach Donat. oder *synaeresis* nach Claudius Sacerdos; wenn ein  
Vokal ausgestoßen wird, z. B. *atque* — *ea*\*\*\*)

\*) Schol. Il. II, 4: *μόνα τὰ εἰς ὅς μονογενῆ δύναται παρὰ τὴν ἔκ-*  
*τασιν ἢ συστολὴν ἐνικὰ καὶ πληθυντικὰ γίνεσθαι, οἷον βότρους βότρους.*

\*\*) Serv. (Aen. VI, 803): *aeripedem pro aëripedem. ἐπισυναλοιφή.*

\*\*\*) Apoll. Dysc. (de constr. I, 2) nennt es *κατὰ συναλοιφήν τοῦ*  
*ἄφθρου*, wenn *ὦλλοι* von Zenodot (Il. II, 1) geschrieben wird, aber auch  
(ib. II, 19) wenn z. B. bei *ἔμ' αὐτόν* elidiert wird *ἔμ' αὐτόν*. Ebenso Schol.  
Il. I, 519: *τὸ τέλειον ὅτε ἂν ἔστι, καὶ κατὰ συναλοιφήν δι' ἂν*. Ser-  
vius (Aen. VIII, 155): *Accipio agnoscoque cet.* Virg. schrieb nicht *co-*  
*gnosco*, nam *agnosco propter Synaloepham dixit*.

12. Ἐκθλιψις, wenn hierbei auch ein Konsonant wegfällt z. B. multum—ille. —

f. Vertauschung der Buchstaben oder ihrer Ordnung.

13. Ἀντίθεσις. Ein Buchstab steht für den andern, z. B. olli für illi.

14. Μετάθεσις. Umstellung der Buchstaben, z. B. Timbre für Timber (Virg. Aen. X, 394).

Diomedes führt noch eine Protheseon parallage an, wenn z. B. für die Praeposition de in „cui tantum de te licuit“ in stehen müßte; was nicht hierher gehört.

Consentius (l. c. p. 390) erwähnt noch die Tmesis: „multi inter metaplasmos reponunt speciem, quam dicunt tmesin“, wenn man z. B. non ulla für nulla setzt (Virg. Aen. 6, 103) oder, wie man jetzt den Namen braucht, wenn zwischen den einzelnen Teilen eines Wortes sich andere einschieben, z. B. septem subjecta trioni. (Virg. Georg. III, 381.) — Donatus (III, 6, 2) führt die *τμήσις* „unius compositi aut simplicis verbi sectio, una dictione vel pluribus interjectis,“ als Unterabteilung des *ὑπέρβατον* unter den Tropen auf; ebenso Charisius (IV, 3, 12) der sie jedoch *διακοπή* nennt, und Diomedes (p. 456), der beide termini nennt. —

Wie schon aus unserer Aufzählung selbst hervorgeht, schwankte der Sprachgebrauch der Alten bei den Benennungen dieser Figuren. Lobeck, (Rhem. p. 187) führt den Schol. zu Ilias IV, 1 an und sagt: ἡγορόωντο ἐκ τοῦ ἡγορῶντο διαιρέσει ἢ μάλλον ἐπενθέσει. Diese Epenthesis nennt Eustathius p. 30, 40: *παρένθεσις*, der Schol. Hes. Opp. 179: (adjectio): *τηλεθόω προςθήκη ὡς ὀρόω*. Et. Magn. 633, 12: *ἀπὸ τοῦ ὀράοιτε ὀρῶτε καὶ πλεονασμῷ ὀρόωτε* und p. 178, 33: *ἀγρόωντα πλεονασμός τοῦ ὀ cet.* Der Schol. Od. V, 377: *ἀλόω διαιρέσις τοῦ ἀλῶ* — und so zu v. 129: *ἄγασθε ὡς δύνασθε* — *κατὰ διαιρέσιν ἀγάσθε*. Et Magn. 637, 39 heisst es: *ἔθος ἐστὶ τῷ ποιητῇ τὰ ῥήματα τῆς δευτέρας συζυγίας διαλύειν εἰς δύο ἃ ὦν τὸ μὲν πρῶτον συνεσταλμένον, τὸ δὲ δεύτερον ἐκτεταμένον καὶ σὺν τῷ ἱ γραγόμενον, ὀράας, ὀράα.* — Wir fügen hierzu noch die abweichenden oder besonderen Benennungen, welche Josephus (Josephi Rhacendytæ synopsis rhet. bei Walz, Rhet. Graec. Vol. III, p. 565 sq.) in seiner Aufzählung dieser Figuren darbietet. Er nennt *Ἀναδίπλωσις* (Reduplikation) z. B. — *δέρεκετο δεδέρεκετο*. *Ἀρσις* (Weglassung der Reduplikation) z. B. *βεβλήσθαι* — *βλήσθαι*. *Ἐπέκτασις* soviel wie *Ἐπένθεσις*.\*)

\*) (Apoll. Dysc. [de adv. 617] braucht *ἐπέκτασις* zur Bezeichnung der durch *δε* verstärkten Wortformen z. B. *τοσόσδε*.)

*Συναίρεσις* soviel wie *Ἐπισυναλοιφή*. *Παρένθεσις*, eine Epenthesis, welche keine Silbe ausmacht, z. B. *ξένος* — *ξεῖνος*. *Ἐλλειψις*, eine Wegnahme in der Mitte, welche keine Silbe ausmacht, z. B. *εἰαῖρος* — *εἰάρος*. *Διπλασιασμός*, Verdoppelung eines Konsonanten in der Mitte, ohne daß sie eine Silbe ausmacht, z. B. *ἔδδισε* — *ἔδδισεε*. *Παράλειψις*, wofür *παρέλλειψις* zu schreiben (cf. Anecd. Graec. ed. Bachmann Vol. II, p. 369), das Gegenteil des Diplasiasmus, z. B. *κάλλιον* — *κάλιον*. *Παρέμπτωσις*, Hinzufügen eines Konsonanten, ohne daß es eine Silbe ausmacht, z. B. *πόλις* — *πιόλις*. *Ἐκθλιψις*, das Gegenteil der Paremptosis, z. B. *σκηπτροῦχος* — *σκηπιτοῦχος*. *Προσχηματισμός*, Hinzufügung einer Silbe am Ende, z. B. *ὄνειρα* — *ὄνειράτα*. *Συναλοιφή*, die er *ἐκθλιψις* nennt in dem Beispiel *ἐπ' ἐμὲ* statt *ἐπὶ ἐμὲ*, ferner *κρᾶσις* in: *τάμά* statt *τά ἐμά*, endlich *συναίρεσις* in: *Νηρηῖδα* statt *Νηρηῖδα*. *Μετάληψις* z. B. *αἰμοπόται* — *αἰμηπόται*, (so Aristonic. [Il. 16, 403] *πλήγη ἀντὶ τοῦ ἐξεπλάγη κατὰ μετάληψιν τοῦ η εἰς τὸ α*) deren Unterschied von der ebenfalls angeführten *Ἀντίθεσις* (wie *Διώνσος* — *Διόνσος*) nicht klar ist, endlich ohne Erklärungen: *Ἐναλλαγή* z. B. *ἔρμος* — *ἡρεμος*; *Μετασχηματισμός* z. B. *παρθένος* — *παρθενική*\*) und *Μετατύπωσις*, z. B. *ἔξ Ἰλίου* — *Ἰλίοθεν*. —

Was sind nun für uns jetzt diese phonetisch-grammatischen Figuren?

Es stellen diese Figuren lautliche Abweichungen dar von Formen der gebräuchlichen Rede, und zwar so, daß auch sie im Gebrauch sind, ohne daß diese Abweichungen von einer Veränderung der Bedeutung begleitet werden. Sie sind also Zeichen, daß es auch in der Technik der Sprache, nicht einmal zeitweise, zu einer ganz entschiedenen und ausschließenden Wahl der Formen kommt, können aber, da die einzelnen Fälle von Abweichungen nur in Bezug auf den usus, der eine vorübergehende Gestaltung der Sprache als fest annimmt, unter den Begriff dieser oder jener Figur rubriziert werden, für die wissenschaftliche, geschichtliche Sprachforschung als solche Geltung nicht beanspruchen. Für diese

\*) *μετασχηματισμός* ist Flexion, Abwandlung, bei Apoll. Dysc. z. B. de constr. III, 6: *τῶν μερῶν τοῦ λόγου ἃ μὲν μετασχηματίζεται εἰς ἀριθμούς καὶ πτώσεις, ὡς τὸ ὄνομα* cet. — Die Indeclinabilien aber (z. B. Coniunct. Praepos.) haben keine eigene Wandelform: *ἴδιον μετασχηματισμόν*. — Formänderung im allgemeinen ist es z. B. Schol. II, I, 576: *τὸ ἡδονὴ δασυνόμενον μετασχηματίζεται εἰς τὸ ἡδος ψιλούμενον, ὡς τὸ ἡμέρα μετασχηματίζεται εἰς τὸ ἡμαρ*.

sind also z. B. die von den alten Grammatikern citierten: *tetuli* oder *gnatus* keine Prosthesis, sondern das regelmässige Perfekt zu *tulo* und die regelmässige Form von *gnascor* (vom Stamme *gen*); *tuli* und *natus* zeigen vielmehr Lautverlust; ebensowenig ist *Ma-vortis* Epenthese für *Martis*, sondern die ältere, vollständigere Form; und mittier wie *ted* zeigen nicht Paragoge, sondern sie sind die älteren Formen, die sich noch erhalten hatten, als man sich schon mit den kürzeren Formen zu begnügen pflegte. Darum sagt Buttmann (Ausführliche Sprachlehre Bd. II, p. 2): „Man muß meine Darstellung von einer Synkope und von synkopierten Formen ja nicht mißverstehen. Wer die griechische Sprache in einigem Umfange übersieht, der erkennt deutlich, daß beide Arten der Formation, mit und ohne eintretenden Vokal, wo nämlich jedes mit den Gesetzen des Wohllautes besteht, der Sprache gleich natürlich sind, und daher nicht leicht ein Fall ist, wo man mit Sicherheit behaupten könnte, daß die Art die wahre und alte, die andere aber, sei es durch Einschaltung, sei es durch Auslassung, aus jener entstanden sei. Regellos durchziehen sich beide Arten durch die ganze griechische Sprache, je nachdem irgend eine Bequemlichkeit und andere, keineswegs immer für uns bemerkbare, Umstände die eine oder die andere begünstigten. Die Grammatik aber muß notwendig auf diese Verschiedenheit aufmerksam machen und vermittelt technischer Benennung was von Einer Art ist, auch in Einen Gesichtspunkt bringen. Soviel als möglich bedient man sich hierzu der schon vorhandenen Benennungen, wo sie nicht vernunftgemäßer Methode widerstreben. Eine solche Benennung ist Synkope, wodurch freilich gesagt zu sein scheint, und auch von den Erfindern gewiß gemeint ist, daß z. B. *οἶμαι* aus *οῖμαι* abgekürzt sei. An und für sich betrachtet konnte man ebenso gut (d. h. ebenso wahr oder unwahr) *οῖμαι* für Epenthesis von *οἶμαι* erklären; und diese Erwägung könnte vielleicht veranlassen, beides in gleiche Verwerfung zu bringen. Aber man muß auch erwägen, daß nach diesem Grundsatz keine der Benennungen von Figuren der Formation oder der Syntax, wodurch eine Umänderung angedeutet wird, als da sind Umlaut, Metathesis, Enallage, Ellipse etc. Stich hält. Bei allen ist das, was als Grundform angenommen ist, nicht aus historischen Notizen, sondern nach einem Ermessen festgesetzt, bei dessen Beurteilung es uns nur darauf ankommen kann, ob es wesentlichen Grundsätzen nicht widerspricht: was sonst darüber oder dagegen sich sagen läßt, bleibt der philosophischen Beobachtung überlassen. So ist es also richtiger Methode völlig



angemessen, bei Unterscheidung jener beiden Formations-Arten diejenige, welche bei weitem die vorherrschende und in großer konsequenter Analogie auftretende ist — zum Grunde zu legen, und die kleinere Masse als Abweichung darzustellen, deren Benennung Synkope, als sei sie aus jener verkürzt worden, völlig unschuldig und brauchbar ist.“

Eine ähnliche Berechtigung, wie sie Buttmann diesen Figuren in Bezug auf die Grammatik zuerkennt, haben wir ihnen auch bei unserer Betrachtung der Sprache einzuräumen, denn auch diese muß sich im einzelnen auf feste Formen richten, weil sie nur so ein bestimmtes Bild zu gewinnen vermag. Die Theorie einer Kunst hat nicht auch die Aufgabe der Kunstgeschichte; sie erforscht nicht, wie und wann die Technik diese oder jene Formen gebildet hat. Sie findet Nebenformen in Gebrauch und bezeichnet diese im Verhältnis zu den anderen als einen Zusatz bietend, oder einen Wegfall oder eine Umstellung, wobei sicher ist, daß sie so erscheinen und unausgemacht bleibt, ob der einen oder der anderen Form, geschichtlich betrachtet, die Priorität zuzusprechen sei. So würde auch die Betrachtung auf anderen Gebieten der Kunst, z. B. bei Volksliedern oder Volksmelodien, die zahlreichen Varianten, welche diese sogleich beim Entstehen und weiterhin begleiten, allerdings als charakteristisch für die Stufe, auf welcher sich diese Produktionen bilden, bezeichnen und so zur schärferen Würdigung ihres eigentümlichen Wertes gelangen, aber es würde ein anderes sein, nun etwa eine Textkritik anzustellen, um, wenn nicht das Ursprüngliche, doch das nach irgend einer Kunstansicht Beste zu ermitteln.

Beurteilen wir freilich die Erscheinungen dieser Art nur nach der dürftigen Auswahl, welche etwa die Grammatiken bieten, so erscheinen sie geringfügig, aber man bedenke, daß für gewöhnlich nur zur Beachtung kommt, was auch in der Schriftsprache sich Anerkennung errungen hat. Das sind nur einzelne im Herbarium konservierte Exemplare aus einer beständig und üppig wachsenden Flora. Man achte nur auf die Gestaltung der Laute, wie sie in reichstem Wechsel in der Umgangssprache nach eines jeden Individualität zu hören ist. Da giebt es Barbarismen oder Metaplasmen, wie *ë-labend*, *er-rot*, *B-e-lüte*, *G-e-reis*, *genu-n-g*, *er-r-innern*, *'rauf*, *de* (statt *du*), sei recht *or(de)ntlich*, *alle(n)s*, *nischt* (nichts) *cet.*, welche man als Idiotismen, Dialektformen bezeichnen mag, die aber die lebendige Sprache darstellen.

Obwohl nun zweifelsohne alle diese Varianten auf Anregung

irgend eines Gefühls für die Lautseite der Wörter entstanden sind, und man also als Grund für Zusätze von Lauten und deren Umstellungen etwa auf aktiv hervortretendes Streben nach Wohllaut schließen mag, während die Weglassungen sich uns mehr auf bequemere Aussprache, auf Vermeidung lästiger Breite zu richten scheinen, so wird doch nichts Bestimmteres sich herausstellen, als jenes unmittelbare, reflexionslose Sprachgefühl hineinlegte. Zu beachten ist jedoch, daß an diesen Figuren das individuelle Schaffen, aus welchem überhaupt Sprache entspringt, sichtbar wird; sie zeigen, daß die Sprache der Mitteilung und des Verkehrs, daß der usus selbst überall noch das Wirken der Freiheit aufweist, welches sein Lebensquell ist.

Gerade aber auch nur für die Betrachtung der Sprachtechnik innerhalb eines bestimmten usus scheint mir die Beibehaltung der alten Figuren-Namen der Kürze wegen angemessen, die Sprachforschung umfaßt das hierher Gehörige in weiter reichenden Gesetzen und veranlaßt durch Beibehaltung der in anderem Sinne gemeinten termini leicht Verwirrung. Denn diese termini setzen eben die Vorstellung nicht nur eines bestimmten Wortleibes voraus, sondern überhaupt die unveränderte Funktion des Wortbildes, während die etymologischen Forschungen der Wissenschaft nur die Wandelungen des Lautes ins Auge fassen und sich durch das Eintreten des Wortbildes in neue Beziehungen, durch welche es innerhalb eines ganz anderen usus Geltung gewinnt, nicht behindern lassen.

Wenn z. B. Heyse (System der Sprachwissensch. p. 320 sq.) in den Formen *ὄφρυς*, *ὀδούς* Prosthesis erkennt, weil diese Wörter sanskr. *bhru*, dantas, lat. *dens*, deutsch: Braue, Zahn heißen, so ist davon abgesehen, daß es sich hier um Formen verschiedener Sprachen handelt; wenn durch Epenthesis aus lat. *camera* frzsch. *chambre* werden soll, durch Aphaeresis aus *χλαῖνα* lat. *lanā* oder aus lat. *historia* englisch *story*, durch Apokope aus *ἐπίσκοπος* Bischof, so wird nicht beachtet, daß die Bedeutungen dieser Wörter in den verschiedenen Sprachen nicht dieselben geblieben sind. *Camera* ist Gewölbe, *chambre* Zimmer, *χλαῖνα* ist Oberkleid, *lanā* Wolle (cf. übrigens Curtius, Grundz. d. griech. Et. p. 327), *historia* steht der *fabula* gegenüber, Shakespeares: Sir, make me not your story wäre durch *historia* nicht zu übersetzen, und der Begriff eines *ἐπίσκοπος*: Aufsehers, deckt den unseres: Bischof bei weitem nicht. —

Pott (Etymolog. Forsch. [1. Ausg.] T. II, p. 6) behandelt „die Figuren des grammatischen Lautwechsels“ nach folgenden Rubriken:

„1. solche, welche den verwandelten Formen weder Buchstaben nehmen noch geben, letztere vielmehr, obwohl verändert, doch virtuell bestehen lassen, nämlich Assimilation, Dissimilation; Verschmelzung, Auflösung; Metathese mit der Doppelseitigkeit des Vor- und Rückwärts, und 2. die Figuren des Zusatzes und Mangels.“ Er bemerkt (p. 5): „Die alten Grammatiker pflegten die kurrente Schriftsprache zum Maßstabe der Beurteilung abweichender Formen zu machen, und letztere danach unter verschiedene Kategorieen des Metaplasmus zu bringen; und haben so oft, von einem falschen Gesichtspunkte ausgehend — denn nur der historische Gang fortschreitender Sprachentwicklung giebt, allerdings nicht für die Stilistik, aber für die wissenschaftliche Grammatik den allein richtigen — eine Menge Erscheinungen in ihr Gegenteil, d. h. das chronologisch Spätere in das vorangegangene Frühere und umgekehrt versetzt.“ Indem Pott hier die Stilistik ausnimmt, nimmt er eben alle diejenigen Betrachtungsweisen der Sprache aus, welche deren Kunstwerke nicht in der Arbeit des Werdens verfolgen, sondern als vollendete Gebilde anschauen wollen. Auch der historischen Forschung ist es übrigens noch keineswegs gelungen, für die einzelnen Fälle des Lautwechsels jedesmal die richtige Beurteilung zu finden. Unter den phonetisch-grammatischen Figuren sind demnach der Sprachtechnik angehörige Varianten von Formen zu verstehen, welche vom Standpunkt einer bestimmten Schriftsprache aus als Vermehrung, Verminderung oder Umstellung der Laute erscheinen. Ihr Vorkommen erklärt sich zum Teil daraus, daß Formen früherer Zeit fortwirken, wie wenn noch *Herze* neben *Herz* gesagt wird, nachdem (got. *hairti*), ahd. *herza*, *herze* gehört wurde; zuweilen sind sie Provinzialismen, wie *zwar*s, *abers*; gewöhnlich sind es Formen, in Bezug auf welche eben der usus im Schwanken geblieben ist, wie z. B. bei *Quelle* und *Quell*.

A. Die Lautvermehrung zeigt sich entweder im Anlaut: Prosthesis, oder im Auslaut: Paragoge, oder im Inlaut: Epenthesis.

Als Prosthesis erscheint z. B. *getreu* statt *treu*, *Gehirn* neben *Hirn*; *stlocus* neben *locus* (Quint. 1, 4, 16), *gnatus* für *natus*; *σμικρός* neben *μικρός*, *ἐθέλω* neben *θέλω*; im Hebräischen z. B. *אָדוֹנָי* vor *יְהוָה* mob. wie *אֲדוֹנָי* neben *יְהוָה* (was freilich Gesenius lieber als Aphaeresis faßt), engl. *adown* für *down*, u. d. m.\*) — Als

\*) Servius (Aen. II. 328; 12. 816, 817) erklärt *astans* für *stans*, *adjuro* statt *juro*, und sogar *reddita* an Stelle von *data* für Prothesis.



videsne, visne; *οὐτω* für *οὐτως*; *πρόσθε* für *πρόσθεν*.\*) Gregor. Cor. p. 308 sq. erwähnt *ἀποκοπαί* als den Dorern besonders eigen, z. B. *δῶ* statt *δῶμα*. Ilias A. 426. (cf. Strabo, VIII, p. 560.) Ähnlich ist *βᾶ* statt *βασιλεύς* Aesch. Suppl. 901. „Nota sunt (sagt Schäfer hierzu) ex Ausonio et Ennii fragm. do pro domus, gau pro gaudium, cael pro caelum. Festo auctore pa pro parte, et po pro populo positum est in Saliari carmine.“

Eustathius p. 217, 5 (zu Ilias B, 266) führt an: „*Ἰστέον δὲ οὐτὸ δάκρυ ἀποκοπήν παθὸν ἐκ τοῦ δάκρυον οὐκέτι κινεῖται εἰς κλίσιν, ὡς οὐδὲ τὸ δῶ ἦτοι δῶμα, οὐδὲ τὸ κρῖ, ὃ ἐστὶ κρίνον, οὐδὲ τὸ ἧλ, ὅπερ ἐστὶν ἧλος, οὐδ' ὅσα ἑτερα τοιαῦτα. ὡς γὰρ οὐκ ἂν ὑπόπουν ζῶον βαδίζοι, τῶν ποδῶν αὐτῷ ἀποκοπέντων, οὕτω πως οὐδὲ λέξις ἀποβαλοῦσα τὴν λήγουσαν ἔχοι ἂν κινεῖσθαι εἰς κλίσιν.*“ Richtig ist nun dabei, daß Formen, wie *τὸ δῶ*, *τὸ κρῖ*, vom usus aus betrachtet, als Apokope erscheinen, aber mißlich, hieraus eine grammatische Erscheinung erklären zu wollen. Im Hebräischen findet sich Apokope z. B. in den Futuris der *נִכְנֹחַ* Verba, wie *נִכְנֹחַ* (*נִכְנֹחַ*) — im Französischen ist z. B. das altertümliche avecques jetzt apokopiert avec und, was bei Dichtern steht, encor, remord, guère cet. für encore, remords, guères cet.; im Englischen tho' für though, thro' für trough.

Bei der Wegwerfung im Inlaut unterscheiden wir: 1. Wegfall eines Konsonanten: Ekthipsis, wie z. B. *μόλιβος* für *μόλιβδος*, der Parelleipsis heisst, wenn die Verdoppelung eines Konsonanten dadurch aufhört, wie *Ἀχιλεύς* für *Ἀχιλλεύς*; so artus für arctus, hodie für hoc die; französisch etwa ça statt cela; englisch wou'dn't statt would not, e'er statt ever; im Deutschen z. B. bei Verschmelzung zweier Wörter in eins z. B. zur statt zu der. — 2. Wegfall eines Vokals, durch den eine Silbe schwindet: Synkope\*\*) z. B. hört statt höret, sehn statt sehen, meins statt meines,

\*) Aristarch bei Aristonicus zu II. XVI, 392 (*ἐπὶ κάρ* für *ἐπὶ κάρα*) κατ' ἀποκοπήν. ebenso Schol. Od. III, 146 (*ὄ* für *ὄτι*). Apollon. Dyscol. bezeichnet zwar (de adv.) *γῆ* als apokopiert aus *γησίν*, ebenso (ib.) *ἐκεῖ* aus *ἐκεῖθι*, aber (ib.) auch *ἐκεῖθεν* aus *ἐκείνοθι*, obwohl es sich hier nicht um den Auslaut handelt, und er scheint (de constr. I, 2) den terminus unbestimmter zu fassen: *πᾶσα ἀποκοπή μέγρος τι τοῦ ὅλου λειπόμενον ὑπαγορεύει*.

Servius (Aen. XII, 503): „per Apostrophum Apocopen verba patiuntur.“

\*\*) Apoll. Dysc. (de constr. IV, 12) nennt z. B. Synkope, wenn *ἔδρον* aus *ἦδανον* wird (genauer: Et. M. 316, 41: *παρὰ τὸ ἦδω ἦδανον, καὶ ἐν συγκοπῇ καὶ συστολῇ ἔδρον*), oder (de adv. 620, 32) *κεῖθι* aus *ἐκείνοθι*.

mächt'ger statt mächtiger; auch, wenn Wörter in eins verschmolzen, wie: sprach's, der's statt sprach es, der es; so im Lateinischen *dextra*, *vinclum* statt *dextera*, *vinculum*, *sis* statt *si vis*, *prendere* statt *prehendere*, *dixi* für *dixisti*, *caldus* für *calidus*, *puertia* statt *pueritia*; *ἔπλεν* neben *πέλεν*, *ἰρός* für *ἰερός*, *τίπτε* für *τίποτε*, *οἶσθα* statt *οἶδασθα*; englisch *flow'rs* statt *flowers*, *bus'ness* statt *business*, *n't* statt *not*, *don't* statt *do not*. — Das Zusammenziehen zweier Vokale in Eine Silbe, welches zuweilen durch den Vers gefordert wird, ohne sonst usus zu sein, nennt man *Συνίησις* (cf. Et. M. p. 735, 37. Serv. Virg. Aen. I, 698). Nach Eustathius 11, 21 (zu Ilias A, 1 [*Πηληϊάδεω*]) auch *συνεκρώνησις* genannt als „*συναίρεσις δύο καθαῶν συλλαβῶν εἰς μίαν*“ z. B. *χρυσέω ἀνὰ σκήπτρῳ*. (cf. Eust. 12, 11—32.) So fließen z. B. Hom. Od. 1, 226: *εἰλαπίνη ἦε γάμος*; *ἐπεὶ οὐκ ἔρανος τάδε γ' ἐστίν* die beiden *η* in *εἰλαπίνη ἦε* zusammen. I. Bekker (Homer. Blätter p. 173) citiert weiter: *μὴ ἄλλοι* (δ, 165) *ἀσβέσιω οὐδὲ* (P, 89) *ὕει ἐμῷ ἀνυμόρῳ* (Σ, 458) cet., wo *ε* mit jedem Vokal zusammenfließt, den es berührt. *ἦ οὐ* ist häufiger ein- als zweisilbig z. B. I, 537; O, 48; P, 450; α, 298; β, 312 cet. *ἦ εἷς* ist einsilbig E, 466, *ἐπεὶ οὐ* zuweilen Jambus: N, 677; δ, 353 cet. Das attische Ohr verbat sich im dramatischen Verse *δὴ ἔπειτα*, gesprochen wurde *δήπειτα*, weil es dies als Hiatus empfand; statt *καὶ ἔπειτα* hieß es *κάπειτα*, nicht *μὴ ἔξ*, sondern *μὴ 'ξ*, wozu citiert wird Aesch. Suppl. 215 *μὴ 'ν*; 326 *μὴ 'κδούς*, 431 *μὴ ἀλγεῖν*, 744 *μὴ ἀμελεῖν* cet. Soph. Oed. T. 22, 927 *κατ'ὸς*, 23 *κἀνακουγίσαι*, 1230 *μὴ οὐκ* cet. „Die homerischen Rhapsoden haben in Athen also sicher nicht gesagt: *οἶνω ἐν, οἶκω ἐν, ἀέκοντε*, sondern *οἶνῳ ἐν, οἶκῳ ἐν, ἄκοντε*.“ — So gebraucht nun Virgil z. B. *aurea* Aen. I, 698; *deinde* ist zuweilen zweisilbig, ebenso *deesse*, *cui* einsilbig u. d. m. Dahin gehört denn auch, wenn *i* und *u* durch solche Verschmelzung den Laut der verwandten Konsonanten *j*, oder *v* erhalten z. B. *abjete* statt *abiete*, *tensis* statt *tenuis*, *arjetat* Virg. Aen. XI, 890. — Pott (etym. Forsch. [1. Ausg.] Bd. 2, p. 298) führt an: „Gries hat z. B. in der

— Bei Aristonicus zu Il. III, 44: *πρόμον. κατὰ συκοπήν τὸν πρόμαχον εἶρκεν*. — Il. XXIV, 574: *συχέκογε τὸν Ἀλκιμέδοντα Ἀλκιμον εἰπών*. — Servius (Aen. I, 26): *repostum syncope est. Unam enim de medio syllabam tulit*. — Schol. (Od. XIV, 176): *Χερελονα χέρεια συκοπή*. Die Ausstossung eines Buchstabens inmitten eines Wortes nannte man auch *ὑφαίρεσις*. Schol. Ar. (Av. 149): *Ἀέπρειον καθ' ὑφαίρεσιν τοῦ ι τὸ Ἀέπρεον εἶπεν*. Et. M. (82, 18): *τὰ εἰς δὸς λήγοντα ὀνόματα — εὐφροσκομεν παρ' Ἰωσι καθ' ὑφαίρεσιν τοῦ δ λεγόμενα*.

Übersetzung des befreiten Jerusalem sehr oft Wörter dadurch um eine Silbe gekürzt, daß er i wie j gesprochen wissen will, z. B. XVII, 5:

„— Dieses Reich, des mächt'ger Drang  
Bald Afrika | und Asien von | Cyrene  
Bis zu den Küsten Syriens hin | bezwang,  
Auch einwärts dehnt | es sich weit über Syene,  
Den ungeheuren Lauf des Nils entlang.“ —

Bei Müllner (Die Schuld) ist „Spanier“ ebenfalls zweisilbig:

„Dieser Tag ist nicht der beste,  
Einen Spanier zu empfangen.“

Wenn der Hiatus vermieden werden soll, so geschah dies durch die Verkürzung, welche *συναλοιγή* genannt wurde (Hephaestion, p. 11), später *θλιψις*, *ἐκθλιψις*, von den Neueren meist Elision. Charisius (inst. Gramm. IV, 5) erklärt z. B. *συναλοιγή* als „duarum vocalium concursio, alterius elisio.“ — Wirkliche Elision ist es, wenn im Deutschen gesagt wird: sag' an, Lieb' und Treue cet. Ekthlipsis oder collisio nannte man wohl besonders die Ausstossung des m mit dem vorhergehenden Vokal, wie (Virg. Aen. III, 658) *monstrum horrendum informe ingens, cui lumen ademptum*. (vide oben p. 414.) Vide oben p. 387: Sie ist nicht als Ausfall des Vokals zu fassen, obwohl z. B. Pseudo-Dracon (p. 157) angiebt: *ἐκθλιψις μὲν ἐστὶν ἐνὸς φωνήεντος ἀπόλεια, ὅταν ἀντ' ἐκείνου τοῦ ἐκθλιβέντος κορρίζεται ἡ ἀπόστιρος οἶον· ὑπὸ ἐμοῦ ὑπ' ἐμοῦ*. (Westphal, gr. Metr. Bd. II, p. 97.)

Die eigentliche Kontraktion zweier Vokale innerhalb Eines Wortes heisst *συναίρεσις*, z. B. *gratis* statt *gratiis*, *nōrunt* statt *noverunt*. So nennt Apoll. Dysc. (de constr. III, 15) *δεῖ* aus *δέει*: *κατὰ συναίρεσιν*. Eustathius (p. 1462, 29, nach Herodian): *ἡ διὰ τῶν ἀδτιῶν φωνήεντων συναίρεσις πρὸς ἀποσυνγῆν παραλληλίας γίνεται, οἶον ἐν τῷ πλόος πλοῦς*. — Wenn sie zwischen zwei getrennten Wörtern stattfindet, bezeichnet durch die Koronis, heisst sie *Κραῖσις*, wie z. B. bei *τοῦνομα*, *ᾧθρωπε*, *κᾶπειτα*. Nach Eustathius (p. 25, 30) nennt Herodian die *Κραῖσις* auch *Συνέλιξις* oder *Συναίρεσις*; es sei auch (p. 1561, 6) *συναλοιγή* gemeinsamer Namen für Synaeresis und Krasis. — Die termini gehen auch bei den Lateinern durcheinander. Quintilian z. B. nennt (I, 5, 17) *συναλοιγή* und *συναίρεσις*: Phaeton für Phaëton cet. Servius (Aen. I, 353) nennt *somnis*, *peculi*: Diaeresis, aber (Aen. III, 64)

auch: „Cyparissus per synaeresin Cypressus“ (Aen. IV, 16) „vincolo pro vinculo“: synaeresis cet.

Als Synaeresis würden wir z. B. auch Persei statt Persei bezeichnen (cf. oben p. 415), welchem *Διαίρεσις* entgegensteht, z. B. disoluisse statt disolvisse. Apollon. Dysc. (de constr. I, 20) spricht von der „*Θεσσαλικὴ διαίρεσις*“: *λέγω ἐπὶ τῆς τοῦτο, ὡς καλοῦτο*. Bei Aristonic. Schol. zu Il. XVI, 41: *τὸ ἴσκοντες ἀνάλογόν ἐστι τῷ κατὰ διαίρεσιν ἔσκοντες*. Bei Servius (Aen. VII, 464): Aquai. Notandum, quod in toto Virgilio non reperiuntur, nisi quattuor diaereses: hoc loco, III, 354: Aulai, VI, 747: Aurai, IX, 26: pictai. (cf. oben p. 413.)

Eustathius (zu Ilias ψ, 282, p. 1300, 61) spricht von einer *διάλυσις* (oder *ἀνάλυσις*) *φωνηέντων* im Gegensatz zur Kontraktion, z. B. *λοέσσαι* statt *λοῦσαι*.

Zu den Figuren der Lautvermehrung und Lautverminderung kann man endlich noch die Systole und Diastole rechnen. Jene läßt eine lange Silbe kurz erscheinen, wie Virg. Aen. II, 774: *stetēruntque comae*, diese eine kurze lang, wie Virg. Buc. 10, 69: *Omnia vincit amōr et nos cedamus amori*. Diomedes, Donatus, Probus, und andere Grammatiker stellen der Systole (cf. oben p. 413) die Ektasis gegenüber (cf. Diom. p. 437), und sie gebrauchen Diastole nur im Gegensatz zum Hyphen als Trennungszeichen; „*hac nota male cohaerentia discernuntur*“, sagt Donatus I, 5, 3. — Im Thes. Steph. heisst es von der *Διαστολή*: „*Est alioquin etiam dilatatio, diductio, extensio oppositum habens συστολή*. Estque *διαστολή* figurae apud Grammaticos nomen, qua syllaba aliqua praeter naturam expanditur s. producitur proferaturque ore *διεσταλμένῃ*. Cui opponitur *συστολή*, qua syllaba aliqua natura sua longa corripitur“ cet. Quintilian 1, 5, 17 giebt für das producere und corripere syllabam keinen terminus technic. an.\*)

\*) Bei Acron ed. Pauly (zu Hor. Sat. I, 3, 66): „*inquimus*“. „*Συστολή*, quia media syllaba longa deberet esse“; bei Porphyrius (zu Hor. Sat. II, 3, 68): „*figura διαστολή sive productio, quia re („rejecta“), cum sit brevis natura, hic pro loco producitur*“. Apoll. Dysc. (de constr. III, 31) nennt (Il. XIV, 15) *ἐρέριπτο* statt *ἐρήριπτο*: *συστολή* (vid. auch Schol. zu Il. I, 508 u. sonst). So Servius (Aen. I, 73): Systole fit, quotiescumque longa corripitur syllaba propter metri necessitatem. — Der Systole entgegen steht aber meist Ektasis, wie bei Serv. (Aen. X, 473): *reicit. re pro longa posuit. dicamus ectasin factam, quae poetis plerumque conceditur*. Schol. (Il. 21, 216): *Ἀρίσταρχος ἐξέτεινε τὸ ᾠ (φθάνει) διὰ τὸ μέτρον*. vid. Schol. zu Dionys. Thrax (Bekker, Anecd. Gr. II, p. 745): *διαστολή δὲ λέγεται ἡ*



C. Unter den Begriff Umstellung der Laute fassen wir zusammen, wenn Wörter, welche der usus trennt, so verbunden werden, daß sie als ein Zusammengesetztes erscheinen: Hyphen; wenn ein zusammengesetztes Wort in seine Teile zerschnitten wird, indem andere Wörter dazwischen treten: Tmesis; wenn die Laute desselben Wortes ihre Stellung gegeneinander ändern: Metathesis.

Diomedes (II, p. 429) erklärt das Zeichen des Hyphen mit den Worten: „hac nota subter posita utriusque verbi proximas litteras in una pronuntiatione colligimus.“ Apoll. Dysc. (de constr. I, 2) καὶ τὰ διαλελυμένα συνίζει, ὡς ὕφ' ἐν μέρος λόγου ἀνέγνωμεν τὸ πασι-μέλουσα καὶ κηρесси-γορήτους. Servius (zu Virg. Aen. I, 198) sagt: „ante-malorum ὕφέν est“, ebenso nennt Donatus (zu Ter. Andr. 1, 2, 4) die semper-lenitas ein hyphen. Auch die modernen Sprachen bezeichnen lockere Zusammensetzung mit dem Bindestrich: Ober-Postamt, dem tiret: arc-en-ciel, dem Hyphen: sea-coast.

Über die Tmesis sagt Servius (zu Aen. I, 412: Et multo nebulae circum dea fudit amictu): „Figura tmesis est, quae fit, quum secto uno sermone aliquid interponimus. Sed hoc tolerabile est in sermone composito; ceterum in simplici nimis est asperum, quod tamen faciebat antiquitas, ut: Saxo cere-comminuit-brum (Ennius).“ (vid. auch oben p. 414.)\* — Verwandt mit der Tmesis ist die Auflösung zusammengesetzter Wörter in ihre Bestandteile, welche Eustathius (p. 1300, 61) διάλυσις συνθέτων λέξεων nennt, oder μετατύπωσις. Er sagt (p. 626, 50, zu Ilias 5, 88) οὐτὶ διάλυσις ἢ μετατύπωσις λέγεται τοῖς παλαιοῖς τὸ ἐν πόλει ἄκρη, ληφθὲν ἀντὶ συνθέτου ὀνόματος τοῦ ἀκροπόλει. τοιοῦτον καὶ τὸ τὴν Μεσσοποταμίαν μέσσην ποταμῶν εἰπεῖν. οὕτω καὶ ὁ περιηγητὴς τὴν Ῥηγίνην λευκοπέτραν λευκὴν πέτραν καλεῖ. ὁμοία δὲ τοῦτοις καὶ τὸ κενὴ δόξα ἢ κενοδοξία cet. (Ebenso Schol. Il. VI, 88.) Ähnlich ist es, wenn Krummacher sagt: „Am Tage seiner Geburt brachte Abel dem Herrn ein Opfer.“

στιγμὴ ἢ διαστέλλουσα καὶ διαχωρίζουσα ἢ λέξεις ἀπὸ τῶν ἐπιγεγομένων λέξεων ἢ στοιχεῖα ἀπὸ τῶν στοιχείων. Man sehe über die Diastole (oder Hypodiastole) in dieser letzteren Bedeutung Kühner, Ausführl. Gramm. d. gr. Spr. T. I, 1, § 93.

\*) Apoll. Dysc. (de constr. III, 29) beschreibt eine Tmesis: αἱ μεσαζόμεναι λέξεις παρεμπιπτοῦσι (z. B. Il. 17, 542: κατὰ ταῦρον ἐδηδώς) nennt aber den Terminus nicht. — Zu Il. 6, 257 Aristarch bei Aristonic.: διαλελυμένως ἄκραν πόλιν εἶπε τὴν ἀκρόπολιν.

So: des Hauses Recht statt das Hausrecht. Durch solche Auflösung wird der Sinn der Bestandteile neu belebt. (Nach Eustath. (p. 75, 5) ist auch *μετατύπωσις*, wenn nur ein Teil eines Kompositums steht, wie z. B. *Ilias* 1, 174: *πάρ' ἐμοίγε καὶ ἄλλοι*, wo *εἰσὶ* fehlt. — vide auch oben p. 415.)

Was zuerst das Hyphen betrifft, so erscheint es theils als schüchterne Verbindung noch neuer Kompositionen, theils als erzwungene bei gewagten. Sprachen, welche leicht zusammensetzen, wie die deutsche, machen auch leicht aus dem Hyphen ein wirkliches Kompositum: Oberpostamt, wenn auch eben nur ein parathetisches, und verwandeln schliesslich selbst die Zusammensetzung in Ableitung, indem sie selbständige Wörter als Nachsilben dem anderen Worte einverleiben, wie z. B. Jung-Frau, Jungfrau, Jungfer; Nahe-Bauer, Nahbauer, Nachbar. — Umgekehrt lassen sich solche Komposita als Hyphen fassen, neben denen ohne einen Begriffsunterschied einfache Wörter mit Ableitungssilben im Gebrauch sind, wie Dampfer neben Dampfschiff; Händler neben Handelsmann; Findling neben Findelkind; Höfling, Hofmann; Wärterin, Wartefrau; Tischlerei, Tischlerwerkstatt u. d. m. — Auch echte Kompositionen wurden früher noch oft getrennt geschrieben, z. B. bei Gryphius: Wetter Sturm, Purpur Tropfen. Im Französischen ist überhaupt unechte Komposition bei weitem überwiegend, aber auch dort werden unechte Kompositionen zu echten, wie *casse-noix*, *casse-noisette*, und die Anwendung des *tiret* ist ebenfalls schwankend. (vide Mätzner frzsch. Gr. § 65, 2 und p. 314 sq.) Im Englischen hängt man verbalen Substantiven die als Adverb gebrauchte Präposition oft vermittelt des Hyphen an, z. B. *his hangers-on*; sonst ist das Setzen des Bindestrichs im Englischen ebenso schwankend, wie im Deutschen. Man findet z. B. *sunbeam* und *sun-beam*, *daylight* und *day-light* cet. (vide Schmitz, engl. Gr. p. 51 sq.) Die Lateiner zeigen sich schwerfällig in solchen Verbindungen, sehr gewandt die Griechen. Beispiele aus dem Lateinischen: Cat. IV, 10 *post-phaselus*. Plaut. Amph. II, 2, 138: *tu intus-pateram proferto foras*. Plaut. Pers. III, 1, 57: *nunc hominem*. Flor. II, 6: *duo ominum et antea et postea ducum maximi*. Cic. Att. 13, 50: *Quaeris quid cogitem de obviam itione*. Hor. od. III, 17, 9: *late tyrannus*. Cic. or. 23: *tanquam hiatus*. — Dem gezwungenen *antemalorum* gegenüber hört sich das griechische *τῶν ἐμπροσθεν κακῶν*, *τὰ πρὶν κακά*, *ἡ παραντίκα ἡδονή* leicht. Man betrachtete wegen der häufigen Verbindung *εὖ ποιεῖν*, *εὖ πάσχειν* als parathetische Kompositionen, verschmolz sie auch zu synthetischen in *ἀντιενποιεῖν*

Ar. Plut. 1029 cet. Analog sagt Thuc. 3, 13, 2: *ξὺν κακῶς ποιεῖν*. (vid. Krüger gr. Spr. T. I, § 42.) Auch schwankte die Schreibweise; man schrieb *αὐ ἐρυσαν, δακρυχέων* cet.; *Οὐκ* wurde auch mit Substantiven verbunden (wie wohl im Lat. non-homo), so bei Thuc. III, 95: *διὰ τῆς Λευκάδος τὴν οὐ περιείχισιν*, bei Lucian: *ἡ οὐκ ἀπόδοσις*. (vid. Vigerus p. 460.) — Die philosophischen Sprachtermini liefern oft Verbindungen, wie: das Nicht-ich; das An-sich-sein; *τὸ πρὸς τι, τὸ τί ἦν εἶναι* u. d. m.

Wo sich Wörter leicht zusammensetzen, trennen sie sich auch leicht. Wörter, wie snabelsnellen (vorlaut sein, von snabel-snel), râtvrâgen (von râtvrage; bei Luth. 1 Sam. 28, 6) iemerleben, niemer-tak, schantlachen, vingerzeigen cet. (vid. Schötensack, Gramm. der neuhochdeutsch. Sprache p. 441 sq.) sind in dieser Verbindung nicht mehr in Gebrauch. Wenn solche Wörter später sich trennen, so ist dies nicht eigentlich Tmesis, sofern Trennung und Zusammensetzung nicht zu gleicher Zeit vorkommen. Hiernach ist auch zu beurteilen, was Pott sagt (Etymol. Forsch. T, I [2. Ausg.] p. 35), indem er die Tmesis, welche am häufigsten vorkommt, bei Wörtern, welche mit Präpositionen zusammengesetzt sind, erörtert: „Düntzer (Lat. Wortbildung p. 203) hat geltend zu machen sich bemüht, die häufig abgetrennte Stellung der Präposition sei wirklich, wie das schon der, übrigens falsch gewählte Name: Tmesis (d. h. Abschneiden) voraussetzt, Folge späterer Rück-Auflösung eines Kompositums; nicht der primitive Urzustand von den beiden Teilen: Präfix und Verbum, noch ehe sie durch Zusammensetzung vereint wurden. Vergebens. Wenigstens zeugt hiergegen, daß sich in den ältesten Zeiten noch vielfach die Präposition getrennt, und zwar nicht bloß vor, sondern auch hinter dem Verbum (Ruhnken Ep. crit. II, 133) findet, wo die spätere Sprache sie mit dem Verbum zur unauflöslichen Einheit verband. So z. B. bei Homer *κατὰ δάκρυ χέουσα*, statt des nachmaligen *δάκρυ καταχέουσα*, ferner: *radios inter quasi rumpere lucis* Lucr. 5, 287. *Seque gregari* 1, 453. Bei Festus die alten Formeln: *sub vos placo (supplico), transque dato (tradere), endoque plorato (implorare)*.“ — Pott verfolgt dies weiter für den Veda-Dialekt, das Zend, das Litauische. —

Man mag im Griechischen auch das Zwischenschieben des Augments: *ἐκπίπτω — ἐξέπεσον* als Tmesis loser Zusammensetzung betrachten, fester war gefügt: *ἀφρονέω — ἡφρόνουν*. I. Bekker (Homerische Blätter, p. 273) sagt: „Ist doch überall bei Homer Adverbium und Präposition nicht schärfer geschieden, als Pronomen und Artikel. Daher Verbindungen wie *πρὸ γόωσδε* hervor an das

Licht und ἡῶθι πρὸ morgens früh, und andererseits εἶσω und ἐντός für ἐς (A, 432) ἐντοσθε für ἐν (A, 454) ἐκτός und ἔξω für ἐξ (K, 94; O, 143) πρόσθε, πάρος, πάροισθε, προπάροισθε für πρὸ (II, 742; P, 468; O, 254; A, 360; Z, 307). Daher auch, daß alle Zusammensetzungen von Präpositionen mit Verben so locker sind, und auseinandergehen, sobald es dem Verse irgend bequem ist.“ — Tmesis beschränkt sich übrigens nicht auf Homer, sie findet sich bei Herodot und auch in der attischen Prosa. (vide Krüger, T. I, § 42, 5, A. 1; Kühner, Ausf. Gr. d. gr. Spr. II, 1, § 445.)

Über Tmesen im Lateinischen heisst es bei I. Bekker (Hom. Bl. p. 309): „Wie die griechischen Dichter, so haben auch die lateinischen nicht vergessen, daß angesetzte Partikeln ursprünglich selbständig sind und erlauben sich deshalb Tmesen, wie Virg. Georg. 2, 392: deus circum caput egit honestum. Lucret. 3, 343: conque putrescunt; 1, 651: disiectis disque sipatis. Ov. Met. 12, 496: inque cruentatus. Lucret. 5, 299: lux inter quasi rupta“ cet. Seltener Tmesen führt Bekker (p. 312) an: Cato de re rust. 117, 9: ferve bene facito. Varro, 1, 9, 2: perferve ita fit; 2, 9, 13: consue quoque fiunt; 3, 4, 1: excande me fecerunt. Man sehe auch: Sall. Cat. 5, 4 (cujus rei libet) Cic. Fam. 1, 8 (rei totius publicae) Quint. II, 14 (plebisve scitis) Lucret. VI, 396 (con brachia suefaciunt). Durch das Vers-Ende trennt Horat. z. B. circum — mugiant (od. II, 16, 33) und sonst öfter. —

Im Deutschen lösen sich leicht Zusammensetzungen von Verben mit qualitativen Adverbien, z. B. wohlwollen, hochachten, ja, der usus beläßt dergleichen Bildungen auch getrennt: z. B. Dank sagen, Statt finden cet. — Die Zusammensetzung der Verba mit Adverbien (Präpositionen) ist, wenn unecht, trennbar, z. B. einfallen, aufstehen, absteigen (als volkstümlich anzusehen sind Tmesen, wie: „er hat an zu schreien gefangen“); dagegen läßt die nach ihrer Bedeutung echte Zusammensetzung wie in: umarmen, unternehmen cet. sich nicht trennen. (Bürger sagt indessen:

„Nicht rasten will ich Tag und Nacht

Bis daß ich nieder ihn gemacht.“)

Schötensack (Gr. der nhd. Spr. p. 441) rät, unechte Komposita, wie: fehlgreifen, preisgeben „von dem Verbo getrennt zu schreiben, was freilich bei unbetonten Partikeln, als ganz unselbstständigen Wörtern nicht angeht.“ Schleicher läßt sich durch das letztere Bedenken nicht abhalten, zu schreiben: abweichende Ansichten, an regende Teilnahme, vor getragenes Heft cet. (vide

Vorrede zum Komp. der vergl. Gr.): Er nennt es einen Mißbrauch, die zum Verbum tretenden Adverbia mit diesem zusammen zu schreiben, wenn sie vor ihm stehen. „Kann ja doch ein „ach was soll ich fangen an“ vom volksmäßigen Liede gesagt werden.“ (Die Deutsche Spr. p. 231.) Andere Tmesen z. B. bei obgleich, obschon cet. citiert Schöten sack (l. c. p. 757 sq.): Musaeus: Ob er nun wohl der Liebling war; Ulr. v. Hutten: Wiewohl, ob du dich schon gegen mir dermaßen mit gehalten cet. So trennt man z. B. wohin, wohinaus: wo immer hinaus. —

Im Englischen können die Präpositionen als Vorsilben zum Verbum treten, oder enklitisch folgen: to outlive, to find out; auch sonst finden sich Tmesen, so bei toward: God's infinite mercy to us ward. —

Metathesis der Laute eines Wortes zeigt sich zuweilen in Mundarten. Man hört z. B. Brotkurste für Brotkruste, Wrazze für Warze, Pott statt Topf. (vide Sanders Wörterb. d. Dtsch. Spr.) So stehen auch Harke und Rechen zu einander (engl. rake); Erle und Eller; Born, Bronn; brennen, Bernstein; Gebreste, Geberste; statt ehern müßte stehen eren (ahd. mhd. eren; ags. aeren). — Im Griechischen steht so *θράσος* neben *θάρσος*, *κραδίη* für *καρδία*, *βάρδιστος* für *βράδιστος*, *τράγος* statt *τάγρος*. Aristarch bei Aristonic. zu Il. 23, 169: *δρατὰ ἀντὶ τοῦ δαρτά. πρὸς τὴν μετάρθειν*. — Apollonius Dysc. (de constr. I, 2) stellt zur Metathesis *καρδία*, *κραδία*; *σκέπος*, *πέσκος* und nennt dies *στοιχεία ὑπερτίθεται* [(Priscian art. gr. XVII, 1): „litterae transmutantur“] doch hat Gaza (introd. gr. l. IV) den terminus *μετάρθεις τῶν στοιχείων*; aber auch: *οἰνοφόρος* und *γερούινος γῆ*, *ἀνδρόγυνοι* und *γύνανδροι*, was sonst *μετατύπωσις* hieß; endlich auch: *τὰς μὲν ἄρα θρήψασα τεκοῦσά τε* (Od. 12, 134), was sonst *ὑστερον πρότερον* oder [Gaza (l. c. lib. IV)]: *πρωθύστερον* genannt wird. — *καρτερός* und *κρατερός*, *αιαρπός* und *αιραπός*. aeol. *σκίφος*, *σπέλιον*, *σπαλὶς*, *σδυγόν* statt. att. *ξίφος*, *ψέλιον*, *ψαλὶς*, *ζυγόν*. — *Πνύξ* hat im Gen. meist *Πυκνός*, *τμῆσις* bei *τέμνω*, *θρώσκω* bei *ἔθορον*, *ἐβαλον* bei *βέβληκα*, *δέρω* bei *ἔδρακον*. — Im Lateinischen z. B. Trasimenus und Tarsimenus, porricio und projicio, portendo neben protendo, arcesso neben accerso, calim und clam, pistris und pristis (oder pistris und pristis) sterno zu stravi trivi zu tero, crevi zu cerno, ascia (Axt) steht für acsia (*ἀξίνη*); vespa für vepsa cet. — Im Hebräischen gehört hierher z. B. *שָׁבַב* und *שָׁבַב*, *שָׁבַב* und *שָׁבַב*, ferner die Umstellung des *ח* mit Zischlauten im Hithp. z. B. *חִשְׁתַּח* statt *חִשְׁתַּח* cet. (vid. Uhlemann, hebr.

Sprachlehre p. 17.) Öfter zeigen verwandte Sprachen gegeneinander Metathesen, wie caro zu *κρέας*, cerno zu *κρίνω*, nervus zu *νεῦρον*, spuo zu *ψύω*; zu lat. pro frz. pour, zu temperare frz. tremper, zu vervex frz. brebis; englisch through ist dtisch. durch: engl. born ist dtisch. brennen; im Altengl. bestand cokodril neben cokedril für krokodil. —

### C. Von den syntaktisch-grammatischen Figuren.

Die Wurzel ist ihrer Bedeutung nach Satz. Auch der Begriff des Wortes kommt nur im Satze zu seiner Entfaltung nach irgend einer bestimmten Richtung. Daher zeigen sich an der Satzform, wenn man sie mit der in ihr niedergelegten Bedeutung vergleicht, dieselben Erscheinungen, wie bei dem einzelnen Worte, z. B. Assimilation und Attraktion. Diese Analogie der Spracherscheinungen, welche zwischen dem etymologischen und dem syntaktischen Teile der Sprache besteht, hob schon hervor Apollonius Dyscolus in der Einleitung zu seinem System der Syntax (vid. Apollonii Alexandrini de constructione ed. I. Bekker p. 4—8). Es zeige sich die Verbindung der Laute zu Silben und dieser zu Wörtern: οὐχ ὡς ἔτυχεν ἐπιπλοκάς ποιησαμένη τῶν στοιχείων, ἀλλ' ἐν τῇ κατὰ τὸ δέον συντάξει, und ebenso verhalte sich die Verbindung der Wörter zum Satze. So entspreche z. B. dem διπλασιασμός in ἔλλαβεν, ἔννεπεν die Silbenverdoppelung in λέλεγες, πάμπαν, und die Epanalepsis im Satze:

*Μῶσ' ἄγε, Μῶσα λιγεία  
βαρὺς βαρὺς σύνοικος.*

Ebenso besteht Pleonasmus z. B. in ὕδωρ, wo das δ überflüssig sei, da es von ὕω herkomme, ähnlich sei es mit parapleromatischen Konjunktionen im Satze, und so entspräche der ἔνδεια στοιχείου, wie wenn σκηπτοῦχος βασιλεύς gesagt würde, da es doch σκῆπτρον heiße, eine Ellipse im Satze, dem Barbarismus der Soloecismus u. d. m. (vide auch Priscian, lib. XVII, init.) —

Nach dieser Analogie verfuhr man also, wenn man dem Barbarismus den Soloecismus gegenüberstellte, dem Metaplasma das Schema und sie ward fortgesetzt, indem man auch bei der Einteilung der syntaktisch grammatischen Figuren, wie bei den etymologischen oder phonetischen unterschied zwischen den anscheinenden Zusätzen: πλεονασμός λέξεως, den Wegwerfungen: ἔνδεια λέξεως und der Umgestaltung: ἐναλλαγή. — So heiße es bei dem Script. incert. de soloec. et barbar. ed. Valcken.: *Γίνεται δὲ ὁ Σολοικισμός ἐν τῷ λόγῳ περὶ πλεονασμὸν λέξεως, περὶ ἔνδειαν, περὶ ἐν-*

αλλαγὴν — und zwar: *περὶ εἶδος, περὶ γένος, περὶ ἄρθρον, περὶ ἀριθμὸν, περὶ πτώσιν, περὶ πρόσωπον, περὶ χρόνον, περὶ διάθεσιν, περὶ ἔγκλισιν.*

Die Aufstellungen der Alten leiden freilich an Verworrenheit, da zwischen Rhetorik und Grammatik, zwischen der bewußten und unbewußten Sprachkunst auch in der Theorie nicht sicher oder gar nicht unterschieden wurde. Die Verwirrung wird noch dadurch vermehrt, daß vielfach der Name der Tropen eingemischt wird, mit dem auch die *σχήματα* bezeichnet wurden. Quintilian bespricht dies zu Anfang seines neunten Buches: „Cum sit proximo libro de tropis dictum, sequitur pertinens ad figuras, quae *σχήματα* graece vocantur, locus ipsa rei natura conjunctus superiori. nam plerique has tropos esse existimaverunt, quia, sive ex hoc duxerint nomen, quod sint formati quodam modo, sive ex eo, quod vertant orationem, unde et motus dicuntur, fatendum erit esse utrumque eorum etiam in figuris. usus quoque est idem: nam et vim rebus adjiciunt et gratiam praestant; nec desunt, qui tropis figurarum nomen imponant, quorum est C. Artorius Proculus cet.“ —

Wir bestimmen den Begriff der syntaktisch-grammatischen Figuren entsprechend dem der phonetisch-grammatischen dahin, daß wir sie als Varianten von Satzformationen fassen, welche der Sprachtechnik eines bestimmten usus angehören, und welche ohne einen wesentlichen Unterschied in der Bedeutung nach ihrer Form theils als Vermehrung, theils als Verminderung, theils als Umänderung derjenigen Ausdrucksmittel erscheinen, welche die Grammatik als der Regel dieses usus entsprechend aufstellt. —

Noch mehr freilich, als bei den phonetisch-grammatischen Figuren drängt sich bei diesen Nebenformationen, welche sich im Satze zu einer gewissen Breite auseinander legen, die Ansicht auf, daß doch gleiche Bedeutung bei verschiedener Formation für eine verständige Überlegung undenkbar sei, und es scheint leichter, den Grund und die Veranlassung zum Entstehen dieser syntaktischen Nebenformen zu ermitteln.

Pott (Etymolog. Forsch. Bd. I, p. 204. 2. Aufl.) sagt in Bezug auf eine dieser Formen, die Enallage: „Weder Wörter noch Wortformen werden je, so oft dies auch schon behauptet sein mag, und ungeachtet zu dem Ende Enallage als eigener Kunstausdruck erfunden worden, wahrhaft miteinander vertauscht. Es kann zu vielen Malen die Wahl des Ausdrucks gleichgiltig sein, und dasselbe, nur in anderer Form, gesagt werden, und in solcher Weise freilich das Verschiedene — was das Wesentliche an-

langt, — auf dasselbe hinauslaufen, ja, wenn man will, dasselbe bedeuten. Subjektiv bleibt dennoch die Verschiedenheit des Sinnes und es ist schlechterdings unmöglich, daß sich (z. B.) der Sinn von Kompositen mit dem ihres Simplex deckte. Jene müssen immer ein Mehr, wäre es auch nur ein dem Begriffe durch einen feinen Pinselstrich gegebener Farbenton, oftmals auch dessen völlige oder teilweise Aufhebung, mindestens also stets eine Sinnesabänderung enthalten, wenn sich auch die Sprache fürder dessen nicht immer klar bewußt blieb.“

Klarer löst sich die Schwierigkeit, wenn man in Übereinstimmung mit dem von uns in Bezug auf das Wesen der „Bedeutung“ Entwickelten den Ausdruck, es käme mehreren Lautbildern oder Lautfigurationen dieselbe Bedeutung zu, dahin versteht, daß durch Entfaltung verschiedener Lautmittel die Seele zur Bildung derselben Vorstellung angeregt werden könne. Mehr nämlich will „Bedeutung“ nicht sagen; kein Ausdruck bestimmt eine Seelenbewegung so fest, umgrenzt sie so sicher, daß er als die eigentliche Darstellung der Bedeutung angesehen zu werden das Recht hätte; alle Darstellungen insgesamt deuten nur an, und der Kunst der Sprache stehen verschiedene Mittel zu Gebote, eine Vorstellung zu wecken. Jeder Ausdruck ist nur Symbol, nicht die Sache, und Symbol für Symbol können einander vertreten. Es bleibt darum eine Wahl auch hier möglich, und wenn diese gegen die Regel ausfällt, welche man aus dem usus abstrahiert, bezeichnet man die Variante mit dem Namen der Figur. —

Grund aber und Anlaß, daß so oder so gewählt wird, läßt sich im allgemeinen hier so wenig angeben, wie für die Nebenformen phonetischer Art. Man könnte mit einigem Grunde annehmen, daß eine Häufung von Ausdrucksmitteln (Pleonasmus) die Vorstellung gleichsam zum Verweilen einlade und also dem Ausdruck besonderes Gewicht, eine gewisse Schwere mitteile, wie z. B. in dem Lateinischen: *ita locutus est, ut diceret*, bei Virg. (Aen. II, 169): *fluere ac retro sublapsa referri spes Danaum*; daß die Weglassung von Wörtern (Ellipse) ein Streben nach Beschleunigung kundgebe und dadurch das Gemüt bewege und zu leidenschaftlicher Auffassung stimme, wie, wenn man sagt: *quid multa?* — *quid plura?* — *manum de tabula!* — Wird's gleich? —; daß endlich die Vertauschungen von Wortformen oder Änderungen in der Stellung (Enallage und Hyperbaton) durch Erregung der Phantasie einen erhöhten Grad von Aufmerksamkeit bewirke, z. B. Singular statt Plural bei Liv. 3, 22: *Fugientes Volscos eques Romanus libero*



campo adeptus, parte victoriae fruitur; die Stellung des Verbi bei Cic. Mil. 4: Silent leges inter arma. Aber bei den wirklich im usus vorkommenden Figuren dieser Art läßt sich dies nur vereinzelt nachweisen, wie denn sicherlich z. B. nur aus Bequemlichkeit navis bei triremis wegfiel, toga bei praetexta, castra bei movere cet. und nur Streben nach Bestimmtheit Pleonasmen hervorbrachte, wie diem dixit, quo die; — postridie ejus diei; tametsi cet. — Man bemerkt sogar, daß durch entgegengesetzte Arten der Darstellung je nach dem vorliegenden Sinne dieselben Wirkungen sich erreichen lassen, da z. B. durch Weglassung gewisser Ausdrücke der Hörer gezwungen wird, diese selbst hervorzubringen, so daß auch hierdurch das Gesagte wie bei dem Pleonasmus besonderes Gewicht erhält. Man prüfe z. B. die Wirkung einer Ellipse, wie Ter. Andr. I, 1, 55: Egomet continuo mecum: certe captus est, wo das zu ergänzende vollebam, cogitabam gerade verweilen läßt, oder eines Pleonasmus, wie Liv. 2, 47: Funera deinde duo deinceps conlegae fratrisque ducit, der entschieden zu drängen scheint.

Überhaupt, wenn auch anerkannt werden muß, daß die syntaktisch-grammatischen Figuren einer individuellen Auffassung ihr Entstehen verdanken, so daß eine ursprüngliche, unbewußte Rhetorik ihnen zu Grunde liegt; so sind sie doch nun innerhalb des usus so sehr zum allgemeinen Sprachgebrauch geworden, daß gerade eine Abweichung von ihnen nicht selten als Figur empfunden werden müßte. Oder wäre es nicht Pleonasmus, wenn man bei uns den regelrechten, vollständigen Ausdruck brächte: Ich wünsche dir: guten Morgen, gesegnete Mahlzeit u. d. m.? Wenn der Lateiner sagte: quid, quod statt: quid dicam de eo, quod — hatte er ebensowenig das Gefühl einer Ellipse, wie etwa der Franzose es von dem Pleonasmus hat, den er in dem Worte aujourd'hui (au jour de hoc die) ausspricht. —

Dazu kommt, daß der usus viele Figuren, namentlich der Enallage angehörende, aus anderen Mundarten aufnimmt, daß auch manche als Archaismen erscheinen. So bemerkt z. B. Schmitz (frz. Gr. p. 137): „Dem Altfranzösischen war die Inversion des Hauptwortes im Akkusativ sehr geläufig. Auch zu Anfang des 17. Jahrhunderts war sie den Dichtern noch eigen, z. B. Un courage élevé toute peine surmonte. (Malherbe.) Bei späteren Dichtern, z. B. bei Lafontaine, und in burlesken Poesieen neuerer Zeit ist sie Archaismus, d. i. bewußte Altertümlichkeit. Sie hat sich auch in mehreren Sprichwörtern erhalten. Il sait son pain manger. Qui

terre a, guerre a.“ — (Man sehe auch z. B. was oben p. 228 sq. über Wendungen wie *χαῖρε θυμῷ*, concipere mente cet. angeführt ist.) — Lesbos (περὶ σχημ.) erklärt alle syntaktisch-grammatischen Figuren für dialektische Nebenformen: *σχῆμα λόγου ἐστὶ πλοκὴ τῶν τοῦ λόγου μερῶν κατὰ τινὰ διάλεκτον* und benennt sie auch: *Εὐβοεικόν, Κορίνθιον, Χαλκιδιακόν* cet. —

Aus dem allen läßt sich abnehmen, daß die Feststellung und Einordnung der einzelnen im usus vorkommenden Fälle dieser syntaktischen Nebenformationen in ähnlicher Weise schwanken muß, wie wir dies bei den phonetisch-grammatischen Figuren anzuerkennen hatten. Man kommt eben, da der Standpunkt, von dem aus diese Figuren als solche gefaßt werden, ein beschränkter ist, nur zu relativ richtigen Beobachtungen, weshalb auch für die Beurteilung der einzelnen Fälle ein gewisser Spielraum zu lassen ist. Je mehr freilich eingedrungen wird in das Wesen der Sprache, je mehr man lernt, jeden Fall nach dem Charakter, nach der besonderen Technik der Sprache zu beurteilen, in welcher er vorliegt, desto mehr werden anscheinende Ausnahmen dadurch schwinden, daß man die Regeln weiter und richtiger faßt. Wollten wir, wenn wir zu irgend einem Ausdruck im Lateinischen noch etwas hinzudenken können oder bei der Übersetzung hinzufügen müssen, eine Ellipse annehmen, so würden wir schließlich auch z. B. mit Ruddimann (institut. gramm. ed. Stallbaum T. II, p. 359) die Apposition als Ellipse zu setzen haben: „Appositio est duorum substantivorum in eodem casu per Ellipsin participii ens conjunctio: ut, Urbs Roma, i. e. urbs ens, vel quae est Roma. Liv. XXX, 30 Annibal peto pacem, i. e. ego ens, vel qui sum Annibal, cet.“ In der Anmerkung heißt es: „Sunt qui Appositionem Figurarum numero eximunt, utpote in qua nihil a communibus linguae regulis recedatur. Ipse etiam Vossius de Constr. c. 2 in fin. hac de re haesitat, nec quicquam definit. Mihi autem potior videtur Prisciani (lib. XVIII), Linacri, Sanctii aliorumque opinio, quae in his locutionem figuratam agnoscit, subaudiendumque esse verbi substantivi participium statuit.“ — Ebenso erkennt Ruddimann (l. c. p. 296) eine Ellipse von ente bei den Abl. abs. (z. B. zu vivis fratribus bei Ov. Am. II, 6, 24 supple: existentibus) bei dem sogen. Accusat. Graec. (also Hor. Sat. I, 1, 5: miles fractus membra für fractus secundum membra, quod ad membra, seu habens membra fracta cet.). Über diese Weise der Betrachtung äußerte sich recht kräftig Reisig (Vorlesung. üb. lat. Sprachw. ed. Haase p. 796): „Die elliptische Erklärungsart der lateinischen Sprache war lange Zeit ein faules

Pferd, was Sprachgelehrte ritten, wie sich dessen besonders Sanctius bedient, der fast das ganze vierte Buch seiner *Minerva* so durchritten hat; je mehr er aufsackte, desto mehr wuchs der Schofel an.“ — Ebenso bemerkt Bernhardt (Wissenschaftl. Syntax d. gr. Spr. p. 44) von den griechischen Pleonasmen: „Die Dürftigkeit und Planlosigkeit der älteren Sammlungen erscheine besonders in Bezug auf diese höchst merklich — auch in neueren Versuchen, wie Weiske *Pleonasmi Graeci*, Lips. 1807.“ — Von der Enallage heisst es z. B. bei Gossrau (lat. Sprach. p. 593): „die ganze Enallage ist genau genommen gar keine Figur cet.“ —

Auch wenn eine sprachliche Wendung als Figur angenommen ist, ergibt sich darum noch nicht ihre Rubrizierung ohne Schwanken. Gewöhnlich verneinen die Franzosen durch *ne-pas*, *point*. Ist dies nun als Pleonasmus zu bezeichnen? Es könnte so scheinen, denn auch *ne* für sich verneint: *Qui ne sait son pouvoir?* (Delille) und ebenso *pas*: *C'est pas toi qui me feras peur, entends-tu, paillasse.* (Dumas), nicht minder auch *point*: *Voudrais-tu point encore me nier un mépris que tu crois que j'ignore.* (Racine) Oder sind diese letzteren Ausdrucksweisen Ellipsen? — Achtet man nun darauf, daß *pas* (*passus*), *point* (*punctum*) ursprünglich der Verneinung (durch *non*, *ne*) nur einen Begriff hinzufügen, an dessen Geringfügigkeit die Stärke der Verneinung gleichsam abgewogen werden soll, so wird man mit Mätzner (frz. Gr. p. 500 cet.) sich etwa entschließen, diese Wörter *pas*, *point* u. a. m. als Füllwörter zu bezeichnen. Sind aber Füllwörter nicht Pleonasmus? —

Die angelsächsische, die heutige dänische und schwedische Sprache haben, wie die englische, die Eigentümlichkeit, einen Satz ohne relatives Fürwort als Relativsatz gebrauchen zu können. Da nun das Relativ ebensowohl auch gesetzt werden kann, so erscheint seine Weglassung als Ellipse; man kann den Satz jedoch sich leicht auch als Parenthesis denken; neuerdings erkennt man als Grund der Auslassung wohl mit Recht eine Attraktion (vide Schmitz, engl. Gr. p. 277 sq.) und solches Schwanken in der Rubrizierung ist gar häufig. —

Endlich zeigt sich in der Anwendung der termini auf bestimmte Fälle eine Schwierigkeit noch darin, daß eine feste Grenzlinie zwischen der Art, wie an einzelnen Stellen der Redende oder Schriftsteller den Seelenmoment darstellt, und dem allgemeinen usus nicht gezogen werden kann, d. h. daß es schwer ist, zu bestimmen, ob eine Wendung als rhetorische oder als grammatische Figur zu fassen ist. Es gestattet ja nämlich die Sprache

auch die individuelle Formation, und nun hängt es von dem schwankenden Urteil über das mehr oder minder Gebräuchliche d. h. über das zufällig Vorkommende ab, ob wir eine Figur für grammatisch oder rhetorisch erklären. So sind z. B. Pleonasmen in dieser Beziehung schwer zu rubrizieren, wie die von Renan (hist. d. lang. sem. p. 137) angeführten (1. Sam. X, 9):

וַיִּהְיֶה לִי לְאֵלֹהִים לִבְּרִית

Dieu lui changea un autre coeur; und Ps. XIII, 2, von Renan übersetzt: jusqu'à quand, Jéhovah, m'oublieras-tu à jamais? oder Häufungen derart, wie bei Aeschylus (S. a. Theb. 36): σκοποὺς δὲ καὶ κατοπιῆρας στρατοῦ ἔπεμψα; (Eum. 1004): πέμψω τε φέγγη λαμπάδων σελασφόρων εἰς τοὺς ἔνερθε καὶ κάτω χθονὸς τόπους, oder, wenn es bei A. v. Arnim (Marino Caboga) heisst: „Wir sind zu selig, wir zwei beide.“ Auf einer pleonastischen Häufung von Partikeln beruht die rhetorische Figur des Polysyndeton. —

In der That muß zugegeben werden, daß alle grammatischen Figuren in den wohl abgewogenen Wendungen kunstvoller Rede, z. B. bei den Dichtern, mit dem Bewußtsein ihrer Neuheit, d. h. als individuelle Schöpfungen gebraucht und damit rhetorisch wirksam werden können. So erscheint etwa Ter. Adelph. III, 2, 31: Hisce oculis egomet vidi als Pleonasmus rhetorischer Art; Hor. Serm. 2, 7, 116: Unde mihi lapidem? oder Cic. Phil. II, 29: A me Caesar pecuniam? als rhetorische Ellipse, Hor. od. 1, 15, 6: quam multo repetet Graecia milite; od. 1, 7, 8: plurimus aptum dicet equis Argos als auffallender d. h. rhetorischer Gebrauch einer sonst nicht seltenen Art der Enallage. —

Wenn nun hiernach von der überlieferten Terminologie in Bezug auf diese grammatischen Figuren nur bedingungsweise in beständiger Relativität und mit gleichsam tastender Beurteilung Gebrauch zu machen ist, so wird es erklärlich, daß die Sprachgelehrten ihr gegenüber immer zurückhaltender geworden sind und sie möglichst zu vermeiden suchen. Aber die Sprache als Kunst verträgt überhaupt dergleichen Rubrizierungen nur bis zu einem gewissen Grade; die vorsichtige, betrachtende aber niemals abschließende Weise der Darstellung in Wilhelm v. Humboldts sprachlichen Untersuchungen ist dem behandelten Gegenstande angemessen; logisch zugespitzte Definitionen, absolute Abmachungen, welche auch sonst ihren Kredit verloren haben, passen hier am wenigsten. Man wird im Gebiete der Sprache sich daran gewöhnen müssen, die Erscheinungen einem Schematismus nicht bestimmter einzuordnen,

als das Bewußtsein sie erfasste, aus welchem sie hervorgingen. Wir führen eine dahin gehörige Bemerkung J. Grimms an (Dtsch. Gr. T. IV, p. 262): „Nachdem man sonst abgeschmackte und unnötige Ellipsen in der Grammatik gehäuft hatte, ist die Reaktion gegen sie zu weit gegangen. Wenn zwei Eigennamen nebeneinander und einer im Gen. stehen, so kann dadurch die Abhängigkeit auf das mannigfaltigste ausgedrückt sein, z. B. Meiers Konrad den Umständen nach einen Sohn, oder Knecht oder anderen Angehörigen des Meier bedeuten, und hier ist nichts ausgefallen. Ebensowenig bedarf es einer Ellipse bei Ἀλέξανδρος ὁ Φιλίππου, weil der Gen. durch den Nom. Ἀλέξανδρος regiert wird und der Sinn ergibt, daß υἱός, nicht etwa μαθητής oder φίλος gemeint sei. Steht aber bloß ὁ Αἰός, bloß ὁ Αἰοῦς, so muß notwendig υἱός und θυγάτηρ, oder des Sohnes und der Tochter Eigennamen hinzugedacht werden. Von dem Artikel allein kann der Gen. nicht abhängen.“ —

### A. Pleonasmus.

Wir unterscheiden drei Fälle pleonastischer Rede.

I. Es finden sich einzelne Ausdrücke im Satze, welche überflüssig erscheinen, weil entweder das, was sie bedeuten, seinem Inhalte nach in diesem Satze schon sonst genugsam bezeichnet ist: Pleonasmus, oder weil sie überhaupt eines bestimmt angebbaren Inhalts ermangeln: Parapleroma. —

Den Pleonasmus im allgemeinen definiert Quintilian (IX, 3, 46) als abundans super necessitatem oratio, spezieller (VIII, 3, 53): cum supervacuis verbis oratio oneratur. Donatus (ars gr. III, 3): πλεονασμός est adjectio verbi supervacui ad plenam significationem. Diomedes (art. gr. II, p. 444): Pleonasmus est sententia verbo plus quam necesse est abundans. Ebenso gebraucht Dionysios Hal. (de vi Demosth. p. 197) den terminus, um die Hinzufügung einzelner anscheinend überflüssiger Wörter (πλεονασμός ἐνίων ὀνομάτων, ὃ καὶ Ἀημοσθένης κέχρηται) zu bezeichnen, welche der Rede Klarheit, Kraft, Eurythmie, Nachdruck, Pathos und andere Vorzüge zu geben im stande sind, wie es die βραχυλογία nicht vermag. — Man nannte auch wohl das Vorkommen einzelner überflüssig scheinender Buchstaben und Silben Pleonasmus.\*) So Athenaeus

\*) Apollon. Dysc. (de constr. I, 2) betrachtet analoge Vorgänge bei den Buchstaben, Silben, Wörtern, Sätzen; nennt also z. B. das δ in ὕδωρ (von ὕειν) pleonastisch (πλεονάζει στοιχεῖον), in θήρεσσι ist πλεονασμός συλλαβῆς, in καθ-έξομαι cet. πλεονάζουσι λέξεις und so findet man

(II, 7), der *ἄνησις* statt *νῆσις*, *ἄσταχυς* statt *στάχυς* „πλεονασμῷ τοῦ α“ erklärt. (Vide auch Etymol. M. (unter *Ἡθεῖος*) und Gaza (Γραμμ. εἰσαγ. p. 257), der *προλιπών* statt *λιπών* cet. zum Pleonasm. rechnet.) Auch als rhetorische Figur findet sich der *πλεονασμός* vielfach aufgestellt, z. B. von Alexander, Phoebammon, Tiberius, Zonaeus, Tryphon (cf. *Rhetores Graeci* ed. Spengel, Vol. III, p. 33, 46, 50, 75, 166, 198); bei den letzteren rangiert er sogar als Tropus. Über diesen rhetorischen Pleonasmus werden wir später sprechen.

Das Parapleroma nennt man bei uns gewöhnlich Flickwort, [Lessing (T. 8, p. 490) bemerkt zu einer Note des Scioppius „*tò cunque παρέλκει*“: „aber was ist so ein *παρέλκει* anders, als die gelehrtere Benennung eines Flickworts?“ —] auch wohl Füll- oder Schaltwort (s. Sanders, Wörterb. d. dtsch. Spr. unter „Wort“); die Franzosen sagen Cheville (vom lat. clavus), worüber im Dict. de l'Acad.: „Figurément en parlant de vers, on appelle Cheville, Tout ce qui n'y est mis que pour la mesure ou pour la rime“ und: „on appelle en Poësie, Des vers chevillés, Des vers chargés de mots inutiles.“ Den Alten lag die Betrachtung nicht fern, daß es Wörter, welche nichts bedeuten, nicht geben könne. Apollonius (de constr. p. 266) erklärt sich gegen die Aufstellung sogenannter parapleromatischer Konjunktionen, als welche Dionysius Thrax (§ 25) genannt hatte: *δή, ἤ, νύ, ποῦ, τοί, θήν, ἄρ, δῆτα, πέρ, πώ, μήν, ἄν, αὖ, οὐν, κέν, γέ* — *ὅσοι μέτρον ἢ κόσμον ἐνεκεν παραλαμβάνονται*. — Er sagt über diese *καλούμενοι παραπληρωματικοί*: *οὐ γὰρ ἀληθές ἐστιν, ὥς τινες ὑπέλαβον, μόνον αὐτοὺς ἀναπληροῦν τὸ κερηνὸς τῆς ἐρμηνείας καὶ διὰ τοῦτο εἰρῆσθαι παραπληρωματικούς*. (der Grammatiker Tryphon verglich diese Expletiv-Konjunktionen mit dem Werg, welches beim Einpacken zerbrechlicher Geräte verwandt werde):

*ὅτι γὰρ ἕκαστος αὐτῶν ἔχει τινὰ δύναμιν, παρεστήσαμεν ἐν τῷ περὶ συνδέσμων. οὐ γὰρ ταῦτόν ἐστι τὸ τοῦτό μοι χάρισαι τῷ*

*τοῦτό γέ μοι χάρισαι,*

*οὐδὲ τὸ ἀγαθὸς ὢν τῷ*

*ἀγαθὸς περ ἐών,* (Ilias I, 131)

*οὐδὲ ταῦτόν ἐμψαίνει τὸ οἱ μὲν παρ' ὅχεσσι τῷ*

*οἱ μὲν δὴ παρ' ὅχεσσι* (Ilias 15, 3)

*περιγραφῆς γὰρ λόγου σημειὸν ἐστὶν ὁ δῆ.*

auch pleonastische *λόγους*. Ebenso verfolgt er z. B. auch Wiederholungen und Ellipsen in Buchstaben, Silben, Wörtern und Sätzen.

in dem γέ liege eine μείωσις, das πέρ zeige ἐναντιότητα μετ' ἀδξήσεως ἐμφαντικῆς cet. — Nun hindert nichts, daß man solchen Füllwörtern ursprüngliche Bedeutung zugestehe und diese in manchen Verbindungen auch klar erkenne, obwohl man bei der großen Abschwächung, welche diese Bedeutung erlitten hat, an anderen Orten sie weder zum Ausdruck des Sinnes noch der grammatischen Beziehung notwendig findet. In sorgfältiger Rede rechtfertigen sie sich meistens dadurch, daß sie rhythmisch wirken, und wir werden ihrer deshalb auch bei den phonetischen Redefiguren zu erwähnen haben. Dionysius Hal. (jud. de Isocr. 3 sq.) tadelt z. B. den Isokrates, daß er in Herbeiführung von musikalischen Wirkungen, [was dieser (adv. Soph. p. 294) εἰρῶθυως καὶ μουσικῶς εἰπεῖν nennt] durch Verwendung von Füllwörtern sich zu sehr gefalle: ὥστ' ἀνάγκη παραπληρώμασι λέξεων οὐδὲν ὠφελουσῶν χρῆσθαι καὶ ἀπομηκύνειν πέρα τοῦ χρησίμου τὸν λόγον. Er lobt dagegen den Homer wegen des richtigen Gebrauchs der Füllwörter bei sonst reizloser Aufzählung von Namen (de comp. vb. XVI): παραπληρώμασιν ἐδφώνοις διείληφεν, ὥστε μεγαλοπρεπέστατα φαίνεσθαι τούτων ὀνόματα. (cf. l. c. cp. IX.) — Für Parapleroma sagen Neuere zuweilen Parelkon, da die Alten παρέλκειν in diesem Sinne gebrauchten;\*) so Gregor. Cor. (Rhet. Gr. ed. Sp. Vol. III, p. 221) in Bezug auf das Homerische προπάσας: ἡ γὰρ πρὸ παρέλκει. Cicero (orat. 69) tadelt asiatische Redner (inferciens verba quasi rimas expleat) wegen der Füllworte (apud Asiaticos maxume numero servientes inculcata reperias inania quaedam verba) und nennt diese: quasi complementa numerorum.

Was nun den Pleonasmus im engeren Sinne betrifft, so waren sicherlich Wörter, welche uns jetzt in einem Satze überflüssig scheinen, ursprünglich motiviert; und zwar entweder durch die Sache selbst, sofern der Sinn oder die grammatische Beziehung ihre Hinzufügung forderten, oder durch Veranlassungen individueller Natur, sofern ein Affekt durch Häufung der Ausdrucksmittel eine Verstärkung der Wirkung absichtlich herbeizuführen suchte. Erhalten sich solche Redeformen bis zu Zeiten, wo, im ersten Falle, das Verständnis durch grössere Fixierung der Bedeutungen auch bei geringerer Aufwendung von Sprachmitteln gesichert scheint,

\*) Apollon. Dyscol. (de constr. I, 2) sagt, daß auch ganze Sätze überflüssig stehen: καὶ λόγους ποτὲ παρέλκειν, wozu Gaza (lib. IV) als Beispiel citiert: Il. XX, 128: πείσεται ἄσσα οἱ αἶσα γεινομένη ἐπένησε λίνφ, ὅτε μιν τέκε μήτηρ. — (Ap. Dyse. (l. c.) stellt gegenüber: ὅτε μὲν ἀναγκαῶς, ὅτε δὲ ἐν παρολκῇ.)

oder wo, im anderen Falle, die ursprüngliche Rhetorik durch den formelhaften Gebrauch ihre Kraft eingebüßt hat, so werden sie von der verständigen Betrachtung als Pleonasmen empfunden. Es stimmt hiermit im wesentlichen überein, was G. Hermann in den Adnotationes zum Vigerus ed. IV. (p. 883 sq.) über die Entstehung der Pleonasmen im Griechischen sagt: „Sunt duo fontes pleonasmī, unus, quum loquutio multo usu aliquid de vi sua amisit, ideoque etiam ibi usurpatur, ubi, nisi ex parte iners sit, aliena est; alter in iteratione ejusdem notionis, quae ad vim orationis augendam inventa, frequenti usu eam vim deposuit. Prioris generis sunt ἡῶθι πρό, quod sine pleonasmō, ut videtur, dictum Iliad A. 50. Od. ε. 469. abundante particula invenitur Od. ζ. 36.

ἀλλ' ἄγ' ἐπότερνον πατέρα κλυτόν, ἡῶθι πρό  
ἡμιόνους καὶ ἄμαξαν ἐφοπλίσαι.

Tum ἔξοχος ἄλλων et κηρόθι μάλλον, quae sic usurpari, ut si ἄλλων et μάλλον abessent, ostendi ad Hom. hymn. Cer. 362. Alterius generis exempla sunt trita illa, πάλιν αὐθις, ὅθ' οὐνεκα, ἄν κεν, et κεν ἄν, ὡς οἶα, τίνος δὴ χάριν ἔνεκα apud Plat. de legg. III. p. 701. D cet.“

Für jene Archaismen, welche eben nur im Laufe der Zeit zu Pleonasmen wurden, können als Beispiele jene schon oben von uns erwähnten Ausdrücke gelten, wie Od. 4, 370: ἐπιστάμεναι σάφα θυμῷ ähnlich, wie lat. cogitare aliquid cum animo suo. Man kann da zu ἴδμεν ἐνὶ φρεσὶ (Od. 4, 632) etwa unser: „er hatte Courage im Leibe“ (Grimms Hausmärchen I, p. 259): „er hat Verstand im Kopfe“ vergleichen. Ebenso: sic ore locuta est (Virg. Aen. I, 614), (wozu Servius citiert (IV, 359): vocemque his auribus hausi); Phrygia agmina oculis circumspexit (Aen. II, 68); ἰστέφ' ἔγ' (Ps. 3, 5) mit meiner Stimme rufe ich; auch niveus videri (Hor. od. IV, 2) λευκὸς ἰδεῖν (Plat. Phaedr. p. 253): frzsch. il fait beau voir es ist schön anzusehen; il me fait beau voir, aller à la fontaine des fées (Perault, 23); was denn freilich auch rhetorisch verwandt werden kann, wie bei Molière: je l'ai vu, dis-je, vu, de mes propres yeux vu ce qu'on appelle vu; oder bei Sophokles (Antig. 763): οὐθ' ἢδ' ὀλεῖται πλησία, σύ τ' οὐδαμὰ τοῦμὸν προσόψει κρᾶτ' ἐν ὀφθαλμοῖς ὁρῶν mit Bezug auf die vorangegangene Häufung der Ausdrücke (vs. 760): ἄγαγε τὸ μῦθος, ὡς κατ' ὄμματ' αὐτίκα παρόντι θνήσκη πλησία τῷ νυμφίῳ. — Dahin gehört ferner das überflüssige ἀνὴρ in ἀνὴρ Ῥωμαῖος oder ἀνὴρ ῥήτωρ, wie homo Arpinas, homo adolescentulus; deutsch:



Bauersmann, Kieselstein, Weidenbaum, Frauensmensch; englisch: fisherman, palmtree, noontide. Dergleichen, wie *βοῦς ταῦρος*, *σῦς κάπριος*, *ἱρῆς κίρκος* nennt Eustathius (zu Od. 13, 86, p. 1734, 19) *περιβολή*, von welcher er sagt (p. 1773, 25): *μέγεθος ποιοῦσα λόγον καὶ περιτιόντα*. (cf. Hermogenes, *περὶ ἰδ.* Rhet. Gr. Sp. Vol. II, p. 321.) So fügten die Ägypter dem mit Hieroglyphenbuchstaben geschriebenen Worte die sogenannten Diakritika hinzu, d. h. die natürlichen Zeichen der Gattung, z. B. hinter den Namen der Stadt einen Stadtplan; und ähnlich dient der Deutlichkeit der Pleonasmus: Eichbaum, Hollunderstrauch, Nilfluß. Die Hebräer ersetzten so durch Periphrase ihren Mangel an gewissen Adjektiven, z. B. *קצתן שׁוׁם* Kriegsmann (Gesenius, Lehrgeb. p. 646); im Lateinischen z. B. *urbs Roma*, *Taurus mons*, *arbor fici*, *homo servus*, *homo adulescens*, *ventus turbo* (Plaut. Curc. V, 2, 47); *lapis silex* (Plaut. Poen. I, 2, 77) cet. — Zu erwähnen ist auch der Gebrauch von *ἄλλος*, wie z. B. Od. 2, 412: *μήτηρ οὐτε πέπυσται, οὐδ' ἄλλαι δμῳαί*, wobei man an frzsch. *nous autres, vous autres Français* sich erinnert. Es gehört hierher weiter der Gebrauch des possessiven Pronomens neben dem Genetiv, wie bei Schiller (W. Lager): Auf der Fortuna ihrem Schiff ist er zu segeln im Begriff; mit Dativ bei Goethe: „Es thut mir in den Augen weh, wenn ich dem Narren seinen Herrgott seh.“ Bei Grimm (Kindermärchen): „Was war's so dunkel in dem Wolf seinen Leib.“ — (Über diesen Gebrauch, der schon im Mhd. sich findet — z. B. Parz. 297, 12: noch scherpfer dan der bîn ir zagel — cf. Grimm, Dtsch. Gr. IV, p. 351.) Ähnlich ist im Englischen der Gebrauch des pleonastischen partitiven Genetivs, z. B. bei Hume: *This imposition lay heavy on the gentry, who were obliged many of them to retrench their expenses*. Auch die doppelten Negationen in einem Satze, welche im Deutschen zuweilen gebraucht werden, ohne den Sinn zu einem positiven zu machen, sind hierher zu rechnen. Ursprünglich ist das einfache nicht (ein Substantiv) ohne Kraft weiterer Verneinung, und kein ist nur verneinende Zahl (nih-ein). So konnte man dazu kommen zu sagen: *dô dâr niwiht ni was* (Wessobr. Geb.); (cf. Grimm, Dtsch. Gr. III, p. 727); und auch bei Neueren finden wir z. B. Goethe: „Keine Luft von keiner Seite.“ „Man sieht, daß er an nichts keinen Anteil nimmt.“ Schiller: „Das disputiert ihm niemand nicht.“ Chamisso (in volkstümlichem Tone an Varnhagen [45] Bd. V, p. 140): „ich weiß von nichts, von nichts niche“; — mit welchem Ausdruck Gesenius (Lehrgeb. d. hebr.

Spr. p. 831) z. B. parallelisiert 1. Kön. 10, 21:  $\text{וְאֵין בְּנִי אֵין וְאֵין בְּנִי אֵין}$  wo  $\text{וְאֵין}$  und  $\text{אֵין}$  ohne besondere Verstärkung des Sinnes verneinen muß. — So ist auch im Englischen pleonastisch zu *nor* noch *not* gefügt, wie z. B. bei Shakespeare (*Merch. of Ven.* V, 1): *the man that hath no music in himself, nor is not mov'd with concord of sweet sounds, is fit for treasons.* — Auch sonst werden Partikeln in derselben Aussage mehrfach gesetzt, wie: aus dem Hause *heraus-treten*. Lobeck (*Phryn.* p. 10) führt als *adverbia ex abundantia* addita an:  $\text{ἔξω ἐκτρέφειν, ἀνόγειν ἄνω}$ , extra excedere, auch  $\text{ἀπάγειν τινὰ ἄπωθεν ἀπὸ τοῦ κλέμματος}$  (Aeschin. c. Ktesiph. 491) cet. — Ähnlich: ante providit. (Caes. b. g. 5, 33); praesensit prius. (Plautus, *Pseud.* I, 4, 15); ähnlich potius pleonastisch mit malo, wie bei Cicero (*Caecil.* 6): *Siculi ab omnibus se desertos potius quam abs te defensos esse malunt.* — So auch im Frzsch. (*s'en aller*) *s'en retourner*, *il y a*, (*s'y prendre d'avance*, Mätzner, *fr. Gr.* p. 496). Es werden diese Beispiele genügen, um die Natur dieses unbeabsichtigten Pleonasmus erkennen zu lassen; die hierher gehörigen Fälle haben das Gemeinsame, daß sie als eine überflüssige Genauigkeit erscheinen (Eustathius p. 26, 1 sq. (zu *Ilias* 1, 16) sagt, daß in:  $\text{Ἀτρεΐδα δ'ὕω κοσμήτορε λαῶν παρέλκειν τὸ δ'ὕω}$ ; ebenso sei  $\text{Πριαμίδην νόθον νῖόν}$ , ferner  $\text{διὰ μικρὸν ἀργυρίδιον}$  pleonastisch, aber der Dichter bringe hierdurch *σαφήνειαν* hervor); während die ursprünglich rhetorischen Pleonasmen über die genügende Feststellung des Sinnes hinaus Wirkungen individueller Art zu erreichen sich geeignet zeigen und diese auch jetzt noch wirklich erreichen, wenn sie absichtlich aufgefrischt werden.

Es ist ein ursprünglich rhetorischer Pleonasmus, wenn z. B. wir sagen: ich habe mir die Sache angesehen. Grimm (*Dtsch. Gr.* IV, p. 362) sagt über diesen Gebrauch des Dativs: „Heute pflegen wir nach Verbis, zumal Imperativen, den Dativ der pronom. beider erster Personen nicht selten einzuschalten, ohne daß ihm überall eine bestimmte Beziehung zukommt, z. B. ich habe mir eine rechte Lust daran; ich habe dir da viele Leute gesehen“ cet. und führt auch Beispiele aus dem Ahd. und Mhd. für diesen Gebrauch an. — Die subjektive Färbung, Gemütlichkeit dieses sogenannten Dativus ethicus tritt sogleich hervor, wenn wir lesen: „Und sie soll mir Französisch lernen aus dem Fundament“. (Schiller, *Kab. und Liebe*) oder: „Sind euch gar trotzge Kameraden.“ (Sch. Wall.) —  $\text{ὦ τέκνον, ἧ βέβηκεν ἡμῖν ὁ ξένος}$ ; (Soph. *Oed.* C. 81); gar komisch bei Lucian (*Dial. Mar.*) wo das Kind Polyphem dem Vater Poseidon klagt:  $\text{καὶ ἀπ' ἐκείνου τυγλὸς εἰμί σοι, ὦ}$

*Πόσειδον*; von der dritten Person gesagt bei Plato (Rep. p. 343. A): *ὅς γε αὐτῇ* (der *τίτθῃ*) *οὐδὲ πρόβατα οὐδὲ ποιμένα γιγνώσκεις*, der du ihr ja nicht einmal Schafe und Hirten kennst; auch im Lateinischen z. B. Livius (praef.): *Ad illa mihi quisque acriter intendat animum*. Sallust (Cat. 52): *Hic mihi quisquam misericordiam nominat?* selbst bei Dingen, denen damit gleichsam Bewußtsein geliehen wird, z. B. Cicero (de legg. III, 33): *nec satis intellexi quid sibi lex aut quid verba ista vellent*. Im Hebräischen derselbe Gebrauch besonders in der Umgangssprache, z. B. 1. Mos. 31, 41: schon (bin ich) mir zwanzig Jahr in deinem Hause: *שְׁנָיִם עָשְׂרִים שָׁנָה בְּבֵיתְךָ* (vide Gesenius, Lehrgeb. p. 736 sq.). Im Französischen: *Avant que de parler, prenez-moi ce mouchoir*. (Molière.) Bei Lamartine das zum usus gewordene: *Ministre d'une monarchie en retraite, sa retraite à lui avait été une déroute*. Ebenso im Englischen, wo namentlich auch die Volkssprache den ethischen Dativ gleich uns verwendet: Shakespeare: *Well, I find you twenty lascivious turtles, ere one chaste man*; auch mit Präpositionen verbundene Pronomina stehen so pleonastisch, z. B. *That's a fellow for you*, das ist einmal ein Kerl! (cf. Schmitz, engl. Gr. p. 164.)

Ein anderer Fall, wo der Pleonasmus als ursprünglich rhetorisch zu erkennen ist, zeigt sich, wenn Substantiva durch ein folgendes Pronomen wieder aufgenommen und von neuem bezeichnet werden. So bei Schiller: „die Tugend, sie ist kein leerer Schall“, „des Lebens Ängsten, er wirft sie weg“; „dieses Blatt, ich leg's in eure Hände“; bei Lessing: „Jede Kleinigkeit, die rächt sich“; bei Goethe: der „Thürmer, der schauet zu Mitten der Nacht“. Grimm (Gr. IV, p. 415) giebt viele Beispiele aus dem Mhd., z. B. *den schatz den hiez er füren*. (Nib. 99, 2.) (vide auch Heyse: Lehrgeb. II, p. 485 sq.) Auch dieser Gebrauch findet sich vielfach in anderen Sprachen. So im Griechischen z. B. bei Xenophon: *Οἱ τύραννοι οὓς τῶν πολιτῶν δεδίασι χαλεπῶς αὐτοὺς ζῶντας ὀρώσιν*. (K. W. Krüger griech. Sprachl. T. II, p. 134.) Bei Demosthenes (pro Cor.) *Καί τοι καὶ τοῦτο, ὃ ἄνδρες Ἀθηναῖοι, ἐγὼ λοιδορίαν κατηγορίας τούτῳ διασέρειν ἡγοῦμαι*, wozu Vigerus (de Gr. Id. p. 173): *ubi sane τοῦτο solius ornamenti causa positum est*. — Ähnlich ist (vide Buttmann Gr. Gr. p. 347), wenn *ὁ δέ* namentlich im Epos als Fortsetzung in der Erzählung von derselben Person gesagt wird, wie z. B. *Ἰlias 15, 127: ἐγχος ἔστησε (Ἀθήνη) — ἥ δ' ἐπέεσσιν καθάπτετο θοῦρον Ἀργα*. — Im Lateinischen z. B. bei Sallust (Cat. 37, 4): *sed urbana plebes, ea*

vero praeceps ierat multis de causis; bei Livius (I, 58): Cultrum, quem sub veste abditum habebat, eum in corde defigit; Seneca (ad Marc. 25): in aeterna rerum per vasta et libera spatia dimissos, non illos interfusa maria discludunt; emphatischer noch bei Cicero (Fam. XIII, 28): illud, quod supra scripsi, id tibi confirmo. Auch im Französischen findet sich der Gebrauch, wie bei Voltaire:

Louis, en ce moment prenant son diadème,  
Sur le front du vainqueur il le posa lui même.

und so im Englischen z. B. bei Shakespeare: King Richard, he is in the mighty hold of Bolingbroke; und: The nobles they are fled, the commons they are cold. (vide van Dalen, engl. Gr. in Beispielen p. 188.)

Man pflegt diesen Gebrauch als Epanalepsis zu bezeichnen, nach welchem ein vorher gesetzter Begriff, namentlich, wenn Zwischensätze sich eingeschoben haben, wiederholt wird. Wird solche Wiederholung der Deutlichkeit wegen notwendig, so ist sie natürlich nicht als Pleonasmus zu fassen. Hermogenes (*περὶ ἰδ.* 1. Rhet. Gr. Sp. Vol. II, p. 285) nennt diese *ἐπαναλήψεις μάλα χρήσιμοι πρὸς εὐκρίνειαν καὶ σαφήνειαν*.\* cf. auch Demetrius (de eloc. 196; Rhet. Gr. Sp. Vol. III, p. 305).

Diese grammatische Epanalepsis definiert Rufinian (Rhet. Lat. min. ed. Halm p. 46): *repetitio sententiae propter aliam necessariam causam, non ut fit in figuris elocutionis*; der ursprünglich rhetorischen Kraft der Figur gemäß finden wir sie aber auch den Redefiguren eingereiht, z. B. bei Rutilius Lupus (schem. lex. Rhet. Lat. min. H. p. 8): *ἐπανάληψις fieri solet, cum id quod dictum semel est, quo gravius sit, iteratur*: Es ist hierbei die Wiederholung desselben Wortes gemeint (weshalb Quintilian (VIII, 3, 51) *ἐπανάληψις* mit der tautologia identifiziert), welche indes ebenfalls zum grammatischen Pleonasmus abgeschwächt wird, wie wenn es bei Goethe heisst: Labt sich die liebe Sonne nicht, der Mond sich nicht im Meer? oder bei Plato: *σώματος πονηρία ψυχῇ ψυχῆς πονηρίαν ἐμποιεῖ*. Bei Caesar: *erant omnino itinera duo, quibus itineribus domo exire possent*. 1. Mos. 5, 1: Als

---

\*) Die grammatische Epanalepsis wird häufig bemerkt in den Scholien zu Homer z. B. Il. 6, 154: (*ὁ δ' ἄρα Γλαῦκον τέκεθ' υἱόν, αὐτὰρ Γλαῦκος cet.*) *ἡ διπλῇ πρὸς τὴν ἐπανάληψιν τοῦ ὀνόματος· καὶ οὔτι ἐν Ἰλιάδι συνεχῶς ταῖς ἐπαναλήψεσι κέχρηται, ἐν δὲ Ὀδυσσεΐα ἅπαξ κατ' ἀρχὰς Ἀἰθιοπες τοὶ διχθὰ* (1, 23).

Gott den Menschen schuf, schuf er ihn nach dem Bilde Gottes (vide Gesenius Lehrgeb. p. 741). — Ein anderer Fall des hierher gehörigen Pleonasmus ist es, wenn ein Wort desselben Namens dem aussagenden Verbum hinzugefügt wird. Der ursprünglich hierdurch bewirkte Nachdruck ist unverkennbar und findet sich namentlich häufig im Hebräischen in dieser Weise ausgedrückt. So heisst es 1. Mos. 27, 34: er schrie ein großes und bitterliches Geschrei, *וַיִּצְעַק צִעָקָה גְּדֹלָה וַיִּכְרָה* mit Zusatz des Infinitivs: 1. Sam. 20, 6: er hat es sich dringend von mir ausgebeten, *וַיִּשְׁאָל מִיָּדִי בְּחֵץ*; vide Amos 9, 8; Jes. 22, 18; 1. Mos. 43, 3; 1. Mos. 37, 33 cet. (Gesenius, Lehrgeb. p. 778, 810.) — Aber der Ausdruck erscheint auch hier nicht selten zum Pleonasmus erblauft, wie *וַיִּגְדֹּל וַיִּגְדֹּל* ein Fest feiern *וַיִּלְחֹם וַיִּלְחֹם* einen Traum träumen, (vide auch in Bezug auf den Zusatz des Infinitivs: 1. Mos. 43, 20; Jos. 7, 7 cet.) — Bekannt ist dieser Gebrauch auch für das Griechische, wie bei Plato: *δεῖ γυναῖκα εὖ οἰκεῖν τὴν οἰκίαν; οἷον πάθος πέπονθα*. Gregorius Cor. (p. 13 ed. Sch.) nennt dies, wie *λῆρον ληρεῖς* (du schwatzest Geschwätz): *Ἀντικὴ γράσις καὶ σχῆμα* und führt an: *ὑβρίν ὑβρίσεις; γυγὴν γεύσεις*; ähnlich ist *σοφὸς τὴν ἐκείνων σοφίαν*. (Buttmann, gr. Gr. p. 372); ebenso im Lateinischen *ridere risum, deorum vitam vivere, gravem pugnam pugnare* cet.; auch im Französischen: *on a joué un jeu d'enfer* (Picard); *Mars . . rit aussi d'un rire amer* (De Vigny) (Mätzner, fr. Gr. p. 413); und im Englischen *to dream a dream; to sin a sin*; (Schmitz, engl. Gr. 3. Aufl. p. 134.)

Auch im Deutschen sagt man: „Schlaf süßen Schlaf!“ (Schubart, d. ew. Jude); kämpfe den guten Kampf des Glaubens!; eine fremde Sprache sprechen; und zwar schon in der älteren Sprache, wie Grimm (Gr. IV, p. 645) ausführt, z. B. ahd. *wircan were* (operari opera) T. 132; mhd. *springen manigen sprunc* Ms. 2, 45a; *singe ich minen sanc* Ms. 2, 168b u. a. m.

Das Parapleroma entbehrt als solches eines bestimmten stofflichen Inhalts, ist also wesentlich Formwort. Es füllt indes das Satz-Lautbild durch einen artikulierten Empfindungslaut und kann daher auch mit Absicht phonetisch-musikalisch verwandt werden. Die Lautgebärde, auf welche die hierher gehörigen Partikeln nach Entstehung und Wirkung zum Teil zurückzuführen sind (cf. Heyse, Syst. d. Spr. p. 108), ist, wo sie in der gebildeten Rede noch auftritt, nicht eben hoch angesehen, denn die Sache fordert sie nicht, und ihre etwaige Wirkung (Priscian, XVI, 2, 13: *conjunctiones completivae ornatus causa vel metri nulla*

significationis necessitate ponuntur) ist zu äußerlicher Art. Auch diese Wirkung aber fehlt nicht selten jenen Formwörtern in der gewöhnlichen Rede, so daß sie dann als Lückenbüßer, bloße Laut-Pleonasmen erscheinen. Nun sind freilich viele Formwörter ursprünglich Stoffwörter — unser zwar ist z. B. *ze ware* d. i. in Wahrheit — aber der *usus* verwäscht auch solche Bedeutungen, er macht ganze Sätze, z. B. der Höflichkeitssprache zu Tiraden, ausführlichen Lautgebärden, wie z. B. *ich bitte ergebenst, Sie werden verzeihen, wenn Sie erlauben, wenn Sie es nicht übel nehmen, s'il vous plaît cet.*; er macht Wörter der Umgangssprache zu Flickwörtern, wie: ein Bifschen, traun; *γάρ* in dem Verse Ilias 18, 182 nach Eustathius (p. 1137, 9); *ἔμμεναι*: Ilias 2, 216 (l. c. p. 205); auch Epitheta, die *παρελκόντως* stehen, z. B. *τάφρος δορυκτῇ, νέκυσ τεθυνηκώς* (nach Eust. p. 1074, 23); er macht auch ursprünglich bedeutsame Silben zu bloßer Paragoge, wie gnädiglich statt gnädig; Epenthesis, wie: dahingegen statt dagegen, oder Prosthesis, wie: Abgesandter statt Gesandter u. d. m. Sind nicht in *ἀπαμύνω*, reiterare, supervincere, subservire, intermedius; noch mehr z. B. in *ἀνακαθίζω* die Bedeutungen der Präfixe geschwunden? (Pott, etymolog. Forsch. 2. Aufl. T. I, p. 218.) —

An Ausfüllpartikeln ist die griechische Sprache besonders reich (siehe oben p. 438); das Lateinische hat ihrer nicht viele, obwohl die Grammatiker genug dafür erklären; Priscian (l. c.) führt an: *vero, autem, quidem, equidem, quoque, enim, nam, namque*; Mar. Victorinus (ars gr. T. I, ed. Lind. p. 283) nennt als *conjunctiones expletivae*: *quidem, equidem, tamen, porro, saltem, prorsus, duntaxat et caetera*. Diomedes (art. Gr. p. 409 P.) hat noch *profecto, deinde, nimirum*. Im Deutschen sind etwa zu nennen: (dann) denn, wohl, doch, mal, so, eben, um, ja, immer, dial. halt, halter, man u. a. m. Auch in Zusammensetzungen sind parapleromatische Partikeln zu bemerken. Ruddimann (inst. gr. lat. ed. Stallbaum, P. II, p. 371) führt unter Parelkon folgende an: *met, te, ce* z. B. *egomet*; *dum* z. B. *agedum*; *sis* z. B. *videsis*; *nam* z. B. *quisnam*; *quam* z. B. *sanequam*; *an* z. B. *fortassean*; *ne* in *anne, numne*, bei denen das Schwinden der Bedeutung klar ist. (Eigentlich ist *met* [smet]: selbst [Bopp, vergl. Gr. II, p. 114]; *sis* ist: *si vis cet.*)

Ähnlich ist es im Griechischen z. B. mit dem *ι* demonstrativum an Pronominibus und Adverbien, wie *οὐτοσί, νυνί*, welches

Bopp (vergl. Gr. II, p. 168) mit „hier“ übersetzt, wobei uns das Frzsch. *cette vie-ci n'est qu'un songe* (Voltaire) einfällt. (Mätzner, fr. Gr. p. 169 sq.)

II. Als zweite Art des pleonastischen Ausdrucks nennen wir die Perissologie, welche weder aus einem Streben nach Deutlichkeit entspringt, noch Nachdruck oder andere rhetorische Wirkungen zu erreichen vorhat, vielmehr die Ausdrucksmittel nur häuft, um ein längeres Verweilen der Seele bei dem dargestellten Moment abzubilden, sei es, daß sie sich nicht sogleich von ihm zu befreien vermag, sei es, daß sie sich in der Behaglichkeit des Aussprechens gefällt. Wenn sich ein bestimmter Begriff nicht einfach mit seinem Worte bezeichnet findet, sondern umschrieben wird, d. h. durch Aufwendung weiterer Darstellungsmittel kenntlich gemacht, so ist dies Periphrasis.

Die Bezeichnungen Perissologie und Periphrasis werden jetzt gewöhnlich in dem Sinne gebraucht, welchen Quintilian (VIII, 6, 61) angiebt. Er sagt: *Pluribus verbis cum id, quod uno aut paucioribus certe dici potest, explicatur, periphrasin vocant, circumitum quendam eloquendi, qui nonnunquam necessitatem habet, quotiens dictu deformia operit, ut Sallustius: „ad requisita naturae“, interim ornatum petit solum, qui est apud poetas frequentissimus: „tempus erat, quo prima quies mortalibus aegris incipit et dono divum gratissima serpit.“* (Virg. Aen. 2, 268) et apud oratores non rarus, semper tamen adstrictior. quidquid enim significari brevius potest et cum ornatu latius ostenditur, periphrasis est, cui nomen latine datum est non sane aptum orationis virtuti circumlocutio. verum hoc ut, cum decorem habet, periphrasis, ita, cum in vitium incidit, *περισσολογία* dicitur: obstat enim quidquid non adjuvat.“\*) Hiermit stimmt I. IV, 2, 43, wo Quintilian „iterationes: *ταυτολογίας, περισσολογίας*“ zusammenstellt, während IX, 1, 3; 6 und IX, 3, 98 periphrasis unter den Redefiguren genannt wird. Mit der Perissologie fällt ihm (VIII, 3, 53) die macrologia zusammen, deren Nachbartugend ebenso die periphrasis sei; das für die Makrologie angeführte Beispiel ist aus

---

\*) Sätze „Asianae dictionis“, die bedenklich an Muster von *περισσολογία* streifen, finden sich bei Cicero in den früheren Reden nicht selten, wie etwa (pro Sex. Roscio 117): *At vero T. Roscius non unum rei pecuniariae socium fefellit — verum novem homines honestissimos, ejusdem muneris, legationis, officii mandatorumque socios induxit, decepit, destituit, adversarii tradidit, omni fraude et perfidia fefellit.*

Livius: „legati non impetrata pace retro domum, unde venerant, abierunt.“ —

So denn auch die Römischen Grammatiker und Rhetoren, wie Donatus (III, 3, 2), der *περισσολογία* und *μακρολογία* ohne wesentlichen Unterschied [Pompejus (comment. art. Don.) giebt an: „pleonasmus est in verbo, perissologia in sensu, macrologia in utroque“] zu den vitiis orationis stellt; Diomedes (p. 444), der zu dem Beispiel für die Perissologie: „ibant, qua poterant, qua non poterant, non ibant“ bemerkt: hic excepto ibant omnia supervacua sunt. (cf. Jul. Victor ars rhet. p. 424. Isidorus de rhet. p. 517 in Halms Rhet. lat. min.) Servius zu Virg. Aen. 1, 658: faciem mutatus et ora nennt ora: perissologia, ebenso zu Aen. 5, 467 das angehängte que in den Worten dixitque et praelia voce diremit; periphrasis dagegen ist Tropus oder Redefigur, z. B. bei Donatus (III, 6), Diomedes (p. 456), Charisius (p. 245), im Carm. de figg. (p. 70 ed. Halm), Beda (de trop. p. 614 ed. Halm), auch Gellius (N. A. 3, 1). —

Die Griechen bezeichnen mit der *λέξις περιττή* keineswegs ausschließlich eine wegen zu großen Wortaufwandes tadelnswerte Rede, sondern im allgemeinen eine solche, welche sich durch Reichtum und Fülle auszeichnet. Hermogenes (*περὶ μεθ. δειν.* Rhet. gr. ed. Sp. Vol. II, p. 428 sq.) sagt, die *περιττότης κατὰ λέξιν* zeige sich in dem längeren Verweilen bei der Besprechung und in der Fülle des Ausdrucks. So dehne Demosthenes (Mid. init.) den Sinn: *τὴν μὲν ὕβριν Μειδίου πάντες ἴστε* der ethischen Wirkung wegen aus; *τὴν μὲν ἀσέλγειαν, ᾧ ἄνδρες δικασταί, καὶ τὴν ὕβριν, ἣ πρὸς ἅπαντας αἰεὶ χρῆται Μειδίας, οὐδένα οὐδ' ἑμῶν οὔτε τῶν ἄλλων πολιτῶν ἀγνοεῖν οἶμαι.* Fülle aber zeige er z. B. in der Rede *περὶ τοῦ στεφάνου* (p. 229): *τοῦ δὲ παρόντος ἀγῶνος ἡ προαίρεσις αὐτῇ ἐχθροῦ μὲν ἐπήρειαν ἔχει καὶ ὕβριν καὶ λοιδορίαν καὶ προπηλακισμόν ὁμοῦ καὶ πάντα τὰ τοιαῦτα.* So verbindet auch Dionysius Hal. (de comp. vb. 3, 18): *ἡδέως καὶ περιτῶς*; (3, 28): *οὐδὲν ἐν αὐτοῖς σεμνὸν οὐδὲ περιττόν*; ep. ad Pomp. (p. 127): *τὴν περιτιλογίαν καὶ τὸ κάλλιον εἰπεῖν*; im Iud. de Isocr. 3 nach Theophrast: *τὸ μέγα καὶ σεμνὸν καὶ περιττόν.* Dem gewöhnlichen Ausdruck ist das *περιττόν* entgegengesetzt bei Demetrius (de eloc. 77), bei Longin (de subl. III, 4) mit dem Nebengriff des zu Künstlichen. — Hiervon ganz verschieden ist der Begriff der *μακρολογία*, welche z. B. den Greisen wegen ihrer Schwäche eigen ist, wie Demetrius (de elocutione 7) anführt, und die bei



Aristoteles (rhetor. III, 17) so gruppiert ist: *ἔνια περὶ αὐτοῦ λέγειν ἢ ἐπίφθονον, ἢ μακρολογίαν, ἢ ἀντιλογίαν ἔχει.* —

Die Periphrasis wird als Redefigur zwar auch bei den Griechen aufgestellt, aber ihr Name wird doch nicht ausschließlich zur Bezeichnung einer virtus orationis gebraucht. Apoll. Dysc. (de constr. 2, 21): „*ἔπεισέ με ὁ θνυὸς τῷ θάρσει τῷ ἐκείνου πολέμειν*“ κατὰ τρόπον τὸν τῆς περιφράσεως „*ἀνῆκέ με αὐτῷ πολέμειν.*“ Dionysius Hal. (ep. ad Pomp. p. 127) spricht von unpassenden Periphrasen: *ἐκχεῖται εἰς ἀπειροκάλους περιφράσεις* (cf. Longin de sublim. 29, 1). — Bei dem Pseudo-Plutarch (de vit. et poes. Hom. 29) steht sie zwischen dem Pleonasmus und der Enallage: *διὰ πλεόνων λέξεων τὸ σημαίνόμενον ἀποδίδωσιν, ὃ καλεῖται Περιφρασις· ὡς ὅταν λέγῃ νῆας Ἀχαιῶν τοὺς Ἀχαιοὺς καὶ βίην Ἡρακλείην τὸν Ἡρακλέα.* —

Die Perissologie dehnt den sprachlichen Ausdruck über das Mafs aus, welches die Grammatik zum Verständnis des Sinnes verlangt. Es geschieht dies entweder 1. dadurch, daß man sich über den Inhalt oder über die Form der Aussage auch nach den Seiten besonders ausspricht, welche ohnehin durch die notwendigen Bestandteile des Satzes genügend klar dargestellt sind, also auseinandersetzt, was sich von selbst zu verstehen scheint; oder 2. dadurch, daß einzelne Begriffe oder die Aussage selbst in veränderten, ähnlichen Ausdrücken öfter wiederkehren.

Eine gewisse Gemütlichkeit, behagliche Ruhe, ferner gemessenes Abwägen, aber auch Würde und Majestät, Gewicht und Nachdruck finden so ihren Ausdruck, nicht minder freilich breite Redseligkeit, salbungsvolle Schwäche und hohler Schwulst. —

Zur Perissologie im ersten Sinne würden solche Zusätze, Epitheta, oder solche Erläuterungen, Epexegesen, gehören, welche selbstverständlich sind, also unnötig erscheinen. Quintilian (VIII, 6, 40) bezeichnet dieses epitheton als solches, quod ornat, (adpositum oder sequens bei den Römern) d. h. bei dem es genug ist, „convenire id verbo, cui adponitur,“ so daß die verständige Betrachtung urteilt: nisi aliquid efficit, redundat. Während hier das sogenannte epitheton ornans unrichtig zu den Tropen gestellt ist, [ebenso bei Diomedes (art. gr. p. 455), Charisius, Donatus u. a.] findet sich nicht minder unrichtig die Epexegesis vielfach bei den Redefiguren untergebracht. Bei Phoebammon (Rhet. Gr. ed. Sp. Vol. III, p. 47) steht sie unter den *σχήματα* (λέξεως) τοῦ πλεονασμοῦ und ist definiert als „*ἄσαφοῦς λέξεως ἢ λόγον σαφηνισμός,*“ ebenso bei Georgius Choerobosci (περὶ τροπ.

l. c. p. 256). Der Anonymus des Eckstein (schem. dian. in Rhet. lat. min. ed. Halm p. 73) sagt, sie sei explanatio dicti superioris und führt als Beispiel an: Virg. Aen. 1, 250, wo nos durch tua progenies näher bestimmt wird.

Da das Epitheton ornans noch bei den Redefiguren zu besprechen ist, bemerken wir hier darüber nur folgendes: Epitheta, wie das von Eusthatius oben (p. 442) angeführte: *μικρόν ἀργυρίδιον* oder etwa ein weißer Schimmel, empfehlen sich sehr wenig, wenn man sie ausser dem Zusammenhang der Rede betrachtet; aber es ist zu bedenken, daß die Wortbilder, welchen sich die Beiwörter anschließen, der Vorstellung viele Seiten darbieten, und daß deshalb auch die gewöhnlich vorgestellte noch besonders bezeichnet werden kann, wenn eben auf dieser die Seele verweilt. Es wird z. B. die Vorstellung der Dunkelheit mit dem Worte: Nacht gewöhnlich verbunden, aber, nachdem Lenau (Bitte) die Nacht so auch bezeichnet: „Weil' auf mir, du dunkles Auge,“ hebt er im übrigen in seinen Epitheten ganz anderes an ihr hervor: „übe deine ganze Macht, ernste, milde, träumerische, unergründlich süße Nacht;“ und selbst, wenn gerade die Dunkelheit hervorgehoben werden soll, wie viele Nüancen bieten die Beiwörter noch:

„So heiß und stumm, so trübe  
Und sternlos war die Nacht.“

(Lenau: Der schwere Abend.) Der Ausdruck: „Es war dunkle Nacht“ braucht also nicht mehr zu bedeuten, als: „Es war Nacht“ bedeuten kann; aber: „ich mußte hinaus in die dunkle Nacht“ ist schon motiviert.

Epitheta der hierher gehörigen Art sind z. B. duftge Rosen, der ferne Himmel, ein runder Ball, die leuchtenden Sterne u. a. m.; auch viele exegetische Appositionen, welche bei einigem Nachdenken der Hörer sich selbst sagt, z. B. *Ὁ Θάνατος τυγχάνει ὧν δυοῖν πραγμάτων διάλυσις, τῆς ψυχῆς καὶ τοῦ σώματος, ἀπ' ἀλλήλων.* (Plato.) *Ἄν τις ἀνδρὸς σῶμα τρώσῃ, κεφαλὴν ἢ πρόσωπον ἢ χεῖρας ἢ πόδας, κατὰ τοὺς νόμους φεύξεται τὴν τοῦ ἀδικηθέντος πόλιν.* (Lysias.) Hier ist in dem allgemeinen Begriffe das hinzugesetzte Einzelne enthalten. (Krüger Gr. Spr. II, § 57, 10.) Ähnlich: „und jedermänniglich alles Volk ließen sich ihre Freude merken.“ (M. Arndt, Märchen, T. II, p. 269.)

Mehr noch tautologisch erscheint es, wenn Ilias 9, 124 zu *ἵππους ἀθλοφόρους* die Erläuterung tritt: *οἱ ἀέθλια ποσσὶν ἄρροντο*, oder wenn Od. 2, 65 es heißt: *περικτίονας ἀνδρώπους, οἱ περι-*

ναιετάουσι, oder wenn Od. 1, 300 das  $\delta$   $\text{oí patéra klutón ékta}$  dem  $\text{pairogonhā}$  hinzugefügt wird, so wie, wenn die beigelegte Erklärung nur in der Verneinung des Gegenteils besteht, wie in den bekannten Formeln:  $\text{ékóntes, oúk ákοντες; γνωτὰ, κοὺκ ἄγνωτα; ῥητὰ κοὺκ ἄρρητα.}$

Es läßt sich hierbei ein Unterschied zwischen der antiken und modernen Ausdrucksweise nicht verkennen. Wir suchen Zeit zu sparen, und am besten redet uns, wer den Sinn mit Aufwendung der wenigsten Sprachmittel am schärfsten bezeichnet; die Alten legten Gewicht auf das phonetische Element an sich, und eine gewisse musikalische Fülle liefs ihr Ohr gern verweilen, wo unser Verstand ungeduldig wird. So empfinden wir z. B. als gespreizt bei Sophokles (Ajax 170):  $\text{σιγῇ ἄφωνοι;}$  (vs. 282):  $\text{τί τήνδ' ἄκλητος, οὐδ' ὑπ' ἀγγέλων κληθεὶς, ἀγορμαῖς πείραν, οὔτε τοῦ κλύων σάλπιγγος;}$  bei Euripides (Phoen. 1597):  $\text{ὄν καὶ πρὶν εἰς φῶς μητρὸς ἐκ γονῆς μολεῖν, ἄγονον' Ἀπόλλων Ἀαῖω μ' ἰθέσπισεν γονέα γενέσθαι πατρός;}$  (Andromeda 393):  $\text{ἀλλὰ τὴν ἀρχὴν ἀφείς πρὸς τὴν τελευτὴν ὑστέρων οὔσαν φέρει;}$  und diese Art zu reden ist den Alten in der gehobenen Darstellung gewöhnlich, beschränkt sich aber nicht auf die Dichter, Herodot (1, 79) sagt z. B.:  $\text{ὡς οἱ παρὰ δόξαν ἔσχε τὰ πρήγματα, ἢ ὡς αὐτὸς κατεδόκεε;}$  ebenso (VIII, 4):  $\text{ἐπεὶ αὐτοῖσι παρὰ δόξαν τὰ πρήγματα — ἀπέβαινε, ἢ ὡς αὐτοὶ κατεδόκεον.}$  Thukyd. 5, 47:  $\text{βοηθοῦσι τρόπῳ, ὁποῖω ἂν δύνωνται, ἰσχυροτάτῳ κατὰ τὸ δυνατόν.}$  Ebenso ist uns die Rede der Lateiner zu umständlich, wie wenn Cicero (ad Fam. III, 8) schreibt:  $\text{Faciendum mihi putavi, ut tuis litteris brevi responderem;}$  (pro Tull. 47):  $\text{Lex per̄mittit, ut furem noctu liceat occidere;}$  (pro lege Man. 13):  $\text{tum statuetis, quid apud exterarum nationes fieri existimetis.}$  —

Eine sehr gewöhnliche Weise der Perissologie ist es, die in einem Verbum bezeichnete Art der Thätigkeit noch durch einen besonderen Zusatz eben als Thätigkeit hinzustellen, wie: „ich werde die Thüre zumachen gehen;“ Goethe: „Das Frauenzimmer kam ihnen entgegen getreten;“ Schiller: „Heulend kommt der Sturm geflogen;“ Plutarch (de ed. lib. 7):  $\text{τὸ μέγιστον — ἔρχομαι φράσων;}$  Ilias 9, 87:  $\text{καὶ δὲ μέσον τάστρον καὶ τεῖχος ἰζόν ἰόντες;}$  Ilias 4, 199:  $\text{βῆ δ' ἰέναι;}$  Ilias 11, 617:  $\text{βῆ δὲ θέειν;}$  ebenso  $\text{ὄρχομαι ἀπιών;}$  Od. 1, 127:  $\text{ἔγχος μὲν ῥ' ἔσθησε φέρων;}$  Virg. Aen. 1, 528:  $\text{venimus vertere;}$  besonders häufig wird bei uns thun (wie im Englischen emphatisch als umschreibend: to do) hinzugefügt: Thut euch der Teufel plagen? (Schiller.) Ich thät das

Reisen wählen. (Claudius.) Er thät mit Sitten des Königs Tochter bitten. (Uhland.) (cf. Grimm, Gramm. T. IV, p. 94.) — Im Französischen und Englischen werden *aller* und *to go* zu Futuralbezeichnungen: *je vais partir*, *I go to walk*; auch sonst z. B. *aller se promener*; *je serai ce jour à tel endroit, venez m'y rejoindre*. (Acad.) — *en vous permettant de nous venir voir ici*. (Perrault.) — Die deutsche schwache Konjugation hat ihr Imperfektum eben durch Anfügung von *thun* gebildet; got. *sôkidedum* ist: suchen thaten, *salbôda*: ich salbte (Bopp, vergl. Gr. T. II, p. 503 sq.)

Die zweite Art der Perissologie, Häufung von synonymen Wörtern zur Bezeichnung desselben Begriffes, wird meist als rhetorisch aufzufassen sein. Bei Ernesti (lex. techn. Gr. rhet. p. 135) ist bemerkt: „*Ἐπίχυνσις*, auctore Eustath. ad Hom. ξ, 511 sq. p. 1000: Rhetoribus dicta est *ποικιλία ξημάτων ισοδυνάμων*, h. e. artificium eandem rem crebra verborum varietate exprimendi. Alio loco ad Iliad. Σ, p. 1153: *τὴν ἐπιμονὴν καὶ τὴν ἐπίχυνσιν τῶν ἐν τοῖς ῥηθεῖσι ταυτοδυνάμων λέξεων* jungit.“ — Die Seele verweilt bei einem Begriffe, weil sie sich nicht sogleich von ihm losmachen kann und kann deshalb im Aussprechen desselben sich nur schwer genugthun. Mit welcher Fülle bekleidet nicht die Leidenschaft, z. B. beim Schimpfen ihre böse Bezeichnung! „Du bist ein Schuft!“ will Kent (Shakesp. K. Lear, II, 2) dem Steward sagen, aber nun äufsert er sich perissologisch: *A knave; a rascal, an eater of broken meats; a base, proud, shallow, beggarly, three-suited, hundred-pound, filthy worsted-stocking knave; a lily-liver'd, action-taking knave; a whoreson, glass-gazing, superserviceable, finical rogue; one-trunc-inheriting slave; one that would'st be a bawd, in way of good service, and art nothing but the composition of a knave, beggar, coward, pander, and the son and heir of a mongrel bitch.* — Es wird bei den Redefiguren diese Art von Häufung als *ἐπιμονή*, auch wohl congeries, *συναθροισμός* besonders aber als *συνωνυμία* cet. aufgeführt, über welche termini später zu reden ist.

So wirft der zornige Agamemnon dem Achill vor (Ilias I, 286): *ὁδ' ἀνὴρ ἐθέλει περὶ πάντων ἔμμεναι ἄλλων, πάντων μὲν κρατεῖν ἐθέλει, πάντεσσι δ' ἀνάσσειν, πᾶσι δὲ σημαίνειν*, wozu Eustathius (p. 105) gut bemerkt: *καὶ ὅρα καὶ τὴν τοιαύτην ταυτολογίαὶ τοῦ Ἀγαμέμνονος μὲν οὖσαν, πρέπουσαν δὲ ἀνδρὶ θυμουμένῳ. καὶ γὰρ ὁ θυμὸς οὐκ ἐπιτρέπει τῷ λαλοῦντι συλλέγειν νοήματα, ἀλλὰ μίαν ἔννοιαν ἐμπερικλείσας τῷ στόματι ἀγίησι μασσᾶσθαι αὐτήν. οὐδὲ ποτε γὰρ οἴονται οἱ θυμουμένοι ἱκανῶς εἰρηκεῖναι, ὥς γασιν οἱ σοφοὶ ἀλλὰ πολλάκις ἐπανακυκλοῦσι τὰ αὐτά.*

ὁ γοῦν Ἀγαμέμνων ἐνταῦθα τὴν μίαν ἔννοιαν τετρακίς ἔτροψε. ταυ-  
τολογήσει δὲ μετ' ὀλίγα καὶ ὁ Ἀχιλλεύς cet. —

So weit nun von dieser Ausdrucksweise als einer grammatischen Figur zu sprechen ist, gehört sie besonders der Volkssprache. Vieles derartige ist formelhaft geworden. Man verbindet z. B.: Er zittert und bebt; mit Schimpf und Schande; sengen und brennen; ich melde und thue kund; Gift und Galle; mit Ach und Krach; ohne Ruh' und Rast; er ächzt und stöhnt; mit Fug und Recht; hegen und pflegen; Geld und Gut; mit Sack und Pack; hinter Schloß und Riegel; bis an den hellen, lichten Tag u. a. m.

Plautus' Sprache bekommt u. a. durch solche Perissologie Volkstümliches, wie z. B. Mil. II, 5, 42: neque vos qui sitis homines novi neque scio; Mil. IV, 8, 38: metuoque et timeo; Capt. III, 4, 23: saluti fuit atque eis profuit; Rud. I, 44, 22: accede atque adi; Truc. IV, 4, 31: abiit, abscessit; Trin. IV. 4, 4: — probo et fideli et fido et cum magna fide. Et salve! et salvom te advenisse gaudeo. —

Besonders reich an solchen Häufungen sind die semitischen Sprachen; auch der Parallelismus der Glieder in den hebräischen Psalmen gehört dahin. Die Menge der Synonyma erscheint in diesen Sprachen um so größer, als die Epitheta ohne Schwierigkeit auch für die Wörter selbst gebraucht werden. Renan (hist. des lang. sem. p. 385 sq.) bemerkt z. B. in Bezug auf den 119. Psalm: divisé en vingt-deux octaves ou cent soixante et seize versets, dont chacun, sans en excepter un seul, renferme l'expression toujours diversifiée de la loi de Dieu. Der wunderbare Reichtum des arabischen Lexikons ist bekannt; es werden z. B. 500 Namen für Löwe aufgezählt, 200 für Schlange, 1000 für Schwert, 400 für Unglück, 5744 auf das Kamel bezügliche u. d. m. —

Eine besonders häufige Art perissologischen Ausdrucks ist ferner die Periphrasis, welche statt des bestimmten Wortes eine weitere, dessen Begriff umschreibende Bezeichnung setzt, wie etwa statt „ich“: meines Vaters Sohn. —

Die Periphrasis wird, wie erwähnt, überwiegend den rhetorischen Figuren zugeordnet; es sind jedoch der Veranlassungen sehr viele, welche sie herbeiführen, so daß sie auch dem gewöhnlichen Sprachgebrauch keineswegs fremd ist. Da in der ausgebildeten Sprache die Wörter nur noch als Zeichen empfunden werden, tritt oft der Fall ein, daß deren bloße Nennung zur Darstellung des Gedankens nicht auszureichen scheint; sie gehen zu schnell an der Seele vorüber, und man verleiht ihnen deshalb größeren Umfang

und zwingt so, bei ihrem Begriff zu verweilen. Becker (Organism d. Spr. p. 597) sagt: „Die Sprache bezeichnet die Hervorhebung des Begriffes sehr oft durch einen gröfseren Umfang des Ausdrucks, indem sie einen einfachen Begriff durch ein Satzverhältnis ausdrückt, z. B. „Da noch alles lag in weiter Ferne“ (st. fern war); „Du zwingst mich, eine Wahl zu treffen“ (st. zu wählen) u. a. m.; ebenso (p. 600): „Du sprichst von Zeiten, die vergangen sind“ (von vergangenen Zeiten); „Wenn ich dem Kaiser, der mein Herr ist, so mitspielen kann;“ „Gebiete mir, was menschlich ist;“ „Es ist nur Eines, was uns retten kann;“ „Nicht das Schafott ist's, was ich fürchte;“ „Das ist's, wovor ich zittre;“ u. d. m. — Ähnlich: *τὴν μὲν οὖν τυραννίδα ὁ παύσας εἰμὶ ἐγώ.* (Lucian); *οὐ σπονδάς τε λελυκότες εἶεν.* (Thuc. 1, 67); *διδόναι ἄχρεσιν* statt *λπεῖν* (Od. 19, 167); *διδόναι τινὰ ὀδύναις* statt *ὀδυνᾶν* (Ilias 5, 397); *διδόναι πυρί* statt *καῦσαι* (Od. 24, 65). (cf. Vigerus, Graec. d. idiot. p. 342.) So bei Cicero (ad Div. XIII, 12): est abhorrens; bei Plautus: ut tu sis sciens; Terenz (Hec. III, 5, 51): si est, ut velit reducere uxorem. — Bei den Franzosen: „C'est une belle chose que la gloire;“ est-ce que vous pleurez? und zwar bei diesen gewöhnlicher, als im Deutschen. Wenn statt des einfachen Wortes die Umschreibung aus der Sphäre des allgemeinen Begriffs synekdochisch eine Teilvorstellung entnimmt, wirkt sie durch Frische der Anschauung. So sagt die Volkssprache statt: es ist nahe, „es ist einen Hundeblass weit;“ statt: am Morgen, „als die Sonne aufging,“ „als der Hahn krächte;“ statt: er ist klug, hyperbolisch: „er hört das Gras wachsen,“ „kann durch ein Eichenbrett sehen,“ „sieht den Wind auf der Gasse laufen, und hört die Fliegen husten.“ (Grimm, Kinder- u. H. Märch. I, p. 205); statt: er ist zu fürchten, „mit ihm ist nicht gut Kirschen essen;“ statt: er ist feige, „er hat das Herz in den Hosen“. — In Lichtenbergs: „Patriotischer Beitrag zur Methyologie der Deutschen“ werden periphrastische Redensarten aufgezählt, durch welche die Deutschen die Trunkenheit einer Person andeuten, z. B. er hat einen Schufs, Hieb, Strich; er hat etwas im Kopf; die Zunge ist ihm schwer; er ist fertig; er sieht den Himmel für eine Baisgeige an; er ist im Oberstübchen nicht richtig; er hat seine Ladung; er hat des Guten zu viel gethan; er hat schief geladen; he hat wat in de Krone; he hett to deep int Glas keken u. a. m.

Umgekehrt kann die Periphrasis auch die Bestimmtheit eines Ausdrucks abschwächen, indem sie ihm in weiterer Ausführung das

sinnlich Treffende nimmt, oder doch einen allgemeineren Begriff an seine Stelle setzt. Dahin gehören die sogenannten euphemistischen Umschreibungen: z. B. für sterben: *supremum diem obire*, *naturae satisfacere*; *fato perfungi*; *cedere vita*; *vitam cum morte commutare*; *καταλύειν τὸν βίον*, *ἐξ ἀνθρώπων ἀφανίζεσθαι*, *εἰς θεοὺς ἀπέρχαι*; er ist heimgegangen; er wurde zu seinen Vätern versammelt; ihm ist wohl; er ruht, er ist geschieden; *décéder*, *suc-comber*; *to depart* (from this life), *decease* u. a. m. —

III. Als dritte Art des pleonastischen Ausdrucks nennen wir die Tautologie, welche nicht nur dem Sinne nach, sondern mit denselben Worten das schon Gesagte wiederholt. Der heutige Sprachgebrauch versteht unter Tautologie die aus Unfähigkeit oder Nachlässigkeit herrührenden Wiederholungen desselben Sinnes, ohne dabei an eine Identität der Worte zu denken. (vide z. B. Adelung, über den Dtsch. Styl, Bd. I, p. 191.) In der That sind wörtliche Wiederholungen ganzer Sätze nur bei besonders matten, ideenlosen Individuen zu finden — wenn sie nicht absichtlich, also rhetorisch, gegeben werden — wie etwa ein Battologisches: „Diesmal wird es wohl ein gutes Jahr geben; — ja, ein gutes Jahr wird es wohl geben,“ wo denn der Fortschritt des Gedankens, wie ihn die Umstellung der Worte andeutet, allein in seinem Schaukeln zwischen Subjekt und Prädikat besteht. Häufiger ist die Wiederholung einzelner Wörter, welche in der Rhetorik besonders mit *ταυτότης* bezeichnet wird. Was nun die Wiederholung des Sinnes betrifft, so gehört hierher mehr oder weniger alles, was wir über den Pleonasmus sagten, namentlich in den Bemerkungen über Perissologie, und in wissenschaftlicher Beziehung wird es sich empfehlen, die Bezeichnung der Tautologie nur da anzuwenden, wo es sich um die Wiederkehr derselben Worte handelt, oder wo z. B. die entsprechenden Worte sich nicht finden, wie Jerem. 30, 19: „Ich will sie mehren und nicht mindern, ich will sie herrlich machen und nicht kleinern“. Tautologie ist nicht Parallelismus. — Es scheint dies übereinzustimmen mit dem Sinne, in welchem Quintilian den terminus gebraucht. Er nennt (IV, 2, 43) die Tautologie mit der Perissologie als Fehler; später (VIII, 3, 50) definiert er sie als: „*eiusdem verbi aut sermonis iteratio*“ und fügt hinzu: „*haec enim, quamquam non magno opere a summis auctoribus vitata, interim vitium videri potest, in quod saepe incidit etiam Cicero securus tam parvae observationis, sicut hoc loco: (p. Cluent. 35, 96) non solum igitur illud iudicium iudicii simile,*

judices, non fuit. interim mutato nomine ἐπανάληψις dicitur, atque est et ipsum inter schemata, quorum exempla illo loco quaerenda, quo virtutes erunt.“ Aus der Definition selbst, dem angeführten Beispiel und der Gleichstellung mit der Epanalepsis (vid. oben p. 444 sq.) ergibt sich der beschränkte Sinn, in welchem Quintilian den terminus faßt. Hermogenes (περὶ μεθ. δειν. Rhet. Gr. Sp. II, p. 427 sq.) nennt die Wiederkehr desselben Wortes *ταντότης ὀνομάτων* und giebt dieser in besonderen Fällen den Vorzug vor der *ποικιλία ὀνομάτων*. So sei z. B. in der Stelle bei Homer (Od. 19, 205):

ὥς δὲ χιῶν κατατήκει' ἐν ἀκροπόλοισιν ὄρεσσιν,  
 ἦν ἵ' Εὐρος κατέτηξεν, ἐπὴν Ζέφυρος καταχεύῃ,  
 τηκομένης δ' ἄρα τῆς ποταμοὶ πλήθουσι ῥέοντες:  
 ὥς τῆς τήκετο καλὰ παρήϊα δακρυχεοῦσης. —

weder *λείβεται* noch *χεῖται*, noch *λύεται* so passend als *τήκεται*. — Von den römischen Grammatikern wird tautologia jedoch allgemeiner als eine überflüssige Wiederholung von Ausdrücken desselben Sinnes definiert. Donatus (ars gr. III, 3) sagt: *ταντιλογία* est ejusdem dicti repetitio vitiosa, ut egomet ipse, und Charisius (inst. gr. IV, 3): *ταντιλογία* est ejusdem aut idem significantis verbi iteratio, ähnlich Diomedes u. a. — Ebenso ist es bei den griechischen Sammlern von Redefiguren. Phobammon (Rhet. Gr. Sp. Vol. III, p. 46) sagt: *ταντιλογία* λέξεων ἐστὶ ταὐτὸ σημαίνουσῶν παράλληλος θέσις, ὥς εἰ λέγοιμεν, ὀξεῖς εἶσι καὶ ταχεῖς ἢ μελληταὶ καὶ βραδεῖς; so auch Zonaeus (l. c. p. 165), Anonym. (l. c. p. 182). —

Die Tautologie, wie wir sie fassen, ist die schärfste Ausprägung des Pleonasmus, und sie ist deshalb am meisten in dem Falle, nur entweder als Fehler oder als rhetorische Figur zu erscheinen. Es ist so die Redeweise Ungebildeter: „von wegen, meinetwegen,“ „alle mein Lebtag habe ich so 'was nicht erlebt,“ und nicht ungewöhnlich, wie bei Grimm (Kinder- und Hausmärch. T. I, 270) von dem Ehepaar berichtet wird, welches sich Kinder wünscht: „man se kregen keen und kregen keen.“ Wie aber auch die gebildete Sprache diese Wiederholungen desselben Wortes nicht immer meidet, zeigen die Beispiele, welche wir oben (p. 389 sq.) anführten. — Rhetorisch ist schon: „ich sah, was ich sah;“ „was geschehen ist, ist geschehen;“ „wem ich aber gnedig bin, dem bin ich gnedig, und wes ich mich erbarme, des erbarme ich mich.“ (Luth. Bib.); wie Hermann (zum Viger. p. 709) anführt: „Euripid. Or. 79. ἐπλευσ', ὅπως



*ἔπλευσα, θεομανεῖ πότμῳ.* Formulam *ἔπραξεν ἃ ἔπραξεν*, et similes usurpant ii, qui rem clarius exponere aut nolunt, aut nequeunt.“ — Jenes „insigne litterarum initium“ des Tiberius, wie es Tacitus (Ann. 6, 6) und Sueton (III, 67) berichten, gehört hierher: Quid scribam vobis, P. C. aut quomodo scribam, aut quid omnino non scribam hoc tempore, dii me deaeque pejus perdant, quam perire me quotidie sentio, si scio. Rhetorisch wirkt namentlich auch in der Tautologie eine veränderte Wortstellung, z. B. bei Terentius (Phorm. II, 3): pro deum immortalium, negat Phanium esse hanc sibi cognatam Demipho? Hanc Demipho negat esse cognatam? — Eustath. p. 147, 171 nennt dergleichen, wie *εἰπεῖν ἔπος, εἴπας ἔπος* cet. den *τρόπος ἐντυμολογίας*. — Das, was als rhetorische Tautologie zu bezeichnen wäre, wird bei den Figuren der Annomination, dann der Palilogie, Epanalepsis cet. zu besprechen sein.

### B. Die Ellipse.

Die Ellipse ist im allgemeinen zu fassen als eine Auslassung von Worten in einem Satze; als eine solche jedoch, daß durch diese Auslassung die Darstellung des Gedankens, also auch das Verständnis nicht beeinträchtigt wird, weil das Fehlende aus dem Zusammenhang ergänzt werden kann. — Die grammatische Ellipse ist meistens derart zum usus geworden, daß eine durch ihre Ausfüllung vervollständigte Rede auffallend, unschön oder selbst sprachwidrig erscheinen würde; wie wenn man statt: „er hat den Kürzeren (Halm) gezogen;“ „Glück auf!“ „er kann nicht weiter (gehen),“ die Rede auch in dem, was sie andeutet, ergänzen wollte.

Ellipsen sind eingetreten teils aus phonetischen Gründen, sofern hierdurch der Lautkörper sich gedrängter, abgerundeter, minder schleppend gestaltete, teils in Veranlassung des darzustellenden Inhalts, welcher nicht vollständig oder nicht bestimmt bezeichnet werden sollte. Bei den Ellipsen der ersteren Art sollte also Wesentliches nicht weggelassen werden, man hatte bei ihnen nur das Bedürfnis, den Ausdruck an seinem Lautstoff zu kürzen; deshalb erscheinen sie von formeller Natur, und die Lücke, welche sie bewirken, ergänzt sich in unserer Vorstellung leicht und in bestimmten Worten; die Ellipse der zweiten Art entsteht aus einer Reflexion auf den Sinn, hält absichtlich die Darstellung unbestimmter, wird deshalb eher als rhetorisch empfunden, und findet ihre Ergänzung nur in der allgemeinen Sphäre des dargestellten Gedankens, so daß

sie sich in verschiedenen Worten oder vielmehr Sätzen ausdrücken kann. Wenn also z. B. Schiller (Jungfrau v. Orl. II, 2) sagt: „Ich liebe (den), wer mir Gutes thut, und hasse (den), wer mich verletzt, und ist's der eigne Sohn, den ich geboren, (welcher mich verletzt), (so ist er) desto hassenswerter“; so werden hier notwendig die bestimmten, von uns eingesetzten Worte ergänzt, und es ist aus dem Lautganzen fühlbar, warum sie fehlen. Wenn er aber sagt (Glocke): „Glücklich ist die Form gefüllt; wird's auch schön zu Tage kommen, daß es Müh' und Fleiß vergilt? Wenn der Guß mißlang! Wenn die Form zersprang! so ist die Ergänzung den Worten nach unbestimmt, etwa: so wäre das ein gar gewaltiges Unglück, oder: so wäre alle Mühe umsonst gewesen, oder: so wäre es mit dem Werke völlig vorbei. Auch hier fühlt man leicht, warum die Rede vermeidet, den Gedanken in klaren Worten zu Ende zu führen. Im übrigen ist die Ausdrucksweise gar nicht ungewöhnlich; man sagt z. B.: Wenn es aber regnete! mit unbestimmter Ergänzung. — Beide Arten der Ellipse können rhetorischen Charakter erhalten, wenn die Ergänzungen uns weniger geläufig erscheinen, wie wenn Schiller (l. c.) sagt: „Ich darf ihn hassen, (denn) ich hab' ihn geboren“; und: „Mehr als das Leben lieb' ich meine Freiheit, und wer mich hier verwundet — Doch warum mit euch mich streiten über meine Rechte?“ Im ersteren Falle hätten wir die rhetorische Ellipse als Asyndeton, im zweiten als Aposiopesis.

Von der Ellipse wesentlich unterschieden ist die Brachylogie, mit welchem Terminus ebenfalls eine Kürzung der Rede bezeichnet wird, eine solche jedoch, welche selbst zum usus gebildeter Rede geworden ist, in der das Selbstverständliche wegbleibt. Namentlich wenn die Satzkonstruktion von selbst eine Wiederkehr derselben Wörter herbeiführen würde, welche unnötig wäre, weil der schon ausgesprochene Begriff fortwirkt und daher ohne Schwierigkeiten ergänzt werden kann, so wird dies Wort nach dem usus beim zweitenmal ausgelassen. Die Ergänzung ist dabei auch möglich, wenn sie den Begriff in einem anderen Kasus, Numerus, Modus oder in einer anderen Person (bei Verben) aus dem vorhandenen Ausdruck entnehmen muß. Wenn also z. B. statt des Satzes: „ich fürchte, daß ich betrogen bin“, man sagte: „ich fürchte, ich bin betrogen“, so ist hier Ellipse unserer ersten Art; hielte es aber: „ich fürchte betrogen zu sein“, so würden wir diese Satzverkürzung Brachylogie nennen, denn die Wiederholung des „ich“ ist vermieden. Brachylogie also wäre z. B. auch:

„sie verschonten weder Weib noch (verschonten sie) Kind“, und: „ich finde Trost, wo Du Schmerzen“ (findest). — Hiernach steht die Brachylogie im Gegensatz zur Perissologie, welche durch Wiederholungen ein Verweilen bei dem Sinn herbeiführt; beide scheinen, während Pleonasmus und Ellipse der Kunsttechnik der Sprache im allgemeinen angehören, besonders der Entwicklung des Stils, der litterarisch gebildeten Rede ihre Ausbildung zu verdanken.

Der Gebrauch der hierher gehörigen Terminologie ist ungemein schwankend und zwar ebenso bei den Neueren wie bei den alten Grammatikern und Rhetoren. Was die Neueren betrifft, so führe ich z. B. an, daß die Stelle *Ilias* 1, 581: *εἰ περ γὰρ κ' ἐθέλῃσιν Ὀλύμπιος ἀστεροπητῆς ἐξ ἐδέων στυγελίξει* — *ὁ γὰρ πολὺ γέγρατός ἐστιν* — welche wir als grammatische Ellipse unserer zweiten Art fassen würden, von Faesi (zu dieser Stelle): Brachylogie genannt wird, von Ameis (ebenda): Aposiopese, von Passow (*Handwörterb.* 5, p. 782): Ellipse, wobei Faesi ergänzt: „so kann er es, so vermögen wir nichts dagegen“; Ameis: „dann wehe uns!“ Passow: „*στυγελίξει*“ oder „*δυνήσεται στυγελίξει*“.\*)

Die Alten bezeichneten mit *ἔλλειψις* auch die Auslassung eines einzelnen Buchstabens oder einer Silbe.\*\*\*) (vide bei Josephus *Rhac.* oben p. 415.) Tryphon (*περὶ τροπ.* *Rhet. Gr.* ed. Sp. Vol. III, p. 198) nimmt so *ἔλλειψις* als den allgemeineren Begriff zur *ἀφαίρεσις*, *συγκοπή* und *ἀποκοπή*; [Auslassung einer Silbe bezeichnet es auch bei Priscian (*Inst. Gramm.* VIII, 4, 23)]; Zonaeus (*περὶ σχημ.* *Rh. Gr.* Vol. III, p. 167) stellt die Ellipse doppelt auf: als etymologische und als Redefigur; ebenso Gregor. Cor., der (*De dial.* ed. Schaef. p. 672) eine *ἔλλειψις λόγον* nennt und (p. 456) eine *ἔλλειψις φωνήεντος*. — Gregorius Cor. (*περὶ τροπ.* *Rh. Gr.* III, p. 221) definiert die Ellipse als *γράφεις οὐ κατὰ τὸ πλῆρες ἐκγερο-*

\*) Der Scholiast zu Aristides Panath. 135, 13 macht für solche Stellen ein besonderes *σχῆμα*: *εἰ μὲν δέχεσθε ἐπὶ τοῦτοις — καλὸν ἐστι*, citiert Hom. II. I, 135 und schließt: *τὸ δὲ σχῆμα καλεῖται ἀναπόδοτον*. also = *ἀναταπόδοτον*.

\*\*) Apoll. Dysc. (de constr. I, 2) bespricht nacheinander den Ausfall eines Buchstabens (*γαῖα, αἶα*), einer Silbe (*θέλω, λῶ*), eines Wortes, z. B. *ἀργεῖον δ' ἔμοι οἶω* (Od. 9, 550): „*τὴν τοῦ ἄρθρου ἐνδεκνται ἔλλειψιν*“. Th. Gaza und Priscian lassen an den entsprechenden Stellen auch Beispiele der Ellipse ganzer Sätze folgen; der letztere (*Ter. Eun.* 1, 1, 20): „*Egone illum? quae illum! quae me! quae non! Deest enim unicuique constructio plenae orationis cet.*“

μένη ἀλλὰ μᾶλ' ἐλέξει ἢ πλείουσιν ἐλλείπουσα und sagt, daß man sie auch *προσνπακονόμενον* nenne. Mit dieser Fassung stimmen im allgemeinen auch Phoebammon (*περὶ σχημ.* III, p. 46), Tiberius (*περὶ σχημ.* III, p. 78 sq.), Kokondrius (l. c. p. 242), Georg. Choerob. (l. c. p. 252), Anonym. (*περὶ σχημ.* l. c. p. 155), Anon. (*περὶ τροπ.* l. c. p. 211) u. a. Im einzelnen freilich ist bei diesen Rhetoren in der Auffassung der zur Ellipse gehörigen Fälle eine Unterscheidung zwischen grammatischer, rhetorischer Ellipse, Brachylogie nicht ersichtlich. So würden wir das Beispiel des Anonymus (*τεχ. ῥητ.* Vol. I, p. 437) für die Ellipse: *ὃ τοῦτον φιλεῖς καὶ οὗτος σέ (φιλεῖ)* zur Brachylogie stellen, von den Beispielen, welche Alexander (*περὶ σχημ.* Vol. III, p. 33) anführt, das erstere als rhetorische Ellipse, das zweite als Brachylogie fassen.

Die Art, wie Quintilian die Ellipse bespricht, läßt vieles unklar. Zunächst ist ihm *ἔλλειψις* (I, 5, 40) als eine Art des *So-loecismus*: „vitium detractio-*n*is“, dann stellt er sie als vitium mit dem tropus der Synekdoche zusammen (VIII, 6, 21), da auch bei ihr ein Wort aus anderen ergänzt werde, wie bei jener z. B. das Ganze aus dem Teil, aber doch scheint es ihm besser, sie unter die Redefiguren zu bringen, und so bespricht er (IX, 3, 58 sq.) die *figurae, quae per detractio-*n*em fiunt*, ohne jedoch den Namen der Ellipse zu gebrauchen. Folgende Fälle unterscheidet er: 1. „cum subtractum verbum aliquod satis ex ceteris intellegitur, ut Caelius in Antonium: stupere gaudio Graecus: wo man ergänze: coepit“; 2. „in quibus verba decenter pudoris gratia subtrahuntur:

„novimus et qui te, transversa tuentibus hircis,  
et quo, sed faciles Nymphae risere, sacello.“

(Virg. Ecl. 3, 8) wo man etwa ergänzen wird: corruerit; 3. „per detractio-*n*em figura — cui conjunctiones eximuntur; es ist dies das IX, 3, 50 genannte: *ἀσύνδετον*“; 4. das sogenannte *ἐπεξευγμένον* (al. l. *συννεξευγμένον*), in qua unum ad verbum plures sententiae referuntur, quarum unaquaeque desideraret illud, si sola poneretur z. B. vicit pudorem libido, timorem audacia, rationem amentia. (Cic. p. Cluent. 6, 15.) Wir würden dies eine Zusammenziehung beigeordneter Sätze nennen.

Man sieht, daß Quintilian überall (abgesehen von der Einmischung der Synekdoche) Grammatisches und Rhetorisches durcheinander wirft. Der erste Fall bei ihm zeigt eine grammatische Ellipse unserer ersten Art; das zweite aus Virgil von ihm citierte

Beispiel würde unserer zweiten Art der Ellipse entsprechen, wenn Quintilian in seiner Behauptung recht hätte: „hanc quidam aposiopesin putant, frustra; nam illa quid taceat, incertum est aut certe longiore sermone explicandum, hic unum verbum et manifestum quidem desideratur: quod si aposiopesis est, nihil non, in quo deest aliquid, idem appellabitur“; aber hier, wie auch in dem zweiten von ihm gegebenen Beispiel aus Cicero: data Lupercalibus, quo die Antonius Caesari (zu ergänzen: diadema imposuit) haben wir es mit keiner bloß formellen Auslassung zu thun, sondern mit einer wirklichen Aposiopesis. Der dritte Fall seiner detractio, das Asyndeton, ist rhetorischer Art; der vierte, die Satzzusammenziehung würde von uns zur Brachylogie gestellt werden, und gehört in die Grammatik, wie Quintilian selbst zu sehen scheint, wenn er sagt: „sed haec adeo sunt vulgaria, ut sibi artem figurarum adserere non possint.“ — Die Terminologie würde klarer sein, wenn Quintilian von der Vorstellung sich hätte befreien können, Ellipse als Weglassung von Wörtern, die doch eigentlich verlangt würden, sei ein Fehler; nun fehlt ihm sogar für die zwei ersten Fälle ein bezeichnender terminus, und doch ist ja seine detractio, [wie z. B. auch Aquila Romanus (de figg. § 46) die Elleipsis übersetzt] nichts, als eben die Ellipse.

Von den römischen Grammatikern findet sich die Ellipse nun auch als zu den „vitiis“ gehörig aufgeführt, und so ist der Name denn zur Bezeichnung grammatischer Verhältnisse geblieben.

So definiert Diomedes (p. 445): Ellipsis est necessaria dictione fraudata sententia, defectus quidam necessariae dictionis quam desiderat praecisa sententia, ut est „terrīs iactatus et alto“ (Virg. Aen. 1, 3) cum desit in praepositio cet.; ähnlich Charisius (IV, 3), Isidorus (de rhet. c. 20. Rhet. l. ed. Halm p. 517), Donatus (III, 3) zu dessen Beispiel: „haec secum“ (Virg. Aen. I, 37) Pompejus bemerkt: subaudimus (προσὺνπαχονόμενον) enim aliquid, loquebatur, cogitabat, tractabat. — Unter den Redefiguren, welche die Rede schmücken, zählen die Ellipse auf: Aquila Romanus, das Carmen de figuris, Martianus Capella. (Rhet. lat. ed. Halm p. 37, 70, 483.)

Was ferner den Begriff der Brachylogie anlangt, so stimmt unsere Fassung desselben im wesentlichen überein mit der des Anaximenes in der *Ῥητορικὴ πρὸς Ἀλέξανδρον* cp. 23. Das *Βραχυλογεῖν* erfolgt, wie der Verfasser angiebt, dadurch, daß wir Einen und zwar den kürzesten Ausdruck zur Bezeichnung wählen, daß wir nur wenige Verbindungen machen und vielmehr zusammen-

ziehen (*χρὴ δὲ καὶ συνδέσμονας ὀλίγους ποιεῖν, τὰ πλεῖστα δὲ ζευγνύειν*), und während man so bezeichne, müsse Ein Ausdruck sich auf zweierlei beziehen, und so die kurze Wiederholung von den Teilen weggenommen und nur am Redeschluß vorgebracht werden — (*ὀνομάζειν μὲν οὕτω, τῇ δὲ λέξει εἰς δύο χρῆσθαι, καὶ παλλολογίαν τὴν σύντομον ἐκ τῶν μερῶν ἀφαιρεῖν, ἐν δὲ ταῖς τελευταῖς μόνον παλλολογεῖν*). Unter Brachylogie wird hiernach also im allgemeinen: knappe Darstellung, im besonderen: grammatische Kürzung und Zusammenziehung der Sätze verstanden. Ähnlich unterscheidet Aristides (*τεχ. ῥητ.* Sp. Vol. II, p. 500) eine *βραχύτης* und *σύντομία κατὰ γνώμην* und *κατὰ λέξιν*; nach der letzteren vermeide man Paraphrasen, gleichbedeutende Ausdrücke (*ἰσοδυναμοῦντα*) cet. Der Terminus bezeichnete dann gewöhnlich, was wir Lakonismus in der Darstellung nennen, wie Lykurgus bei Plutarch (*Lyk.* 19) *βραχυλόγος καὶ ἀποφθεγματικὸς* genannt wird, cf. auch *Demetr. de eloc.* 7, Tryphon (*περὶ τροπ.* Sp. Vol. III, p. 202), *Rutilius Lupus* (*Rhet. lat. ed. Halm* p. 17), *Carmen de figuris* (l. c. p. 65). — *Cicero* (*de or.* 53) nennt dies „*conciisa brevisitas*“; *Quintilian* faßt die *βραχυλογία* spezieller, verweist sie (*VIII*, 3, 82) unter die Redefiguren und bezeichnet (*IX*, 3, 50) das *Asyndeton* als zu ihr gehörig.

Was nun zunächst die Ellipse betrifft, so haben wir solche unterschieden, welche aus phonetischen Gründen erfolgt ist, so daß die ausgelassenen Wörter den Gedankengehalt nicht berühren, von solcher, welche einen Inhalt nicht vollständig ausdrückt. — Was die Ellipsen der ersten Art betrifft, so handelt es sich bei ihnen natürlich nicht um das Eintreten von Lautwirkungen im einzelnen, sondern um eine dem Satzinhalt entsprechende lautliche Darstellung, welche durch Weglassung von Formwörtern an Nachdruck und Lebendigkeit gewinnt. Von ihnen vornehmlich gilt, was *Grimm* (*Gr. T.* IV, p. 131) von Verbal ellipsen bemerkt: „Ausgelassen werden kann nur, durch dessen Verschweigung keine Undeutlichkeit erwächst. Frische, lebendige Wörter unterliegen der Ellipse nicht, sondern die, deren Sinn durch öftere Wiederkehr erblaßt ist; an bestimmter Stelle, neben gewissen andern, ihnen gewöhnlich verbundenen Ausdrücken verstehen sie sich gleichsam von selbst.“

Aber auch Wörter oder Sätze, welche sonst im *usus* noch frisch und lebendig wirken, d. h. einen bestimmten Inhalt bieten, können unter gewissen Umständen, wenn der Zusammenhang mit genügender Deutlichkeit ihren Begriff angezeigt, weggelassen wer-

len, und die Theorie muß sie von den Ellipsen der ersten Art unterscheiden. — G. Hermann (De ellipsi Viger. p. 868) will von Ellipsen dieser Art, bei welchen eine Auslassung „ob rhetoricam rationem“ stattfindet, nichts wissen, aber eine ratio rhetorica, wenn auch unbewußt, liegt allen syntaktischen Figuren ursprünglich zu Grunde, sei es, daß der Laut, sei es, daß der Sinn die Anregung gab, und Hermann selbst muß zugestehen: „fit, ut aposiopesis, ubi multo usu sic trita est, ut jam etiam ad grammaticas leges nihil deesse videatur, in ellipsin vertat, ut in formula *εἰ δ' ἄγε*, quae quum proprie significaret, sin vero placet, age, deinceps ita usurpari coepta est, ut nihil aliud quam age vero notaret.“ — Man sieht allerdings leicht, daß die Beurteilung der einzelnen Fälle des elliptischen Ausdrucks, wie sie nach der angegebenen prinzipiellen Unterscheidung zu sondern sein würden, schwanken muß, denn wie die jetzt als Formwörter erscheinenden Verba die ursprünglich sinnliche Bedeutung erst allmählich zum großen Teil verloren haben, so wird der Begriff anderer durch die Beziehungsformen im Satze schon so sehr angedeutet, daß ihre Hinzufügung den Wert einer formellen Vervollständigung des Satzes kaum übersteigen würde.

Wenn also z. B. die Ellipsen: „Ein Mann, kein Mann“; „que faire?“ „Was thun?“ (Schiller) zweifellos der ersten Art sind, und ebenso entschieden man: „Daß Dich“ — „Hol' mich“ — „*μὰ τόν*“, „*καὶ μὰ τόν*“, das berühmte Lakonische: „*ἦ τὰν ἧ ἐπὶ τὰς*“ der zweiten Art zurechnen wird, so kann man doch schwanken z. B. bei den Ellipsen: „Was soll das?“ „Di melius“ (Prop. IV, 6, 65), „er muß fort!“ u. a. m.

Eine andere Schwierigkeit für die Ellipsen beider Arten besteht darin, daß die erstere sich schwer überall mit Sicherheit von der Brachylogie, die zweite von der Aposiopese unterscheiden läßt. Man nahm früher auch dann Ellipsen an, wenn doch nur ein kurz andeutender Ausdruck vorlag, der sich mit allgemeiner Bezeichnung begnügte, wo freilich auch eine bestimmtere möglich war. So ist z. B. Ajax Oilei (Virg. Aen. I, 41); hoc est Gallicae consuetudinis (Caes. b. G. IV, 5) nur eine Brachylogie der lateinischen Sprache, aber eine Ellipse von filius und proprium ist nicht vorhanden, wie sie etwa im Deutschen angenommen werden muß, wenn Lessing (Nathan I, 1) das Lateinische nachahmend, sagt: „Es sei ihr Tempelherr kein Irdischer und keines Irdischen.“

Die Abgrenzung ist aber nicht immer leicht. Grimm (Gr. IV, p. 87) weiß z. B. nicht, ob unser imperativischer Infinitiv: „Nichts

angreifen!“ „Junge, dich nicht rühren!“ aus einer Ellipse von „man muß, man soll“ zu deuten ist. — Zwischen der Ellipse zweiter Art und der Aposiopese kann man andererseits z. B. schwanken in Fällen, wo ein oft gebrauchter Ausruf regelmäsig abgebrochen wird, z. B. „Das ist doch zum“ — oder: „Du wirst doch nicht?“ „daß dich dieser und jener!“ — auch bei der Ellipse des eigentlichen Ausrufs in Interjektionen, wie: „alle Welt!“ „Blitz“, „Donner“, „Hagel!“ cet. (Grimm, Gr. III, p. 306); *εἰς ὅλεθρον*, *ἐς κόρακας*, oder in Wendungen, wie bei Homer (Ilias I, 302) *εἰ δ' ἄγε μήν, πείρησαι* — auch Ilias IX, 43, wo Diomed dem Agamemnon, der von Troja fliehen will, sagt: *Εἰ δὲ σοὶ αὐτῷ θυμὸς ἐπέσσυται ὥς τε νέεσθαι, ἔρχεο — ἀλλ' ἄλλοι μενέουσι Ἀχαιοί — εἰ δὲ καὶ αὐτοί — φευγόντων*. Man hat hier Ellipse, wenn man ergänzen will: *ἐθέλουσι*, verschweigt aber Diomedes' Erbitterung etwa den Begriff des feige Fliehenden, mit welchem die Rede fortfährt, so wäre es Aposiopese.

Um eine ungefähre Übersicht über das Vorkommen der Ellipsen zu gewinnen, betrachten wir sie nach den verschiedenen Satzarten, innerhalb welcher sie entweder als Nominal- oder als Verbal-Ellipsen erscheinen.

#### a. Die Ellipse im einfachen Satz.

Im Deutschen kann Ellipse des Subjekts stattfinden z. B. (Gott) Behüte! Bewahre! (Es) Kann sein. (Ich) Danke! (Du) Bist nicht klug. Goethe ließ die persönlichen Fürwörter besonders gern weg, z. B. (im Faust): „Wir haben keine Magd; muß kochen, fegen, stricken.“ „Den Weg dahin wüßst allenfalls zu finden.“ „Hast wieder spioniert?“ „In deinem Lande thust dir was zu gut.“ „Bild't sich was auf ihre Schönheit ein.“ „Schweben auf, schweben ab, neigen sich, beugen sich.“

Die Griechen hatten noch das Bewußtsein, daß bei Bezeichnung der Naturerscheinungen, wie in *νίφει*, *ὔει*, *βροντᾷ*, *ἀστράπτει*, eine Ellipse des Wortes *Ζεὺς* oder *ὁ Θεός* eingetreten sei, denn, wie Apollonius Dysc. (de constr. II, 5) [cf. auch Priscian, art. Gr. XVII, 2, 14] mit Bezug auf *ἀστράπτει* sagt; *ἡ τοιαύτη ἐνέργεια ἐξαιρέτως τῷ Διὶ ἀναπέμπεται*, und der vollständige Ausdruck *Ζεὺς ὔει, ὁ Θεός ὔει* erhielt sich daneben. (vid. Bernhardt, wissensch. Synt. d. gr. Sp. p. 191.) Ähnlich ist das Fehlen des Subjekts im Griechischen zu Prädikaten, aus denen mit Sicherheit die Person des Subjekts ergänzt werden kann, wie bei *σημαίνει*, *ἐσάλπιγξε* (Xenophon, Thuc.) der *σαλπικτής*, bei *ἐκήρυξε* der *κήρυξ*



u. d. m. (v. Bernhardy l. c.) Markig klingt im Französischen die (bis ins 16. Jahrhundert gewöhnlichere) Auslassung der Personalpronomina, wie: Fais ce que dois, advienne que pourra. (Acad.) Geläufiger ist im Neufranzösischen die Auslassung des neutralen *il*, wie: Je m'en irai, messieurs, quand bon me semblera (Courier.) (vide Mätzner, fr. Gr. p. 347). Auch im Englischen fehlt zuweilen das pronominale Subjekt, wie: Thank you; O Time, why dost not pause? (Byron.)

Es wird ferner zugleich mit dem Subjekt das Prädikats-Verbum weggelassen, namentlich ein solches, welches leicht aus dem Zusammenhang ergänzt wird, wie: sein, müssen, sollen, sprechen, bitten, kommen, geben, wünschen, gehen. Frage, Ausruf, Wunsch, Befehl, suchen dergleichen elliptischen Ausdruck, z. B. (Ist es) „Nicht wahr?“ „Welch' Betragen“ (ist dies)! (Geh) „An die Arbeit!“ (Ich wünsche) „Gute Nacht!“ „Diesen Kuß (gebe ich) der ganzen Welt!“ „Auf Wiedersehen!“ (gehe ich) u. d. m.

Auch das die sogenannte Kopula vermittelnde Formwort fehlt oft; wie: „Wer (ist) da?“ „Still (war) Sang und Klang“ (Bürger); „ich (sollte) dich ehren?“ (Goethe), und endlich kommt auch ein Prädikats-Verbum konkreter Art vielfach in Wegfall, z. B. „er will auf's Land“ (gehn), „ich wäre gern hin (gereist)“, „im Vertrauen (sei es gesagt)!“ — Ebenso im Lateinischen: *Summum jus summa injuria; nihil per vim Milo.* (Cic. Mil. 14); *quid multa? De eventis urbibus valde considerandum est, ne quid temere, ne quid crudeliter.* (Cic. off. 1, 24.) Im Griechischen: *Ἐχθρῶν ἄδωρα δῶρα κοῦκ ὀνήσιμα* (Soph.); *ὃ γίλε Φαῖδρε ποῖ δὴ καὶ πόθεν.* (Plat.); *ἔδωκε κατὰ χειρὸς (γέρε)* (Aristoph.) *Ἐκέλευσαν ἐπὶ τὰ ὅπλα* (Xen.); *ἄρτι ὦ Τερψίων ἢ πάλαι ἐξ ἀγροῦ* (Plat.). — [vide Krüger, Gr. Spr. § 62, 3. (Anm.)] „Mon frère égorgé, noyé!“ (Dumas), „Témoin telle chose.“ „Moi, vous abandonner!“ (Andrieux); „Plus de mariage secret.“ (Delavigne); „Aux armes!“ — A qui mieux mieux (um die Wette). — Im Englischen z. B. „Thou here?“ „A very impudent fellow this!“ — „A glass of wine, Sire, if you please.“ — „I know not what to do.“

b. Ellipsen, die näheren Bestimmungen des einfach-erweiterten Satzes betreffend.

Wie Beispiele im vorigen zeigen, können im Deutschen Verbal-Ellipsen dadurch eintreten, daß eine adverbiale Bestimmung für das Verbum steht, namentlich für Infinitive und Participien, wie: „Er ist fort“ (gereist); „laß mich hier“ (bleiben); auch Prä-

positionen mit ihrem Kasus stehen so, z. B.: „Ist Lerse nach Georgen?“ (gegangen) (Goethe, Götz). „Das Mädchen aus der Fremde“ (kommend). „Er ist in's Feld“ (gezogen). „Schlacht bei Leipzig“; „Stich in's Herz“; „Brühe zum Fleisch“; auch kann ein Kasus das Wort vertreten, von dem er abhängig ist, z. B. „Ich mag das Geld nicht“ (haben); „zu Abends, vor Abends“, wo Grimm (Gr. III, p. 774) Ellipse von „Zeit“ annehmen möchte; „Müllers (Müller und Angehörige) sind verreist“. — Ebenso kann nun auch das attributive Adjektiv statt seines Substantivs gesetzt werden, wie: „die Rechte, Linke“ (Hand); „auf allen vieren“ (den Füßen und Händen) kriechen; „alle neune (Kegel) schieben“ u. d. m.

Zu Ellipsen dieser Art gehört z. B. im Lateinischen: nihil ad rem; bene mihi; Cic. Acad. II, 46: Quae cum dixisset, finem ille (fecit); Liv. I, 41: habitabat rex ad Iovis Statoris; manum de tabula; dextra, sinistra (manus); cani (capilli); frigida, calida (aqua) cet.; im Griechischen: τί τοῦτο πρὸς ἐμέ; ἀλλὰ μή μοι πρόφασιν. Aristoph. Acharn. 345; κοιμᾶσθαι βαθύν (ὑπνον); ὁ τὴν κινάραν (ἔχων); τῇ ὑστεραίᾳ (ἡμέρᾳ); ἡ τραχεῖα (χώρᾳ); βάδιζε τὴν εὐθείαν (ὁδόν); εἰς Ἄϊδος; χεϊμάροος (ποταμός); τί μ' οὐκ ἀνταίαν ἔπαισεν τις ἀμφιθήκητι ξίφει (πλαγάν); (Soph. Ant. 1293) wie im Deutschen: „er hat ihm eine derbe gehauen“ und παῖσον διπλῆν (Soph. El. 1415). — Im Französischen: (je vous souhaite le) bonjour, (un) bon voyage; (je vous demande) pardon; „au voleur, au voleur! à l'assassin! au meurtrier!“ (Molière); à nous deux; à moi seul; un jeune premier (acteur); un vapeur (d. h. un bateau à vapeur); une équivoque (expression) cet.; im Englischen: Good morning, Sir; We must to France together; Murder will out; he would to bed; a white (man), a black; I have heard him preach in St. Pauls (church); cet.

#### c. Ellipsen im zusammengesetzten Satze.

Es kann im Deutschen der Hauptsatz elliptisch sein, z. B. „Möglich, daß der Vater nun die Tyrannei des Einen Rings nicht länger dulden wollen, und gewiß, daß er euch alle drei geliebt — (Lessing, Nath.)“ „Wie (wäre es), wenn wir ihm folgten!“ Auch treten mehrere elliptische Sätze zusammen: „Ende gut, Alles gut“; „Ländlich, sittlich“. — Der Nebensatz kann elliptisch sein, z. B.: „Ein kräftiger Entschluß — und du bist frei“. „Nicht lang', da ward's im Saale gar schwül“ (Ebert.); auch sind hierher (wenn nicht vielleicht zur Brachylogie) zu rechnen Nebensätze,

wie bei Platen: „Unten wartet ein Gast, den Degen aus der Scheide“. So im Französischen: *périr les armes à la main*; *répondre les larmes aux yeux*; im Englischen: *cap in hand*; he might die sword in hand. Zuweilen erstarren im Lauf der Zeit elliptische Zwischensätze zu Adverbialien, wie: rundum, kurz ab; (ich) geschweige (ne dicam); in der That; zurück; zu guter letzt; übermorgen; über Nacht; ohne Zweifel; ohne Scherz cet. Es kann ferner der Hauptsatz vom Nebensatz vertreten werden, z. B. „Ach! daß ich meine Schwester nicht horchen lassen!“ (Lessing, Nath. 3, 7). „Wer doch dabei gewesen wäre!“ „Ob er sich noch besinnen wird?“ „Wenn er nur anfinge!“

Das Fehlen der kopulativen, adversativen, kausalen Bindewörter, wo durch sie das logische Verhältnis koordinierter Sätze zu einander ausdrücklich hätte angedeutet werden können, ist als Ellipse nicht zu bezeichnen, ebensowenig, wie wenn etwa ein bloßer Kasus ohne die auch mögliche Präposition gebraucht wird. Allerdings aber kann die Auslassung, das Asyndeton, rhetorische Wirkung leicht erreichen. So ist: „Genus, aetas, eloquentia prope aequalia fuere“ (Sall. Cat. 54) nur eben eine Darstellung, welche die Begriffe einzeln wirken läßt; in dem Satze: *pecunia corrumpere prudentem nemo potest, dicendo potest* (Cic. de rep. V, 9, 15) giebt der Wegfall der Adversativpartikel schon fühlbaren Nachdruck, oder (Il. V, 169): *Πάνδαρον ἀντίθεον διζήμενος, εἴ που ξημέροι. εὔρε Ἀνκάονος υἱόν.* (wozu Schol.: *πρὸς τὸ ἀσύνδετον*) der Wegfall der Kopulativpartikel.

Einige Fälle hierher gehöriger gebräuchlicher Ellipsen schließen wir an.

Im Lateinischen läßt man die einen Nachsatz einleitenden Worte, wie: so sage ich, so wisse cet. aus: *Quod scribis te audire me etiam mentis errore ex dolore affici — mihi vero mens integra est.* (Cic. Att. 3, 18), [ebenso zuweilen im Griechischen: *εἴ τις διλογεῖν ἡμᾶς οἶεται, ὅτι περὶ τῶν αὐτῶν λέγομεν νῦν τε καὶ πρόσθεν — οὐ διλογία ταῦτά ἐστιν.* Xen. (vid. Krüger, gr. Spr. § 65, 5, 14)]; als elliptischer Zwischensatz findet sich öfter *nihil aliud quam*, auch *si nihil aliud* z. B. *Vincam silentium et, si nihil aliud, certe gemitu interpellabo* (Curt. IV, 28), (vide Schultz, lat. Sprachl. § 461). — Im Griechischen ist zu bemerken u. a. das nicht seltene *ἀνανταπόδοτον* (Gregor. Cor. dial. Att. 12, p. 47, Schol. Soph. Oed. R. 1224), d. h. das Fehlen des Nachsatzes, wie Xen. Anab. 7, 7, 15: *εἰ μὲν τι σὺ ἔχεις, ὦ Μηδόσαδες, πρὸς ἡμᾶς*

λέγειν· εἰ δὲ μὴ, ἡμεῖς πρὸς σὲ ἔχομεν; Hom. Ilias 1, 135: ἀλλ' εἰ μὲν δώσουσι γέρας μεγάθυμοι Ἀχαιοί, ἄρσαντες κατὰ θυμόν, ὅπως ἀντάξιον ἔσται· εἰ δέ κε μὴ δώσωσιν, ἐγὼ δέ κεν αὐτὸς ἐλωμαι, — ebenso Thuc. III, 3. — Elliptisch, mit Ergänzung von *πειρώμενος*, findet sich bei Homer εἰ mit dem Optativ, αἶ κεν mit dem Konjunktiv (vide Krüger, Gr. Spr. T. 2, § 65, 7), so: ἤλθον ἐγὼ παύσουσα τὸ σὸν μένος, αἶ κε πίθῃαι. — Mehr der Brachylogie zuzurechnen ist das Fehlen einer von zwei Partikeln, die gleiche Glieder einschließen sollen, wie in der Formel ζῶει ὃ γ' ἢ τέθνηκε (Od. 2, 132), statt εἴτε ζῶει εἴτε τέθνηκε (so Od. 4, 110, 837 cet.), vide Eustath. p. 1694, 7, der dies als *σχῆμα ἀπὸ κοινοῦ* bezeichnet und Soph. Phil. 760 anführt, wo *ἐκόντα μὴ' ἄκοντα* steht für *μήτε ἐκόντα μὴ' ἄκοντα*. — Im Französischen gehören elliptische Sätze hierher, wie: qu'il perde son procès ou qu'il le gagne, il partira (nämlich: supposez); ferner: Rien que pour ce mot-là vous méritez sa voix. (Delavigne) (vide Mätzner, fr. Gr. p. 511); Ma soeur, que je vous dise une bonne nouvelle (Corneille), wozu Mätzner (l. c. p. 572) stellt: Ut dolor pariat, quod jamdiu parturit. (Cic. Phil. 2, 46); Moi, que j'eusse une âme si traîtresse. (Corneille) wie: tu ut unquam te corrigas? (Cic. Cat. 1, 9); auch Nebensätze mit elliptischem Hauptsatz: heureusement qu'il n'a rien vu (Acad.); sehr gewöhnlich elliptische Bedingungssätze: Si vous saviez combien ceci m'a fait souffrir! (Andrieux) cet. — In Bezug auf den Sprachgebrauch im Englischen erinnerten wir schon oben an die Ellipse des relativen Fürworts: 'Tis Rome requires your tears (Addis. Cato 4, 4); über Nebensätze, von that eingeführt, welche ohne einen Hauptsatz verwendet werden, vide Mätzner, Engl. Gr. T. 2, Abt. 2, p. 412 sq. z. B. Oh, God, that I were buried with my brothers! (Shelley, Cenci, 1, 3) My brother . . . that a brother should be so perfidious. (Shak. Temp. 1, 2) Oh, Mr. Simple! if you knew how I loved that girl. (Marryat. P. Simple 1, 17.) That I cannot, Sir, in the present instance; not that I will not. (Scott. R. Roy 1.) u. d. m. —

Es mag schliesslich noch darauf hingewiesen werden, daß elliptischer Ausdruck besonders häufig sich findet, wo durch den oft wiederkehrenden Gebrauch der Worte die Ergänzungen sich bequem finden lassen, sobald nur der Inhalt genugsam angedeutet ist, also in Begrüßungsformeln, bei Ausrufen, Fragen, in Sprichwörtern, bei Zeitangaben, in Unter- oder Überschriften, bei Beteuerungen u. d. m. z. B. Guten Tag! Heute rot, morgen tot; Berlin, den 1. Juli 1822; Ihr ergebenster Diener; Über die Ellipse:

u. d. m. (cf. Grimm, Gr. IV, p. 131 sq.) Beispiele in anderen Sprachen bieten sich leicht. —

Wir haben weiter die Brachylogie zu besprechen:

Es mag dieser Terminus in dem allgemeinen und unbestimmten Sinne beibehalten werden, daß er Kürze der Darstellung bezeichnet; für die besonderen Fälle, in denen eine Wiederholung gleichartiger Satzteile vermieden und so eine Kürzung bestimmter Art erreicht wird, fehlt es an technischen Bezeichnungen nicht, wie Syllepsis und Zeugma, und wir werden deshalb die Brachylogie als Bezeichnung einer speziellen Art der Kürzung nicht in Anwendung bringen. —

Was die Kürze des Ausdrucks im allgemeinen, die Brachylogie, betrifft, so mag man, um eine bestimmtere Ansicht von solchen Mitteln zu gewinnen, welche in dieser Richtung z. B. der deutschen Sprache zu Gebote stehen, etwa bei O. L. Lehmann (Goethes Sprache und ihr Geist, p. 183—217) die Bemerkungen über Goethes „Kürze im Ausdruck“ nachlesen, wobei von der „inhaltlichen Kürze“, welche sich z. B. in Übersprung von Zwischengedanken zeigt, nicht die Rede ist. Die „sprachliche Kürze“ „der einzelnen Ausdrucksweise“ erreicht Goethe durch Bildung neuer Zusammensetzungen und Ableitungen, wie: Schlossensturm, Schlammpfade, jünglingfrisch, schlangenwandelnd, heranwachen, zurückwettern, anähnlichen, hineingeheimnist; ein Anlieger, die Greisenheit, die Innigung, die Zweifellei, horchsame, dünkeln, irrlichterieren, eratmen u. d. m. —

Weiter wird Kürze von ihm erreicht durch Adverbia vor Adjektiven und Adverbien z. B. der klug thätige Mann, schmerzlich süß, anmaßlich jugendlich ungeschickt cet., durch Vermeidung schleppender Participialverbindungen, durch eigentümliche nicht immer grammatisch korrekte relativische Konstruktionen, überhaupt durch Bau kurzer Sätze und Perioden. Hingewiesen wird ferner auf gewisse abkürzende Genitivkonstruktionen, wie schönstens, bestens, strengstens; durch superlative Formen des Adverbiums, wie deutlichst, langsamst, zierlichst, behendest, kräftigst; — dann auf Ellipsen, wie: „indem Charlotte die Nutzung dieses Flecks der Pfarre (hatte) zusichern lassen;“ (sie) „Nennen dich den großen Dichter, wenn (du) dich auf dem Markte zeigst;“ (der) „Knabe sprach;“ (das) „Röslein sprach,“ „an (den) Tag legen;“ „mein Zureden und (meine) persönliche Teilnahme,“ „gar manchen Widerstand, (manche) Gegenwirkung und (manche) Zufälle.“ — Auch selbst an den Formen der Wörter kürzt Goethe, indem er Sim-

plia vorzieht, z. B. schweifen für herumschweifen, Folger statt Nachfolger, gedenk statt eingedenk; oder andere Vorsilben wegläßt, wie horchen statt gehorchen, wandeln statt verwandeln, spenstisch statt gespenstisch, flohen statt entflohen; ferner Endungen kürzt, wie in beschönen (beschönigen), begeistern (begeistern), viereckt (viereckig), Empfehl (Empfehlung); auch Flexionen: z. B. ein höflich Mann, bescheidenweise; endlich durch Zusammenziehungen, z. B. die weit und breiten Spuren, sein gelb und rotes Kleid, in jung und alten Tagen, ein Freud und Segensruf, ein und andere Frage; aufm (auf dem), übern (über den) u. a. m. —

Bei der Brachylogie im engeren Sinne handelt es sich um die Weglassung von Worten, welche in derselben Satzverbindung oder in demselben Satzgefüge in derselben oder in einer anderen Form bereits vorkommen, wie z. B. „er ist klüger als du (klug bist);“ „die Deutschen sind jetzt einig, wie (sie) noch nie (waren).“ — Zur Bezeichnung solcher und ähnlicher Kürzungen finden sich bei den Alten namentlich die termini: *ἐπεξευγμένον* (*συνεξευγμένον*), *σύλληψις*, *ζευγμα*. — Der Anonymus, (bei Spengel, Rhet. Gr. Vol. I, p. 437) von dem eine *τέχνη τοῦ πολιτικοῦ λόγου* vorliegt, definiert das *ἐπεξευγμένον*: „ἀπεργάζεται δὲ συντομίαν καὶ τὸ ἐπεξευγμένον, ὅταν δύο ἢ τρισὶν ὀνόμασιν, ἢ καὶ πράγμασι μίαν ἐπάγης λέξιν συμπληρωτικήν;“ es stimmt dies mit der oben (p. 460) citierten Stelle des Quintilian (IX, 3, 62) (wo Halm statt *συνεξευγμένον* das *ἐπεξευγμένον* gesetzt hat), doch dünkt diesen nur etwa der Fall den Namen einer Figur zu verdienen, wenn verschiedene Konstruktionen von Einem Worte abhängen, wie Virg. Aen. III, 324: „Sociis tunc, arma capessant, edico, et dira bellum cum gente gerendum.“ —

Das *ἐπεξευγμένον* ist also, was wir einen zusammengezogenen Satz nennen; es wird auch bei Aquila Romanus wohl so heißen müssen (Halms Rhet. Lat. min. p. 36), obwohl auch *ὑπεξευγμένον*, *ἀντεξευγμένον* (so auch bei Mart. Cap. Halm p. 482) gelesen wird, und ist dasselbe, was bei Cornificius (IV, 27) *adjunctio* genannt wird. — Für dieselbe Form des Ausdrucks findet sich nun auch die Bezeichnung *ζευγμα*. Das *carmen de figuris* (Rhet. lat. ed. Halm p. 69) übersetzt *ζευγμα* mit *Nexum*, „si varias res uno nectimu' verbo,“ z. B. Oebalon ense, Lycon ferit hasta, Pedason arcu; ebenso Alexander (*περὶ σχήμ.* Rhet. Gr. ed. Sp. Vol. III, p. 35), der u. a. das Beispiel giebt: Ἀλέξανδρος ἐνίκησε μαχομένους ἐπὶ μὲν Γρανικῷ τοὺς ἐπὶ τῇ σαιράπας, ἐν Ἰσσοῦ δὲ Λαρεῖον, ἐν Ἀρβήλοις δὲ συναχθέντας ὁμοῦ πάντας; ferner Zonaeus

(l. c. p. 168) und der Anon. *περὶ σχημ.* (l. c. p. 185.) Auch Julius Rufinianus (de schem. lex. Halm Rhetor. Lat. min. p. 48), der *ζεῦγμα* mit *ligatio* oder *adnexio* übersetzt, und Beda (de schem. l. c. p. 608), der es *conjunctio* nennt, halten die Bedeutung fest. Nicht minder die Grammatiker. Donatus (ars gr. III, 5) definiert *ζεῦγμα*: „unius verbi conclusio diversis clausulis apte conjuncta“ und hat als Beispiel (Virg. Aen. III, 359): Trojugena, interpretis divum, qui numina Phoebi, qui tripodas, Clarii laurus, qui sidera sentis. Als Gegensatz zum Zeugma stellt er auf die *ὑπόζευξις*, „ubi diversa verba singulis quibusque proprie subjunguntur,“ wie Virg. Aen. X, 149: regem adit et regi memorat nomenque genusque. Ebenso Diomedes (ars gr. p. 439), der, je nachdem das Wort, welches sich zugleich auf mehrere Satztheile bezieht, zu Anfange gesetzt wird, oder schließt, oder sich in der Mitte findet, die beiden letzteren Formen als *hypozeugma* und *mesozeugma* besonders benennt. — (Ruddimann inst. gr. Lat. II, p. 363 fügt noch „Protozeugma“ als „Zeugma in principio“ hinzu mit dem Beispiel Virg. Aen. IV, 525; für *Mesozeugma* hat er: Virg. Geo. II, 495; für *Hypozeugma*: Sall. Cat. 10, 2.) Ähnlich Charisius (inst. gr. IV, 6); Isidorus (orig. I, 35, 3). —

Für denselben Begriff findet sich noch ein dritter Terminus: *ἀπὸ κοινοῦ*, wie Apollon. Dysc. de constr. II, 14 angiebt, wenn z. B. in dem Satze „καὶ Διονύσιος περιπατεῖ καὶ Ἀπολλώνιος“ das *περιπατεῖ* auf beide Eigennamen sich bezieht, und Phoebammon (*περὶ σχημ.* Rhet. Gr. Sp. Vol. III, p. 46) definiert: Ἀπὸ κοινοῦ δέ ἐστι λέξις ἅπαξ μὲν λεγομένη, πολλάκις δὲ νοομένη καὶ συντασσομένη, ὥς ἵνα τις εἴπῃ, ἀπελθὼν ἦτησα τοὺς ἄνδρας, μάλιστα δὲ ἰόνδε καὶ τόνδε. ἀπὸ κοινοῦ γὰρ συντάσσεται ἐνιαῦθα τὸ ἦτησα, ebenso Tiberius (*περὶ σχημ.* l. c. p. 76). Herodian (*περὶ σχημ.* l. c. p. 94), Georg. Choerob. (*περὶ τροπ.* l. c. 256). Man pflegt auch Fälle hierher zu ziehen, wenn ein Wort derart *ἀπὸ κοινοῦ* zwischen zwei Sätzen steht, daß es zu jedem von beiden gehört, wie etwa im Nibelungenliede (Av. 4): „Er (Sifrit) sprach: ‘gip mir von handen den schilt lā mich tragen,“ wo schilt von gip und von lā abhängig ist. —\*) (cf. oben p. 470 das Beispiel bei Quintilian IX, 3, 64.) —

\*) So Cic. (ep. ad Att. III, 19): me, si putas te istic visurum exspectes, si minus, invisas, wo me zu visurum und zu exspectes gehört. Solche Stelle ist auch wohl Figur zu nennen, wenn nämlich nicht blofse Ergänzung erforderlich ist; also z. B. wenn bei Caes. (b. G. I, 26, 6) qui, si juvissent,

Wenn nun mit *ἑπεξευγμένον*, *ζεῦγμα*, *ἀπὸ κοινοῦ* der so zu sagen gewöhnliche Sprachgebrauch bezeichnet wurde, so hatte man dagegen für kühnere Kürzungen den terminus der *σύλληψις* \*) Herodian (*περὶ σχημ.* Sp. Vol. III. p. 100) sagt, durch die Syllepsis werde, was einem von zweien zukomme, auch auf den andern übertragen (*ὅταν τὸ τῷ ἑτέρῳ συμβεβηκὸς κατὰ θατέρον λαμβάνηται*) und giebt u. a. als Beispiel: (Hom. *Ilias* 19, 47)

*τὼ δὲ δύνω σκάζοντε βήτην Ἄρεος θεράποντε,*

*Τυδείδης τε μενεπιτόλεμος καὶ δῖος Ὀδυσσεύς,*

wo *σκάζοντε* auch von dem in die Seite verwundeten Odysseus gesagt wird, und: *Βορέης καὶ Ζέφυρος, τῷτε Θορήκηθεν ἄητον*, obwohl doch nur Boreas aus Thracien wehe.\*\*\*) Ebenso Anon. *περὶ σχημ.* (l. c. p. 158) über das *συλληπτικὸν σχῆμα*, Tryphon *περὶ τροπ.* (l. c. p. 202), Anon. *περὶ τροπ.* (l. c. p. 211) Gregor. Cor. *περὶ τροπ.* (l. c. p. 224), Georg. Choerob. *περὶ τροπ.* (l. c. p. 248).\*\*\*) Donatus (*ars gr.* III, 5) definiert *σύλληψις*: dis-

se eodem loco, quo Helvetios, habiturum — das qui auch für das dem Hauptsatz fehlende Objekt dient; ähnlich bei Plato, *Legg.* IX, p. 856 E *οἷς ἂν προδόσεως αἰτίαν ἐπιφέρων τις εἰς δικαστήριον ἄγῃ*, oder wenn von einem zu Ergänzenden etwas wegzulassen ist: Tac. (*Ann.* XIII, 56): *deesse nobis terra, in qua vivamus, in qua moriamur non potest* oder bei Schiller (*W. d. Gl.*): Vor dem Sklaven, wenn er die Kette bricht, vor dem freien Menschen erzittere nicht. Wir haben in Stellen, wie *Il.* I, 93: *αὐτὰρ ὃ γ' ἐδχολῆς ἐπιμέμφεται, οὐδ' ἐκατόμβης ἀλλ' ἔνεκ' ἀρητήρος* — (oder zu *Il.* XXIII, 183; 478) nichts zu bemerken, während Schol. bei Aristonikus sagt: *τὸ δὲ ἐπιμέμφεται ἀπὸ κοινοῦ δεῖ λαμβάνειν*; oder Schol. zu Arist. *Panath.* 128, 1: *ἀπὸ κοινοῦ τὸ ἔφασκε* in den Worten: *αἰτεῖν ἔφασκεν οὐδὲν τῶν ἀλλοτρῶν, ἀλλ' ἀπαρχὰς γῆς καὶ ὕδατος*.

\*) Apoll. Dysc. (*de constr.* II, 30) bemerkt, dafs der Plural der ersten und zweiten Person eine Zusammenfassung verschiedener Personen ist (*ἅπαν πληθυντικὸν πρῶτον προσώπων καὶ δευτέρον σύλληψιν ἀναδέχεται διαφύρων προσώπων*, z. B. *ἡμᾶς* von *ἐμὲ* und *σέ* oder *ἐμὲ κακείνων*. (Den terminus behält er auch hierfür z. B. *ib.* II, 31; III, 8.)

\*\*) So Schol. *Il.* XXIII, 307 (*ἰδίδασαν*): *τὸ μὲν φιλεῖν ἐπ' ἀμφοτέρων δεκτέον, τὸ δὲ τῆς ἱππικῆς ἐπὶ μόνον Ποσειδῶνος. συλληπτικῶς δὲ εἰρηται, ὡς ἐπὶ τοῦ „Κύπρις δὲ καὶ ἀργυρότοχος Ἀπόλλων ἄφρονα τοῦτον ἀνέντες“.* (*Il.* V, 760.)

\*\*\*) Servius (*Aen.* I, 583 (*classem sociosque receptos*): Syllepsis per numeros. *id.* *Aen.* X, 31, (*invito numine Troes*): Syllepsis per genus. Philargyrius zu Georg. II, 317, (*nec semine jacto*): Syllepsis per adumptionem casus. *cet.* — *id.* Georg. III, 115, (*Gyrosque dedere*): pro docuere. *Aliter enim frena dedere et aliter gyros, et est syllepsis, cum aliquid assumitur, quod dictum supra non est.* Zeugma sieht Servius



similium clausularum per unum verbum conglutinata conceptio, ut (Virg. Aen. I, 16): hic illius arma, hic currus fuit. Hoc schema ita late patet, ut fieri soleat non solum per partes orationis, sed etiam per accidentia partibus orationis. Item syllepsis, cum singularis dictio plurali verbo adjungitur, ut „sunt nobis milia poma, castaneae molles et pressi copia lactis.“ (Virg. Ecl. I, 80). Sein Kommentator Pompejus giebt näher an, daß die „syllepsis non tantum in verbis fit, sed etiam in sensibus“ nämlich „per genera per casus, per numeros“ und bemüht sich um Beispiele, die freilich nicht alle passen. Ähnlich Diomedes (art. gr. p. 440), Charisius (inst. gr. IV, 6, 5), und, wenn auch nicht ohne Verwirrung, Beda de schemat. (Rhet. Lat. min., Halm p. 608). —

Jul. Rufinianus (de schem. lex. in Halms rhet. Lat. min. p. 48) sagt: *σύλληψις* est, cum duabus diversisque sententiis et rebus unum datur verbum, minime utrisque conveniens, ut: Inclusos utero Danaos et pinea furtim Laxat claustra Sinon. (Virg. Aen. 2, 258) Laxat enim et ad Danaos referri non potest, sicut ad claustra cet. „Haec latine dicitur conceptio.“ —

Von diesen Benennungen ist am meisten das Zeugma in Gebrauch geblieben, hat aber nun die Bedeutung bekommen, welche die Alten mit Syllepsis bezeichnet haben würden. Es wird angewandt, wenn „zwei verbundene oder entgegengesetzte Substantive von einem Verbum regiert werden, das nur dem nächsten gemäß ist, so daß zum andern Substantiv eine verwandte Bedeutung zu denken ist, die unter denselben allgemeineren Begriff fällt, z. B. Germanicus, quod arduum, sibi, cetera legatis permisit (Tac. Ann. II, 20); aus permisit ist bei sibi zu denken: behielt er sich selbst vor cet.“ (Madvig lat. Sprachl. § 446.) Man sieht schon z. B. an dem Anonymus *περὶ σχημ.* (Rhet. Gr. Sp. Vol. III, p. 171 sq.), der die syntaktischen Figuren ohne Einsicht bespricht, die beginnende Verwirrung, da ihm *σύλληψις* wie *ζεύγμα* als *ἀμάσθημα συντάξεως* gilt und beide, wie die Beispiele zeigen, miteinander verwechselt werden. Weiter zeigen die Scholien zum Terenz, welche den Namen des Donatus tragen, daß man die Feststellungen der Alten, hinsichtlich der Terminologie später nicht festzuhalten wußte. Zu Ter. Andr. I, 1, 6: „Nihil istac opus est certe ad hanc rem, quam paro; Sed iis, quas semper in te intellexi sitas.“ bemerkt z. B. Schol. sed iis: *zeugma*, a superiore; quod subauditur artibus.

z. B. Aen. I, 120; III, 359; ebenso I, 144 (wo nach ihm adnixa stehen müßte) cf. ib. 399; V, 111 und sonst.

Nach Donatus wäre dies aber Syllepsis. Diese nun wird mehrfach richtig angegeben, z. B. per genera: Andr. V, 2, 3: Ego commodiorem hominem, adventum, tempus non vidi; per casus: Adelph. I, 2, 65: verum si augeam aut etiam adjutor sim ejus iracundiae (Sch. Σύλληψις, nam a genitivo casu accusativus assumptus est); per numeros: Adelph. II, 2, 21 cet.; — aber außerdem werden ganz andere sprachliche Erscheinungen mit Syllepsis bezeichnet, wie z. B. eine Enallage des genus (durch Konstruktion nach dem Sinn): Andr. III, 5, 1: „ubi illic est scelus, qui me perdidit;“ und Schol. zu Eun. III, 1, 6 weiß nicht, ob er es mit ἔλλειψις oder σύλληψις, Schol. zu Andr. 3, 2, 14: ob er mit ζεύγμα oder σύλληψις zu thun hat. —

Es empfiehlt sich vielleicht die folgende Aufstellung:

a. Die Wiederholung desselben Ausdrucks in derselben Form wird dadurch vermieden, daß man ihn nur einmal setzt, z. B. Der Strom, das Meer, das Salz gehört dem König. (Schiller, Tell); Aus der Wolke quillt der Segen, strömt der Regen. (Schiller, Glocke). Für diese Form des zusammengezogenen Satzes, die eben dem usus angehört, scheint ein besonderer Terminus unnötig.

b. Die Wiederholung desselben Ausdrucks in anderer Form kann vermieden werden, wenn man nur eine Form setzt und aus ihr die andere ergänzen läßt. So bei verschiedenem Numerus: Weithin entstürzten im Schwunge die Menschen — später stürzten die Kasten — Und so lag zerbrochen der Wagen und hülflos die Menschen. (Goethe, Herm. u. Dor.); bei verschiedenem Numerus und Kasus: Verlassen hab' ich Feld und Auen, die eine tiefe Nacht bedeckt, mit ahnungsvollem heiligem Grauen in uns die bessere Seele weckt; bei verschiedenem Genus: Gegen das Frühjahr und Sommer hangen mancherlei Schicksale über meinen Liebsten. (Goethe an Kestner.) Dies nun ist Syllepsis. —

c. Es wird ein Ausdruck weggelassen, als ob er nur zu wiederholen wäre, während in der That ein anderer zu setzen war, z. B. (bei Goethe): „Entzahnte Kiefern schnattern und das schlotternde Gebein (bebt);“ „Mitten im Getümmel mancher Freuden, mancher Sorgen, mancher Herzensnot.“ — Dies nun würden wir, wie es auch jezt meist geschieht (cf. Lehmann, Goethes Sprache und ihr Geist p. 394), mit Zeugma bezeichnen, wobei der Überlieferung kein größeres Unrecht geschieht, als wenn man seit Bentley die termini: Arsis und Thesis, seit Kant: subjektiv und objektiv in ihren Bedeutungen vertauscht hat. — Die Syllepsis also würde eine Unregelmäßigkeit in Bezug auf die gram-

matische Form bezeichnen, das Zeugma würde bei seiner Kürzung die notwendige Bedingung gleicher Bedeutung der zu wiederholenden Ausdrücke bis zu einem gewissen Grade vernachlässigen; doch ist klar, daß ohne eine gewisse Verwandtschaft der Begriffe des gesetzten und des zu ergänzenden Ausdrucks das Zeugma nicht möglich ist, wie z. B. in nicht seltenen Fällen es sich um Ergänzung des positiven Begriffs handelt, wenn der negative gesetzt ist: Cic. Tusc. 5, 40: „nostri graece fere nesciunt, nec Graeci latine.“ (sciunt.) — \*)

Wir geben noch einige Beispiele zur Syllepsis und zum Zeugma. Im Deutschen Syllepsis: „wem ist nu bekannt under iu bi Rîne die liute und ouch daz lant?“ (Nib. 1037, 1.) „sô kumt beide bluomen unde klê“ (Ms. 1, 146 b.) (cf. Grimm, Gr. IV, p. 199); „Ich lasse jedem seinen Sinn und Neigung!“ „Geschah mit meinem Wissen und Erlaubnis.“ (Schiller); „Du trägst davon — den Sieg und Ehrenkron.“ (P. Gerhard); Zeugma: „Mardachai — legte einen Sack an und Asche.“ (Luthers Übers. Esther 4, 1) wo auch im Hebräischen: מָרְדַּחַי שָׂקִי וְאֵשֶׁת — Im Lateinischen Syllepsis: Ite mecum, qui et vosmet ipsos et rem publicam salvam vultis. (Liv. XXII, 50); beate vivere alii in alio, vos in voluptate ponitis (Cic. fin. 2, 27); rogat, ut, quod ei commodum sit, invitetur (Cic. Verr. 1, 26); Quamvis ille niger, quamvis tu candidus esses (Virg. Ecl. II, 16); Universos in concione laudat, atque agit gratias. (Sall. Jug. 54, 1) Zeugma: „Non veto dimitti, verum cruciari fame“ (jubeo) (Phaedr. IV, 17, 30); Macedones Alexandrum non ut civem ac tantae majestatis regem (dolebant), verum ut hostem amissum gaudebant. (Just. 13, 1); Nec vero supra terram (patet), sed etiam in intimis ejus tenebris plurimarum rerum latet utilitas. (Cic. de Nat. D. II, 64.) —

\*) Zeugmatisch wird zuweilen mit Absicht geredet; die Wirkung ist die des Paradoxon, meist komisch, wenn Ein Wort mit mehreren Worten verbunden steht, zu welchen es zwar paßt, aber einmal in eigentlicher, ein andermal in uneigentlicher Bedeutung. So z. B. Tac.: Germania a Sarmatis mutuo metu aut montibus separatur. Sall.: ferro aut fuga exstinxit; pecunia aut honore extulerat; fame ferroque clausos. Jean Paul: Eine Strafe lief durch das Dorf und viel Volks. Dickens (Pickw. II, 18): the young lady, who now a very pleasing compound of blushes and confusion, and lilac silk, and a smart hat, and a riche lace veil, looked prettier than ever. (l. c. 19): Rob — discussing minced vail and future prospects. Molière (Le Misanth. 4, 4): un homme noir et d'habit et de mine. —

Im Griechischen Syllepsis: *Οὔτος μὲν ὕδωρ, ἐγὼ δὲ οἶνον πίνω.* (Dem. 19, 46) *Πάνν χαλεπῶς ἔχω, οἶμαι δὲ καὶ ὑμῶν τοὺς πολλούς* (sc. *χαλεπῶς ἔχειν*) (Plat. Symp. 176) (cf. Krüger, gr. Spr. §. 62, 4, 1). So ist Sophocl. Oed. Col. 1673 aus *βέβηκεν* zu entnehmen *βαίης; Δεινὰ πεπόνθασι καὶ πόλεις ὄλαι καὶ ἔθνη.* (Dem. 18, 271); *ἦτιον ἂν εἴη σιάσις ἐνὸς ἄρχοντος ἢ πολλῶν* (Xen. Anab. 5, 9, 29); (cf. l. c. § 58, 2, 2) cet. Zeugma: *ἡ μὲν ἔπειτα εἰς ἄλλα ἄλλο βαθεῖαν ἀπ' αἰγλήεντος Ὀλύμπου, Ζεὺς δὲ ἐὼν πρὸς δῶμα.* (Hom. Ilias I, 532); *νέκταρ τ' ἀμβροσίην τε, τάπερ θεοὶ αὐτοὶ ἔδουσι.* (Hes. Theog. 640); *κωλύόντων γαμεῖν, ἀπέχεσθαι βρωμάτων.* (Ep. I. ad Tim. 4, 2.) Aristoteles (Rhet. III, 5) giebt ein Beispiel eines Zeugma, vor dem er warnt: *Ἐτι τάδε ποιεῖ σολοικίζειν, τὸ μὴ ἀποδιδόναι, ἐὰν μὴ ἐπιζευγνύης ἀμφοῖν, ὃ ἀρμόττει, οἷον ἡ ψόγον ἢ χροῶμα ἰδῶν, τὸ μὲν ἰδῶν οὐ κοινόν, τὸ δ' αἰσθόμενος κοινόν.* —

Einige Beispiele zur Syllepsis im Französischen und Englischen: *Tombe Argos et ses murs!* (Lemercier); *Paul et Virginie étaient ignorants.* (B. de St. Pierre); *Le fer, le bandeau, la flamme est toute prête.* (Racine.) (vide Mätzner, fr. Gramm. p. 406 sq.); *Ma cour fut ta prison, mes faveurs tes liens.* (Corn. Cinn. V, 1). — *My loyalty, which ever has and ever shall be growing (has been) Shakesp. (Henry VIII, 3, 2) Dire was the tossing, deep the groans.* (Milt. P. L. 11, 489); *Jam extremely pleased . . and my vanity . . not a little flattered.* (Montague, Lett.); *In him who is, or him who finds a friend.* (Pope, Essay on M. 4, 60) (cf. Mätzner, Engl. Gr. 2. T. 2. Hälfte p. 335 sq.). — Für das Zeugma: *L'âme la moins subtile Sous sa férule apprend plus en un jour Qu'un maître-ès-arts en dix ans aux écoles.* (La Fontaine); *A l'aspect des Tarquins, le danger que je touche Avertit aussitôt et mon geste et ma bouche.* (Ponsard, Lucrèce I, 3). — *And think it no addition, nor my wish.* (Shakespeare, Oth. III, 4.); *Your hearts will throb and weep to hear him speak.* (Ib. Tit. and Andr. V, 3.). —

### C. Die Enallage.

Wenn man sich unserer Darlegung über die Entstehung und Entwicklung der Sprache, als von dem Kunsttriebe ausgehend und von ihm beherrscht, anschließt, so ist das häufige Vorkommen synonymen Schöpfungen in ihr nicht auffallend. Der logische Verstand freilich würde da vieles als zwecklos ausscheiden mögen, und seine Wissenschaft der Synonymik sucht die Unterschiede zwischen

den sinnverwandten Sprachbildern in einer Schärfe festzustellen, welche das Wesen der Sache nicht trifft. Wie nun die Sprachen zur Darstellung derselben Begriffsbilder eine reiche Auswahl kollateraler Wurzeln, später von synonymen Wörtern sich schufen, so hat ihnen ihre Kunsttechnik nicht minder reichlich verschiedenartige Mittel zu Gebote gestellt, um dieselben Beziehungen der Begriffe auszudrücken. Zur Bezeichnung dieser Synonymie der Beziehungsformen, sofern die angewandten Ausdrucksmittel vom usus sich zu entfernen scheinen, dient der Name Enallage.

Die Beziehungen der Kausalität kann die lateinische Sprache z. B. bezeichnen durch beordnende Konjunktionen: *nam, namque, enim, etenim*; auch durch die konklusiven: *eo, ideo, idcirco, propterea, hinc, inde*; durch unterordnende, wie *quod, quia, quum, quoniam*; ferner durch Adverbia *cur, quare, quamobrem, quapropter*; durch Präpositionen, wie *ob, propter, (causa, gratia)*; durch Kasus, nämlich durch den Ablativus und Genitivus (z. B. *proditionis accusatus est*, auch *de* = wegen); durch Modi, nämlich durch den Konjunktivus (z. B. mit *quippe qui*) und durch Participien (z. B. die sogen. Abl. abs.). — Alle diese Ausdrucksweisen entsprechen dem usus in gleichem Mafse, so dafs keine als Figur, d. h. als Enallage einer anderen aufgefaßt werden kann, aber wenn nun z. B. bei *laetus* zur Bezeichnung der wirkenden Ursache statt des gebräuchlichen Ablativus oder eines Satzes mit *quod* oder mit dem Infinitiv sich infolge einer Nachahmung griechischen Sprachgebrauchs der Genitiv findet, wie bei Virgil (*Aen. XI, 73*): *Dido laeta laborum*, so ist solche Ausnahme allerdings als Enallage zu betrachten und zwar, da dies am nächsten liegt, als Enallage *casuum*, d. h. als *Antiptosis*. —

Über eine Enallage der Wörter selbst, d. h. über die Synonyma des Sprachschatzes ist hier, bei der Sprachtechnik, nicht zu sprechen, denn in deren Hervorbringung fällt das Schaffen mit der Technik zusammen. Das Wesentliche über diese Synonyma haben wir bereits (p. 310) angegeben. Man könnte nur etwa solche Fälle besonders bemerken, wo statt der gebräuchlichen Beziehungsbezeichnungen durch gewisse Formwörter andere gefunden werden, mit welchen der usus gewöhnlich Beziehungen sinnverwandter Art ausdrückt. So findet sich z. B. im Lateinischen zuweilen die Beziehung der Kausalität durch Konjunktionen temporeller oder konditionaler Bedeutung bezeichnet, durch *quando, quandoquidem, siquidem*, wie bei Cic. *Phil. 2, 13*: *sequitur, ut liberatores tuo iudicio, quando quidem tertium nihil potest esse*. Bekannt sind ferner

die Vertauschungen von lokalen Adverbien mit temporalen wie *ubi*, *inde*; im Deutschen steht *und für* zwar, *sogar*, *aber*, *dennoch*, *oder*, *und entweder*, nämlich, *weil*, *deshalb*, *daß*, *damit*, *wenn*, *dann* (vid. Kehrein, Gr. der neuhochdeutsch. Spr. T. II, 2, p. 5 sq.); im Lat. steht *so que* und *et* sehr kühn für *ve* (Virg. Aen. II, 36): *pelago suspecta dona Danaum praecipitare jubent subjectisque urere flammis*. (vide Tib. II, 5, 80.) So hat ab zuweilen die Bedeutung von *post cet.*, *ac*, auch *et* die von *quam u. d. m.* — Lesbonax (*περὶ σχημ.* bei Ammon. de diff. adf. voc. ed. Valckenaer p. 180) führt so ein *Σχημα Κλαζομένιον* an, nach welchem *ὄν* für *εἰς* mißbräuchlich gesetzt wurde.

Während nun auch die neueren Grammatiker gewisse Ausdrucksweisen als pleonastisch oder elliptisch nicht umhin können zu bezeichnen, ist ersichtlich, daß man den terminus der Enallage zu vermeiden sucht. Eckstein schließt den Artikel Enallage in der Encyclopädie von Ersch und Gruber mit den Worten: „So mag die Anwendung dieser Figur in der Grammatik als abgethan betrachtet werden; ein gründlicher Grammatiker, der sich die philosophische Erforschung der einzelnen Erscheinungen zur Aufgabe gemacht hat, wird sie verschmähen.“ Allerdings wird Überfluß oder Mangel an Ausdrucksmitteln unmittelbar empfunden, während eine bloße Veränderung in den gangbaren Ausdrücken der Beziehung, wie sie aus einer Reflexion hervorgeht, so auch nur von der Reflexion erfaßt wird; dazu kommt, daß eine eigentliche Vertauschung von Formen niemals bestimmt nachzuweisen ist, vielmehr nur dies, daß an Stelle der gebrauchten Form andere üblichere gesetzt werden könnten; endlich, da die Enallage überhaupt zur Betrachtung des ganzen Reichthums der Darstellungsmittel, welche die Sprachtechnik liefert, veranlaßt, so bleibt, wenn Ellipse und Pleonasmus dazu kommen, nichts übrig an der Grammatik, was nicht mit Bezug auf diese Figuren zur Erörterung käme. Aber so ist es eben in Richtigkeit. — An dem, was wir Kunsttechnik der Sprache nennen, haben wir denselben Inhalt zu betrachten, welchen die Grammatik behandelt; aber während Grammatik die Worte als Redeglieder behandelt, welche zum Zweck irgendwie bestimmter Darstellungen vor allem den Anforderungen des logischen Verstandes zu entsprechen haben und so den usus bilden sollen — also wiefern sie dienen; — zeigt sich dieselbe Technik, vom Standpunkt der Sprache als Kunst betrachtet, als dem verständigen Zweck widerstrebend, nur bedacht auf ein eigenartiges Hervortreten des Moments, vom usus nur eben geduldet,

unabhängig für sich an dem reichen Wechsel der Darstellungsformen sich erfreuend.

Die Grammatik selbst ist bisher vielfach ein Gemisch von einer *ἐπιστήμη* mit einer *τέχνη*; die Auffassung wird klarer werden, wenn die Betrachtungsweisen sich trennen. Und was ist am Ende für ein großer Unterschied, wenn auch der Grammatiker, statt zu sagen, diese oder jene Beziehung finde sich in seltenen Fällen so oder so bezeichnet, genauer bemerkt, daß in diesen Fällen die Wortarten oder Wortformen ihre Natur zu vertauschen scheinen, d. h. daß eine Enallage stattfinde? Jedenfalls wird durch diese Benennung auf die Bewegung einer Kunsttechnik passend hingewiesen, und eine „philosophische Erforschung der einzelnen Erscheinungen“ wird Tieferes nicht bringen. Es versteht sich von selbst, daß man nicht Verwirrung anrichten darf, indem man einen Ausdruck nach dem usus einer anderen Sprache beurteilt. Es ist also z. B. nicht Enallage des Adverbs und Verbs im Griechischen, wenn es heißt *ἐλαθεν ὑπεκρυών*, wo im Deutschen heimlich, im Lat. clam stehen würde.

Es versteht sich, daß, wie schon bei Besprechung von Pleonasmus und Ellipse geschehen ist, wir auch bei der Enallage nur an einzelne Erscheinungen erinnern, welche auch innerhalb des usus der scheinbar fertigen Sprachen auf ein immer fortlebendes individuelles Kunstschaffen deuten.

Der Name Enallage findet sich z. B. bei dem Anonymus des Eckstein unter den „Schemata dianoeas, quae ad rhetores pertinent“ (Rhet. Lat. min. ed. Halm p. 76): *Ἐναλλαγή* est figura, quae fit aut per generis immutationem aliter quam usus habet, ut Virgilius: Auritosque sequi lepores (Georg. I, 308); cum sit lepus generis feminini, aut per genera verborum, cum passivis pro activis utimur, ut Cicero (p. Mil. 13, 33): Punitus est inimicum pro punivit, vel activis pro passivis, ut Virgilius (Aen. I, 440): Miscetque viris neque cernitur ulli pro miscetur, aut per numeros, ut idem Virgilius (Aen. 1, 16): Hic illius arma, hic currus fuit, aut cum alia res pro altera vel ipsa per se ponitur, ut „saucius pectus“, „id est saucium pectus habens“. — Phoebammon (*σχολ. περὶ σχημ. ῥητ.* Rhet. Gr. ed. Sp. Vol. III, p. 45) führt unter den Figuren *τῆς λέξεως* an die: *κατὰ ἐναλλαγήν*, bei welcher man acht Arten zu unterscheiden habe: *ἐτερογενές, ἐτεράριθμον, ἐτερόπιωτον, ἐτεροσχημάτιστον, ἐτερόχρονον, ἐτεροπρόσωπον, ἀποστροφή προσώπου, ἀντιστροφή*. Diese werden dann (p. 49) weiter besprochen. Eine Vertauschung in Bezug auf

die Stellung der Worte im Satze, welche wir, da auch durch die Wortstellung eine bestimmte Art der Beziehung ausgedrückt wird, zur Enallage rechnen, faßt Phoebammon (wie auch sonst die alten Grammatiker) als besondere Art der syntaktischen Figuren (als die vierte: *κατὰ ἔνδειαν, κατὰ πλεονασμόν, κατὰ ἐναλλαγὴν, κατὰ μετάρθεσιν*) und bezeichnet sie als *μετάρθεσις*, deren Unterabteilungen seien: *ὑπερβατόν, ἀναστροφή, πρόληψις αἰτίας, προεπιζευξίς*. Der Verfasser, der unter Plutarchs Namen bewahrten *de vita et poesi Homeri* versteht (§ 30) unter Enallage gerade diese Inversionen: *τὰ τοιαῦτα κατὰ Ἐναλλαγὴν σχηματίζει, τὴν εἰθισμένην τάξιν ἀναστρέφων· καὶ ᾗτοι ἐν μέσῳ λέξιν ἐντιθεῖς, ὃ καλεῖται Ὑπερβατόν* cet., während er für die anderen Formen der Enallage den terminus *Ἀλλοιώσις* anwendet (§ 41): *ἔστιν ἐν τοῖς σχήμασι καὶ τὸ καλούμενον Ἀσύντακτον, ὃ καὶ Ἀλλοιώσις καλεῖται, ἐπειδὴν ἡ συνήθης τάξις ἀλλοία γένηται· καὶ ἔστι ποικίλη ἕνεκα τοῦ κόσμου ἢ χάριν ἐμποιεῖν τοῖς λόγοις, τῆς μὲν συνήθους τάξεως οὐ δοκούσης ἀκολουθεῖν, ἐπὶ τι ἴδιον ἀναφορᾶς ἐχούσης ἀκολουθίαν*. Als deren Arten werden dann bemerkt: Vertauschung der Genera, der Numeri, Kasus, der Komparationsstufen, Modi, Tempora, Genera Verbi, Personen, Präpositionen, Adverbia, Konjunktionen. — Zonaeus (*περὶ σχημ. Rhet. Gr. Sp. Vol. III, p. 168*) bezeichnet *ἀλλοιώσις* und *ἐναλλαγὴ* als gleichbedeutend; Alexander (l. c. p. 33) nennt die Figur *ἀλλοιώσις* oder *ἀλλαγὴ*; Tiberius (l. c. p. 80) hat (nach *Καυκίλιος*): *τῆς ἀλλοιώσεως σχῆμα*. In dem *Carmen de fig. vel schem. (Rhet. Lat. min. Halm p. 64)* wird *ἀλλοιώσις* als Bezeichnung für eine rhetorische Figur gebraucht; p. 70 heisst es: *Ἀλλοιώσις* aut *Ὑπαλλαγὴ*: *Fit mutatio multimodis*. „*Bello Africa flagrat*“, *Afros cum dicas bellare, et tempora quando Et casus numerosque figurando variamus*. Quintilian I, 5, 62 sq. nennt als Arten des Soloecismus die *adjectio, detractio, transmutatio* oder *inversio, ἀναστροφή, ὑπερβατόν*. Dann heisst es: *Immutatio sine controversia est* (nämlich soloecismus), *cum aliud pro alio ponitur*. *Id per omnes orationis partes deprehendimus, frequentissime in verbo, quia plurima huic accidunt, ideoque in eo fiunt soloecismi per genera, tempora, personas, modos — numeros cet.* — Dieselben sprachlichen Erscheinungen bespricht er dann lib. IX, 3, 6 sq. und faßt sie hier unter den Namen der *ἐτεροιώσις* (man liest auch *ἐτέρωσις*) und *ἐξάλλαγή* zusammen.

In der That sind die allgemeinen termini: Enallage, Heterosis, Alloecosis bei den alten Grammatikern und Rhetoren nicht fest-



stehend und nur wenig in Gebrauch gewesen; Eustathius z. B. nimmt zwar (p. 333, zu Ilias 2, 742) zur Bezeichnung von: κλυτὸς Ἴπποδάμεια den Ausdruck: ἡ τοιαύτη ἐναλλαγὴ τῶν γενῶν, aber nicht eigentlich als terminus, so daß (u. a. p. 44), wo derselbe Fall vorliegt (ἔθνεα πολλὰ θρόνῳ ἀγαλλόμεναι περιέγessιν. Ilias 2, 462), er ihn nur als Konstruktion „nach dem Sinn“ bemerkt: οὐ πρὸς τὸ ῥητὸν, ἀλλὰ πρὸς τὸ νοητὸν. (Wir lesen jetzt ἀγαλλόμενα nach Aristarch. cf. Eustath. p. 255.) — Georgios Choerob. (περὶ τροπ. Rhet. Gr. Sp. Vol. III, p. 256) führt nur die einzelnen Arten ἑτερογενές und ἑτεροπρόσωπον an; und der Pseudo-Rufinian (Rhet. Lat. min. Halm p. 54—58) sagt ausdrücklich von der ganzen Reihe der hierher gehörigen Vertauschungen, welche „fiunt per casus, numeros, praepositiones, genera, personas et si qua sunt talia“, sie unterschieden sich u. a. dadurch von den übrigen schem. lexeos, „quod carent appellationibus propriis“; im übrigen rühmt er sie als „mire orationi decus ornamentumque tribuentes“. Apollon. Dysc. (de constr. III, 7) nennt „κλυτὸς Ἴπποδάμεια“ eine ὑπαλλαγὴ γένους, und spricht auch von einer ὑπαλλαγὴ διαθέσεων (d. h. von Aktiv und Passiv). Wir finden weiter bei ihm (de constr. I, 36): ὅτι ποιητικώτερον μὲν τὸ οἶσε κατ' ἐναλλαγὴν εἴρηται γωνῆς τῆς γέρε. (ib. II, 17): τάξεως ἐναλλαγὴ (ib. II, 18): τόνου ἐναλλαγὴ (II, 21): πτώσεως ἐναλλαγὴ (IV, 10): προσθέσεως ἐναλλαγὴ. — Aristonicus (II, II, 286): πρὸς τὴν ἐναλλαγὴν τοῦ χρόνου, (II, III, 211): κατ' ἐν. πτώσ. cet. Herodian (περὶ σχημ. Rhet. Gr. Sp. Vol. III, p. 85 sq.) faßt die Figuren ἐν λέξει als ἐξάλλαξις γράσεως ἀπὸ τοῦ καταλλήλου ἐπὶ τὸ κρεῖττον μετὰ τινος ἀναλογίας, und sagt in Bezug auf die Unterabteilungen: γίνεται δὲ τὸ σχῆμα κατὰ τοσούτους τρόπους καὶ ὅσους καὶ ὁ σολοικισμός· καὶ γὰρ εἶδη διαλλασσόμενα καὶ γένη καὶ πτώσεις καὶ ἀριθμοὶ καὶ ἐγκλίσεις, εἴ τε πρόσωπα καὶ χρόνοι καὶ διαθέσεις, καὶ πάντα ἀπλῶς ἢ τὴν τοῦ καταλλήλου συνάφειαν ἀπαιτεῖ, παρατραπένια ποιεῖ τὸ σχῆμα. — Wie hier ein allgemeiner terminus fehlt, so äußert sich auch Priscianus (art. Gr. XVII, 21, 155) nur summarisch: „illud sciendum, quod per figuram, quam Graeci ἀλλοιότητα vocant, id est variationem, et πρόληψιν vel σύλληψιν, id est praeceptionem sive conceptionem, et per ζευγμα, id est adjunctionem et concidentiam, quam συνέπιπwsιν Graeci vocant, et procidentiam, id est ἀντίπτωσιν, et numeri diversi, et genera diversa, et diversi casus, et tempora et personae, non solum transitive et per reciprocationem, sed etiam intransitive copulantur.“ Donatus (ars

gr. III, 2, 2) bezeichnet das hierher Gehörige allgemein mit Soloeismus und sagt, daß es in zwiefacher Art sich zeige: aut per partes orationis (wenn z. B. Virg. Aen. VII, 399: *torvumque repente clamat* statt *torve* steht) aut per ea, quae accidunt partibus orationis (z. B. per genera, per numeros, wie „pars in frustra secant“ Aen. I, 212 cet.). Charisius (inst. gr. IV, 2) giebt nach Cominianus dieselbe Darstellung, dann nach anderen eine Einteilung, in welcher für unsern Begriff der Enallage die termini des Quintilian: *immutatio* und *transmutatio* genannt werden. Diomedes (art. gr. II, p. 449) führt unter der Rubrik *immutatio* 14 oder 15 Fälle an. Isidorus (origg. I, 32) beruft sich auf Donatus.

Neuere Grammatiker haben dagegen die Terminologie vermehrt und befestigt. Wir nennen statt aller Ruddimann, welcher (Instit. gramm. lat. P. II, cp. III) de Enallage ejusque speciebus handelt und unterscheidet: *Antimeria*, *Enallage strictius dicta*, *Heterosis*, *Antiptosis*, *Synesis*, *Anacoluthon*, *Hellenismus*, *Archaismus*, dann noch besonders als Änderung der Wortstellung (cp. IV): *Hyperbaton* mit *Anastrophe*, *Hysteron proteron*, *Hypallage*, *Synchysis*, *Tmesis*, *Parenthesis* und *Hyperbaton strictius dictum*.

Um eine Übersicht der zur Enallage gehörigen Fälle zu gewinnen, wird man am besten die Einteilung der *immutatio*, wie sie aus Quintilian, Donatus, Charisius zu entnehmen ist, beibehalten; so jedoch, daß man die *transmutatio* hinzuzieht, welche nichts ist, als eine Enallage des Beziehungsausdrucks, wie er in der Wortstellung sich kundgiebt. *Hellenismus* und *Archaismus*, welche Ruddimann als Arten der Enallage anführt, sind offenbar nicht Arten, sondern Quellen. (Sanctius, Minerva, lib. IV, überschreibt cap. XII: de *Hellenismo*, sive *Antiptosi*.)

Wir unterscheiden also:

1. eine Enallage, bei welcher irgend eine Wortart so gebraucht wird, daß sie die Funktion einer anderen in Bezeichnung der Beziehung zu übernehmen scheint;
2. eine Enallage der Wortformen (Flexionen) und der Formwörter;
3. die Enallage der Wortstellung.

Manche hierher gehörige Fälle haben die Grammatiker nach gewissen Gesichtspunkten zusammengeordnet, z. B. die aus einer Attraktion, aus der *constructio ad synesin* zu erklärenden. Wir stellen diese in einem Anhang zu II. zusammen.

## I. Enallage der Wortarten.

Man hat die Vertauschung der Wortarten, Redeteile, μέρη τῆς λέξεως, Antimeria genannt. Steph. Thesaur. (ed. Paris.) sagt über diesen terminus: Ἀντιμέρεια, ἥ, Partis unius pro alia positio: nomen est figurae apud grammaticos, ut τόξων εὖ εἰδώς volunt dictum per ἀντιμέρειαν quasi diceretur τόξων εἰδῆμων, posita parte una orationis pro alia, sc. participio pro nomine. Sic utitur Gaza. \*) Scribitur etiam Ἀντιμερία.

Die Einteilung der Wörter in Klassen gründet sich auf den Unterschied der Funktionen, welche sie im Satze übernehmen; die den Satz wesentlich konstituierenden Elemente wurden auch am frühesten gebildet: Verbal- und Nominal-Stämme, und aus ihnen, denen entweder Beziehungswurzeln (Pronominal-Wurzeln) oder Bedeutungswurzeln (Verbal-Wurzeln) zu Grunde lagen, entwickelten sich allmählich sämtliche Wörter der Sprache. Ein Unterschied zwischen Nomen und Verbum war in der Wurzel nicht vorhanden; erst die verschiedene Formierung brachte ihn hervor, wie er denn für die chinesische Sprache, welche die Wurzel nicht formiert, gar nicht aufzustellen ist. Aber auch die Verbal- und Nominal-Stämme sind als solche niemals wirklich gewesen — einzelne Wörter giebt es überhaupt nur in der Abstraktion — und an Wortstämmen, damit sie als wirkliche Worte leben konnten, mußte sogleich die Kunsttechnik sich thätig erweisen, indem sie deren Satz-Beziehung irgendwie in ihrer Form ausprägte. Personalpronomina traten zu Verbalstämmen, Kasuszeichen wurden den Nominalthemen angefügt, und so zeigten sich je nach dem Wechsel der Beziehungen in Person, Numerus, Modus cet. dieselben Wörter durch Deklination und Konjugation in stets wechselnder Gestalt. Aber die Sprachtechnik prägte auch die Wortstämmen selbst zu Wörtern verschiedener Funktion aus; sie schied aus den Nominalstämmen die Substantiva und Adjektiva, unter welche sich auch die Pronomina verteilen; sie bildete aus Kasusformen die Adverbia, Präpositionen, Konjunktionen; sie machte das Verbum fähig, in der Infinitivform auch Funktionen des Substantivs, in der Form des Participiums Funktionen des Adjektivs zu übernehmen. Bei solcher Fülle der Sprachmittel erscheint es natürlich, daß durch Anwendung eines Wortes der einen Wortart nicht selten die Wirkung eines einer

\*) Theod. Gaza (introd. grammat. ed. Basil. Lib. IV, p. 153): τὸ δὲ, τόξων εὖ εἰδώς, ποιητικὸν κατὰ ἀντιμέρειαν. ὥς ἂν εἰ ἐλέγοιτο, τόξων εἰδῆμων.

anderen zugehörigen mit irgend einer nicht den materiellen Inhalt des Satzes, sondern nur die Art der Beziehung modifizierenden Nebenwirkung erreicht wird. Participium z. B. und Adjektivum stehen einander so nahe, daß viele Participien im usus vollständig als Adjektiva gelten, wie: *erzürnt, reizend; constans, doctus*; wie sie dann weiter als Adjektiva auch die Funktion von Substantiven versehen können, z. B. *adolescens, eruditus, nupta, dictum, peccatum*; *Erring is human; forgiving, divine*. Ebenso werden Infinitive (z. B. *Leben, Streben*) zu Substantiven; *To err is human; to forgive, divine*.

Dies nun ist Sprachgebrauch, aber es kann schon als Enallage bezeichnet werden, wenn z. B. in den von Schoemann (Die Lehre von den Redeteilen p. 41) angedeuteten Fällen das Adjektivum für das Adverbium steht. Es heißt da: „Das Adjektiv deutet weder auf die Dauer noch auf das momentane Stattfinden des Merkmals, sondern giebt es lediglich und schlechtweg als dem Gegenstande beiwohnend an. Deswegen ist es auch möglich, daß es in der That von bloß momentanen Verhältnissen eines Gegenstandes gebraucht werde, wie es z. B. in der adverbialen Anwendung der Zeit oder Ortsverhältnisse angehenden Adjektiva in beiden alten Sprachen häufig genug der Fall ist, z. B. *Ζεὺς χαριζὸς ἔβη κατὰ δαῖτα*, Aeneas se matutinus agebat, *Αἰδῶς οὐρανία ἀπέπτα*.“ — So hat Horaz (A. P. 268): *Vos exemplaria Graeca nocturna versate manu, versate diurna*; Sallust (Cat. 3): *Et qui fecere, et qui facta aliorum scripsere, multi laudantur*; (l. c. 60) *illi haud timidi resistunt*. Wieviel wärmer wird hier die Wirkung durch die Beziehung auf die Person, wie sie in der Adjektivform sich ausspricht, als die adverbiale Beziehung auf die Handlung gewesen wäre. Ähnlich steht so nullus für non, wie Cic. (Cat. 1, 16): *misericordia tibi nulla debetur* oder das Substantivum nihil für non, z. B. Cic. (Phil. 1, 6) *Nihil dico, quis fuerit L. Brutus*; und auch im Deutschen „keiner“ für „nicht“, z. B. „Geld hab' er keines“. (Hebel, 3, 23.) Die Substantiva bezeichnen Qualitäten, die Pronomina ohne eigenen Inhalt nur Verhältnisse. Darum wird die Kraft der Bezeichnung erheblich gesteigert, wenn statt des Pronomens das Substantivum gesetzt wird, auf welches jenes deutet. So bei Hor. Ep. XV, 12, wenn Horaz der treulosen Neaera droht: *si quid in Flacco viri est* (statt in me); oder wenn bei Shakespeare (Hamlet. I, 2) die Königin sagt: *Let not thy mother lose her prayers*, Hamlet; (J. Caes. I, 3): Cassius spricht: *Cassius from bondage will deliver Cassius*. — Bei Homer (Ilias 16, 496) sagt

der sterbende Sarpedon zum Glaukos: ὄτρυνον Λυκίων ἄνδρας Σαρπηδόνοσ ἀμφιμάχεσθαι, und dann: ἀντάρ ἔπειτα καὶ αὐτὸς ἐμεῦ περιμάρναιο χάλκῳ. Eustath. p. 1072, 54 sq. bemerkt, wie Sarpedon das κύριον ὄνομα mit Nachdruck für die Lycier braucht, das Pronomen für den Anwesenden. Gesteigert wird dies in der objektivierenden Wirkung durch Hinzufügung des Epithet. ornans z. B. (Il. VII, 75): Hektor von sich: Ἔττορι δίῳ, ebenso Polyd. (XIV, 454): μεγαθύμον Παντοῖδαο. Hierher gehört auch der Gebrauch im Mhd., nach welchem das Substantiv *lîp* (corpus) mit dem Possessivum statt des persönlichen Pronomens stand, wie Freid. 13, 18: missetât, die mîn lîp begangen hât (statt: die ich begangen habe); ebenso das corps der altfranzösischen Dichter. (cf. Grimm, Gr. IV, p. 296 sq.) — Es steht bei solchen Bezeichnungen auch wohl das demonstrative Pronomen für das Personal- oder Possessivpronomen: ὅδε ἀνὴρ für ἐγώ, haec vox für mea vox (Cic. Arch. cp. I) hoc caput = meum caput (Prop. II, 7, 7) capite hoc = capite tuo (Juv. 14, 58).

Schleicher (Die deutsche Sprache p. 303) führt als merkwürdig den Gebrauch der Konjunktion unde, unt im Nibelungenliede an, wo man ein Relativum erwartet, z. B. ergezet si dër leide und ir ir habet getân (1148, 3), „macht sie vergessen der Leiden, die ihr ihr gethan habet“. — Als Adverb ist die Präposition ohne gebraucht in der Redensart: dies ist nicht ohne, wie es sich z. B. auch bei Klopstock findet (Gelehrtenrep. Bd. XII, p. 67): Es ist nicht ohne, daß die Gesetzgeber cet.

Bei den Lateinern stehen die Präpositionen vielfach auch adverbial, wie Sall. Cat. 2: Eorum vitam mortemque juxta aestimo; doch ist dies nicht Enallage zu nennen, da sie so nur in ihrem Wesen bleiben; hingegen erscheint es auffallender, wenn Adverbien, wie usque, procul, palam, simul u. a. als Präpositionen gebraucht werden, z. B. palam populo Liv. 6, 14.

Durch eine Freiheit in der Satzkonstruktion wird zuweilen bewirkt, daß ein Adjektivum als ein Substantivum erscheint, indem die Rede wie an einen Genetiv anknüpft. So bei Schiller (Bd. 14, p. 241): Endlich erschien Tilly — vor Frankfurt an der Oder, wo er sich mit dem Überreste der Schauenburgischen Truppen vereinigte. Er übergab diesem Feldherrn (Schauenburg) die Verteidigung Frankfurts. So bei Livius 2, 53: Vejens bellum exortum, quibus Sabini arma conjunxerant. Caes. b. G. 1, 40: in servili tumultu — quos tamen cet. Hom. Ilias 9, 383: αἱ ὁ ἑκατόμυλλοὶ εἰσι, διηκόσιοι δ' ἄν' ἐκάστας (πύλας) ἀνέρες

ἔξουχνεῦσι. Shakesp. (Oth. III, 4): they are jealous for they are jealous: — t'is a monster begot upon itself, born on itself (nämlich jealousy).

Da der Artikel zum Anzeiger des Geschlechts geworden ist, kann man in gewissen Fällen sagen, daß für ihn ein Substantiv notwendig eintritt, wie im Griech. βοῦς ταῦρος; im Engl. he, she; Schafbock, Hirschkuh, Ziegenbock, Pfauhenne. (cf. Lobeck, path. serm. gr. prolegg. p. 27.)

Im Griechischen und Deutschen werden Infinitive leicht substantiviert, im Lateinischen können Fälle der Art als Enallage gelten, wie bei Persius (I, 10): nostrum istud vivere triste aspexi; bei Petronius (52, 3): meum enim intelligere nulla pecunia vendo.

Umgekehrt wird im Englischen leicht das Substantivum verbalisiert, z. B. to ballad, to stage, to boy, to queen, to lord. So heist es bei Byron (Ch. Har. Pilg. II, 74): every carle can lord it o'er thy land; so: walk it u. a. also aktivisch; (im Lat. ähnlich ein Substantiv verbal: populus late rex bei Virg. Aen. I, 21, cf. auch Hor. od. III, 17, 9); ebenso stehen leicht Substantiva adjektivisch, z. B. A gold ring, [Bei Goethe (Auf dem See) heist es: „Weg du Traum, so gold du bist“ —] an iron house; im Französischen werden Substantiva durch Komparation adjektivisch, z. B. Ce Simon Renard est plus roi que je ne suis reine. (V. Hugo) (Mätzner, fr. G. p. 155). So bilden die Griechen βασιλεύτερος, βασιλεύτατος; κύων, κύντερος, κύντατος; im Lat. steht z. B. Liv. V, 53: magis nefas, man sagt ganz gewöhnlich victor exercitus, aber Ciceros Ausdruck: artifex stilus (Brut. 25) kündigt sich durch ein: ut ita dicam als Enallage an, die jedoch auch (z. B. Plin. n. h. X, 63: artifices argutiae) später vorkommt. Plautus kompariert Substantiva z. B. (Poen. V, 2, 31): nullus me est hodie Poenus Poenior; (ib. 4, 24): o patruē, mi patruissime. Bei A. W. Schlegel findet sich „Salz“ als Adjektiv z. B. Shakesp. Übers. Sturm I, 2: „der salzen Tiefe Schlamm“, auch Rom. u. Jul. III, 5 u. sonst.

Wie das Substantiv durch beigesetztes Adverb verbale Natur erhält, wird das Adverb dadurch dem Adjektiv genähert. Im Deutschen: der Baum dort, die Zuschauer umher; durch Hypallage wird bei Schiller ein Adv. zum Adj.: „Kühne Seglerin, Phantasie, wirf ein mutlos Anker hin!“ im Griech.: ἡ παραντίχα ἡδονή, οἱ οἴχοι γάμοι; lat. prope victor (Hor. IV, 6, 3), ante mala (Virg.

Aen. I, 198); im Engl. the then ministry, the now King of Saxony; im Frzsch. la page ci-contre; ces morts debout.

Es mögen diese Anführungen genügen, um die Vertretung einer Wortart durch die andern zu veranschaulichen, doch ist zu bemerken, daß die von den Grammatikern festgestellten Wortarten nicht die einzigen sind, bei welchen die Funktionen der einen in die einer anderen übergehen. Man hätte Pronomen und Zahlwort nicht als besondere Wortarten aufzustellen brauchen, man konnte auch Präpositionen und Konjunktionen als bloße Unterabteilungen des Adverbs rubrizieren. Dagegen hat man die sogenannten intransitiven Verba und die transitiven als besondere Wortarten nicht betrachtet, obwohl der Unterschied zwischen ihnen kein geringerer ist, als der zwischen Adverb, Präposition und Konjunktion. Denn wie die Präposition und Konjunktion ursprünglich nur Adverb ist, obwohl durch Beziehung auf ein Nomen oder auf einen Satz sich unterscheidend von dessen allgemeinerem Begriff, so sind ursprünglich die Verba überhaupt als intransitive zu denken (cf. Heyse, Syst. d. Spr. p. 359; 399), welche dann in direkte Beziehung auf ein Objekt traten, oder indirekt ihren Begriff durch Beziehung auf einen Gegenstand ergänzten. Der usus zeigt allerdings zu jeder Zeit bestimmte Verba als vorwiegend transitiv oder intransitiv in der Regel verwendet, aber in noch viel weiterer Ausdehnung als sich z. B. Präpositionen auch als Adverbia gebraucht finden, oder Adverbia in Beziehung gesetzt werden, zeigen intransitive Verba die Fähigkeit, zu transitiven zu werden, während die transitiven überhaupt ihre Beziehung zu besonderer Kräftigung ihres substantiellen Gehaltes in sich zurücknehmen können. Wo dies dem usus fremder ist, kann also von einer Enallage der Klassen des Verbi gesprochen werden. — Zu zweifelloser Festsetzung der termini: „transitive und intransitive Verba“ war es bei den Alten nicht gekommen; die Quelle ist jedoch Priscian, wo nicht ganz klar (lib. XI, 2) es u. a. heisst: Cum igitur flectas nomen in obliquos casus, verbum ei adjungi non potest intransitivum, id est ἀμετάβατον, hoc est in sua manens persona. Nam μεταβατικά dicuntur, id est transitiva, quae ab alia ad aliam transeunt personam, in quibus solent obliqui casus adjungi verbis, ut misereor tui cet. (cf. l. c. VIII, 2.) (Vid. Lersch, Sprachphil. d. Alten, T. II, p. 127 sq., 194 sq.)

Wenn ein Verbum transitiv gebraucht wird, tritt das Moment der Thätigkeit in ihm, weil auf einen bestimmten Gegenstand gerichtet, schärfer heraus: der Arzt heilt die Wunde; steht es als

intransitiv, so bleibt der eigentümliche Inhalt des Vb. in gewichtigem Verharren: die Wunde heilt. Beispiele: dulden, genießen, glauben, lieben, rauben cet. Nicht jedes Intransitiv eignet sich dieses Inhalts wegen dazu, auch als transitiv gebräuchlich zu werden. Musäus sagt: „daß die kahlen Wände seinen Unmut wiederhallten“; Schiller: „und es gleichete schon die Wage an dem Himmel Nächt' und Tage“; Gervinus (Shak. Bd. 2, p. 118): „Schicksale, die ihn (Hamlet) plötzlich verarmen.“ Rückert (Ges. Ged. V, 127):

„Höh'res bebt das Blatt am Mose,  
Als das Felshaupt trotz im Sturm;  
Höh'res fühlt, als blüht die Rose,  
Der in sie begrab'ne Wurm.“

Diese Beispiele zeigen etwa die Steigerung in der Entfernung vom usus. Teipel („Über einige Arten von Verben, welche transitiv. und intrans. Begriff in sich vereinigen“, in Herrigs Archiv f. n. Spr. Bd. 10, p. 158 sq., Bd. 11, p. 27 sq.) bemerkt, daß manche Verba transitiv wurden, indem sie ihren Begriff vergeistigten, für die sinnliche Bedeutung aber bei der intransitiven Form blieben, wie: einen Feind bestehen, und: der Boden besteht aus Lehm. Beispiele: bekommen, erstehen, ausstehen, abbrechen, aufbrechen, abziehen, abnehmen, aufschlagen, ausschlagen, brechen, büßen, umkehren, reichen u. a. m. (cf. Grimm, Gr. II, p. 85 sq.) Auch im Griechischen und Lateinischen ist beständiger Übergang von intransitivem zu transitivem Gebrauch der Verba, und ebenso stehen trans. für intransit. Also: *πλεῖν θάλασσαν*; *πᾶς τις δακρύει τοὺς προσήκοντας φίλους* (Eur.); *ἀλλ' ἔχεν ἦ τὰ πρόια πύλας καὶ τεῖχος ἐσᾶλλο* (Ilias 13, 679); *jus civile migrare*; *morientem nomine clamat* (Virg. Aen. 4, 674); *Stygias juravimus undas* (Ov. Met. 2, 101); *terra movet* (Liv. 40, 59). Etwa spröden Intransit. geben Präpositionen leicht die Biegung zum transitus: *circumfluo*, *transgredi* cet.

Auch im Franzsch. und Engl. wird leicht ein Vb. trans. zu einem intransitivum und umgekehrt: *il est dangereux d'aimer*; *courir la ville*; *descendre la rivière*; *the ice breaks*; (*to walk a mile*;) *he smiled his thanks*; *what he lived was more beautiful than what he wrote* (Lewes).

Auch im Hebräischen vereinigen viele Verba in sich die Bedeutung von trans. und intrans., so *בכה* weinen und beweinen, *הלך* gehen und durchwandern u. a. m. (vide Gesenius Lehrgeb. p. 305 sq.)



## II. Enallage der Wortformen und der Formwörter.

Außer den ursprünglichen Nominal-Beziehungswörtern aus Pronominal-Wurzeln und den später konventionell sich feststellenden Bezeichnungen der gleichfalls nur ein Verhältnis bezeichnenden Zahlwörter wurden auch allmählich gewisse konkrete Verba im Gebrauch zu abstrakten Verben von bloß formaler Funktion. Es waren dies solche, die etwa ein Entstehen, Wachsen (sansk. bhū, gr. *ἔγενν*, lat. fui, dtsh. bin) bedeuteten, oder vielleicht ein Bleiben, Wohnen (got. visan, altd. wesan, dtsh. was), oder ein Stehen (lat. stare, frz. étais, étant, été) und, wenn es als gleichbedeutend zu nehmen ist mit âs, ein Sich-setzen (skr. asmi, gr. *ἔμει*, lat. esumi, sum, got. im).

Wie nun z. B. die sogenannte Kopula des Satzes entweder durch ein Formwort (abstraktes Verbum) oder durch eine Wortform (Verbalflexion) bezeichnet werden kann, so zeigt sich überhaupt für den Ausdruck der Beziehungen im ganzen Gebiet der Sprache die Fähigkeit, daß Formwörter und Wortformen für einander eintreten können, wobei im allgemeinen als Unterschied bemerkbar ist, daß besondere Formwörter genauer und bestimmter bezeichnen, als Wortformen.

Wir haben so für die Personenbezeichnung die Pronomina, bestimmte und unbestimmte, und Verbalflexion; zur Angabe des Numerus bestimmte und unbestimmte Numeralia und die Formen für Singular, Dual, Plural; zur Andeutung des Genus, Pronomina und Wortendungen; zum Ausdruck der Beziehung, in welche die Nomina treten, Kasusendungen und Präpositionen; für das Verhältnis der Komparation ebensoviel die Steigerungsformen wie Adverbia; zur Bezeichnung der Genera, Modi, Tempora des Verbum die abstrakten Verba, Adverbia und die Verbalflexionen.

Solange die Sprachen noch in der Bildung begriffen waren, mußte es Streben ihrer Technik sein, die Kongruenz der Satztheile im Interesse der Satzeinheit hervortreten zu lassen, und sie verwandelten deshalb Formwörter in Flexionsendungen; phonetische Gründe wirkten mit, und so verschmolz Zusammengehöriges zu Einem Körper, weil man gewöhnt war, es zusammen zu finden. Schleicher (Komp. d. vergl. Gr. p. 512) sagt: „Die Wortbildungssuffixa sind größtenteils deutlich erkennbar als pronominale Elemente, die in einer früheren Lebensperiode des Indogermanischen noch selbständige Wurzeln waren; z. B. bhara-s, Nom. sg. masc., latein. — ferus, daraus — fer, ist zusammengeschmolzen aus bhar

a sa; bhar ist die Wurzel mit der Funktion „tragen;“ a ist ein determinierendes pronominales Element, hier den Thäter bezeichnend; sa ist ein Demonstrativ, das belebte Genus im Nominativ andeutend; bharati (fert) zerlegt sich in bhar-a und ti, älter wohl ta, Pronom. der dritten Person, vergl. Wurzel ta z. B. in ta-m, griech. *τό-ν*, lat. (is)-tum u. s. f. In bhar-a-mi, mit gesteigertem a des Stammes, ist für ma Pronomen der ersten Sing. u. s. f.“ —

Man kann an Vorgängen späterer Zeit ähnliches beobachten. Grimm (Gr. IV, p. 368) giebt Beispiele, wie der deutsche Artikel im Mhd. sich mit der Präposition verband, so Nib. 1892, 3: in me lande, assimiliert im me lande Ulr. Trist. 2718; von me Rine Nib. 794, 2; vo me hove und vo me lande Trist. 15451; mitt em swerte Iw. 6734 cet. So im Romanischen: du = de le, Ital.: del = de illo, pel = per illum, sul = sub illo (Diez, Gr. II, p. 26). Bei den neueren Völkern wird im Interesse des sondernden Verstandes das dem Sinne nach zu Trennende auch lautlich auseinander gehalten, und an Stelle der Formen (wie z. B. der Kasusformen im Franz. und Engl.) treten wieder Formwörter (Präpositionen). Man fühlte nicht mehr genügend, daß z. B. nhd. iss-t in dem t schon das „er“ bezeichnet hat und setzte noch einmal das Personalpronomen vor das Verbum. — (cf. Schleicher, Dtsch. Spr. p. 268.) — Pott (Etym. Forsch. 2. Aufl. T. I, p. 37) sagt: „Es liegt in der späteren Richtung der Sprachen, auf analytischem Wege das alt und marklos gewordene synthetische Sprachgut gewissermaßen wiederzubeleben und zu verjüngen.“ Er erörtert (l. c. p. 20 sq.), wie wohl „seitdem, vorzüglich durch Bopps eindringenden Scharfsinn, klar geworden, wie in den obliquen Kasus allerdings präpositionale Elemente nachweisbar sind, ebenso ungefähr, wie die Personalendungen des Verbuns — aus wirklichen Pronomina bestehen,“ zwischen diesen Kasusformen und den Präpositionen begrifflich zu unterscheiden sei. „Ich gestehe, sagt er hiebei, kaum eine andere (Linie der Unterscheidung) mit einiger Sicherheit entdecken zu können, als die der Allgemeinheit und der Besonderung.“ (p. 32) „Oft reicht man mit der allgemeinen Andeutung des Verhältnisses, gleichsam nur mit dem Umrisse aus: andere Male will man es bestimmter angeben, gleichsam mit einer Lokalfarbe augenfälliger machen; das geschieht dann durch die lebenvolleren Präpositionen. Kein Wunder, wenn diese sich mit der Zeit immer mächtiger hervor, vielleicht allmählich die Kasus verdrängen oder doch einschränken. Augenscheinlich können sie als Stellvertreter sich in den ursprünglichen, von ihnen geschmälerten Besitz der

Kasus setzen, während sie eigentlich nur zu deren Ergänzung und Färbung dienen sollten.“ Dazu bemerkt er: „Zuweilen aber welche Umständlichkeit des Ausdrucks, z. B. frz. les maisons d'auprès du Louvre, was Wort für Wort eig. so viel ist als: die H. von im Gedrückten (dicht dran, aus Lat. presse) vom L.!“ — Ähnlich spricht sich Grimm darüber aus. (Gr. IV, p. 765.) Es erscheint also „auf einem Pferde reiten“ bestimmter, als „ein Pferd reiten;“ „mit dem Spiess werfen“ bestimmter, als „den Spiess werfen;“ „am Morgen“ bestimmter als „morgens,“ „in der Nacht“ als „nachts,“ „intra triginta dies“ als „triginta diebus;“ — Romam, domo geben nur allgemeine Ortsbezeichnung, eine bestimmtere: juxta portam, in horto; den lat. Objekts-Genitiv vertreten bestimmter in, erga, adversus. — Im Dtsch. fühlt man der gesonderten, der Beziehung auf äufsere Verhältnisse angemessenen Verwendung der Präpositionen gegenüber, dafs der Kasus ein Innerliches mehr gemütvoll und innig andeutet. Für den sogen. ethischen Dativ ist deshalb Vertauschung mit Präposition gar nicht zulässig; man vergleiche auch: ich denke an dich, ich denke deiner; ich freue mich über dich und deiner; u. d. m. (vide Heyse, Lehrgeb. II, 80.) — Die Komparations-Wortformen statt der Formwörter mehr, meist brauchen auffallend: Goethe (H. u. Dor. Schlufs), „nun ist das Meine meiner als jemals“ und J. Paul (Titan Z. 73): „sie bleibt ewig die Deinigste.“ —

Es liegt nahe, dafs die Funktion von Wortformen oder Formwörtern auch so verrichtet werden kann, dafs eine andere Wortart eingeführt wird, oder durch Wörter abgeleiteter oder zusammengesetzter Form. —

So kann die Kasusform des Genitivs oder eine, dieselbe Art der Beziehung ausdrückende, Präposition auch bezeichnet werden durch die Adjektivform eines Nomens. Pott (l. c. p. 9) giebt an, dafs das Zigeunerische und andere indische Sprachen den ihnen mangelnden Genitiv durch possessive Adjektiva ersetzen und fügt hinzu: „Etwa in der Art, wie domus regia statt regis; amor paternus oder patris u. a. Beispiele Krüger Lat. Gr. § 341 als Analoga von possessiven Pronomina, wie z. B. der Gen. ejus u. s. w. neben suus u. s. w. französisch leur (illorum). Ferner z. B. Abwechselung des Genitivs mit Adj. zur Bezeichnung des patronymen Verhältnisses, wie Αἶας ὁ Ὀϊλῆος = Ajax Oilei und Αἶας ὁ Τελαμόνιος der Telamonische d. h. Telamons (Sohn).“ — Auch die Form der Zusammensetzung bietet sich für die des Genitivs, wie

magnanimus für magni animi (vir); sehnuchtsvoll, der Sehnuchts voll; voll von Sehnuchts; Preussens König, der König von Preussen, der Preussenkönig. Bekannt ist, wie namentlich das Deutsche dieser Form mächtig ist: Herzensgüte ist goodness of heart, animus benignus, bonté du coeur, nur griechisch: εὐήθεια; Zugvögel: ὁδοιπóρος ὄρνις, avis advena, birds of passage, oiseau de passage. Es tritt dieser Reichtum als Vorzug in der Technik namentlich der französischen Sprache gegenüber hervor; Mondenschein ist clair de lune, Eiweiß jaune d'oeuf, seekrank attaqué du mal de mer; so auch in Ableitungen: Findling enfant trouvé, Witzling diseur de bons mots, cet. — Wie Ableitungsendungen z. B. auch die Funktion von Adverbien übernehmen können, zeigen die Verba derivativa der lat. Sprache, wie die desiderativa, intensiva, iterativa, frequentativa; auch für ableitende Praefixe, wie dtsh. un, lat. in, griech. α privativum, collectivum, intensivum u. a. m. ist Ersatz durch besondere Wörter möglich. —

Wir besprechen noch einige Fälle von Vertauschung der Nominal-Wordformen, dann der Verbal-Wordformen, mit Formwörtern, also 1. von Vertauschung der Kasussuffixe mit Präpositionen. Die Zahl der Kasus ist an sich ebenso unbestimmt, wie die der Präpositionen. Im Finnischen z. B. zählt man 15 Kasus (Pott, Et. Forsch. I<sup>2</sup>, p. 6); und da die Verhältnisse der Kasus auch durch Postpositionen bezeichnet werden können, so kann in manchen Sprachen selbst Zweifel eintreten, ob ein Kasus oder ein Formwort anzunehmen sei. Das Indogermanische hatte ursprünglich acht Kasusformen und den Vokativ (Schleicher, Komp. d. vergl. Gr. 2. Aufl. p. 577 sq.), deren Zahl abnahm, wie die der Präpositionen wuchs. (vide Regnier, étude sur l'idiome des Vêdas bei Pott l. c. p. 37 sq.) Im übrigen ist bei Kasussuffixen wie bei Präpositionen ursprünglich lokaler Sinn anzunehmen, der zur Bezeichnung zeitlicher, endlich logischer Verhältnisse fortgeht. Man sagt per campum, per noctem, per siccarium; οἶκοι, Σαλαμῖνι, τῇ αὐτῇ ἡμέρᾳ, τῇ αὐτῇ νυκτί, λόγῳ; ex loco, ex quo (tempore), ex consilio; Frankfurt am Main, am Tage, erkennen an der Stimme cet., wie dies sogar noch bei den Präpositionen in den Zusammensetzungen mit Verbis zu bemerken ist; cf. perfluo, percantare, pertexere, pervertere, perosculari, perpetrare cet. (Pott l. c. p. 197 A.) Es werden dann endlich auch die Kasussuffixe ebenso vieldeutig, wie die Präpositionen. Man sagt z. B. ulcisci inimicum, sich an dem Feinde rächen, ulcisci patrem, den Vater rächen, ulcisci injurias sich wegen Beleidigung

rächen; und so zeigen verschiedene Präp. gleiche Funktion: am Tage, in der Nacht, bei Tag und Nacht. —

Es kann nun als Enallage aufgefaßt werden, wenn statt der bestimmteren, vom usus geforderten Bezeichnung durch die Präposition der bloße Kasus steht, wie bei Ovid (Met. 3, 462): *verba refers aures non pervenientia nostras*; (Met. 1, 267): *fronte sedent nebulae*; (Met. 1, 266): *canis fluit unda capillis*; oder wenn umgekehrt Präpositionen sich finden statt des gebräuchlichen Kasus, z. B. *de* statt des partitiven Genitivs wie bei Terenz (Heaut. 4, 1, 39): *Ne expers partis esset de nostris bonis*; Sueton (Tib. 2) *de potione gustare*; es ist dies ein Gebrauch, den die Dichtersprachen des Lat. dann fortsetzten. (cf. Pott, l. c. p. 44.) Grimm (Gr. IV, p. 650 sq.) bemerkt zum Gebrauch des Genitivs bei *káusjan* (*gustare*) got. *ni káusjand dáuþháus*, *οὐ μὴ γείσονται θανάτου* Marc. 9, 1 cet. und zu anderen Fällen, in denen sich der Begriff der Partition darstellt, wie: der salben hân, des loubes brechen: „diesen Gen. deute man nicht aus einer Ellipse von teil oder iht, er beruht allein auf der modifizierten Beziehung des Verbuns zum Nomen. Die spätere, des Gen. minder mächtige, Sprache sucht dieselbe Modifikation mit der Praep. von auszudrücken, wie schon die griech. in einigen dieser Phrasen sich der Präp. *ἀπὸ* und *ἐκ* bedient, in andern den Acc. läßt oder auch den Gen. verwendet.“ Danach würde in Bezug auf den heutigen usus es Enallage genannt werden können, wenn es bei Luther heißt: sie sammelten der Brocken; bei Schiller: er schenkte des perlenden Weins; bei Goethe: sorgsam brachte die Mutter des klaren, herrlichen Weines; bei Claudius: man muß ihn der edlen Bescheidenheit erinnern; nicht minder wenn Goethe (Egm. 5. Aufz.), indem er diesen Gen. im Sinne hat, die Präpos. setzt: „Hier kommen von den alten, redlichen, wackern Männern!“; auch, wenn „in alter Weise gefügt wird: ich habe dessen (*ejus*), deren (*eorum*); in der Dichtersprache wohl: ich habe noch des Geldes, des Mutes.“ (Grimm, l. c. p. 647 sq.)

Im Griechischen ist die ursprüngliche lokale Bedeutung der Kasus für die prosaische Rede zumeist, namentlich im Gen. und Acc., geschwunden, so daß ein Festhalten an derselben in der Sprache der Dichter als Ausnahme erscheint. So bei Homer (Od.) *Τοίη νῦν οὐκ ἔστι γυνή κατ' Ἀχαιίδα γαίαν οὔτε Πύλον ἱερῆς οὔτ' Ἀργεος οὔτε Μυκῆνης*; (Ilias) *Ζεὺς, αἰθέρι ναίων, ἀπάτης ποτέμ;* (Ilias) *Ἠγαίστου ἱκανὲ δόμον Θέτις*. (vid. Krüger, Gr. Spr. II, § 46). Im Lateinischen gehören hierher z. B. Fälle,

wenn beim Passiv der Dativ an Stelle des Abl. mit *ab* steht, wie Hor. ep. 1, 19, 3: *carmina, quae scribuntur aquae potoribus*; oder statt *cum*, wie Hor. od. 1, 3, 13: *Africum decertantem Aquilonibus*; ferner wenn der sog. Abl. comitativus bei militärischer Begleitung mit Auslassung von *cum* in den Instrumentalis überzugehen scheint, wie Liv. 7, 9: *dictator ingenti exercitu ab urbe profectus*; sowie auch, wenn z. B. bei dem Gerundivum umgekehrt sich *ab c. abl.* (etwa zehnmal bei Cicero) statt des Dativs findet. (Schultz, lat. Spr. § 413.) Es fehlt die gebräuchliche Pröp. bei Hor. od. 1, 6, 1: *scriberis Vario, Maeonii carminis alite*, wogegen z. B. Livius: *ab ira, a spe cet.* (aus Zorn) statt der bloßen Ablative setzt. (l. c. § 285.)

Wir erinnern 2. in Bezug auf die Vertauschung von Wortformen oder Formwörtern mit Wortbildungen abgeleiteter oder zusammengesetzter Form an einiges über die Vertretung der Zusammensetzung. —

Die Zusammensetzung drückt Beziehungen aus, welche auch durch Kasus, Präpositionen oder durch Einführung einer anderen Wortart bezeichnet werden können: Vaterhaus, Haus des Vaters; Grabesstille, Stille des Grabes; Goldmünze, Münze von Gold; Mäusegift, Gift für Mäuse; Kaiserkrone, kaiserliche Krone; Sinnenlust, sinnliche Lust; auch wohl durch Ableitungsendungen: Handelsmann, Händler; Findelkind, Findling. Durch die Anwendung des Kasus *cet.* erhält das Deutsche ein Mittel zu emphatischem Ausdruck dem zusammengesetzten gegenüber, welches anderen Sprachen fehlt, so: die Furcht Gottes, die Tugend der Frauen, die Gegenwart des Geistes, im Gegensatz zu Gottesfurcht, Frauentugend, Geistesgegenwart, wo z. B. die Engländer überhaupt nur *the fear of God, the virtue of women, presence of mind* zu verwenden haben. Der Name *Enallage* würde allerdings nur seltneren Zusammensetzungen oder Auflösungen zukommen, etwa solchen Zusammensetzungen, wie wir sie unter den Neologismen erwähnt haben; Auflösungen, wie: Blume des Feldes, Pein der Hölle, Tag der Geburt *cet.* Über den Unterschied der Komposition und Apposition im Griechischen sagt Lobeck (Phryn. p. 600): *Non solent Graeci substantivum cum adjectivo ita componere, ut compositorum eadem significatio sit, quae fuerat appositorum; neque nobis hoc facere licere sine aliqua sententiae mutatione exemplo sint haec vernacula: Grofsheerr, Bitterklee, Süßholz cet. Atqui graeca vocabula in hunc modum composita ejusdem generis sunt, Μεγαλόπολις, Καλλιπόλις (Plat. Rep. VII, 527), ἀγριόχοιρος, κενήριον, πλαγίανλος, ὠμήλυσις, πυθιο-*

ῥίχη, θερμοσποδία cet. — χαννοπολίτης et χαῦνος πολίτης; quid differant, facillime perspicitur his exemplis: Geschwindschreiber et geschwinder Schreiber, quibus similia possunt cuicunque etiam e quotidiano sermone succurrere. Illud autem sic est judicandum: genitivi adjectivi et compositionis unam esse eandemque vim subiecti varie definiendi, eamque causam esse, cur modo adjectivum et compositio: μεγάλη πόλις et μεγαλόπολις, modo genitivus et appositum: πρόσωπον χαράς, κόνδυ πικρίας, πτέρυξ χιόνος pro πτέρυξ χιονώδης cet. et interdum compositio et genitivus vices alternent: Φιλίππου πόλις et Φιλιππόπολις; ταύρου κόλλα, ταινρό-κόλλα et πόλλα ταινρεία. — Quum igitur his tribus modis duae notiones conjungantur, quarum una alteram definiat et determinet, apparet tamen, esse quosdam veluti conjunctionis gradus, aliterque compositum Königskleid dici, quam cum adjectivo königliches Kleid, (und: das Kleid des Königs, welches die nächste Zugehörigkeit bezeichnet) quorum hoc de quolibet magnifico habitu, illud de eo dicitur, qui regibus ita proprius est, ut in nulla alia re intelligi possit. Utrum autem aliquid tamquam accidens an proprie inhaerens notetur, saepe in scribentium arbitrio constitutum, non raro usu sancitum est. —

Hierher gehört die von Eustathius p. 626, 49 so genannte „διάλυσις“ συνθέτων λέξεων oder „μετατύπωσις,“ z. B. ἄκη πόλις statt ἀκρόπολις, ζῶα γράφειν statt ζωγραφεῖν; — andererseits die Verwendung eines Kompositums an Stelle eines Appositums, wie in der Konstruktion ad volvi genua alicujus (Sall. fr.) (Tac. A. 1, 13 cet.), welche dem Pseudo-Rufinian (de schem. lex. rhet. lat. ed. Halm p. 56) auffällt: Figura per praepositionem ad, modo semel et simpliciter positam, ut si quis dicat, ad volvor illum, pro ad illum volvor, et accedo illum, quasi ad illum accedo. Er citiert noch: Virg. Aen. 1, 307; 9, 474; 8, 135. —

3. Vertauschung von Verbal-Wordformen mit Formwörtern.

Auch für das Verbum gilt, daß die Sprachen allmählichen Übergang zeigen von synthetischer Sprechweise, der technisch künstlicheren, zur klareren analytischen. Statt der Personalendungen des Lateinischen setzt das Französische Pronomina; auch die deutsche Sprache zeigt in der ältesten Zeit, wie die griechische und lateinische, die Personen durch bloße Verbalformen an; die Pronomina, zuerst nur des Nachdrucks wegen hinzugefügt, werden endlich unentbehrlich; im Gotischen findet sich auch das unbestimmte Pronomen „man“ noch nicht, sondern Flexionen ver-

treten seinen Begriff. (Grimm, Gr. III, p. 6.) Vom Medium sind im Gotischen nur noch Spuren „fast überall mit passiver Funktion“ (Schleicher, Komp. p. 687), ebenso einzelne Dualformen, welche im Ahd. gleichfalls verschwunden sind. „Wie die Kasus durch Präpositionen, so wird der Modus durch Konjunktionen zuerst gestützt, dann ersetzt: lateinisch *cantem*, französisch *que je chante* (*quod ego cantem*). Auch Tempusformen werden oft umschrieben, und so sind unsere „ich habe gethan, ich werde thun, ich bin gegangen, ich war gewesen“ sämtlich jüngerer Ursprungs. (Schleicher, Dtsch. Spr. p. 70.)

Lesbonax (*περὶ σχήμ.* im Ammon. ed. Valcken. p. 179) führt solche Umschreibung, wie: *Σωκράτης ἀπολογούμενός ἐστίν*, statt *ἀπολογεῖται*, z. B. bei Homer Ilias 5, 873: *Αἰεὶ γὰρ ῥίγιστα θεοὶ τετληότες εἰμὲν* als *Σχῆμα Χαλκιδιακόν* auf.

Wenn also etwa im heutigen Deutsch die gebräuchlichen Pronomina ausgelassen werden, so muß die Wortform für diese eintreten, und man kann, vom usus aus betrachtet, von Enallage sprechen in Fällen, wie bei Goethe: Habe nun, ach! Philosophie studirt; Füllest wieder Busch und Thal; bei Schiller: Mußt dich nur recht erbärmlich stellen: sind dir gar lockere, leichte Gesellen; ebenso in der altertümlichen Sprechweise im Französischen wie bei Lebrun: Si ne l'ai plus, dit-il, qui m'aimera? (Mätzner, frzsch. Gr. p. 347.)

Für die temporalen und modalen Verhältnisse hat z. B. die griechische Sprache großen Reichtum an Flexionsformen, die deutsche viele Hilfsverben. Im Lateinischen treten für die Modusformen des Indikativ, Konjunktiv, Imperativ auch Hilfsverben ein, wie *velle*, *debere*, *posse*, oder *Adverbia*, wie *profecto*, *fortasse*, *necesse*; auch Umschreibungen mit *esse* und der adjektivischen Nominalform des Verbum (Conj. periphr.). Der Gebrauch der Wortformen ist auch hier weniger zu bestimmter Ausprägung des Modalitätsbegriffes geeignet, als die Verwendung der Formwörter; jene werden denn auch meistens durch Konjunktionen unterstützt, wie *utinam*, *quum*, *ut*, welche jedoch auch fehlen können: Caesar Labieno mandat, Remos reliquosque Belgas adeat, atque in officio contineat (Caes. b. G. 3, 11). — Das Englische erreicht bei großer Armut an Flexionsformen ungemeine Bestimmtheit des Ausdrucks durch seine Hilfsverba: *have*, *be*, *shall*, *should*, *will*, *would*, *can*, *could*, *may*, *might*, *do*, *ought*, *must*, *let*, welche Tempus- und Modusbezeichnung vermitteln. Der Gebrauch der Konjunktivform wird hier von dem der Hilfsverba: *may*, *might*, *should*, *would*, *so*



überwogen, daß (nach Schmitz: Engl. Gr. p. 210) die englischen Grammatiker bei jener eine Auslassung der Hilfsverben anzunehmen immer geneigt sind, z. B.: If he succeed and obtain his end, he will not be the happier for it = if he (should) succeed, and (should) obtain. —

Fühlbarer als bei dem Wechsel von Formwörtern und Wortformen ist Abweichung vom usus bei der Vertauschung von Wortformen mit anderen Wortformen, welche dasselbe Verhältnis oder dieselbe Beziehung ausdrücken sollen, da durch diese entweder die Übereinstimmung (Kongruenz) der Satzglieder verletzt erscheint, wie bei den Formen des Genus und Numerus, oder der Ausdruck der Abhängigkeit (Rektion), wie bei den Kasus- und Modusformen. —

Wir behandeln unter dem allgemeinen Titel einer Vertauschung von Wortformen mit Wortformen:

### 1. Die Enallage in Bezug auf das Genus.

Bei Phoebammon (man sehe oben die Citate p. 479 sq.) heisst diese Enallage: *Ἑτερογενές, μετάβασις εἰς γένος ἀπὸ γένονος, ἥς ἡ ἀναφορὰ ἢ ἐπὶ τὸ συνώνυμὸν ἐστίν, ἢ ἐπὶ τὸ νοούμενον*. Apollon. Dysc. (de constr. II, 31): *παράλλαγή γένονος*. Der Anonymus des Eckstein erwähnt sie als: *immutatio generis*; — Lesbomax (*περὶ σχημ.* ed. Valeken. p. 166) nennt sie das *σχῆμα Ἐὐβοεικόν*, *ὡς τὸ ἡδὺς παιδίον βαδίζων. Οὐδέτεροις γὰρ ὀνόμασι συντάσσουσιν ἄρσενικόν καὶ θηλυκὸν ἐπίθετον καὶ μετοχάς. ὡς καὶ Ὅμηρος, (Od. 15, 125) Ἀῶρόν τοι ἐγὼ τέκνον φίλε τοῦτο δίδωμι*. Denselben Vers citiert dann der Anonym. *περὶ βαρβ. καὶ σολ.* (l. c. p. 182) als Beispiel der *σολοικία περὶ γένῃ*. — Ausser den p. 479 citierten Stellen ist etwa noch zu bemerken: Gregor. Cor. de dial. (ed. Schaefer) p. 90 sq., wo indes ein terminus nicht gebraucht ist. —

Bei der Wahl der Genusbezeichnung in den indogermanischen Sprachen sind die natürlichen Geschlechtsunterschiede nicht überall entscheidend gewesen; diese geben vielmehr nur Anlaß und Anregung, den Wortbildern zu lebendiger Personifizierung eine nach Analogie jener Unterschiede vorgestellte Charakterisierung hinzuzufügen. Nicht alle Nomina ferner lehnten sich in ihrer Genusbezeichnung an die Vorstellung der natürlichen Geschlechter an, wie es bei den Semiten geschah, sondern es trat zum *γένος ἄρσενικόν* und *θηλυκόν* noch die dritte Genusbezeichnung des *οὐδέτερον*, wenn das Wortbild zu so bestimmter Charakterisierung nicht an-

regte. Wenn damit dieses dritte grammatische Geschlecht zunächst als rein negativer Art erschien, so gewann es doch eben an seiner Form, welche die Sprachkunst geschaffen, ebenfalls einen bestimmten Charakter, welcher sich wie ein drittes natürliches Geschlecht hinstellte. Grimm (Gr. III, p. 359) giebt als Charakter dieser Genusbezeichnungen an: „das Maskulinum scheint das frühere, gröfsere, festere, sprödere, raschere, das thätige, bewegliche, zeugende; das Femininum das spätere, weichere, stillere, das leidende, empfangende; das Neutrum das erzeugte, gewirkte, stoffartige, generelle, unentwickelte, kollektive.“ —

Vertauschung der Genera kann demnach entweder dadurch veranlaßt werden, daß der Verstand das Anrecht des natürlichen Geschlechts gegen die Willkür der Phantasie geltend macht (*constructio ad sensum*), oder umgekehrt dadurch, daß die Phantasie fortwirkt, indem sie die Grundbezeichnungen umbildet.

Ersterer Art ist z. B. „Wir wollen dieses Wundermädchen prüfen. Ist sie begeistert und von Gott gesandt, wird sie den König zu entdecken wissen.“ (Schiller, J. v. Orl.) (Viele Beispiele der Art bei Teipel: die nicht logische Seite der Dtsch. Spr. in Herrig's Archiv für n. Spr. Bd. 9, p. 302 sq.) In Bezug auf das Griechische vide Krüger, griech. Spr. § 58, 1 A. 1, 3, A. 1. — I. Bekker (Homerische Blätter p. 224) bemerkt: „Wo sich Homer, was ihm selten begegnet, in Figuren versteigt, pflegt er auf dem kürzesten Wege zu dem eigentlichen und natürlichen Ausweg zurückzukehren, ohne Scheu vor Unverträglichkeiten, die im Geschlecht der Wörter hervortreten können: *γίλε τέκνον, ἀλλοιόν τινα φασί βίην Ἡρακλείην, τοιόνδε θάλος χορὸν εἰσοιχνεῦσαν, ἥ δὲ χολωσαμένη δῖον γένος, ἱερὸν μένος* — *αὐτὸς ἰών ν*, 21 oder *ἐκγελάσας σ*, 34; *πέλωρ αἴητον ἀνέστη χολεύων*.“ — Nachdem Ilias 5, 140 gesagt ist: *τὰ δ' ἐρῆμα φοβεῖται* heisst es sofort *αἱ μὲν τ' ἀγχιστῖναι — κέχυνται*; ähnlich ist Ilias 16, 353. — Für das Lateinische vide Schultz, lat. Spr. § 241, A. 3. — Bei Ovid (Met. 6, 89): *Mortalia corpora quondam, nomina summorum sibi qui tribuere deorum*; (Met. 14, 166) *Postquam alta cremata est Ilion*. — Auch im Französischen findet sich die Enallage des Genus: *Riga était défendue par le vieux comte d'Alberg*. (Voltaire.) Man sagt im Singular nach dem natürlichen Geschlecht: *ma belle enfant*. cf. Borel, gr. franç. § 31. —

Im Englischen sind *child* und auch *boy* Neutra: *A simple child* — *What should it know of death?* (Wordsworth), aber auch das natürliche Geschlecht wird nicht selten beachtet: *We*

shall behold our child once more; She is not dead! (Longfellow.) (cf. Mätzner, Engl. Gr. I, p. 249.) —

Dafs die Wortformen zuweilen ihre Analogie bei der Genusbezeichnung aufdrängten, zeigt z. B. der Übergang vieler Wörter vom Maskul. zum Fem., nachdem die ahd. Endung o zu mhd. e geworden. So wurde mhd. der slange zr nhd. die Schlange, der snecke zu die Schnecke u. s. w. (Grimm, Gr. III, p. 550); ferner die Änderung des Genus bei Fremdwörtern: der Dialekt (*ἡ διάλεκτος*), die Mythe (*ὁ μῦθος*) cet. Als Quintilian (IX, 2, 79) schrieb: *schemata — ubi inutiles ac nefariae essent*, hatte er offenbar sein römisches: *figurae* im Sinn. — Abhängigkeit von der Form beeinflusste wohl auch im Französischen Übergänge, wie von masc. *cometes*, *ramus*, *pulvis* cet. in la *comète*, la *rame*, la *poudre* cet. —

Dagegen wirkt die Phantasie, wenn z. B., um geheimnisvolles Walten statt des persönlichen Thuns zu malen, das Neutrum für das Masc. eintritt, wie bei Schiller (Taucher): „Da hebt sich's schwanenweiß, und es rudert mit Kraft und mit emsigem Fleiß,“ sowie für das Fem.: „da bückt sich's hinunter mit liebendem Blick.“ — Goethe (Wahlverw.): „Eduard hob seine Arme empor: Du liebst mich! rief er aus: Ottilie, Du liebst mich! und sie hielten einander umfaßt. Wer das andere zuerst ergriffen, wäre nicht zu unterscheiden gewesen.“ — Darum liegt in der Verwendung des Neutr. auch Herabsetzung der menschlichen Würde: das Mensch; Das will sich mausig machen!; ähnlich bei Cicero (ad Att. III, 15) in großer Niedergeschlagenheit: *Quid enim sum?* Virg. (Aen. IV, 569): *Varium et mutabile semper femina*; Euripides (And. 168) *οὐ γὰρ ἐστ' Ἐκτωρ τὰδε*; (l. c. 1077) *οὐδέν εἰμ'. ἀπωλόμην*. — Das Englische hat sich mit der Genusbezeichnung verständig eingerichtet; es unterscheidet nur die natürlichen Geschlechter und das Leblose (erkennbar nur an dem Gebrauch der Formen des Pron. pers. und poss. he, she, it; his, her, its), aber die Phantasie reagiert nicht selten, und das Inselvolk macht z. B. seine Schiffsnamen (*ship*, *vessel*, *boat*, cet. selbst *man-of-war*, *merchant-man*) weiblich. Bei James heisst es: *Virtue is its own reward; and, like other hard-working people, she has but poor pay*; Byron hat war als Masc.: „And War, which for a moment was no more, Did glut himself again“ cet. und als Fem.: „But War had entered their dark caves, And stored along the vaulted graves Her sulphurous treasures.“ Im Französischen wird z. B. Rome zum Masculinum, wenn es die Römer bezeichnet: *Tout Rome est consterné* (Vertot). —

## 2. Die Enallage in Bezug auf den Numerus.

Phoebammon (l. c.) nennt: *Ἑτεράριθμον* die *μετάβασις εἰς ἀριθμὸν ἀπὸ ἀριθμοῦ πρὸς ὁμώνυμον, ἢ πρὸς σημαϊνόμενον ἀναγομένη, ὡς ἵνα εἴπω, τὰ παιδία παίζει καὶ πίπτουσιν*. (Über die Bedeutung des *ὁμώνυμον* cf. Schömann, Lehre von den Redet. p. 88 sq.) — Apollon Dysc. (de constr. III, 6); *ἀνθυπαλλαγὴ ἀριθμοῦ*. Pseudo-Rufinian (l. c.): *Figura per numeros, ut si quis dicat: populus locuti sunt*. Pseudo-Plut. (de vit. Hom. 56) sagt von Homer: *τοὺς ἀριθμοὺς ἐναλλάσσω, τὸν πληθυντικὸν ἀντὶ τοῦ ἐνικοῦ τίθησιν — ὡς ἐν τούτῳ, — εἶπε καὶ ἡμῖν, ἀντὶ τοῦ ἐμοί*. (cf. auch § 46, 47.) Bei Lesbos (l. c. p. 167, 171) gehört hierher das *σχῆμα Ἀλκμανικόν*, welches eine scheinbare Enallage des Plural für den Singular durch die Wortstellung bewirkt, wie: *Πλάτων ἐπορεύθησαν καὶ Ἀριστοτέλης*; Ilias 20, 138: *εἰ δέ κ' Ἄρης ἄρχωσι μάχης ἢ Φοῖβος Ἀπόλλων*. (cf. Bernhardt, wissenschaft. Synt. d. gr. Spr. p. 421.) Eustathius (p. 606, 38 zu Ilias 5, 774) hat für dies *σχῆμα* auch den Namen *προεπίξενξις*, unter welchem es bei Phoebammon (l. c. p. 48) richtig als Unterabteilung zur *μετάθεσις* (Inversion der Wortstellung) behandelt wird; (cf. auch Herodian [l. c. p. 101], der mehrere Beispiele giebt). Ferner gehört hierher des Lesbos: *σχῆμα Θηβαϊκόν* und *σχῆμα Πινδαρικόν*. Herodian (l. c. p. 100) definiert die letztere Benennung: *τὰ τοῖς πληθυντικοῖς ὀνόμασιν ἐνικὰ ῥήματα ἔχοντα ἐπιφορὰν* wie bei Hesiod (Theog. 321): *τῆς δ' ἦν τρεῖς κεφαλαί*. (cf. Krüger, griech. Spr. II, § 63, 3, A. 4.)\* — Über Enallage von Dual und Plural vide Greg. Cor. de dial. p. 218 mit Schaeffers Bemerkungen. —

In manchen Sprachstämmen, wie im Sanskrit, im Griechischen wurde aufer den Formen für Singular und Plural auch ein Dualis ausgebildet. „Ihm liegt klarere Anschauung zum Grunde als der unbestimmten Vielheit.“ „Er liebt, zu stärkerem Nachdruck und

\*) Apoll. Dysc. (de constr. 3, 10): *Βοιώτιόν ἐστιν ἔθος, ὁμοίον τῷ παρὰ Πινδάρῳ „ἄρχεται ὄμφαί μελέων σὺν ἀνδράσι“*. — Er nennt den Gebrauch, zum Neutrum des Plural das Vb. im Sing. zu setzen (l. c.) *τὸ σχῆμα τὸ τοῦ οὐδδετέρου*. Bei Aristonicus: „Ilias (XII) 159: *ἡ διπλῇ πρὸς τὴν συνήθειαν τοῦ ποιητοῦ, ὅτι καταλλήλως τῷ βέλεα πληθυντικῷ ῥέον ἐπενήνοχεν*.“ Auch Apoll. D. (l. c.) sagt (vd. unten p. 502): *δῆλον ὅτι τὸ σπάρτα λέλυνται ἀναλογώτερον τοῦ δοῦρα σέσηπε*. Es wird also das der Logik Entsprechende zur Figur, wenn es von dem Gebrauch abweicht.

lebendiger Personifizierung, die breitesten Endungen.“ (Bopp, vgl. Gr. I, p. 411.) Eben wegen dieser bestimmten Abhängigkeit von der sinnlichen Erscheinung empfanden ihn andere Stämme des Indogermanischen als einen Luxus der Sprache, und er schwand durch immer häufigere Enallage mit dem allgemeineren Plural. Die got. Konjugatiou hat noch einzelne Dualformen, welche im Ahd. fehlen, wo sich nur noch eine Spur im Pronomen erhalten hat. „Das Lateinische hat nur bei duo und ambo einen zum Griechischen stimmenden Überrest des Duals bewahrt, der aber in den obliquen Kasus durch Plural-Endungen ersetzt wird.“ (Bopp l. c. p. 419.) Auch im Griechischen wechseln Dualformen leicht mit denen des Plural, das Subj. im Dual kann das Präd. im Plural haben; Ilias 5, 275: τὼ δὲ τὰχ' ἐγγύθεν ἦλθον, ἐλαύνοντι ὀκέας ἵππους und auch wohl umgekehrt, man verbindet auch δύο λόγων, δύο λόγοις, bei Homer steht ebensowohl δύο Αἴαντες wie δὺ Αἴαντες. —

Es bleibt die Enallage von Singular und Plural, welche sich ähnlich sondert, wie die des Genus. Wenn die einzelnen Individuen, welche die kollektiven Nomina unter Einen Begriff fassen und mit der Singularform bezeichnen, als diese einzelnen vorgestellt werden und so die Pluralform erhalten, so entsteht eine grammatische Inkongruenz: constructio ad sensum. So Ilias II, 278: ὥς γάσσαν ἥ πληθύς; Liv. XXIV, 3: Locros omnis multitudo abeunt; Luther (Josua 8, 33): Und das gantze Israel mit seinen Eltesten und Amptleuten und Richtern stunden zu beiden Seiten der Laden; J. J. Rousseau: un petit nombre s'échappèrent et se sauvèrent dans les marais. Cowper: Mankind are various, and the world is wide. Der usus zeigt auch Wechsel mit dem Singular nicht selten, so bei Thuk.: στρατιὰ ἔτυχε παρελθοῦσα, πρὸς Βουωτοὺς τι πράσσοντες; Virg. Aen. II, 31: Pars stupet in-nuptae donum exitiale Minervae et molem mirantur equi; Luther (Luc. 23, 1): der ganze Haufe stund auf und führeten ihn vor Pilatum; Racine: Le peuple vole de toute part; ils la mènent au temple; Chatham: Can parliament be so dead to its dignity and duty, as to give their support to measures thus obtruded and forced upon them? u. d. m.

Es kann aber auch umgekehrt „die grammatische Mehrheit sich zur Einheit sammeln.“ (Grimm, Gr. IV, p. 196.) Singular an Stelle des Plural hebt das Wesentliche des Begriffs hervor dem Vielfachen der Erscheinung gegenüber. Die ältere deutsche Sprache hat nicht selten das Prädikat im Sing., wenn das Subj. im Plural

steht. Im Parz. 85, 5: dô reit zwên ritter. Nibel.: dô stoup ûz dêm hêlme die viwerrôte vanken. Luther (Makk. 1, 5, 12): Unser ist wenig, denn die Feinde haben viele umgebracht; (vide Grimm, l. c.; Schleicher, D. Spr. p. 304) so im Englischen (Shak.): there is few or none who know me. Es ist dies ähnlich dem *σχήμα Πινδαρικό* (vide oben und Krüger, gr. Spr. § 63, 4, A. 4) wie *ἔστι τούτω διπλὸ τὸ βίω* (Plat.); — ähnlich auch (Viger. de idiot. V, 1, 17) der Wechsel bei Ter. Eun. II, 1: *adeon' homines immutarier ex amore, ut non cognoscas eundem esse?* Bei dem Plural eines Neutrums steht in der Regel der Singular des Verbum, obwohl, namentlich bei Homer, auch oft der Plur.; zuweilen neben dem Sing. wie Ilias 2, 135: *καὶ δὴ δοῦρα σέσηπε νεῶν καὶ σπάρτα λέλυνται*.

Die Vertauschung des Plural mit dem Singular kann indes auch infolge einer constructio ad sensum eintreten, wenn nämlich eine Pluralform, auf welche man sich bezieht, selbst nur durch eine Fiktion erzeugt wurde. Es setzen z. B. die Griechen *ἡμεῖς* statt *ἐγώ*, die Lateiner *nos* statt *ego*, die Deutschen *wir* statt *ich* cet. und zwar zunächst nicht sowohl in dem Streben, die durch den Plur. bezeichnete Person bedeutender erscheinen zu lassen, als den Hörer gewissermaßen mit einzuschließen, so daß die einzelne Person als solche weniger hervortritt. Servius (zu Virg. Aen. II, 89): „Et nos.“ *Pluralis numerus pro singulari ad evitandam jactantiam*.

Später allerdings entwickelte sich hieraus ein pronomen reverentiae, pluralis majestatis. (cf. Grimm, Gr. IV, p. 298 sq.) Da tritt nun leicht ein Wechsel des Numerus ein: Hom. Ilias 13, 257: *Τό νυ (ἔγχος) γὰρ κατεάξαμεν, ὃ πρὶν ἔχσεσκον*; Eur. Troad. 903 sq.: *ἔξεσιν οὖν πρὸς ταῦτ' ἀμείψασθαι λόγῳ, ὡς οὐ δικαίως, ἦν θάνω, θανούμεθα*; Cic. Fam. I, 2: *Videbatur enim reconciliata nobis esse voluntas senatus, quod tum dicendo, tum singulis appellandis rogandisque perspexeram*; Cic. Fam. 11, 29: *a me, quum paulum otii nacti erimus, uberrimas litteras exspectato*; Ter. Eun. IV, 3, 7: *absente nobis*. — Unsinnig bei uns mit Bezug auf die pluralische Anrede: „Der Herr Geheimerat sind nicht zu sprechen“, dagegen in der englischen Umgangssprache wohl *you was* statt *you were*; Racine: *songez bien dans quel rang vous êtes élevée*. (Mätzner, fr. Gr. p. 405 sq.)

Zuweilen verwenden die Sprachen Singularia zur Bezeichnung von Kollektiven, also für Pluralia; namentlich stehen so Völkernamen: Schiller (Wallenst.): „Der Schwede sagt uns Hülfe zu?“

„Was geht der Schwed' mich an?“ Thuc.: *ὁ Χαλκιδεδὺς ξύμφορος ἡμῖν ἀπαράσκευος ὦν*; Liv. IV, 37: *tegi magis Romanus, quam pugnare, Volscus inferre signa*; aber auch z. B. Lyc.: *Τρία ἔστιν ἐξ ὧν ἡ πολιτεία ξυνέστηκεν, ὁ ἄρχων, ὁ δικαστής, ὁ ιδιώτης* (Krüger, gr. Spr. § 44); Hor. (ep. 2, 31): *trudit multa cane apros in plagas*; (od. I, 7, 8): *plurimus in Iunonis honorem aptum dicet equis Argos*; ähnlich im Dtsch.: „der Feind rückt an“; und sonst: *Learning is wealth to the poor, and an honour to the rich; le juste meurt tranquille.*

Übrigens fällt bei einer Vergleichung unseres Gebrauchs des *numerus* mit dem im Griech. und Lat. auf, wie diese Sprachen die Bedeutungen vieler Wörter noch konkret faßten und sie deshalb auch pluralisch nehmen konnten, während wir sie singularisch denken und eine konkrete Bezeichnung hinzufügen müssen, um sie als *Pluralia* hinzustellen. Plin. (ep. VI, 20) schreibt: *multas formidines patimur*, Cic. (Verr. 5, 9, 23): *ceteris formidines similium incommodorum proponere*; wir müssen ein Konkretes hinzufügen: Schreckbilder, während der Lateiner *formido* schon im Sing. als Schreckbild faßte: *Priapus — formido maxima furum aviumque* (Hor. Sat. I, 8, 2). *Ardores* (Sall. Jug. 18, 9) müssen wir mit „heißse Zone“ übersetzen; *mortes* mit Todesarten; für *effugia*, *odia* (Aen. II, 96, 140) u. a. haben wir nur den Singular. Auch die Griechen brauchten z. B. *θάλη* und *ψύχη* bei Xenophon, *τὰ ἐλέη*, *τὰ ἔχθρη*, *τὰ κάλλη* (Plat. Krit. p. 115), in der epischen Sprache: *κλέα, μένεα* cet. Aristoteles (Rhet. 3, 6) sagt: *εἰς ὄγκον δὲ τῆς λέξεως συμβάλλεται — τὸ ἐν πολλὰ ποιεῖν, ὅπερ οἱ ποιῶνται ποιοῦσιν· ἐνὸς ὄντος λιμένος, ὅμως λέγουσι λιμένας εἰς Ἀχαϊκοῦς· καὶ, Δέλτον μὲν αἶδε πολύθυροι διαπτυχαί.* (Eur. Iph. Taur. 727.) (Vide Lobeck, Rhem. p. 312; Reisig, lat. Spr. ed. Haase p. 130 sq.) — Übrigens findet sich auch im Frzsch. z. B. bei Lamartine: *nos jeunesses, vos orgueils, leurs surprises* cet.; — im Engl. *lives, Kindnesses, fears, pardons* cet.

### 3. Die Enallage in Bezug auf die Kasus.

Phoebammon (l. c.) nennt diese Figur *Ἐτερόπτωτον: μετάβασις εἰς πτώσιν ἀπὸ πτώσεως, ἢ προτιθεμένης μὲν, ὀφειλούσης δὲ τῷ λόγῳ συνταχθῆναι, ἢ λέξεως μιᾶς θέσις πρὸς διαφόρους πτώσεις συντασσομένης, οἷον τόνδε τὸν ἐλλόγιμον γινώσκεις, οἷον ἐποίησε τόδε. ἢ θέλων εἰπεῖν ὁ δεῖνα νῖος μου ἔστι, λέγω νῖος μοῖ ἔστιν, ἢ ὁ δεῖνα ἄρχει τῆς πόλεως, ἄρχει τῇ πόλει.* Pseudo-Plutarch bespricht diese *ἀλλοίωσις περὶ τὰς πτώσεις* l. c. § 48. — Ge-

wöhnlich nannte man die Enallage der Kasus: ἀντίπτωσις; so z. B. Schol. zu Od. III, 445; V, 477 und sonst; bei Anon. π. σχημ. (Sp. Vol. III, p. 173); Ps. Donat zu Ter. Eun. II, 2, 43; Eustathius (zu Ilias, vs. 197, p. 82, 28); Schol. zu Thuc. III, 4 (bei Schäfer zu Greg. Cor. p. 81); Servius (zu Virgil, Aen. I, 120); Acron (zu Hor. ep. 5, 59); Priscian (XVII, 21). — Schol. ad Aesch. Prom. 3: ἀντιπτωτικόν.\*)

Von den Figuren bei Lesbos gehören hierher: das σχῆμα Κολοφώνιον: ὡς καὶ Ὅμηρος (Ilias 7, 383): νῆϊ παρὰ πρυμνῇ ἀντὶ τοῦ νηός. (vid. über diesen Dat. bei Substant. Bernhardt, wiss. Synt. p. 88.) Es ist dies der namentlich im Englischen häufig gebrauchte Dat. mit to statt des Gen. mit of: he is a member of parliament, and a retainer to the court; he is a friend to wine; so lat. P. Scipio, qui tum Romanis imperator erat; frzsch. c'est une exception à la règle. (vid. Schmitz, engl. Gr. p. 313 sq.) — Das σχῆμα Σικελικόν: γίνεται δὲ παραλαμβάνουμένης δοικῆς πτώσεως ἀντὶ γενικῆς, καὶ κατὰ παράλειψιν τῆς παρὰ προθέσεως. ὡς καὶ Ὅμηρος (Ilias 15, 88): Θέμιστι δὲ καλλιπαρῆϊ δέκτο δέπας· ἀντὶ τοῦ παρὰ τῆς Θήμιδος cet. (Pseudo-Plut. l. c. nennt dies Dorismus.) (vide Bernhardt l. c. p. 87); das σχῆμα Νησιωτικόν Gen. statt ἐνεκα oder statt Dativ; σχῆμα τῶν ἐπὶ τῆς Ἀσίας Ἑλλήνων, Akk. statt Dativ; σχῆμα Ἰωνικόν, Akk. statt Gen. z. B. (Ilias 24, 58) γυναῖκα τεθῆσαιο μαζόν. Es ist das sogen. σχῆμα καθ' ὅλον καὶ μέρος, welches den epexegetisch gesetzten Teil in denselben Kasus mit dem Kasus des Ganzen bringt, wie Il. XI, 240; Virg. Aen. X, 698. (cf. Buttmann Gr. Gr. § 131, A. 10; § 132, A. 4; § 133, 5): σχῆμα Ἀιτικόν, ist derselben Art. Od. 12, 73: οἱ δὲ δύο σκοπέλοι ὁ μὲν οὐρανὸν εὖρὸν ἰκάνει statt τῶν δύο σκοπέλων. (Krüger, gr. Spr. II, § 47, 28, 2.) cf. Aristarch bei Aristonicus zu Il. III, 211 („κατ' ἐναλλαγὴν πτώσεως“), Apollon. Dysc. (de constr.) I, 10. Greg. Cor. de dial. p. 79 sq.; das σχῆμα Ἀώριον, Dat. statt Akk. mit διὰ; endlich noch das Ἀιτικόν Gen. statt Dat.; das unklare „Ἄλλο Ἀιτικόν“; Ῥόδιον, Gen.

\*) L. Friedländer (Aristonici π. σημ. Il. reliq. emend. p. 18) bemerkt: „Aristarchus — nominum casus liberrime ab Homero permutatos esse censuit. Haec est figura procidentiae (Priscian, 1099), quae ab Aristonico vocatur μεταλήψις πτώσεως A, 262, ἀλλαγὴ πτώσεως O 451, plerumque ἐναλλαγὴ πτώσεως, (z. B. P, 2) ab Apollonio παραλλαγή (constr. 214, 9) vel ἀνθυπαλλαγὴ (213, 20), a recentioribus (V A 546 Pal. η, 216, Q x 150) ἀντίπτωσις, interdum πτωτικὸν σχῆμα (AD Γ, 16).“



statt Akk.; und das Ἀσιανόν, wenn durch Anakoluthie die grammatische Richtigkeit leidet, wie Ilias 2, 350: *Φημι γὰρ οὖν κατανεῦσαι ὑπερμενέα Κρονίωνα ἀστράπτων ἐπὶ δεξιᾷ* statt *ἀστράπτοντα*. (cf. Krüger l. c. II, § 45, A. 2.) Apoll. Dysc. (de constr. 3, 7): *τὸ Ἀττικὸν σχῆμα* Nominat. statt Vokat. wie Il. III, 277: *ἥλιος θ' ὅς παντ' ἐφορᾷς*. (cf. ib. III, 9, de adv. 616.) — Die römischen Grammatiker haben die Antiptosis als „Soloecismus per inmutationem casuum“. Donat. (III, 2, 3), Diomedes (p. 449) geben als Beispiel: *urbem quam statuo vestra est*. (Virg. A. 1, 573.)

Schon Sanctius (IV, 12) verwarf die Figur der Antiptosis: *nihil enim imperitius, quam docere, quemvis casum pro alio poni posse*, doch hielt sie Ursinus (p. 501) aufrecht. (vide Ruddimann inst. Gr. Lat. ed. Stallb. II, p. 384.) Hermann (zum Viger, p. 890) sagt: *notionum confusio saepe viris doctis ita fraudem fecit, ut ad antiptosin confugerent, qua figura nihil fingi potest ineptius*. Freilich muß die Sache nicht inepte aufgefaßt werden.

Man kann den Ausdruck, daß ein Kasus für den anderen stehe, in dreifachem Sinne nehmen, in dem eines Übergangs, eines Wechsels, einer Vertauschung.

Die Geschichte der Sprachen zeigt, daß im Laufe der Zeit vielfach die Funktionen eines oder mehrerer Kasus von einem anderen übernommen wurden, daß also die Zahl der lautlich verschiedenen Kasusformen abnahm, ja, daß diese endlich, wie z. B. im Neu-Französischen für Substantiv und Adjektiv völlig verschwinden konnten. So ist (Schleicher, Komp. der vergl. Gr. p. 516) z. B. im Griechischen der Ablativ im Genetiv aufgegangen; der Instrumentalis ist in der ältesten Sprache bereits im Verschwinden begriffen; Dativ und Lokativ fällt zusammen. Auch im Deutschen ersetzt der Genetiv den Ablativ, der Lokativ meist den Dativ; der Instrumentalis weicht im Ahd. dem Dativ. (Schleicher, Dtsch. Spr. p. 62.) Man hat nun wohl die Vorstellung von „Grundkasus und Nebenkasus“ (Becker, Organism § 78). Becker bestimmt als Grundkasus den Akkus. Gen. Dat. und den Faktitivus, der sich freilich als besonderer Kasus nur etwa in der finnischen und in der Zigeunersprache findet, als Nebenkasus den Abl. Instrum. Lokat., welche letztere mit Recht im Genetivus untergingen (§ 77); Steinthal (Typen d. Sprachb. p. 301) ist der Ansicht, „daß ein Lokativ und Sociativ und Illativ und Prosektiv u. s. w. keine wahren Kasus sind“, daß vielmehr „vier die Normalzahl für die wahren Kasus ist“: Nom. Akk. Gen. Dat. — Aber es scheint, als ließen sich auch die Beziehungsgebiete dieser bevorzugten Kasus,

nachdem ihre ursprünglich lokalen Beziehungen zu sehr allgemeinen sich entwickelt haben, nicht so abgrenzen, daß dadurch der usus bestimmt würde. Becker also weiß, daß nicht bloß die Nebenkasus mit ihrem Grundkasmus wechseln, sondern auch die unter sich verwandten Grundkasmus. Er behandelt diese (§ 79) als Wechselkasmus, wie z. B. Akk. und Gen. — In der That zeigt sich schon an der Thatsache, daß im Romanischen die Flexion der Lateiner unterging, daß Nominativ und Akkusativ dort die Nominalformen bestimmten, wie die Kasus, wenn Kenntniss der Schriftsprache sie nicht hält, ineinander fließen (vid. Diez, Gr. d. rom. Spr. T. II, p. 5 sq.). Im Neu-Griechischen ist der Dativ bis auf wenige Reste verschwunden und wird durch den Akk. ersetzt: *ἔδωσα τὸ βιβλίον τὸν πατέρα σου*, oder den Gen. *μοῦ τὸ εἶπε*, oder durch *εἰς* mit Akk.

So wechselt denn auch im usus häufig ein Kasus mit dem andern, um die nötige Beziehung zu geben, ohne daß der Sinn des Satzes sich ändert. Wenn Grimm (Gr. IV, p. 681) sagt: „geh deinen Weg sei merkbar verschieden von geh deines Wegs! jenes sage: verfolge deinen Weg, bleibe ihm treu, dieses bloß: mache dich auf, geh fort!“ so ist ja richtig, daß Unterschied des Akk. und Gen. in vielen Fällen fühlbar bleibt; man ersetze aber das Vb. „gehen“ mit einem solchen, welches an sich schon mehr ein Verfolgen des Weges malt, so wird z. B. zwischen: er zieht seiner Strafse, er zieht seine Strafse, der Unterschied sich verlieren, und man kann jedenfalls auch mit Akk. sagen: er geht den Weg zur Stadt, um zu bezeichnen, daß er sich aufmacht und fortgeht. Die Sprache hat eben keine Verpflichtung, ihrer Technik treu zu bleiben, und der usus gerät ins Schwanken, wenn er den Sinn der von ihm verwandten Beziehungsmittel nicht mehr fühlt. Die Volkssprache zeigt dies natürlich am stärksten: „me streift der Schweifs am Ärmel ab“. (Hebel, Allem. Ged.) „He is zwar ehn förnehm Herr, aver doch man'n dummen Keerl.“ (Grimm, Märchen Bd. II, p. 458.) He trusted God, nor feared to die; May it be thus with you and J. (Campbell). How now, father abbot, I hear it of thee, Thou keepest a far better house than me. (King John and the abb. of. C.)

Es zeigt sich an diesen Beispielen der Vertauschung des casus rectus mit dem obliquus, daß selbst der Gegensatz zwischen Selbstständigkeit und Abhängigkeit in der lebendigen Sprache nicht festgehalten wird. Von Fehlern ist auch hier nicht zu reden; der usus

entscheidet schliesslich, wie die von der Technik gebotenen Mittel auch anderweitig zu verwenden sind. Im Französischen sind jetzt die obliquen Formen des Altfrzsch. Pron. pers. zu Nominativen geworden; eine Beziehung, welche der partitive Genetiv überall ausdrückt, hörte allmählich auf als solche empfunden zu werden, bis endlich solcher Genetiv im Frzsch. vollständig zum Nominativ und nach der Grammatik dekliniert wird. In Sprachen, welche diesen Weg nicht völlig durchführen, kann man ein Beschreiten desselben als Enallage fassen: Xen. (An. VII, 4, 5): ἀγροίς δὲ τῶν αἰχμαλώτων ὁ Σεύθης cet.; Hor. (od. 3, 13, 13): Fies tu quoque nobilium fontium; Vofs (Ilias 7, 279): „Nun nicht mehr, ihr Kinder, des feindlichen Kampfs und Gefechtes“. — Wie sehr es willkürlich sein kann, ob man, ohne Schädigung des Sinnes, Beziehung annehmen will oder nicht, zeigt z. B. der Wechsel: „es war niemand zu Hause ausser ich und meine Frau“, und: es war niemand z. H. ausser mir und meiner Frau; wie die Beziehungen selbst verschieden angesehen werden können, zeigt z. B. unser „weh mir!“ verglichen mit dem mittelhochdtsch. „weh mich!“ (Nibel. 2073; 2090); — εἰμὶ τὸ γένος Ἀσσίριος (Xen. Cyr. 4, 6), γένει προσήκων βασιλεῦ (Xen. An. 1, 6), γένους μὲν ἦκεις ὦδε τοῖσδε (Eur. Herakl. 213) deutsch immer: an Geschlecht. (Buttmann, Gr. p. 396.)

Über den vom usus zugelassenen Wechsel in der Verwendung der Kasus geben die Grammatiken Auskunft. Man sagt also z. B. „Was braucht's des Edelmann's?“ „Braucht euer Ansehn doch, bedeutet ihn!“ (Schiller, Tell, Wallenst.); quam proxime potest hostium castris castra communit (Caes. b. c. 1, 72), alter propior hostes collocatus erat. (Caes. b. g. 8, 9), omnes quam proxime alter ab altero debent habitare. (Colum. 1, 6); Ἡ ὁητορικὴ ἐστὶν ἀντίστροφος τῇ διαλεκτικῇ. (Arist.), Μουσικὴ ἐστὶν ἀντίστροφος τῆς γυμναστικῆς (Plat.); J'ai acheté de lui cette maison, je lui ai acheté un volume qu'il m'a fait payer cher (Acad.); I will bestow some precepts of this virgin Worthy the note (Shak. All's Well 3, 5), Flow'rs worthy of Paradise (Milt. P. L. 4, 241). Will man den Vokativ als Kasus ansehen, obwohl er genauer nur als das Nomen in Form der Interjektion, also als ohne eigentliche Kasusendung, zu betrachten ist (Schleicher, Komp. p. 591), so ist zu bemerken, daß für ihn sehr oft die Nominativform eintritt. So z. B. Audi tu, populus Romanus (Liv. 1, 24); Projice tela manu, sanguis meus! (Virg. Aen. VI, 836); ὦ φίλιαι Αἴας (Soph. Aj. 977).

Bei solchem Wechsel der Kasus ist es schwer zu sagen, in welchem Falle eine Figur zu statuieren sei; denn die jetzigen Kasus haben die Funktionen früherer mit übernommen und ihre eigenen ursprünglichen allmählich so erweitert, daß ein Urteil über den Sinn, in welchem man sich für den einen oder den anderen entschied, mit Sicherheit nicht zu geben ist. Das seltenere Vorkommen wird im allgemeinen als Zeichen für den mehr individuellen Charakter der Beziehungsweise gelten müssen. So etwa würde Antiptosis sein der Akk. bei Klopstock: „Lindre, Herr, des Todes Pein, und laß mich den Stärksten sein“; der Dativ bei Schiller: „Mir kommt ein eigen Grauen an bei diesem Segen!“ bei Goethe: „Sie lehrte ihm kleine Lieder“; der Akk. bei Rückert: „O weh der feigen Ritter, die vor dem Brautritt graut“; ferner Virgil (Aen. X, 361): *haeret pede pes*; Ovid. (Trist. V, 36) *victor lenis in hoste fuit*; Horaz (Od. 3, 30, 12) *regnavit populorum*; Nominativ statt Dativ bei Virgil (Ecl. III, 101): *idem amor exitium pecori pecorisque magistro*; Hom. (Od. 18, 88) *τῷ δ' ἔτι μᾶλλον ὑπὸ τρόμος ἔλλαβε γυνῆα*; (Od. 15, 245) *ὃν περὶ κῆρι γίλει Ζεὺς παντοίην γιλότητα*; (Od. 11, 485) *κρατέεις νεκύεσσιν*; (Thuc. 2, 62) *οὐδ' εἰκὸς χαλεπῶς φέρειν αὐτῶν (ἐστειρημένων) μᾶλλον*.

Es bleibt noch die Vertauschung der Kasus zu besprechen, welche die Fälle begreift, in denen die Grammatik zweifellos einen anderen Kasus fordert, als den gesetzten, so daß nachgewiesen werden kann, wie dem Wesen des Kasus an sich fremde Umstände die Antiptosis herbeiführten. — Sagt man z. B. (Schötensack, Gr. der neuhochd. Spr. p. 593): „Ein Mann, der seine Schuldigkeit gethan hat, dessen Herz kann ruhig sein“, statt: das Herz des Mannes, so nennt man diese Vertauschung eine Anakoluthie; heißt es (Tac. Germ. 17): *nudae brachia ac lacertos* statt des Ablativs, so erkläre ich dies durch die Benennung Akkus. Graecus für einen Hellenismus; liest man (Cic. fam. VIII, 10): *Nosti Marcellum, quam tardus sit*, statt des Nominativs, so gebe ich als Grund für die Vertauschung Attraktion an; Fälle, wie (Od. 9, 257): *ἡμῖν δ' αὖτε κατεκλάσθη γίλον ἦτορ δεισάντων φθόγγον* erklärt man etwa (Grüter, Über die Synesis p. 5) durch eine „Synesis im Kasus“ wegen des häufigen Gebrauchs des possessiven Dativs bei Pronominibus statt des Genetivs.

Die Benennung Antiptosis für diese Fälle bezeichnet nur das Faktum der Formen-Vertauschung, zu welcher die Technik gegriffen hat; durch die anderen termini soll zugleich das Ergebnis der Reflexion und Forschung über den Grund oder Ursprung dieser

Vertauschung angegeben werden. Hierbei ist zu bedenken, daß bildliche und allgemeine Bezeichnungen, wie Anakoluth, Attraktion, Synesis, da ihr Begriff nicht allein auf Vertauschung der Kasus Bezug hat, den technischen Vorgang nicht bestimmt ausdrücken, und daß ferner die Reflexion solche Fälle verschieden rubrizieren kann, wie denn z. B. eine Attraktion, etwa (Ter. Hec. IV, 1, 60): Vereor Pamphilum, ne orata nostra nequeat diutius celare; statt: ne Pamphilus nequeat, unzweifelhaft auch Anakoluthie ist. — Buttmann (gr. Gr. § 151) nennt dieselben Konstruktionen wie οἰδα γῆν, ὁπόση ἐστὶ (für οἶδα, ὁπόση ἐστὶ γῆ) Attraktion, Krüger (gr. Spr. § 61, 6): Prolepsis, Anticipation. Man müßte nun, um vollständig zu sein, etwa so sagen: die Figur zeigt sich an der Vertauschung der Kasus, und so ist sie Antiptosis, sie stört damit die Satzkonstruktion beider zusammengehörigen Sätze und ist deshalb Anakoluth; man begreift, wie der Akk. an Stelle des Nom. treten mußte, wenn man jenen als durch Attraktion zu einem Vb. trans. geführt erkennt, man versteht die Veranlassung zur Anwendung der Figur, wenn man sie Prolepsis nennt, und verweist vielleicht auf ihre Quelle, wenn man sie als Hellenismus bezeichnet. Gesenius (Lehrgeb. p. 854) nennt solche Konstruktion z. B. 1. Mos. 1, 4: וַיֵּרָא אֶת-הָאוֹר וַיֵּבֹרֵהּ (er sah das Licht, daß es gut war): Antiphrasis (?) — Wenn bei: cui nomen superiori (Tac. Ann. 1, 31) der Dativ statt des, grammatischer Einsicht näher liegenden, Nom. oder Gen. technisch bezeichnet werden soll, so sagt etwa Zumpt (lat. Gr. § 421): er sei „von dem Dativ der Person angezogen“, Putsche (gr. lat. Gr. § 228): es sei Attraktion, ebenso Madvig (lat. Spr. § 246); Schultz (lat. Spr. § 268): er sei „auf mihi bezogen“, Gossrau (lat. Spr. § 284): er stehe als Apposition zu mihi.

Man thäte gut, das Verfahren der Technik einfach nach seiner Form zu bezeichnen, wozu der Name Antiptosis ausreicht; diesem Verfahren in Bezug auf seine Motive nachzuforschen, ist ein anderes, und man wird dann jeden Fall besonders zu betrachten und dabei die Gesichtspunkte bestimmt auseinander zu halten haben, aus denen man betrachtet. Übrigens sind auch Fälle, wie sie namentlich im Hebräischen gewöhnlich sind, daß Nomina verbalia statt des Gen. den Kasus ihrer Verba zu sich nehmen (cf. Gesenius, Lehrgeb. p. 688), z. B. Plaut. Asin. V, 2, 70: Quid tibi huc receptio ad te est meum virum, wo Akk. statt Gen., wohl leicht erklärbar, aber unter Reflexionsrubriken noch nicht gebracht. (vide Schultz, 1. Spr. § 243, A. 3.)

Interessant ist zu bemerken, wie, nachdem der alte Ablativ der Griechen in ihrem Genetiv zu Grunde gegangen, später dann die Römer dies als Hellenismus in ihre Sprache übertrugen: Hor. od. 2, 2, 5: *notus in fratres animi paterni*; Virg. Ecl. 2, 20: *quam dives pecoris nivei, quam lactis abundans*; Ov. Met. 12, 512: *nudus arboris Othrys*; Hor. od. 2, 9, 17: *desine mollium querelarum*; id. od. 3, 17, 16: *cum famulis operum solutis*; *integer vitae u. d. m.*

#### 4. Die Enallage in Bezug auf die Gradus der Komparation.

Durch die Formen der Komparation wird keine Steigerung in dem Begriff des Adjektivs ausgedrückt, sondern nur das Resultat (*συγκρίνειν-συγκριτικόν*) einer Vergleichung zwischen zweien (Komparativ) oder mehreren Gegenständen (Superlativ) in Bezug auf den Grad, in welchem wir ihnen diesen Begriff zusprechen. Donatus (lib. II, 3, 2) sagt: *Comparatio nominum proprie in comparativo et superlativo gradu est constituta. Nam positivus perfectus et absolutus est. Saepe autem comparativus gradus praepositur superlativo, ut stultior stultissimo et major maximo. Saepe idem minus a positivo significat, quamvis recipiat comparisonem, ut: Mare Ponticum dulcius quam cetera. (Sall.) Saepe idem pro positivo positus minus significat et nulli comparatur, ut: Iam senior, sed cruda deo viridisque senectus. (Virg. Aen. VI. 304.)* — Die Enallage in den Formen der Komparation wird z. B. besprochen von dem Anonymus bei Valcken. (Amm. p. 182) als *Σολοικία περὶ τὰ Εἶδη. ὡς εἴτις ἀπλοῦν ἀντὶ συγκριτικοῦ τάξιεν, οἶον, διὰ θεάων. ἀντὶ τοῦ διοτάτη. (Ilias 5, 381)* oder Komp. und Superl. statt des Positivs, wozu als Beispiele stehen: *γυναικῶν θηλυτεράων* statt *θηλειῶν* (Od. 11, 386); *δικαιοτάτος Κενταύρων* statt *δίκαιος* (Ilias 11, 832). Das letzte Beispiel giebt auch Ps.-Plutarch (vit. Hom. § 53), außerdem (Ilias 1, 32): *σαώτερος ὥς νέηαι*. Besprochen wird diese Enallage auch von Aristarch bei Aristonic. z. B. zu Il. IV, 324 (*τὸ νεώτεροι — τίθεται καὶ συγκριτικῶς καὶ ἀπολελυμένως*) ebenso zu Il. IV, 139 (*τὸ ἀκρότατον οὐχ ὑπερθετικόν ἐστίν, ἀλλ' ἀντὶ τοῦ ἀκρόν τὸν χροῖτα.*), bei Eustathius (p. 424, 33); Gregor. Cor. (de dial. p. 110 sq.). Etymol. M. (p. 622, 18); die römischen Grammatiker haben sie als soloecismus per comparisonem (Donat. III, 2, 3) oder per gradus (Diomed. p. 450) und geben als Beispiel: *respondit Juno Saturnia sancta Dearum (Enn.)* und: *is quaestus est multo uberrimus* (statt *uberior*) (Ter. Eun. II, 2, 22).

Es kann entweder Vertauschung stattfinden zwischen den Formen für die Vergleichung mit der beziehungslosen Form (*ὄνομα ἀπολελυμένον*), oder jener unter sich.

Der Positiv steht natürlich für Komp. und Sup. nur dadurch, daß, im Widerspruch mit seiner Form, seine Beziehung, durch welche eben die Enallage hervorgebracht wird, anderweitig ausgedrückt wird, wogegen beim umgekehrten Fall sich Komp. und Sup. absolut gesetzt finden. Durch beides wird der Eigenschaftsbegriff intensiver hingestellt; im ersten Falle wird die Phantasie durch das Bedürfnis einer Veränderung der Form genötigt, diese Positivform emphatisch zu fassen, im letzteren muß sie durch eine von der Form angedeutete Ergänzung sich diese rechtfertigen.

Im Hebräischen steht überhaupt die Form des Positivs auch für Komp. und Sup. Die Beziehung, welche der Komp. vertritt, wird durch die Partikel כִּנְּ = prae ausgedrückt, z. B. Richt. 14, 18: כִּי־הָיָה בְּכִנְּ שֶׁשׁ וְכָה עַל כִּנְּ הָיָה was ist süß vor dem Honig, stark vor dem Löwen? die des Superl. durch den Artikel (wie im Französischen) oder einen folgenden Genetiv, z. B. 2. Chron. 21, 17: der Kleine seiner Söhne: הַקָּטָן בְּנָיו.

Gerade so nun z. B. Schiller: „Schön vor allen Jünglingen war er“, statt: der schönste unter allen; wenn es bei Liv. III, 40 heisst: C. Claudii oratio fuit precibus quam jurgio similis, so zeigt quam die Art der Beziehung; durch Hinzufügung eines Genetivs wird Hom. Od. 14, 361: ὦ δειλὲ ξείνων der Positiv zu einer Gradusform, wie Eustath. 1763, 41 sagt: ὑπερθεϊκῶς συντίεσθαι, ἀπλοῦν μὲν ὄν, λεγθὲν δὲ ἀντὶ ὑπερθεϊκοῦ, ἢ ἀλλ’ ἀντὶ τοῦ συγκριτικοῦ. γησὶ γάρ· ἃ δειλὲ ξείνων, ἀντὶ τοῦ δειλαιότερε ἢ δειλαιότατε. (vide Krüger, gr. Spr. II, § 47, 28, A. 7); bei Taylor: Poverty is desirable before torments. Auch für den Komparativ, welcher mit Auslassung des Verglichenen die Bedeutung von zu sehr erhält, wie bei Nep. T. I: Themistocles liberius vivebat, kann ein Positiv stehen: Longum est enumerare proelia (Nep. Hann. 5); Nil mortalibus arduum est (Hor. od. 1, 3, 37); ebenso im Griech. für Komparat. wie (Her. 1, 116): ἐδόκει ἡ ἀπόκρισις ἐλευθερωτέρη εἶναι, ein Positiv, wie bei Xenoph.: τὸ ὕδωρ ψυχρόν ὥστε λούσασθαι ἐστιν. (Krüger, l. c. § 49, 1.)

Komparative und Superlative können Bedeutung eines Positivs allmählich annehmen. Im Französischen z. B. sind die Kompar. antérieur, postérieur cet. zu Positiven geworden: cet auteur est postérieur à tel autre (nicht: que); so im Dtsch. intim, extrem, höchst, öfter u. a. m., im Lat. summus, primus cet. — Aber auch

sonst können Komp. und Sup. uns wie Positiva erscheinen und so von neuem Steigerung erfahren. Goethe (Faust, T. 2. kl. Walp. N.): Wir reichen nicht hinauf zu ihren Tagen, die letztesten hat Herkules erschlagen; Shakesp. *how much more elder art thou than thy looks; this was the most unkindest cut of all.* (v. Dalen, engl. Gr. p. 255); Hom. (Ilias 2, 220): *ἐχθιστος δ' Ἀχιλλῆι μάλιστ' ἦν*; auch *ἐσχατώτατος*; bei Sext. Emp. (adv. Math. IX): *ἐλαχιστότατος*, Seneca (ep. 81): *pessimissimus*, und mit Umschreibung: Cic. (ad Att. XII, 28): *maxime liberalissima*, Liv. (XLI, 23): *maxime gravissimus* cet.

Der Sup. oder Komp. steht, genau genommen, auch dann für den Positiv, wenn der Eigenschaftsbegriff durch irgend welche Beziehung nicht geändert wird, wie wenn Goethe (Faust, T. 2) sagt: Und sollt' ich nicht, sehnstüchtigster Gewalt, ins Leben ziehen die einzigste Gestalt? Durchgrüble nicht das einzigste Geschick! Novalis (H. v. Ofterd. I, 24): die totesten Steine; Kleist (Penthesilea): Reicht mir der Spießse treffendsten, o reicht der Schwerter wetterflammdstes mir her! — So im Griech. *αὐτότατος* (Arist. Plut. 83); auch *αὐτότερος αὐτῶν* (Greg. Cor. de dial. p. 363 Anm.); auch im Lat. findet sich z. B. *invictissimus* (Cic. somn. Sc. 1), *ipsissimus* (Plaut. Trin. IV, 2, 146) und im Komp. Themistocli optatius videbatur oblivisci posse potius, quod meminisse nollet, quam — meminisse. (Cic. or. II, 74.)

Komp. und Sup. können aber auch geradezu für die absolute Form gebraucht werden. Klopstock war sehr für Verwendung des Komp. Goethe in den späteren Schriften für den Sup., was Heine (Briefe an Varnhagen p. 217) „eine Schreibgrimasse“ nennt. In der That ist z. B. bei Kl.: „ihm horcht entzückt die feinere Schäferin“ recht unangenehm. \*) Ähnlicher Gebrauch im Griech. (Od. 7, 159): *Ἀλκίνο', οὐ μὲν τοι τόδε κάλλιον οὐδὲ ἔοικεν*; (wenn hier Ameis sagt: „*κάλλιον* steht nicht für den Positiv“, so will er, daß man den Komp. durch Ellipse erkläre, wie Od. 3, 69 und sonst (cf. Krüger, gr. Spr. II, § 49, 6), aber diese Erklärung, daß der Komp. Beziehung fordere, beseitigt das Faktum nicht, daß sie hier eben fehlt). Im Lat. Quint. (IX, 3, 19): „*utimur vulgo et comparativis pro absolutis, ut cum se quis infirmior*

\*) Klopstock wurde wohl von dem Gebrauch des Komparativs bei den Alten geleitet, wie bei Homer z. B. *ἤλότεραι θεαί, γυναικες* (Il. 8, 520; Od. 8, 324); ähnlich so in „Unsere Sprache“: Skuldas mächtigter Stab; sanfteres Getön u. d. m. Auch bei Schiller (Spazierg.): Ein fremder Geist verbreitet sich schnell über die fremdere Flur.



esse dicat. duo inter se comparativa committimus: si te, Catilina, comprehendi, si interfici jussero, credo erit verendum mihi, ne non potius hoc omnes boni serius a me, quam quisquam crudelius factum esse dicat. (Cic. in Cat. 1, 2, 5.) (Cic. sen. 16): senectus est natura loquacior; stark bei Plaut. (Capt. III, 5): nec quisquam est mihi nunc, aequae melius cui velim.

Die Form des Superl. tritt in mancher Sprache leicht ein für die des Komp. So (Gellert): Der Affe wirft es weg, und Ihr, Ihr sperrt es (das Geld) ein, wer mag von Euch der Klügste sein? Od. 11, 483: *σεῖο δ', Ἀχιλλεῦ, οὗ τις ἀνὴρ προπάρουθε μακάριτατος*, wo Bekker aus Konjektur *μακάριερος* schreibt, Ameis aber die Enallage wegerklärt; bei Thackeray: Her mother seemed the youngest of the two; (Hudibras 1, 1, 845) 'tis not hard t' imagine whether o'th'two is worst. (Fiedler u. Sachs, engl. Gr. II, p. 250.) Im Lat. ist dies selten, etwa: Liv. 1, 3: Proca Numitorem atque Amulium procreat. Numitori, qui stirpis maximus erat, regnum legat.

##### 5. Enallage in Bezug auf die Bezeichnung der Person.

Phoebammon (l. c.) erwähnt das *Ἑτεροπρόσωπον* und die *Ἀποστροφή*; ebenso der Pseudo-Plut. (§ 57) die *κατὰ πρόσωπα μεταβολή* und als eine Unterart derselben die *ἀποστροφή*. Der Begriff der grammatischen Person ist nicht festgehalten, am ersten gehören die Beisp. des Anonym. hierher: *οὐκ ἂν γνοίης* statt *οὐκ ἂν τις γνοίης*; *πάντες ὅσοι θεοὶ εἰς ἐν Ὀλύμπῳ, σοὶ ἴ' ἐπιπέδονται, καὶ δεδμήμεσθα ἕκαστος* cet. — Die Apostrophe ist rhetorische Figur. — Quintilian (IX, 3, 21) citiert u. a. Virg. (Georg. 3, 298): *neve tibi ad solem vergant vineta cadentem*; (Ge. 3, 435): *nec mihi tum mollis sub divo carpere somnos libeat* — wo mihi und tibi allgemeine Bedeutung haben; ferner: *dicit Servius, negat Tullius*, wenn die Redenden von sich selbst sprechen (bei der Antimeria erwähnt).\*)

\*) Friedländer (Aristonic. p. 16) führt die von den Aristarcheern aufgestellten Arten der Apostrophe an: 1. von der Erzählung über jemand zu dessen Anrede (z. B. Il. XVI, 691): *ἐκ τοῦ περὶ τινος λόγου εἰς τὸν πρὸς αὐτόν*. 2. Von den Worten des Erzählers über jemand zu dessen Worten (z. B. Il. XVI, 200), so daß etwa *ταῦδε λέγων* zu ergänzen: *ἀπὸ τοῦ διηγηματικοῦ πρὸς τὸ μιμητικόν*. 3. Übergang von der zweiten zur dritten Person (z. B. Il. XVII, 248). 4. Übergang von der dritten zur ersten Person (z. B. Il. V, 875). — (Man sehe auch Schol. zur Il. IV, 127.)

Ps. Jul. Rufinian (l. c.) citiert Virg. Aen. IX, 525: Vos, o Calliope, precor cet. Pers. Sat. 1, 60: vos, o patricius sanguis, quos vivere fas est. Donatus (III, 2, 3) hat als soloecismus „per personas“: Danai, qui parent Atridis, quam primum arma sumite, wo paretis stehen sollte. — Es gehört hierher auch die „τῶν προσώπων ἀντιμετάθεσις“ bei Longinus de subl. sect. XXVI.

Vertauschung der Personen in der Rede ist von starker Wirkung, so daß leicht Übergang ins Rhetorische anzunehmen ist, namentlich bei der Apostrophe, welche die zweite Person statt der dritten setzt, wie z. B. Virgil (Aen. II, 55), (wo Servius sie u. a. anmerkt): si mens non laeva fuisset, Impulerat ferro Argolicas foedare latebras, Trojaque nunc staret, Priamique arx alta maneres. Bei den römischen Dichtern wurde dies Manier. Propert. (IV, 11, 36) hat: tollet nulla dies hanc tibi, Roma, notam. Issent Phlegraeo melius tibi funera campo, wo das zweite tibi auf Pompejus geht. Grimm (über den Personenwechsel in der Rede p. 15) nennt es einen Mißbrauch, wenn z. B. „Lucan den Namen Rom fast nicht aussprechen kann, ohne sie zu duzen und anzureden, wie: ultimus esse dies potuit tibi, Roma, malorum (6, 309) so 7, 29; 1, 85; 1, 205 u. a. m.

Die neueren Sprachen haben an ihrem unbestimmten Pronomen on (homo), one (unus), man (im Got. als Pronomen noch nicht im Gebrauch), welches aliquis, τίς nicht ersetzen, einen Ausdruck gegen die Alten gewonnen, der zuweilen eigentümlich wirkt, wie bei Goethe (Faust, T. 2): Faust „Mit jedem Tage will ich Nachricht haben, Wie sich verlängt der unternommene Graben.“ Meph. (halb laut): „Man spricht, wie man mir Nachricht gab, Von keinem Graben, doch vom — Grab.“

Nicht selten findet sich „man“ für das bestimmte Pronomen, z. B. für die erste Person; bei Immermann: „Man ist immer nur einer, und sie sind viele“; bei Goethe für die zweite Pers.: „Nun das geht so übel nicht! man brauchte nur zu wollen, aber man will nicht, man verdirbt lieber seine Zeit mit Schwätzen“; so: on n'est point des esclaves, man (d. h. ich, wir) ist kein Sklav' —; umgekehrt kann die bestimmte Pers. statt der unbestimmten stehen: la vue du sang vous est épargnée = der Anblick d. Bl. ist Einem erspart. — Das unbestimmte Pronomen gilt bei Vorschriften, Lehren u. d. als das farblosere für würdiger. In den alten Kochbüchern hieß es: „Nimm einen Stockfisch“ cet., in den neueren steht: Man nehme einen Stockfisch cet.

Unter den neueren Völkern haben namentlich die Deutschen in ihren Anreden viel Wechsel zu verwenden. Saec. 9 tritt Ihr an die Stelle von Du, Saec. 17 findet sich Er und (sing.) Sie, gegen Ende Saec. 18 wird die Höflichkeit der Anrede bis zum pluralen Sie gesteigert, „bare Versündigung wider Sinn und Geschmack“ (Grimm, Gr. IV. p. 309), aber, wie Lichtenberg (Vorschlag zu einem Orbis pictus) bemerkt, „unterscheiden wir durch diese Mannigfaltigkeit der Zeichen und Begriffe in Verhältnissen zwischen Menschen gegen Menschen sehr viel feiner, als andere Völker.“ Bei F. v. Schlegel (Lucinde) heisst es: „Aber bilden Sie sich nur nicht ein, mein Herr, daß Du so unmenschlich liebenswürdig bist.“

Auch im Englischen finden Wechsel statt zwischen you und thou, wie Sheridan (Riv. III, 3): Why, thou unblushing rebel — didn't you tell this gentleman to his face that you loved another better? Bei Shakesp. (J. Caes. 1, 3): if thou be'st not immortal, look about you. — Im Französischen erscheint der Wechsel in der Anrede zwischen vous und dem vertraulichen tu nicht eben ungewöhnlich. —

Stellen bei den Alten, wie Virg. Aen. 1, 140: Vestras, Eure, domos; Od. 12, 81: ὑμεῖς-γαίῃμ' Ὀδυσσεῦ; sind nicht derselben Art; sie nehmen nur Bezug auf eine Mehrheit mit Nennung eines einzelnen aus derselben. Eigentümlich ist im Griechischen die zweite Person des Imper. bei πᾶς, wie Ar. The. 372: ἄξουσ πᾶς. (Krüger, gr. Spr. II, § 54, 4, 1.) Im Deutschen wird auch wohl die erste Person Plur. zur Anrede benutzt. Seneca (Leben p. 63): „Wo haben wir unsere Präparation?“ fragte mich einmal der Rektor; hier, antwortete ich und zeigte auf die Stirne. „Wir sind etwas keck; wir werden ja sehen.“ So einmal zu einem Schüler: „wir sind ein Esel.“ Bei Lessing (Em. Gal.): „Was haben wir Neues, Marinelli?“ —

Auch die bestimmten Personen können unter sich vertauscht werden: „Was du nicht weißt, macht dir nicht heiss.“ oder: „was ich nicht weiß, macht mir nicht heiss.“ Ter. (Phorm. 1, 2, 1): Geta: si quis me quaeret rufus — Davus: praesto est (= sum); Plaut. (Mil. IV, 2, 21): homo quidem est, qui scit, quod quaeris (= ego sum, qui scio); für die zweite Person steht die dritte z. B. bei Schiller (Wall.), wo Wallenstein zu Max sagt: „ich mag's und will's nicht glauben, daß mich der Max verlassen kann.“ Der Fälle, wo der Name statt der ersten Person gebraucht wird, haben wir schon oben (Antimeria) gedacht. Grimm (Personenw. p. 5) erinnert, daß Kinder anfangs in der dritten

Person von sich sprechen, so daß diese Redeweise „das Unschuldige, Unbeholfene, Schutzbedürftige, Unterworfene“ ausdrücke. Derart ist Shakesp. (Lear III, 4): Tom's a cold; (l. c. 1, 1): what shall Cordelia speak. — Aber der Name erinnert auch mit Kraft an den Charakter der Person. Im Nibelungenliede (1213) sagt Hagen in Bezug auf den Schatz: in wil behalten Hagne, daz sol man Kriemhilde sagen; bei Lessing (Nath. 2, 330) sagt Saladin: Will Saladin als Saladin nicht sterben? So mußt er auch als Saladin nicht leben; Ilias 2, 259: *μηκέτ' ἔπειτ' Ὀδυσῆϊ κάρη ὤμοισιν ἐπείη*. —

Sehr lebendig ist der im Griechischen leichte Übergang von der dritten zur zweiten Person: Ilias 23, 855: *ἀνώγει τοξεύειν*. *ὃς μὲν κε βάλλη τρήρωνα πέλειαν, πάντας ἀειράμενος πελέκεας οἰκονδε φερέσθω*; Ilias 4, 303: *τοὺς γὰρ ἀνώγει σφούς ἵππους ἐχέμεν — μηδέ τις ἵπποσύνη — πεποιθώς — μεμάτω — μάχεσθαι*. So im Hildebrandsliede: hër frâgên gistuont, huuer sîn fater wârî fireô in folche, „ëddo huelihhes cnuosles du sîs. cet. Bei Schiller (W. Tell) geht Tell, der bis dahin in der ersten Person von sich gesprochen, mit schöner Wirkung wie aus der Ferne, von seinen Kindern her, in die dritte über: „Sonst, wenn der Vater auszog, liebe Kinder, da war ein Freuen, wenn er wiederkam“ — cet. (Über den starken Wechsel in der Person bei den Hebräern cf. Gesenius, Lehrgeb. § 196, 5 und § 217, 3.)

Zu erwähnen wäre noch der Gebrauch des Reflexivums für die bestimmten Personen. Im Simplicissimus (VI, 19) heißt es: weil wir sich still halten mußten; am Rhein wird gesagt: mer bedanke sich = wir bedanken uns; (vid. Schömann, Redet. bei den Alten p. 109); ferner der Gebrauch unpersönlicher Rede statt der persönlichen: bei Schiller (Wall.): „Mußt es so rasch gehorcht sein?“ wie auch die bestimmte Person für das unpersönliche Verbum eintritt: „Es regnete der Regen alle Tage“ (Chamisso); „der Himmel donnert;“ *Ζεὺς ὕει* u. d. m.

#### 6. Enallage in den Tempusformen.

Phoebammon (l. c.): *ῥετρόχρονον μετάβασις ἀπὸ χρονικοῦ ῥήματος εἰς χρόνον ἄλλον*. Ps. Plut. (§ 54) erwähnt die *ἐξαλλαγή τῶν χρόνων*, *ὅταν ὁ ἐνεστώς ἀντὶ τοῦ μέλλοντος τεθῇ* z. B. *τὴν δ' ἐγὼ οὐ λύσω, πρὶν μιν καὶ γῆρας ἔπεισιν* statt: *ἐπελεύσεται*, ebenso Praes. für Praet. z. B. *ἐνθ' ἦτοι πλυνοὶ ἦσαν ἐπηετανοὶ, πολὺν δ' ὕδωρ καλὸν ὑπεκπρορῶσει* statt *ἔρῳε*, ferner Fut. zu Praes. z. B. *οἱ μὲν δυσομένον Ὑπερίονος, οἱ δ' ἀνιόντος*, und Fut. für Praet.: „*δεῖδω μὴ δὴ πάντα θεὰ νημερτέα εἶπη — ἀντὶ τοῦ εἶπε*.“

Schol. Il. II, 286: *ἐναλλαγή τοῦ χρόνου*. — Bei Donat. (III, 2, 3): Soloeismus per tempora, sicut (Virg. Aen. III, 3) ceciditque superbum Ilium, et omnis humo fumat Neptunia Troia. (pro fumavit). Diomedes (p. 449): temporum immutatio, ut est (Virg. Aen. XI, 112): nec veni, nisi fata locum sedemque dedissent, cum debuerit dicere nec venissem: tempus praeteritum perfectum posuit pro praeterito plusquamperfecto. item (Virg. Aen. X, 164): quae manus interea Tusceis comitetur ab oris Aenean armetque rates pro comitata sit et armaverit. —

Die Tempora der Vergangenheit und Zukunft hängen in ihrer Bedeutung ab von ihrer Beziehung auf ein Präsens. Es erscheint aber dieses entweder als Bezeichnung eines unmittelbar durch die Wirklichkeit gegebenen Zeitpunktes, den wir zu fixieren meinen, obwohl er uns entflieht, oder es entsteht durch Abgrenzung gegen ein Vorher und Nachher in jedem beliebigen Zeitraum. Die Präsensformen für sich sind ursprünglich in Bezug auf Zeitbestimmung indifferent, denn die Flexion des Präsens bezeichnet formell kein Verhältnis der Zeit, sondern nur das der Personen (vide Bopp, vergl. Gr. II, p. 369\*); und sie sind darum ebensowohl geeignet, Begriffsentfaltungen darzustellen, welche überhaupt unabhängig von Zeitbestimmungen zu fassen sind, z. B.: *divitiarum et formae gloria fluxa atque fragilis est* (Sall.), wie auch Vorgänge der Vergangenheit und Zukunft, wenn ein Interesse vorhanden ist, diese der Vorstellung nahe zu rücken und mit dem Scheine eines unmittelbar berührenden Lebens zu täuschen. Diesem Scheine nämlich ist die Verwendung von Formen des Prät. oder Fut. entgegen. So erzählt Sall. (Jug. 53): *pro metu repente gaudium exortum; milites laeti alius alium appellant, acta edocent atque audiunt*, und läßt Catilina (Cat. 58) sagen: *si vincimus, omnia nobis tuta erunt* — und fortfahren: *sin metu cesserimus, eadem illa advorsa fient*. — Das Präsens der Grammatik scheint als solches in einem bestimmten Gegensatz zu Prät. und Fut. zu stehen, und so kann man die Fälle, in welchen seine Formen auch für die Darstellung der Vergangenheit oder Zukunft eintreten, als Enallage temporis bezeichnen. So Schiller: „Der König sank vom Pferde und verhauchte sein Leben — bald entdeckte sein ledig fliehendes Ross der schwedischen Reiterei ihres Königs Fall, und wütend dringt sie herbei; — um

\*) Im Gotischen vertrat das Präsens noch das Futurum, z. B. Marc. 11, 2: *ἐρῴησεται πῶλον δεδεμένον* = *bigitats fulan gabundanana* und auch das Fut. exact. wie Joh. 14, 29: *ἴνα, ὅταν γένηται, πιστεύσῃτε* = *ei, bithē vaifrthái, galäubjáith*.

seinen Leichnam entbrennt ein mörderisches Gefecht u. s. w.“ Campe: „Als er (der Mops) endlich der Gefahr, da zu ersaufen, ledig war, so stellt er sich recht mitten auf die Gasse und fängt euch da ein Schelten an, daß man sein eigen Wort nicht hören kann.“ — Xenophon beginnt die Anabasis: *Δαρείον καὶ Παρυσάιδος παῖδες γίγνονται δύο*. Od. VII, 201: *αἰεὶ γὰρ τὸ πάρος γε θεοὶ φαίνονται ἐναργεῖς ἡμῖν*. Ter. (Andr. 1, 1, 121): *denique ita tum discedo ab illo cet.* Cic. (Att. II, 5): *Cupio et jam pridem cupio Alexandriam venire.* Ségur: *La honte réveilla le courage; les peuples bretons . . ne purent souffrir d'être humiliés; ils se lèvent, s'arment et se révoltent tous à la fois.* Dickens (Pickw.): *I never see such a fellow.* Präsens für Futurum bei Schiller: „Das Schloß ersteigen wir in dieser Nacht;“ ebenso: „Nimmer lausch' ich deiner Waffen Schalle, müßig liegt dein Eisen in der Halle, Priams großer Heldenstamm verdirbt.“ Aeschyl.: *μικρὰ ἐπὶ πᾶν ἤδη καταβαίνω*. Racine: *Dès que je le pourrai, je reviens sur vos traces.* Longfellow: *As soon as I see the earliest gray of morning glimmer in the east, I will go over to the priest.* —

Zuweilen findet sich umgekehrt eine Form der Vergangenheit oder der Zukunft, wo die des Präsens erwartet werden muß. Jene steigert, diese schwächt die Bestimmtheit des Sinnes, denn Vergangenes ist nicht ungeschehen zu machen, die Zukunft aber ist ungewis. So bei Schiller: „Wenn sie deine Schönheit erblickt, dann hat die Stunde der Vernichtung ihr geschlagen;“ „Du solltest dich tausend Meilen von dannen wünschen, — denn du hast nunmehr dein Leben verloren.“ (Der gehörnte Siegfried bei Simrock, Dtsch. Volksb. Bd. III, p. 382); bei Schiller: „Ein guter Mann wird stets das Bess're wählen;“ so sagt man — modales Präsens — „er wird nicht zu Hause sein.“ Bei Virgil (Aen. VI, 78): *Bacchatur vates, magnum si pectore possit excussisse deum*; Ter. (Phorm. V, 3, 18): *Cognatam comperi esse nobis.* Demipho: *quid? deliras.* Chremes: *Sic erit*; Plato (Theaet. p. 154): *νῦν δὲ αἶτε ἰδιῶται πρῶτον βουλησόμεθα θεάσασθαι ἀντὶ πρὸς αὐτά*; Hom. (Il. I, 37): *κλῆθί μιν, ἀργυρότοξ', ὃς Ἀχύσην ἀμυγέβηκας*; Lesage: *Vous saurez que je suis fils unique d'un riche bourgeois*; W. Scott: *Ye'll no be o' this country, friend?* —

Von weiteren Zeitverschiebungen, welche sich in Vertauschung der Tempusformen darstellen, erwähnen wir noch einige Fälle. Im Deutschen steht Perfekt meist für die schleppende Umschreibung

des Fut. exactum, wie bei Schiller: „Nicht eher denk' ich dieses Blatt zu brauchen, bis eine That gethan ist, die unwidersprechlich den Hochverrat beweist.“ Der Volksmund erzählt zuweilen im Futurum: „Und so kommt er, und wird mir eine Ohrfeige geben; da habe ich ihn aber nicht schlecht“ — Fritz Reuter (Läusch. und Rim.) erzählt: „Na, hier war nun denn nicht der Ort, gehörig Bildung ihm zu lernen, ich werde ihn noch mal scharf ansehen und fang dann an herauszugehen und werde mich sogleich entfernen“ u. s. f. — Auch im Lat. tritt Perf. zuweilen mit Nachdruck für Fut. exact. ein: Cic. (Famil. 12, 6): Brutus Mutinae vix jam sustinebat qui si conservatus erit, vicinus; selbst für das einfache Futur. Liv. (XXI, 44): Si hoc bene fixum omnibus destinatumque in animo est, vicistis; auch wohl Fut. II. für Fut. I.: Cic. (Att. II, 24): Respiraro, si te videro. Wenn es richtig ist, was G. Curtius wahrscheinlich gemacht hat, daß im älteren Latein sich Aoristformen erhalten haben, wie tago, tagit (tango), pagunt (pango) u. a. m., so ist dann dieses Tempus durch Enallage allmählich der Sprache verloren gegangen. —

Im Griechischen vertreten Aoristformen auch das Präsens, wie in den Homerischen Gleichnissen z. B. (Ilias 4, 275): *ὥς δ' ὅτ' ἀπὸ σκοπιῆς εἶδεν νέφος αἰπόλος ἀνὴρ ῥίγησέν τε ἰδὼν, ἵπὸ τε σπέος ἤλασε μῆλα* cet.; auch eine Zukunft: (Plato) *Ἰπποκράτης ἐπιθυμεῖν δοκεῖ ἐλλόγιμος γενέσθαι, τοῦτο δὲ οἶεται οἱ μάλιστα γενέσθαι, εἰ σοι συγγένοιτο*. (Krüger, gr. Spr. § 53, 5, 9); das Imperfectum kann sich dem Standpunkt der Erzählung anbequemen, indem es Bestehendes bezeichnet, wie Xenoph. (Anab. 1, 4, 9; wozu cf. Krüger): *Ὁ Χάλος ποταμὸς ἦν πλήρης ἰχθύων μεγάλων καὶ πρᾶων, οὓς οἱ Σόροι θεοὺς ἐνόμιζον καὶ ἀδικεῖν οὐκ εἶον*. (Man sehe auch bei Krüger [l. c. § 53, 10] den Abschnitt: „Synonymer Gebrauch“ der Tempora.) Im Französischen und Englischen steht nicht selten Perf. statt Fut. exactum: (Wailly): *Attendez, j'ai fini dans le moment*; (Shakesp. Cymb. 4, 1): *When I have slain thee with my proper hand I'll follow those that even now fled hence*. (Mätzner, frz. Gr. p. 360; engl. Gr. II, 1 p. 74.) Imperf. für Plusq. steht z. B. (Ségur): *Darius, qui peu de jours auparavant couvrait la terre de ses armées, arriva seul . . à Soque*. (l. c. p. 368.)

#### 7. Enallage der Modalformen und der Modalformen mit Formen der Tempora.

Phoebammon (l. c.) hat: *Ἐτεροσχημάτιστον δὲ ἔστιν ἐν ἀλλαγῇ ῥήματος εἰς μετοχήν, ἢ καθ' ἑαυτὸ ἢ μετὰ συνδέσμων, ἢ καὶ ῥήματος ἀπὸ ἐγκλίσεως εἰς ἐγκλισιν, ὥς ἵνα ἀντὶ τοῦ εἰπεῖν, ἐπειδὴ*

ἔτρεχεν ὁδε, τόδε ἐγένετο, εἴπω, τρέχοντος ὁδε τόδε ἐγένετο. Pseudo-Plutarch (l. c.) erwähnt § 58 ebenfalls die Vertauschung des Vb. fin. mit dem Part. καὶ μετοχαῖς δὲ χρῆται ἀντὶ δημάτων, ὡς ἐν τῷ „*Ἦν ἐνὶ κήπῳ καρπῶ βριθομένην*“ ἀντὶ τοῦ βρίθεται cet. und hat weiter § 53: Ἐν δὲ τοῖς ῥήμασι γίνεται ἐξαλλαγή τῶν μὲν ἐγκλίσεων, ὡς ὅταν τὸ ἀπαρέμφατον ἀντὶ τοῦ προστακτικοῦ παραληφθῇ, οἷον „*Θαρσῶν νῦν, Διόμηδες, ἐπὶ Τρώεσσι μάχεσθαι*,“ ἀντὶ τοῦ μάχων. Ἡ τὸ ὀριστικὸν ἀντὶ τοῦ εὐκτικοῦ, οἷον „*Πληθὺν δ' οὐκ ἂν ἐγὼ μνῃήσομαι, οὐδ' ὀνομήνω*“ ἀντὶ τοῦ μνῃησαίμην καὶ ὀνομήναιμι. Καὶ ἐκ τοῦ ἐναντίου, εὐκτικὸν ἀντὶ ὀριστικοῦ „*Καὶ δὲ κεν ἔνθ' ἀπίλοιο Ἄρης*“ ἀντὶ τοῦ ἀπώλειτο. — Die Verwendung des Infinitivs für den Imperativ ist bei Lesbos (l. c.) bezeichnet als σχῆμα Ἰωνικὸν δὲ καὶ Δωριον ὁμοῦ εἰλημμένον ἀπὸ τῶν κατὰ Σικελίαν Δωριέων. Als Beispiele werden citiert Ilias 2, 10; 4, 66; 2, 75. — Bei ihm gehören noch hierher: Σχῆμα Κορίνθιον: „*ὀριστικοῖς χρῶνται ἀνθ' ὑποτακτικῶν*,“ wie (Ilias I, 363): *ἵνα εἴδομεν ἄμφω* (vide auch Etymol. M. p. 301, v. 30) und Σχῆμα Ἰβύκειον, dem Korinth. entgegengesetzt, Konj. für Ind. z. B. Ilias 5, 6: *λαμπρὸν παμφαίνῃσι*, (man schreibt aber jetzt Konj. *παμφαίνῃσι*). (Vide auch Herodian περὶ σχημ. Rhet. Gr. ed. Sp. III, p. 101.) — Bei Greg. Cor. (de dial. p. 58) findet sich als ein „*Αἰτικόν*“ bemerkt der Gebrauch des Optativs statt des Indikativs, wozu cf. Schäfer, A. 94. —

Donatus (lib. III, 2, 3) nennt: soloecismus „per modos verborum“ wie „*Itis, paratis arma quam primum, viri*“ statt *ite, parate*. —

Diomedes (p. 450) hat als Beispiel Virg. Aen. X, 267: *at Rutulo regi ducibusque ea mira videri Ausoniis* statt *videbantur*: „*infinitum modum posuit pro pronuntiativo*.“ —

Die Sprachen haben die Formen der Modalität nicht mit solcher Bestimmtheit ausgebildet und verwandt, daß sie in das logische Schema zu bringen wären, wonach die Kategorie der Wirklichkeit sich darstelle im Indikativ, die der Möglichkeit im Konjunktiv (und zwar objektiv aufgefaßt: im Subjunktiv und Konditionalis, subjektiv: im Potentialis und Optativ), die der Notwendigkeit im Imperativ, wie Heyse (Sprachwissensch. p. 429) es aufstellt. Die Darstellung eines Erkannten, unabhängig für sich, erfolgt im Indikativ, d. h. in derjenigen Form, welche „aus Tempusstamm und Personalendung besteht, ohne weiteres Moduselement;“ die Darstellung eines Gewollten, unabhängig für sich, erfolgt im Imperativ, d. h. in einer Form, welche sich durch eine abweichende Personalendung charakterisiert,“ aber ebensowenig ein Modus-



element bietet; erst, wenn die Darstellung auch Beziehungen des Erkannten zu einem anderen Erkennen oder Wollen andeuten will, wählt sie dazu die Modusbezeichnungen des Konjunktiv und Optativ. (cf. Schleicher, *Komp.* p. 661, 706.) — Diese Formen des Konj. und Opt. sind in den verschiedenen Sprachen sehr ungleich entwickelt, am vollständigsten im Griechischen. Im Sanskrit findet sich der Optativ nur im Imperf. und Aorist, der Konjunktiv als erste Person des Imperativs; im Lateinischen hat sich Optat. und Konj. zu Einem Modus verschmolzen: im Letto-Slavischen fehlt der Konj., ebenso im Deutschen, wo der Optativ für ihn eintritt. Im Hebräischen fehlen diese Modus überhaupt, und das Bedürfnis, verhältnismäßig gering bei der parataktischen Darstellungsweise dieser Sprache, wird meist durch eigentümliche Verwendung der Form des Futurum gedeckt; für das Imperf. und Plusqpf. Konj. gebraucht man gewöhnlich die Form des Praeteritum. (vide Gesenius, *Lehrgeb.* p. 793 sq.)

In der That sind Temporalformen auch geeignet, modale Verhältnisse auszudrücken. „Das wird etwas zu bedeuten haben“ ist modal; „Wenn die Feinde uns bemerkten, so waren wir verloren“ ist modal; und so mag wohl die Sprache überhaupt die Modusformen von Anfang an im Gebrauch nicht mit hinlänglicher Bestimmtheit von den festeren Tempusformen unterschieden haben. Hieraus würde sich erklären, warum Konj. und Opt. nur zum Teil zur Entwicklung gelangten. — Lobeck (*Phryn.* p. 716) sagt: neque, si subjunctivi indicativis intermixti sunt, id expavescendum est, wie: Arist. *Rhet. ad Alex.* 36, 14. *ταῦτα πάλιν — συνθήσμεν καὶ τάξομεν καὶ διέλθωμεν* (p. 721); auch stehen statt der Optative Fut. Ind. wie Dion. Hal. *Antt.* VI, 61, 1179: *πάντων ἂν εἴητε ἀγρονέσταιοι, εἰ ὑμᾶς παραδώσετε* (statt *παραδώσαίτε*), und Lob. bemerkt (p. 756): quum perspicuum sit, constetque inter omnes, aoristos et futura persaepe a librariis confusa esse, concedendum est cuilibet uni, ut de singulis locis in quibus vel futurum aoristo vel aoristus futuro praestare videatur, tantum suspicetur, quantum velit; in universos autem nihil quisquam gravius statuatur, neque interdicat nobis, quominus scriptores ipsos credamus nunquam haec tempora confudisse, quum aut alterius vim in alterius forma includerent, aut vicinarum notionum impulsu in alienum tramitem ducerentur. Quorum vis a nobis omnibus sentitur. Nam (ut in nervorum cantu saepe chorda consonat non tacta) et invocatae adsunt et incogitantes nos persequuntur, et licet ipsae non appareant, tamen orationi nostrae auram quandam coloris sui afflant.

— Tobler („Übergang zwischen Tempus und Modus“ in der Zeitschrift für Völkerpsych. und Sprachw. von Lazarus und Steinthal, Bd. II, p. 34) sagt: „Im ganzen wird man mit der Ansicht der Wahrheit ziemlich nahe kommen, daß keines von beiden, weder Tempus noch Modus, ursprünglich fertig für sich ausgebildet war, ehe noch vom andern eine Spur keimte, sondern daß entweder in einer dem Hebräischen ähnlichen Weise beide ineinander lagen und sich allmählich durch besondere Merkmale von einander lösten, oder daß zwar eines von beiden vorherrschte, aber schon sehr früh auch zu Zwecken des andern syntaktisch verwandt, wohl gar formell umgebildet wurde. Wir sind über diesen Urzustand ohne direkte Zeugnisse; aber soweit wir in der historischen Zeit zurückgehen können, finden wir beides nebeneinander, teils temporale Verwendung ursprünglicher Modi, teils umgekehrt temporale Bezeichnung modaler Verhältnisse; beides hat sich auch in die neueren Sprachen hinein fortgesetzt, halb als Erbschaft, halb als eigene Zuthat.“ Becker (Organism. p. 196 sq.) sagt: „Betrachtet man die phonetische Gestalt der Modusformen, so sieht man leicht, daß diese nicht eigentlich ursprünglich unterschiedene Flexionsformen, sondern wie es mehr oder weniger bestimmt in allen Sprachen, am bestimtesten aber in der griechischen hervortritt, nur Abänderungen der Zeitformen sind. Daher verflachen sich auch Modusformen leicht wieder, und fallen dann wieder, wie in der deutschen und noch mehr in der englischen Sprache, mit den Zeitformen zusammen. Es gehört ferner hierher, daß auch in dem Gebrauch der Hilfsverben, die sonst die Besonderheiten der Beziehungsverhältnisse genauer bezeichnen, der Modus des Prädikats von den Zeitverhältnissen oft nicht unterschieden wird; so wird das Futur im Altdeutschen durch sollen, im Englischen durch shall und will, und im Französischen durch avoir bezeichnet. Es ist endlich etwas sehr Auffallendes, daß zwei an sich bestimmt unterschiedene Modusverhältnisse, nämlich die Möglichkeit und die Notwendigkeit des Prädikats, in der Sprache so oft durch dieselben Formen ausgedrückt werden; diese Erscheinung findet ihre Erklärung zunächst darin, daß die Möglichkeit und Notwendigkeit des Prädikats, insofern beide Modusverhältnisse unter das Zeitverhältnis der Zukunft gestellt sind, als identische Verhältnisse aufgefaßt werden.“ —

Als weitere Belege einer so durch die Geschichte der Sprachen sich hinziehenden Enallage der Modus- und Tempusformen ist z. B. anzuführen, daß das lat. Fut. aus ursprünglichem Sanskrit-Optativ erwuchs (Heyse, Sprachw. p. 465); daß der griechische Konj. sich

nach Form und Bedeutung der Gegenwart anschließt, der Opt., wie auch seine Endungen andeuten, der Vergangenheit (Curtius, die Bildung der temp. und modi p. 224, 249). Aus der Grammatik ist bekannt, daß z. B. im Griechischen Konj. (auch Opt.) mit dem Futurum bei Angabe des Zweckes und der Absicht wechselt; daß bei Homer auch ein selbständiger Konjunktiv öfter die Bedeutung des Futur hat, wie: *οὐ πω τοίους ἴδον ἄνερας οὐδὲ ἰδωμαι* (Ilias I, 262), (wo La Roche citiert: B 488, ζ 126, δ 240, λ 328, μ 383, ν 215 cet.); daß in allen Sprachen namentlich der Konditionalis vielfach durch das Praeteritum ausgedrückt wird: es war deine Schuldigkeit; *εἰκὸς ἦν*; id consilium sequi debebas; si je pouvais, je le ferais bien u. d. m. Goethe (H. und Dor.): „Lange lachte mir schon mein Haus im modischen Kleidchen, Lange glänzten durchaus mit großen Scheiben die Fenstern, Aber wer thut dem Kaufmann es nach?“ Schiller (J. v. O.): „Wenn dieser starke Arm euch nicht hineingeführt, Ihr sahet nie den Rauch von einem fränkischen Kamine steigen;“ Ilias (II, 155: *ἐνθα κεν Ἀργεῖοισιν ὑπέρμυρα νόστος ἐτύχθη, εἰ μὴ Ἀθηναίην Ἥρη πρὸς μῦθον ἔειπεν*; Cic. (Fam. XII, 10): Plaeclare viceramus, nisi — Lepidus recepisset Antonium; Voltaire: Si j'avais dit un mot, on vous donnait la mort. —

Im Französischen steht nach den Verben des Wollens que mit dem Konj. wie nach vouloir, commander, permettre cet.; nach den in der Bedeutung verwandten Verben des Beschließens, wie arrêter, résoudre, décréter cet. aber que mit dem Fut. oder Impf. Fut. (Cond. prés.); andere, wie ordonner, exiger erlauben beide Konstruktionen. (Vide Ploetz, Synt. und Formenl. der neufrz. Spr. p. 190 sq.) —

Was die Vertauschung der Modusformen untereinander betrifft, so findet namentlich der Imperativ vielfache Vertretung. Im Deutschen steht imperativisch der Konjunktiv, z. B. (Schiller): „Trete Sie näher, mein Kind;“ der Indikativ (Schiller): „Hanna, du bleibst;“ das Futurum (Schiller): „Du wirst den Apfel schießen von dem Kopf des Knaben;“ der Infinitiv (Voß): „Drum nicht zanken, Mann!“ \*) das Participium Präteriti (Schiller): „Nicht lange gefeiert, frisch! — Den Kalk, den Mörtel

\*) Im Italienischen wird regelmäfsig der Singular des Imperativs mit der Negation durch den Infinitiv ausgedrückt: Maria, non avere paura (Wiggers, It. Gramm. p. 369). — Bei Aristonic. (περ. σημ. II.) zu II. III, 458) *ἔχδοτε, καὶ τιμὴν ἀποτινέμεν* sagt Aristarch: *ἡ διπλὴ περιεστigmμένη, ὅτι Ζηρόδοτος ἀποτίνετο*. — *ἠγνόησεν ὅτι συνήθως τῷ ἀπαγεμγάρῳ ἀντὶ τοῦ προστακτικοῦ χρῆται*.

zugefahren!“ — Im Griechischen Konj. z. B. Eurip. (Med. 1246): ἄγ', ὦ τάλαινα χεὶρ ἐμή, λαβὲ ξίφος, λάβ', ἔρπε πρὸς βαλβίδα λυπηρὰν βίου, καὶ μὴ κακισθῆς μηδ' ἀναμνησθῆς τέκνων. — Optativ: Λέγοις ἄν ὡς τάχιστα καὶ τάχ' εἶσομαι (Aesch.) Futurum (fragend) (Soph. Oed. Col. 901): οὐκ οὖν τις ὡς τάχιστα προσπόλων μολῶν πρὸς τοῦσδε βωμούς, πάντ' ἀναγκάσει λεῶν — σπεύδειν ἀπὸ ῥυτῆρος — ἴθ' ὡς ἄνωγα σὺν τάχει; (auch ohne Frage) Λέγ' εἴ τι βούλει, χεὶρὶ δ' οὐ ψεύσεις ποτέ (Eurip. Med. 1320); Infinitiv: βάσκ' ἴθι οὐλὲ ὄνειρε θοᾶς ἐπὶ νῆας Ἀχαιῶν. ἔλθων ἐς κλισίην Ἀγαμέμνονος Ἀτρεΐδαιο πάντα μάλ' ἀτρεκέως ἀγορευέμεν, ὡς ἐπιτέλλω. (Ilias 2, 10). Im Lat. Konjunktiv: Ego sum publicus nuntius populi Romani, verbisque meis fides sit (Liv. 1, 32); auch Futurum: Tu hoc silebis (Cic. Att. II, 18). Auch im Franz. steht der Indik. imperativisch: vous permettez que cet.; auch das Futur: tu m'y mèneras, die dritte Person des Prés. subj. dient überhaupt als Impérat.: qu'il aille! —

Es steht dagegen der Imperativ in Konditional und Konzessivsätzen auch für den Konjunktiv, indem er ein noch Bedingtes als schon direkt vom Willen ergriffen darstellt. So bei Lessing: „Mancher neuere Künstler würde sagen: Sei so umgestaltet wie möglich, ich will dich doch malen;“ Plato (conv. 201): οὕτως ἔχεται, ὡς σὺ λέγεις; (Theaet. 154): σμικρὸν λαβὲ παράδειγμα καὶ πάντα εἴσει, ἃ βούλομαι; Cicero (Caecil. 15): Esto: ipse nihil est, nihil potest; at venit paratus cum subscriptoribus; Dumas: Avoue-le et je te pardonne tout; so auch im Engl.: Show the world a cheerful face, and the world will smile at you. —

In den neueren Sprachen zeigt sich starke Abnahme des Gebrauchs der Modusformen. Die beiden Konjunktive oder Optative im Deutschen, der des Präsens und des Perfekts, werden schon seit frühester Zeit vermischt, und ihr temporaler Unterschied ist geschwunden. Schleicher (Dtsch. Spr. p. 284) bemerkt, daß man den Optativen des Perf. gern aus dem Wege gehe, in ihrer Bildung unsicher sei. Er sagt: „Quäle man sich nicht mit Herstellung einer Uniform für alle Verba, sondern wähle jeder die Form, die ihm mundrecht ist. Die Zeit wird wohl in nicht allzugroßer Ferne auch diese Formen durch die leidige Umschreibung entbehrlich machen.“ Im Französischen wird „das Gebiet des Konjunktivs in neuerer Zeit immer mehr beschränkt“ (Mätzner, frz. Gr. p. 385); was das Englische betrifft, führt Schmitz (engl. Gr. p. 205) an, daß in Amerika nur noch der Indikativ gebraucht, der Konjunktiv dort, wo die British Grammars ihn fordern oder zulassen, nicht

mehr verwandt wird. Aber auch die britischen Grammatiker schloßsen sich dem schon an. „D'Orsey bemerkt über den Gebrauch des Konj. Praes. überhaupt: It is seldom used in conversation except by pedants, and not very often in writing, except in law and poetry.“ — Wie will man nun solches Schwinden passender bezeichnen, als durch eine Enallage der Technik? —

Wenn der Infinitiv und das Participium zweckmäfsig als Nominalformen des Verbum bezeichnet werden, so ist doch ihre verbale Kraft wirksam, wie sie denn die Kasus ihrer Verba erfordern: scribere historiam; imperans honesta; τὸ ἐπιστολὴν γράφειν, τοῦ ἐπιστολὴν γράφειν; im Mhd. auch, wenn der Inf. als Substantiv stand: Nibel. 729, 4: dâ wart vil michel grüezen die lieben geste getân. (Grimm, Gr. IV, p. 716.) So verwenden denn die Sprachen den Infinitiv auch als Verb. fin. (sogen. Inf. historicus) malerisch: Nondum fuga certa, nondum victoria erat; tegi magis Romanus, quam pugnare; Volscus inferre signa, urgere aciem, plus caedis hostium videre, quam fugae. (Liv. IV, 37); ähnlich im Französischen mit de: La voix perçante . . . Des limiers acharnés redoublait la vitesse. Et les bons limiers de courir, Et le pauvre cerf de frémir (Viennet). George Sand (Franc. le Champi): Et le champi d'accourir et de se jeter à deux genoux devant son lit, et de pleurer de peine et de joie. Auch an Infinitive des Ausrufs erinnert man sich, wo die Thätigkeit des Verb in Verwunderung gleichsam zum Stehen kommt: Mene incepto desistere victam? (Virg. Aen. 1, 37); ἐμὲ παθεῖν τάδε, γεῦ, ἐμὲ κατὰ γὰρ οἴκεῖν. (Aesch. Eum. 801); Moi, vous abandonner. (Andrieux); What! and not warn him! — So auch zuweilen das Participium: What! not one left! not to leave me one! Hier, wie etwa im Deutschen: „Ich Dich kränken!“ „Verraten und verkauft!“ wird allerdings leicht Ellipse angenommen werden. —

#### 8. Enallage der Genera des Verbi.

Der Pseudo-Plutarch (l. c. § 55) bemerkt: Καὶ διαθέσεις δὲ ἐναλλάσσονται παρ' αὐτῶ (Hom.) πολλάκις· καὶ τίθεται ἀντὶ ἐνεργητικῶν παθητικὰ ἢ μέσα, οἶον, Ἐλκετο δ' ἐκ κολεοῦ μέγα ξίφος, ἀντὶ τοῦ εἶλκε. Καὶ τοῦναντίον τὸ ἐνεργητικὸν ἀντὶ τοῦ παθητικοῦ, Δωρήσω τρίποδα χρυσοῖατον, ἀντὶ τοῦ δωρήσομαι. Man sehe auch Greg. Cor. (l. c. p. 171) und den Grammaticus Meermannianus p. 644, 647. — Bei Donat. (l. c.) ist als soloecismus per significationem bezeichnet: spoliantur eos et corpora nuda relinquunt (Ennius?) statt spoliant, was Pompejus (Comment. p. 435)

als soloec. per genera verborum aufführt. Diomedes (l. c.) nennt es soloec. per qualitates verborum, wenn z. B. Virg. Georg. II, 425: hoc pinguem et placidam paci nutritor olivam statt nutrito sich findet.

Das Verbum zeigt die Form des Aktivs, wenn sein Subjekt als thätig erscheint, die des Mediums, wenn seine Thätigkeit sich ausserdem auf das Subjekt zurückrichtet. Die als Personalendungen angeschmolzenen Pronominalwurzeln geben nämlich, Einmal (als Nominativ) an das Ende des Verbalstammes gesetzt, die Form des Aktivum: vagha-ti, vehit; Zweimal an den Auslaut gesetzt (wobei dann das erste Pronomen Objektskasus, das zweite Nominativ), die des Medium: vagha-ta-ti, vehitur. (vide Schleicher, Komp. p. 660.)

Soll das Subjekt nur in dem Verhältnis erscheinen, daß es die Thätigkeit an sich erfährt, so wird dies durch die Form des Passivs ausgedrückt, welche von rhetorischer Bedeutsamkeit ist. (cf. Becker, Organism. p. 598.) Da nun die Mediaform nach Einer Seite auch diese Bedeutung des Passivs an sich bezeichnet, so wurde dieses vielfach von jener vertreten, und, während die Formen des Aktivum und des Medium sich vollständig entwickelten, behauptete sich das Passivum z. B. im Griechischen mit eigenen Formen nur für Aorist und Futurum. Aus *φέρωμαι* für *φερο-μα-μι* = ich trage trage mich, *φέρεται* für *φερε-τα-τι* = er trägt sich erhielt man erst später die passive Bedeutung: er wird getragen, wie etwa bei uns: „Es wird sich finden“, die Bedeutung vertritt der passiven Form: „Es wird gefunden werden.“ — Das Slavische hat überhaupt keine Passivform, sondern braucht statt ihrer das Reflexivum *ssa* = sich, also *datissä* sich geben, statt gegeben werden (Becker, Organ. p. 88). Auch im Lateinischen ist die Form des Passivs ursprüngliche Reflexivform, d. h. es ist das Reflexivum *sva*, *së* der Aktivform hinzugefügt: *legor* = *lego se*, *legeris* = *legis-is cet.*; — und an diese Reflexivform hat sich die Bedeutung des Passivum gebunden. In den Formen des sogen. Deponens liegt also ursprünglich reflexive Bedeutung vor, die vielfach z. B. in *hortor*, *sequor* jetzt abgeschwächt, im *usus* namentlich bei den Participien auch Schwanken zeigt, wie z. B. *adeptus*, *emensus* sowohl Akt. als Pass. ausdrückt. — Im Deutschen vertritt das Aktiv mit dem Pron. reflex. die Formen des Medium; das Pron. reflex. bildet dann mit dem Verbum eine Einheit, ist tonlos und kann gegen ein anderes Objekt nicht in Gegensatz treten.

Die Technik, durch welche im Laufe der Zeit die Genera Verbi herausgearbeitet wurden, zeigt, wie man sieht, beständige Übergänge, Vermischungen, Vertauschungen, wie sie z. B. Bopp (Vergl. Gr. II, p. 254) im Sanskrit in Bezug auf Aktiv (Parasmâipadam = Fremd-Form) und Medium (Atmanê-padam = Selbst-Form) bemerkt. Er sagt: „Im allgemeinen verfügt die Sprache in ihrem erhaltenen Zustande ziemlich willkürlich über beide Formen; die wenigsten Verba haben beide bewahrt, und wo es der Fall ist, tritt selten die primitive Bestimmung beider deutlich hervor. Von den verwandten Sprachen haben nur das Send, Griechische und Gotische diese uralte Reflexiv-Form bewahrt.“

Der usus der Sprache zeigt auch anderweitig häufige Vertauschungen der Formen. Im Deutschen werden z. B. Formen des Medium und des Aktiv nebeneinander gebraucht: Du irrst, du irrst dich; er flüchtet, er flüchtet sich u. a. m., ebenso des Med. und Pass.: „Und Pforten bauen sich aus grünen Zweigen, und um die Säule windet sich der Kranz“ (Schiller). „Das Spiel des Lebens sieht sich heiter an“ (Sch.). Aktiv geht in Passiv über: schwindelnde Höhe, fahrende Habe, sitzende Lebensweise; frischmelkende Kuh (cf. Schötensack, nhd. Gr. p. 283 sq.). Varnhagen sagt z. B.: eine vorhabende Reise; Lessing: Das ist mir nicht wissend; W. v. Humboldt: die unter Händen habende Rezension (vide Teipel, die nicht logische Seite d. Spr. in Herrigs Archiv T. IX, p. 309); ähnlich beim Infinitiv z. B. Wasser, gut zu trinken (cf. Grimm, Gr. IV, p. 57 sq.) und Bopp (vergl. Gr. III, p. 307 sq.), wo dem dtsch. er ist zu strafen, puniendus est, das engl. he is to be punished gegenübergestellt, andererseits an das frzsch. erinnert wird: cette pomme est bonne à manger; je lui ai vu couper les jambes u. a. m. „Man hörte von den Bauern den kleinen Töfel sehr bedauern“ (Lichtwer). So schon im Gotischen.

Im Griechischen zeigen Formen, wie ἤλωκα, ἐάλωκα, ἤλων, ἐάλων eine an aktiver Form haftende passive Bedeutung; intransitive Activa, wie γεύγειν, ἀποθνήσκειν, τελευτᾶν u. a. haben Sinn und Konstruktion von Passivis: αὐτοί γε ἀπέθνησκον ὑπὸ ἱππέων (Xen. Cyr. 7, 1, 48). — Medium zeigt sich bei Homer neben dem später ausschliesslich angewandten Aktiv, z. B. Ilias I, 56: κήδετο γὰρ Λαοῶν, ὅτι ῥα θνήσκοντας ὄρατο; so ἰδόμεν neben εἶδον; ἀκούετο λαὸς αὐτῆς (Ilias 4, 331); und ebenso steht Akt. für Med. z. B. bei μεταπέμπειν, zu dessen Med. andererseits noch Reflexiv-

pronomen gefügt wird (Lycurg, 42): *αὐτῷ μεταπέμψασθαι*; die Futurform des Med. hat nicht selten passive Bedeutung, wie (Thuc. 6, 64): *ὑπὸ τῶν ἱππέων οὐ βλάπτονται* (obwohl Isocr. 1, 25: *βλαβήσομαι*); auch bestehen, ohne daß die Bedeutungen sich unterscheiden, mediale und passive Futurformen nebeneinander, wie *πείσομαι* und *πείσθήσομαι* u. a. m. — Im Lateinischen haben die sogenannten Neutropassiva (Priscian, VIII, 3) wie *vapulo* ab aliquo passiven Sinn, die Semideponentia (Prisc. VIII, 11) wie *gaudeo*, zeigen passive Formen, obwohl alt: *gavisi*, bei aktiver Bedeutung; nebeneinander bestehen z. B. *juratus*, der geschworen hat und (Cic. Off. III, 29) *quod juratum est; reverti, reversus sum; odi, osus sum* u. a. m. — Wie in der (oben bei Diom. angeführten) Form, *nutrito* statt *nutrito*, ist die Medialform auch z. B. bewahrt Virg. Aen. XI, 660: *pietis bellantur Amazones armis*; als Aktiv und Deponens sind überhaupt viele Verba gebräuchlich, wie *adulor* (Cic. Tusc. 2, 10), *confictor, ludificor, vehor* u. a. m., während andere, wie *aspernor, medicor, dominor* zuweilen in passiver Bedeutung vorkommen. Das Französische hat die lat. Dep. überhaupt in aktive Form gebracht: *consoler, imiter, suivre, naître, mourir* cet. — Für den reflexiven Sinn wird Passivform verwandt, wie *delector, fallor, commoveor*, aber auch die Aktivform, wie *verto, muto, flecto* u. a. Virg. (Ge. I, 163) hat *solventia plaustra*, (Ecl. I, 29): *tendenti barba* und (Aen. X, 362) *saxa rotantia*; so (l. c. 240): *ne castris jungant in medialer Bedeutung*. Auch im Französischen spielen aktive und mediale Formen ineinander, wie *mourir, se mourir, rire, se rire* u. a.; auch fehlt zuweilen das Reflexiv, wie in: *notre canon a fait taire celui des ennemis* (Acad.); häufig wird Passiv durch Medium vertreten, wie *un cri s'entend; le spectacle se donnait en l'honneur des dieux*. (M. de Staël) (vide Mätzner, fr. Gr. p. 195). Im Englischen werden besonders die Umschreibungen mit dem Particip auf *ing* so verwendet, daß Übergang ins Passiv gefühlt wird: *While any favourite air is singing* (Sheridan); *Dinner was preparing*. Viele Verba bedienen sich der aktiven, wie der reflexiven Form, z. B. *to assemble, to address, to behave*; Übergang des intrans. Aktivs in die reflexive Form durch Hinzufügung eines persönlichen Pron. namentlich im Imperativ, wie: *Fare thee well, and think of death* (Hughes); *Go flee thee away into the land of Judah* (Bible) (vide Mätzner, engl. Gr. T. I, p. 313). Ähnlich im älteren Deutsch, z. B. *Von libe scheide er sich enzit* (Konr. v. Würzb.); *Ich säumte mich lang* (H. Sachs). (cf. Schöten-sack, D. Gr. p. 237.)



Im Neger-Englisch giebt es (Fiedler u. Sachs, wissensch. Gr. d. engl. Spr. II, p. 6) gar kein Passiv, da man entweder das Activ setzt oder umschreibt.\*)

#### 9. Enallage in der Satzkonstruktion.

Der im Lautbild der Wurzel angedeutete Seelenmoment zeigt sich, nach einer bestimmten Richtung entfaltet, als Satz. Und wie die Bewegung der Seele zu anderen Bildern fortgeht, reihen sich die Sätze aneinander; aber auch dies, daß eine einheitliche Kraft diese Bilder erzeugt, sie also nicht einzeln für sich stehen, sondern auseinander hervowachsen, findet seinen Ausdruck, und Bindewörter deuten, wo es nötig erscheint, diesen Zusammenhang an. So entsteht die *λέξις εἰρομένη*, welche Aristoteles (Rhet. III, 9) *ἡ ἀρχαία* nennt: *ταύτη γὰρ πρότερον μὲν ἅπαντες, νῦν δὲ οὐ πολλοὶ χρῶνται*. Dadurch kommen denn die einzelnen Satzbilder allmählich als bloße Teile größerer Bilderreihen zum Bewußtsein und drängen sich so wieder in Einen Begriff, in Eine Anschauung zusammen, die nun für die Seele Ausgangs- oder Beziehungspunkt einer neuen, weiteren Entfaltung werden kann. Solcher Satzbegriff giebt dann den Ausdruck seiner Geschlossenheit, das Verbum finitum, auf und stellt sich als ein durch ein Nomen mit Participium, Adjektiv, Apposition gebildetes attributives Satzverhältnis dar, ein Glied eines neuen, somit erweiterten Satzes, wie es zuweilen auch durch ein zusammengesetztes Wort bezeichnet wird. Ein solches Gebilde, durch Kongruenz im Genus, Numerus, Kasus seine Begriffseinheit darlegend, tritt ebenso zu einem Subjekte eines Satzes, wie zu dessen Objekt. — Weder aber die Beiordnung von Sätzen zu einander noch deren Einordnung ineinander entspricht der Forderung, daß die angedeuteten Bilder in die richtige Beleuchtung treten je nach dem Grade ihrer Bedeutung, je nach der Art ihrer Beziehung aufeinander, so daß das Gesamtbild durch das Beiwerk in seiner Wirkung nicht gestört, sondern vielmehr

\*) Wie bei den Verbalformen Aktiv und Passiv ineinander übergehen: *καλῶς ἀκούειν*, bene audire = gelobt werden; *κακῶς ἀκούειν*, male audire = getadelt werden; „wie ein Gespenst sehen“, „blafs sehen“, so bietet auch sonst die Sprache Fälle, wo Akt. und Pass. in derselben Anschauung aufgehen: ein blinder Schufs, blinder Lärm, blinde Klippen; aliquis latet error (Virg. Aen. 2, 48) = Täuschung; caeca vada; *τὰ τοῦ ὁπίσθεν τοῦ σώματος* = die Rückseite (Xen. Cyr. 3, 3, 45); eine traurige Gegend; ein froher Anblick; sord = ungünstig für Akustik; deaf = gedämpft im Ton; regard das Blicken und der Anblick; spoil das Rauben und das Gerabte u. d. m.

gehoben werde. Erreicht wird dies dadurch, daß die erweiternden Bestimmungen sich wieder auflösen zu Sätzen, d. h. von dem verbalen Leben wieder durchströmt, bestimmt und doch flüssig gemacht werden, und daß sie dann durch Fügewörter, Relativa und relativische Konjunktionen, als untergeordnete Sätze dem Hauptsatze sich einfügen. Die Konstruktion der Periode [*λέξις κατ-εστραμμένη ἢ ἐν περιόδοις* (Arist. l. c.)] ist das grösste Kunstwerk der Sprachtechnik. — (cf. Demetrius de eloc. in Rhet. Gr. Sp. III, p. 262 sq.; Aquila Romanus, 18, in Rhet. Lat. m. Halm p. 27 sq.; Quint. IX, 4, 124, der IX, 4, 22 die Hauptglieder der Periode *κῶλα* = membra und die Nebenbestimmungen *κόμματα* = incisa anführt. Er bezieht sich bei seiner Ausführung auf Cicero de or. c. 43 sq. und or. c. 41 sq. \*)

Mit dem Angegebenen ist indessen die Fülle der möglichen Satzkonstruktionen nicht erschöpft. Es lassen sowohl diejenigen koordinierten Sätze, welche gleiche Satzglieder bieten, eine Zusammenziehung zu, als auch gelingt es der Technik, im Satzgefüge durch Anwendung der Nominalformen des Verbum, des Infinitivs und des Participium, die untergeordneten Nebensatz-Bilder wieder zu verdichten; ein Vorteil für Gedrängtheit und Abrundung des Ausdrucks, in dessen Ausbeutung das Deutsche nicht bloß dem Griechischen und Lateinischen, sondern auch dem Englischen und Französischen nachsteht.

So bietet sich der Sprache auch in Bezug auf Wechsel und Vertauschung der Satzbildungen eine unabsehbare Menge von Mitteln, denselben Inhalt in mannigfaltigster Färbung des Sinnes unter verschiedenen Formen erscheinen zu lassen. Namentlich ist es der Reichtum der Sprache in dieser Beziehung, welcher den Menschen die Wiederholungen desselben beschränkten Inhalts immer wieder neu erscheinen läßt und es bewirkt, daß ihnen die Enge der Sphäre, in welcher sich ihre Vorstellungen bewegen, nicht leicht zum Bewußtsein kommt.

Die Angemessenheit parataktischen oder syntaktischen (hypotaktischen) Satzbaues, einer oratio fluens oder coagmentata, ist im

---

\*) Die Konstruktion des Satzgefüges wurde von den Alten nach dem rhythmischen Gefühl beurteilt; *κῶλα* und *κόμματα* sind nicht geschieden, wie Nebensätze und attributive Satzverhältnisse. Für unsere Beurteilung ist da Unbestimmtheit und Verwirrung. Man vergleiche etwa außer den angef. Stellen: Longin. *τεχν. ζητ.* in Rhet. Gr. Sp. Vol. I, p. 309; Aristides *τεχν. ζητ.* l. c. Vol. II, p. 507; Alexander *περὶ σχήμ.* l. c. Vol. III, p. 27; Demetrius *περὶ ἐξουην.* l. c. Vol. III, p. 259; Cornificius, rhet. IV, 19.

einzelnen nicht zu beurteilen, sondern ergibt sich aus dem allgemeinen Charakter der Darstellung und aus dem Zusammenhang der Sätze; aber der Begriff der Enallage findet seine Anwendung, sobald die Konstruktion des einzelnen Satzes für sich in Betracht kommt. Wenn (Od. II, 312 sq.) Telemach sagt: ἦ οὐχ ἄλκις, ὥς τὸ πάροιθεν ἐκείρετε πολλὰ καὶ ἐσθλὰ κτήματ' ἐμά, μνηστήρες, ἐγὼ δ' εἶμι νήπιος ἦα; so steht der letzte Satz in kindlicher und Homerischer Sprechweise parataktisch, während ihn die Logik unterordnen würde; ebenso tritt mit der Verwendung des beordnenden et (statt quum) Vertauschung der Konstruktion ein, wenn es bei Sallust (Jug. 97, 4) heisst: Igitur simul consul ex multis de hostium adventu cognovit et ipsi hostes aderant; wie ähnlich bei Molière (bourgeois gent.): Je voudrais qu'il m'eût coûté deux doigts de la main et être né comte ou marquis. Im Lat. kann auch das Relativ parataktische Verbindung bewirken, wie wenn Horat. (ep. I, 2, 62) sagt: animum rege, qui nisi paret, imperat; wenn dagegen Goethe, wie nicht selten (cf. Becker, d. dtsch. Stil p. 317), schreibt: „Man konnte in diesem Kriegsgetümmel die beiden jungen Damen für himmlische Erscheinungen halten, deren Eindruck auch mir niemals erlöschen wird;“ so stellt er als Nebensatz hin, was koordiniert erwartet wird. Bei Tacitus (Ann. II, 9): Erat is in exercitu, cognomento Flavius, insignis fide, et amisso per vulnus oculo paucis ante annis duce Tiberio; erscheint die Gedrängtheit gesucht; Perioden endlich, wie etwa bei Livius (I, 16, 2): Romana pubes, sedato tandem pavore, postquam ex tam turbido die serena et tranquilla lux rediit, ubi vacuam sedem regiam vidit, etsi satis credebatur patribus, qui proximi steterant, sublimem raptum procella; tamen, velut orbitatis metu icta, moestum aliquamdiu silentium obtinuit; bieten keine Enallage, sondern einen in der Anlage verfehlten Satzbau.

10. Σχῆμα πρὸς τὸ σημαίνόμενον; Ἐν διὰ δυοῖν; Hypallage; Prolepsis; Attraktion; Anakoluth.

Von den unter den Begriff der Enallage fallenden mancherlei Unregelmäßigkeiten in der Satzkonstruktion und in der Form der Satzglieder, welche die Grammatiker unter gewisse allgemeine Gesichtspunkte gestellt haben, führen wir an:

- a) Das σχῆμα πρὸς τὸ σημαίνόμενον.

Als „Konstrukt. nach d. Sinne“ bezeichnet Apoll. Dysc. (de constr. I, 13), wenn (wie II. 20, 166: ἀγρόμενοι πᾶς δῆμος) bei den

„ἀθροιστικά ὀνόματα“ „ένικῶς μὲν λέγεται, πληθυντικῶς δὲ νοεῖται“. Die Form ordnet sich dann der Bedeutung unter: *πρὸς τὸ ὑπακουόμενον τὸ σχῆμα ὑπήκουσεν*. (Auch für Genus: (ib. III, 4). — Al. Buttmann führt im Anhang VII seiner Übersetz. der Syntax des Apoll. Dyscol. überzeugend aus, daß der ganze über die *ἀλλοιότητες* („variatio structurae“) handelnde Abschnitt — also auch über die Konstruktion nach d. Sinne — in Apollon. jetzigem Text ausgefallen ist und sich bei Priscian (de constr. lib. XVII, § 155—172) im wesentlichen übersetzt findet. — In den Scholien zur Ilias (z. B. zu VII, 238) bezeichnet Aristarch die Genusänderung als *πρὸς τὸ σημαινόμενον*, ebenso die im Numerus (z. B. II. XI, 124); oder auch als *πρὸς τὸ νοητόν* im Genus z. B. zu II. XVI, 280, im Numerus II. II, 278. — Priscian (de constr. XVII, 156) giebt zu Virg. Aen. I, 212 die Bezeichnung „ad sensum“; Servius (z. B. zu Aen. V, 122: Centauro magna) begnügt sich: „sciendum, genera plerumque confundi“.

Erwähnt wird diese Konstruktion auch bei Gregor. Cor. p. 90 sq. als Enallage im Genus, wozu er Hom. Od. 12, 74 (mit Unrecht) citiert und Thuc. II, 47 (*ἡ νόσος — λεγόμενον*), „ὅθ' πρὸς τὴν φωνὴν ἀποειδόντες, ἀλλὰ πρὸς τὸ σημαινόμενον“; ebenso Schol. zu der Stelle des Thucyd.

Man hatte eine Zeitlang den Terminus Synthesis für diese Konstruktion, der indes unpassend gefunden wurde (cf. Sanctius, Minerva 1, 4) und nach Vossius Vorgang (de arte gramm. lib. VII, 3) durch *σύνσεις* ersetzt wurde; jetzt meist: constructio ad sensum.

Die „Konstruktion nach dem Sinne“ kann eintreten, wenn in einem Worte eines Satzes sich grammatische Form und Bedeutung nicht vollständig decken, wie wenn z. B. das Wort „Volk“ als Singular nicht auch die Vielheit der Individuen bezeichnet, welche es doch meint, das Neutrum „Weib“ nicht auch das natürliche Geschlecht; richtet sich dann die Formierung eines auf solches Wort bezogenen Ausdrucks nach dessen Bedeutung statt nach der Form, so entsteht Enallage im Numerus, Genus, Kasus, wie wir in den betreffenden Abschnitten schon erwähnt haben.

Beispiele in Bezug auf das Genus: Goethe (Zueignung): „Und wie ich sprach, sah mich das hohe Wesen mit einem Blick mit-leid'ger Nachsicht an; ich konnte mich in ihrem Blicke lesen, was ich verfehlt und was ich recht gethan;“ — Ilias 5, 382: *τείλαθι τέκνον ξμὸν καὶ ἀνάσχεο κηδομένα περ*; Ter. (Eun. IV, 3, 3): Quin etiam insuper scelus, postquam ludificatu'st vir-

ginem —; Voltaire: Riga était défendue par le vieux comte d'Alberg; Defoe: I saw abundance of parrots, and fain I would have caught one, if possible, to have kept it to be tame, and taught it to speak to me. I did, after some pains-taking, catch a young parrot, for I knocked it down with a stick, and having recovered it, I brought it home; but it was some years before I could make him speak: however, at last I taught him to call me by my name very familiarly. — In Bezug auf den Numerus: Schiller: „Ein streitendes Gestaltenheer, die seinen Sinn in Sklavenbanden hielten“; Thuc. (3, 109): *Ἀμοσθένης μετὰ τῶν ξυστρατηγῶν Ἀκαρνάνων σπένδονται Μαντινεῦσιν*; (hier giebt die Verbindung mit *μετὰ* dem Subj. den Sinn einer Mehrheit); Ilias (13, 257): *τό νυ (ἔγχος) γὰρ κατεάξαμεν, ὃ πρὶν ἔχεσκον ἀσπίδα Ἀιφιδόβοιο βαλὼν*; (Eustath. erkennt hier die *σύνεσις* nicht); Sall. (Cat. 56, 5): *Interea servitia repudiabat, cujus initio ad eum magnae copiae concurrebant*; Chamfort: On a répété que, si Molière donnait ses ouvrages de nos jours, la plupart ne réussiraient pas; Fielding (T. Jon. 5, 1): The world have paid too great a compliment to critics; im Genus und Numerus zugleich, z. B. Liv. 26, 35: *Haec ingens turba circumfusi fremebant*.

Auch in Bezug auf andere Konstruktionen ist Rücksicht auf den Sinn bisweilen merkbar. Das possessive Pronomen kann z. B. durch den Gen. der Person bestimmt werden, auf welchen es geht, so daß von Synesis im Kasus gesprochen werden kann (wie von Ursinus p. 562; vide Ruddimann, inst. Gr. Lat. II, p. 388, wo diese Art der Synesis als „*implicita*“ von der „*explicita*“ unterschieden wird); Cic. Fam. VI, 16: *Contentus ero nostra ipsorum amicitia*; Cic. Phil. 2, 43: *tuum, hominis simplicis, pectus vidimus*. (vide Schultz, lat. Gr. § 272, A. 3.) Es ist so auch constr. ad synesin, wenn nach der Art, wie man bei dem Gerundium konstruierte: *repudiandum est artes* (Varr. L. L. IX, 64) die Grammatiker des Mittelalters auch billigten: *legitur Virgilium*. (vide Schömann, Redet. p. 58.)

Am stärksten wird die Unregelmäßigkeit, wenn das Wort, auf welches sich die Beziehung richtet, grammatisch gar nicht vorhanden ist, wie in der angeführten Synesis im Kasus. Derart ist auch z. B. Schiller (Tell): „Der Enkel Rudolfs, meines Herrn und Kaisers, als Mörder flüchtig hier an meiner Schwelle, des armen Mannes, flehend und verzweifelnd.“ Ilias (3, 180): *Ἀἴθε αὐτ' ἐμὸς ἔσκε κυνῶπιδος*, weil *ἐμὸς* den Sinn von *ἐμοῦ* vertritt;

ähnlich bezieht man wohl im Franz. ein Partic. passé zu Anfang des Satzes auf ein pers. Pron., welches aus einem possess. Pron. entnommen wird: Voltaire: Obéi dans sa vie, à sa mort adoré, son palais fut un temple. — Kühner noch ist z. B. Herder: „Er ging voran die Dornenpfade, die noch dem Sterbenden sein Haupt im Kranze schmückten.“ Plato (Apol. p. 29): ἡ Ἀθηναῖος ὦν, πόλεως τῆς μεγίστης καὶ εὐδοκίμωντάτης; Cic. (Fam. 14, 5): de hereditate Preciana — valde enim illum amavi — (Viele Beisp. bei F. Gräter, die Synesis, zwei Progr. Abh. Münster, 1855 und 1867).

b) Ἐν διὰ δυοῖν. (Hendiadys.)

Der terminus ἔν διὰ δυοῖν findet sich bei Servius zu Virgil z. B. (Ge. II, 192): pateris libamus et auro; zu Aen. 1, 61: „molemque et montes insuper altos, id est: molem montium. Et est figura Endiadys, ut una res in duas dividatur“. Porphyrius zu Hor. od. II, 15, 18: „oppida publico sumptu iubentes et deorum templa novo decorare saxo“. hoc est opera templorum in oppidis publico sumptu iubentes aedificari. est ergo hic schema, quod ἔν διὰ δυοῖν dicimus, unum in duobus, quia unum in duo sensus divisit, oppida enim et deorum templa pro eo, quod est „oppidorum templa“. Donatus (zu Ter. Andr. 1, 4) stellte auch eine Figur auf: δύο δι' ἑνός: „nec satis digna, cui committas primo partu mulierem“ — „duas res dicit; nec parientem, nec primo partu“. — Derart wäre z. B. auch bei Schiller (W. Tell): „Dafs meines nächsten Schusses erstes Ziel dein Herz sein sollte“, denn da der nächste Schuß nur Ein Ziel haben kann, so ist zu denken: mein erster Schuß, { also  
und mein nächstes Ziel d. h. Schiller hat subordiniert statt zu koordinieren.

Das ἔν διὰ δυοῖν bezeichnet die parataktische Darstellung von Satzgliedern statt der syntaktischen, indem entweder Nomina nebeneinander treten, statt ihre Beziehung auszudrücken, wie etwa: „mit Leidenschaft und Liebe“ statt: „mit der Leidenschaft der Liebe“, oder: „mit leidenschaftlicher Liebe“; oder Verba, wie etwa: „Sei so freundlich und erwarte mich“ statt: „Sei so freundlich, mich zu erwarten.“

So bei Chamisso (Bd. 5, p. 37): „Ich wollte die Minute, die mir vergönnt ist, benutzen und Dir noch heute schreiben; Goethe (Bd. 26, p. 204 gr. A.): „Die Heiterkeit, sich in der Natur, ihren Lokalitäten und Einzelheiten überall zu ergehen“ —;

Claudius: „ich habe auch einmal mit dieser neuen Art und Kunst einen Versuch gemacht“; Gen. 1, 14: סִימְנֵי יָמִים וְסִימְנֵי עָרִים (in signa et tempora i. e. signa temporum) (vid. Gesen. lex. man. hebr. sub voc. י; Lehrgeb. p. 854); Aeschylus (Eum. 238): *αἶμα καὶ σταλαγμός* statt *αἵματος σταλαγμός*; Cic. (Tusc. 3, 16): tarda illa quidem medicina, sed tamen magna, quam adfert longinquitas et dies; Lamartine (Narm. 1, 1): un temple rempli de voix et de prières; Shakesp. (Caes. II, 2): warnings and portents and evils imminent; (l. c. IV, 1): one that feeds on objects, arts and imitations; auch (l. c. I, 3) sagt Cassius den Begriff: Duldung unseres Jochs: koord. Our yoke and sufferance show us womanish. (Vid. Teipel, *ἐν διαὶ δυνῶν* im Archiv für neuere Spr. Bd. X, p. 70 sq.)

c) Hypallage.

Die Bezeichnung *ὑπαλλαγή* findet sich bei den Alten in verschiedenem Sinne. Quintilian (VIII, 6, 23) führt an, daß man statt *μετωνυμία* „quae est nominis pro nomine positio“, auch *ὑπαλλαγή* sage, wie Cicero (or. 27) angebe; ebenso bei Dion. Hal. de comp. vb. ed. Sch. p. 20, 22. — Die Unsicherheit im Gebrauch des terminus deutet Quintilian (IX, 3, 92) an: er könne im Sinne von *ἀλλοίωσις* stehen. So heißt es denn auch im Carmen de fig. vel schemat. (Rhet. Lat. min. ed. Halm p. 70): „*Ἀλλοίωσις* aut *Ὑπαλλαγή*“: Fit mutatio multimodis. „Bello Africa flagrat.“ Afros cum dicas bellare, et tempora quando. Et casus numerosque figurando variamus. Der term. ist also im Sinne von „Enallage“ gebraucht, wie ihn Apollon. (de constr. III, 7) anwendet: *ἁλιῶς Ὑποδάμεια ἐν ὑπαλλαγῇ γένους* —; und man sieht aus dem Beispiel, wie Hypall. auch für Meton. stehen konnte, denn Africa für Afri ist nicht bloß Enall. num., sondern in der That Metonymie.

Ganz verschieden hiervon ist der term. *ὑπαλλαγή* auch zur Bezeichnung einer tadelnden Zurückweisung gebraucht worden, bei welcher der passende Ausdruck statt eines anderen gesetzt wurde, der hätte entschuldigen können, wie z. B. *οὐκ ἔστι τοῦτο γιγία, ἀλλ' ἔρω*. Er steht dann für *ἐπιτίμησις*. So bei Alexander (*περὶ σχημ.* Rhet. Gr. Sp. Vol. III, p. 40), Zonaeus (l. c. p. 170), Anonym. (*περὶ σχημ.* l. c. p. 187).

Die Bedeutung, in welcher *ὑπαλλαγή* von den Neueren meist gebraucht wird, findet sich bei Servius zum Virgil. Es heißt dort zu Georg. I, 59: „Eliadum palmas (mittit) Epiros equarum“: hypallage est, nam hoc dicit: Epiros creat equas optimas, quae

apud Elidam palmas merentur in Jovis Olympici curuli certamine; ebenso zu Aen. 2, 387 und Aen. 6, 268: „ibant obscuri sola sub nocte per umbras“, pro: obscura nocte soli.\*)

Es treten hiernach bei der Hypallage solche Satztheile grammatisch in Beziehung, welche nach dem Sinne zu anderen gehören; namentlich also stellen sich Adjectiva zu anderen Substantiven, wie: ein gutes Glas Wein, statt: ein Glas guten Weines; auch kann infolge einer geänderten Beziehung Antimeria eintreten, wie bei A. W. Schlegel (Arion): „Er hält im Triumph der Leier Zier“ statt: die zierende Leier; oder Antiptosis, wie bei Goethe (Herm. u. Dor.): „sie rührte ihm leise die Schulter“, statt: ihn an der Schulter. — Bernhardy (Wissensch. Synt. der gr. Spr. p. 475) rechnet zur „sogenannten Hypallage“ auch „die Wechselgestalt, welche ein tempus finitum mit dem Particip in eine Umkehrung bringt, ἀρχεται ῥέων und ἀρξάμενος ῥέει, χαίρουσιν ὀνομάζοντες und ὀνομάζουσι χαίροντες“. Lobeck (Phryn. p. 55) nennt dies μεθ-υπαλλογή, wie Schol. Soph. Aj. 292, und sagt: „plerumque nihil interest ἄγοντες ἤγομεν an ἤκοντες ἄγομεν, πολιορκοῦντες προσκαθηντο Paus. 1 p. 30 an ἐπολιόρχουν προσκαθεζόμενοι“ cet. Gregor. Cor. (de dial. p. 87 und p. 147) nennt für dergleichen Fälle keinen terminus, aber Herodian (περὶ σχημ. in Rhet. Gr. Sp. III, p. 102) nennt dies: ἐξ ἀντιστροφῶν, und Phoebammon (l. c. p. 50) hat für: ἡχῶν ἔπεσα statt πεσὼν ἤχησα den terminus ἀντιστροφή.

Der Anlaß zum Eintreten einer Hypallage wird im allgemeinen darin zu suchen sein, daß Worte in eine ungewöhnliche Beziehung gebracht, notwendig die Aufmerksamkeit auf den Begriff lenken, welchen sie dem Satzbilde hinzufügen; man kann sie nicht wohl übersehen. Es scheint, als denke man bei Vertauschung der Wörter, zu denen das Adjektiv tritt, beide als Einen Begriff darstellend z. B. bei Schiller (Künstler): Der Begierde blinde Fessel: Begierdenfessel (ib.): der Tierheit dumpfe Schranke: die Tierheits-schranke, und hebt nun das Bestimmungswort hervor, weil dieses der aktive Teil ist. — Im Deutschen hört man sehr gewöhnlich:

---

\*) Servius notiert die Figur sehr häufig. Seine Erklärung derselben ist indes unbrauchbar (Aen. I, 9): Volvere casus; id est casibus volvi. Et est figura Hypallage, quae fit, quotiescunque per contrarium verba intelliguntur. Sic alibi (III, 61): Dare classibus austros: quum ventis naves demus, non navibus ventos. Item (IV, 22): Animumque labantem impulit, hoc est, impellendo fecit labantem. (labant. ist proleptisch.) Porphyrius zu Hor. od. 1, 2, 48: ocior aura tollat. Pro „ocius tollat“; σχῆμα ὑπαλλογή. Ebenso Acron zu Hor. od. I, 27, 3; od. II, 14, 27.



eine heiße Tasse Thee; ein altes Fals Wein; ein frisches Glas Wasser; Fritz Reuter (Olle Kamellen): „un Du, min Sähn, — wardst woll en ungeheuren Puckel vull Släg kriegen.“ So stellt sich auch wohl die Apposition an Stelle des Hauptworts: Der Satan von einem Weibe! statt: das satanische Weib; Lessing (M. v. B. I, 1): Schurke von einem Wirt. Schill. (Kab. I, 7): Laß doch sehen, ob mich ein Starrkopf von Sohn meistert! Goethe (Götz, 3): Meine Hunde von Reitern. Ähnlich: Un grand coquin de coureur (Jouy); quel diable de métier fais-tu là? (Dumas) (Mätzner, fr. Gr. p. 542), Mol. (l'Avare III, 5): Quelle diantre de cérémonie est-ce là. — G. Sand (Cons. III, p. 114): Consuelo! oui, c'était son diable de nom. id. (la pet. Fad. p. 124): elle faisait reluire ses coquins d'yeux noirs; womit im Griech. zu vergleichen: ὅς τοι χρῆμα μέγιστον ἀνερῶν ἡμῖν (Hdt. 1, 36), ein ungeheures Stück von einem Schweine; und die bekannten Umschreibungen, wie: τέθνηκε θεῖον Ἰοκάστης κάρα (Soph. Oed. tyr. 1235); κτηνοὶ δὲ τρίποδες τε καὶ ἵππων ξανθὰ κάρηνα (Ilias, 9, 407). Sime (Lessing, Vol. II, p. 323) übersetzt Lessings Ausdruck „Professorengans“: „the impertinent goose of a professor“ und man könnte so auch deutsch sagen. — Thackeray (Van. fair): the way we have treated that angel of a girl. — Die lateinischen Komiker drücken so den „Schuft von einem Kerl“ aus durch flagitium hominis; scelus viri cet. vid. F. Schultz, lat. Sprachl. § 272, A. 7. — Schiller (Ibyk.): „der Lieder süßsen Mund“; Goethe (Faust): „Und der Gewänder flatternde Bänder decken die Länder“ statt: die von Bändern flatternden Gewänder decken —; (id. Herm. u. Dor.): „sie freute sich des Kornes, das mit goldener Kraft sich im ganzen Felde bewegte“; Schiller (Kass.): „der Saiten goldnes Spiel“. — So Eurip. (Electra, in.): ὦ γῆς παλαιὸν Ἄργος; Soph. (Oed. Col. 297): πατρῷον ἄστυ γῆς für πατρίδας γῆς ἄστυ; Soph. (Antig. 793): νεῖκος ἀνδρῶν ξύναιμον; (Oed. tyr. 1400): τοῦμόν αἶμα πατρός. Hermann (ad Viger. p. 889) sagt: poetae Graeci, maximeque tragici, satis habentes, si notiones omnes, quibus opus est, afferantur, saepe nihil curant, utrum sic jungantur, ut par est, an prorsus confundantur ac permutentur. Ita non videtur corrigendum hoc Euripidis in Herc. fur. 398: χουσέων πετάλων ἄπο μηλοφόρον χερὶ καρπὸν ἀμέρξων, quod, si recte loqui voluisset, dici debebat χρύσειον πετάλων ἀπὸ μηλοφόρων καρπὸν. Alia vide apud Lobeckium ad Soph. Ai. 7. — (cf. Bernhardt W. Synt. d. gr. Spr. p. 427.) Im Latein. z. B. Ovid (Met. 2, 274): in opacae viscera matris; ebenso

(l. c. VIII, 676): de purpureis collectae vitibus uvae; Virg. (Aen. III, 61): dare classibus austros; Liv. (1, 1): ad majora rerum initia; Quint. (IV, 5, 6): tenuis illa et scrupulose in partis secta divisionis diligentia; Hor. (od. 1, 37, 7): regina dementes ruinas Capitolio parabat; sehr stark z. B. Prop. (1, 16, 42): osculaque impressis nixa dedi gradibus; und bei dems. (V, 8, 24): armillatos colla Molossa canes — Littré (Dict. sub voce Hypall.) führt an: Enfoncer son chapeau dans sa tête, pour enfoncer sa tête dans son chapeau; Dict. de l'acad. fr.: Il n'avait point de souliers dans ses pieds, au lieu de dire, Il n'avait point les pieds dans ses souliers; man sagt auch: portrait frais de peinture; G. Sand. (Cons.): quatre mortelles heures d'attente. — Shakesp. (K. John IV, 2): this from rumour's tongue I idly heard. id. (Ant. and Cleop. III, 6): we perceiv'd, how we in negligent danger. id. (All's well. II, 3): yourself, whose aged honour cites a virtuous youth. — (Hamlet I, 5): The whole ear of Denmark is — rankly abused. (Henr. VI. P. II, V, 1): To wring the widow from her custom'd right (statt her cust. right from the widow). (Caes. 1, 2): His coward lips did from their colour fly; Milton (Parad. l. V, 282): skirted his loins and thighs with downy gold (statt golden downs). — Man kann hierher ziehen auch die im Lat. häufige sogen. comparatio compendiaria, sofern bei ihr die Beziehung des Komparativs statt auf das Vergleichene auf ein Bestimmungswort desselben geht, wie Hor. (od. III, 1, 42): quodsi dolentem nec Phrygius lapis nec purpurarum sidere clarior delenit usus (statt clariorum); (id. od. III, 6, 46): Aetas parentum pejor avis; (od. II, 14, 28): tinget pavementum superbo (mero) pontificum potiore coenis; wo eine Ellipse anzunehmen (potiore, quam esse solet in pontificum coenis) nichts hindert. Ähnlich läßt bei Vergleichen Shakesp. das Wort, auf welches die Vergleichung geht, aus, und bezieht sich auf eine Bestimmung desselben (Hamlet III, 4): An eye like Mars, a station like the herald Mercury, (Winter's Tale II, 1): He makes a July's day short as December.

#### d) Prolepsis.

Von den neueren Grammatikern wird es Prolepsis genannt, wenn einem Worte eine Eigenschaft beigelegt wird, welche erst infolge der im Verbum bezeichneten Thätigkeit ihm zufällt; das Prädikat giebt in attributiver Beziehung, wie wenn es heißt (Schill. Hero u. Le.): „Ihnen schloß auf ewig Hekate den stummen Mund“, was ein folgender Satz als Wirkung auszu-

sprechen hätte. Es wird also bei Anwendung der Prolepsis der Sinn des ganzen Satzes und seiner Teile schon im Lichte der Aussage erblickt und so dargestellt. Die ungewöhnliche Beziehung macht diese Figur der Hypallage verwandt. —

Bei den Alten findet sich der terminus nicht gerade in dieser Bedeutung. Abgesehen von seiner Verwendung in der stoischen Logik (*Ἔστι δ' ἡ πρόληψις ἐννοια φυσικὴ τῶν καθόλου*. Diogen. L. VII, 54) und bei den Epikureern (Diog. L. X, 33) hat man zu unterscheiden:

1. eine *πρόληψις*, durch welche die Vorwegnahme und Abwehr der Einwürfe eines Gegners bezeichnet wurde. So bei Quint. IV, 1, 49, der sie IX, 2, 16 mit *praesumptio* übersetzt; bei Cic. de or. 204 heißt sie *praemunitio*; Anaximenes *τεχν. ῥητ.* c. 18 (Rhet. gr. Sp. Vol. I, p. 204) nennt sie *προκατάληψις*, ebenso Alexander (*περὶ σχημ.* Rhet. gr. Sp. III, p. 16), Phoebammon (l. c. p. 51) u. a.; bei Rut. Lup. und im Carmen de fig. heißt sie *πρόληψις*, *anticipatio*. (Rhet. lat. m. ed. Halm p. 14, 68.)

2. *πρόληψις* durch Einführung eines Ausdrucks, welcher vorwegnimmt, was sachlich späterer Zeit angehört, also Anachronismus. So Diomedes (art. gr. p. 438): *et aliter de prolepsi disputatur, cum id quod posterius accidit ante tempus ascribitur, ut „Lavinia-que venit litora“* (Virg. Aen. 1, 2) „Lavinium enim nondum erat, cum ad Italiam venit Aeneas.“ cf. Gellius, N. A. X, 16; Pseudo-Asconius ad Cic. II. Verr. 45, 117; Servius (Aen. VI, 359) nennt die Erwähnung von Velia, eine historische Prolepsis, *Anticipation*; vid. auch id. Aen. VI, 901, VIII, 136 und sonst ebenso bei Pompejus (comment. art. Don. p. 454 sq.): *prolepsis* i. e. *praeoccupatio rei futurae*.

3. *πρόληψις* im grammatischen Sinne, wenn durch einen Ausdruck im allgemeinen vorher bezeichnet wird, was nachher im einzelnen folgt. So Jul. Rufinian (Rhet. Lat. ed. Halm p. 48): *πρόληψις est σχῆμα λέξεως*, id est *figura elocutionis*, cum ante numerus redditur verbis, quam res personaeve definiantur. z. B. Virg. Aen. 12, 161: *Interea reges, ingenti mole Latinus — bigis it Turnus — tum pater Aeneas — cet.*; ebenso Donatus (art. gr. III, 5, 2); Diomedes (l. c.); Beda (de schem. bei Halm p. 608) hat: *prol. = praesumptio* oder *praeoccupatio*: „quando ea, quae sequi debent, anteponuntur, ut in psalmis (Ps. 87, 1): *Fundamenta ejus in montibus sanctis; diligit dominus portas Sion. Anteposuit ejus*“ cet. —

Eustathius (p. 947, 56) nennt dies *προεπιζευξις*, und *Ἀλκμανικὸν σχῆμα* (p. 606, 35) (Vide oben p. 500); ebenso Phoebammon (l. c. p. 48); Anon. (*περὶ σχημ.* Sp. III, p. 154). — Ähnlich ist die Anticipation bei Beda, wie z. B. bei Schiller (Ring d. Polykr.): „Bedenk, auf ungetreuen Wellen — Wie leicht kann sie der Sturm zerschellen — Schwimmt deiner Flotte zweifelnd Glück.“ —

Der von den neueren Grammatikern mit der *πρόληψις* verbundene Sinn zeigt sich z. B. bei Goethe (H. u. Dor.): Wahrlich dem ist kein Herz im ehernen Busen, der jetzo Nicht die Not der Menschen, der umgetrieb'nen, empfindet; Klopst. (Dem Erlöser): „daß mein geweihter Arm vom Altar Gottes Flammen nehme“; (id. die tote Klarissa): „daß du dann auf diese Kränze Mitgeweinte Thränen zur ernsten Feier Schwesterlich weinest“; Schiller (Künstler): Was hier das trunkne Aug' entzückt; (Spazierg.): Hoch herauf bis zu mir trägt keines Windes Gefieder den verlorenen Schall menschlicher Mühen und Lust; (Wall. Tod): Und ist kein Mark in dieser hohlen Kunst. Goethe (Br. v. Kor.): Der alten Götter bunt Gewimmel hat sogleich das stille Haus geleert. Soph. (Ant. 881): *τὸν δ' ἐμὸν πότμον ἀδάκρυτον οὐδεὶς γίλων στενάζει*; id. (Aj. 70): *ἐγὼ γὰρ ὁμμάτων ἀποστρόφους ἀγῶς ἀπείρω*; Eur. (Alc. 385): *σκοτεινὸν ὄμμα μου βαρύνεται*, Virg. (Aen. X, 103): *premit placida aequora pontus*; id. (Aen. I, 60): *Incute vim ventis submersasque obrue puppis*; Hor. (od. II, 11): *Non semper imbres nubibus hispidos manant in agros*; Ov. (Met. VI, 248): *laniataque pectora plangens*. Hor. (od. III, 16, 19): *late conspicuum tollere verticem*. Propert. (I, 3, 36): *clausis expulit e foribus*. Racine (Iph. II, 1): *ce destructeur fatal des tristes Lesbiens*; Shakesp. (Caes. IV, 3): *What villain touch'd his body, that did stab, and not for justice?*; id. (V, 4) Bru. O, yet hold up your heads! Cato: *What bastard doth not?*; id. (K. John IV, 2): *Slaves, that take their humours for a warrant To break within the bloody house of life*. id. (K. H. IV. P. II, I, 1): *So looks the strond, where on the imperious flood Hath left a witness'd usurpation.* —

#### e. Attraktion.

Die regelmäßige Satzkonstruktion wird zuweilen dadurch gestört, daß einzelne Satzglieder in eine engere Verbindung gebracht werden, als die ist, welche ihnen durch die Konstruktion des Ganzen zu teil wird. Zur Erklärung und Bezeichnung solcher ungewöhn-

lichen Beziehungen hat man das Bild von der Attraktion in Anwendung gebracht. Nach Sanctius' Vorgange (Min. IV, 12), der in Bezug auf Ausdrücke, wie *περὶ λόγων ὧν ἔλεξα*, bemerkt: „Graeci non raro e duobus casibus, si se mutuo respiciant, alterum tantum regunt, alterum illi adjungunt, ita ut alter ab altero trahatur“, führte die Grammatik: „Nouvelle méthode pour apprendre facilement et en peu de temps la langue latine et la langue grecque“ (Vf. Messieurs de Port Royal, bes. Cl. Lancelot) den Namen Attraktion ein (ed. V, a. 1656 p. 604): Hellénisme par l'Attraction, und unterschied im Griechischen (ep. 1.) vier Arten der Attraktion. Später haben namentlich Buttmann (gr. Gr.), G. Hermann (zum Viger), Bernhardy (wissensch. Synt. d. griech. Spr.), R. Kühner (gr. Gr.) und viele andere diese Erscheinung behandelt, spezieller: J. Grimm, über einige Fälle der Attraktion (Abh. d. Ak. 1858), G. T. A. Krüger: Untersuchungen aus dem Gebiet der lat. Sprachlehre, Heft III, a. 1827, Schmidt, von den Haupterscheinungen der grammatischen Attraktion, ihrem Zweck und ihrer Bedeutung. a. 1858; Teipel, über eine Art der Attraktion des Relativs im Französischen cet. im Archiv für neuere Spr. von Herrig, Bd. II, p. 344 sq. V, 2, 330; Steinthal, Assimilation und Attraktion, psychologisch beleuchtet (Zeitschr. für Völkerpsychol. u. Sprachw. Bd. I, p. 93 sq.); R. Förster, quaestiones de attractione enuntiationum relativarum. a. 1868. — K. W. Krüger, gr. Spr. § 51, 10, indem er besonders die infolge der vorgestellten Anziehung eintretende Formenveränderung bezeichnen will, erklärt den Namen Attraktion für „falsch und unpassend“ und will dafür „Assimilation“ gesetzt haben, — wogegen sich Förster (l. c. p. 27) erklärt. —

Die Analogie der Assimilation in der Lautlehre mit der Attraktion in der Satzlehre ist klar. Grimm (im Eing. der citierten Abh.) geht von ihr aus: „in beiden Fällen ist Grund der Einwirkung, daß größere Harmonie der Aussprache, festere Fuge des Satzes entspringe.“ Es wirken dort einzelne Laute und hier Worte nicht nur vor- sondern auch zurückgreifend, wie denn z. B. im Gebiet der Assimilation alle Umlaute und Brechungen Rückgriffe sind, und in Bezug auf den Satzbau zwar die Attraktionen des Relativs in den Kasus des Demonstrativs, des Prädikats in den des Subjekts vorläufig sind, Einwirkungen des relativen Satzes aber in den vorausgehenden des Subjekts als rückgreifige erscheinen. Über das Vorkommen der Attraktion sagt Grimm (p. 3): „Attraktion, Bächen, ja Wassertropfen ähnlich, die wo sie sich nähern inein-

ander rinnen, gewährt die ungehemmte Rede der Griechen am meisten, wenigere schon die lateinische, beide jedoch werden sie vorzüglich im Element der Volkssprache, manche fast nur bei Komikern aufzuweisen haben, von Cicero darf man eben keine Beispiele dafür verlangen. Deutsche Zunge, der von jeher, so weit ihre geschriebenen Denkmäler reichen, Zwang angethan wurde, sei es durch Steifheit der Übersetzungen, sei es durch Verwahrlosung oder beschränkte Regel der Grammatiker, kann oft nur Spuren dessen, was dennoch nicht ganz in ihr unterging, zeigen. Gottsched und Adelung würden sich davor gekreuzigt haben, sie und alle übrigen Sprachlehrer wissen gar nichts davon.“ In neuerer Zeit hat nun Förster (in der cit. Abh.) den Versuch gemacht, eine Geschichte der Attraktion in ihrer Entwicklung zu geben, wozu cf. die Beurteilung seiner Schrift von Holzmann in der Zeitschr. für Völkerpsych. u. Spr. von Lazarus und Steinthal, Bd. 7, Hft. 1, p. 88—105. —

Man übersieht die hierher gehörigen Fälle gut, wenn man diejenigen, welche im Umkreise desselben Satzes eintreten, von denen trennt, welche eine Verschränkung zweier verschiedenen Sätze bewirken; beide Arten zeigen sich durch Umgestaltung von Beziehungsformen als Abweichung von der grammatisch-logischen Regel. Attraktion wird von uns bemerkt, wenn unser: „dies hielten sie für guten Ruf“ lat. heisst: *eam bonam famam putabant* (Sall. Cat. 7), so (Nep. Them. II, 7): *illorum urbem ut propugnaculum oppositum esse barbaris*; (Ov. Met. XV, 529): *unumque erat omnia vulnus*; (Hor. Sat. II, 6, 20): *Matutine pater, seu Jane libentius audis*; (Sall. Cat. 55): *Est in carcere locus, quod Tullianum appellatur*; (Sall. Jug. 5): *Scipio, cui postea Africano cognomen ex virtute fuit*; (Virg. Aen. VIII, 465): *Aeneas se matutinus agebat* (Attr. d. Adv.). Zwei Sätze können z. B. dadurch enger zusammengefügt werden, daß das Relativpronomen sich im Kasus seinem Beziehungsworte assimiliert: (Hor. Sat. 1, 6, 15) *notante iudice, quo nosti, populo*; (Ter. Heaut. 1, 1, 35): *hac quidem causa, qua dixi tibi*; oder umgekehrt dadurch, daß das Substantiv sich nach dem Relativ richtet (nach Buttmann zu Soph. Phil. 716: *attractio inversa* genannt) wie (Virg. Aen. I, 573): *urbem, quam statuo, vestra est*; (Plant. Curc. 3, 49): *istum, quem quaeris, ego sum*. Es kann auch ein Nomen aus dem Nebensatz in den Hauptsatz attrahiert werden, z. B. (Ter. Heaut. 1, 1, 32): *Istuc fac me ut sciam*; (Coel. ap. Cic. fam. VIII, 10): *Nosti Marcellum, quam tardus et parum efficax sit*; (Caes. b. G. I, 39): *Rem fru-*

mentariam, ut satis commode supportari posset, timere se dicebant; oder aus dem Haupts. in den Nebens. (Ter. Andr. prol. 3): populo ut placerent quas fecisset fabulas. Zum Infinitiv wird ein Attribut attrahiert z. B. (Cic. Att. 1, 17): in re publica mihi negligenti esse non licuit; (Ov. Met. XI, 219): Jovis esse nepoti contigit haud uni; bei dem Acc. c. Inf.: (Cic. Cat. M. 1) Suspisor, te eisdem rebus, quibus me ipsum commoveri; (Virg. Aen. II, 377): Sensit medios delapsus in hostes; (Hor. od. III, 17, 73): Uxor invicti Jovis esse nescis. — Auch Sätze, wie (Cic. de off. 1, 13): Quum enim Hannibalis permissu exisset de castris, rediit paulo post, quod se oblitum nescio quid diceret — lassen die Vertauschung des Modus auf das Bild einer Attraktion zurückführen.

Im Griechischen z. B. (Thuc. 7, 3): τὴν πλείστην τῆς στρατιᾶς παρέτραξε; (Her. IV, 108): Βουδῖνοι δὲ, ἔθνος ἐὼν μέγα καὶ πολλὸν, γλαυκὸν τε πᾶν ἰσχυρῶς ἐστὶ καὶ πυρρὸν; (Her. 2, 15): τὸ πάλαι αἱ Θῆβαι Αἴγυπτος ἐκαλέετο; (Theocr. 17, 66): ὄλβιε κοῦρε γένοιο; ferner (Xen. An. I, 8, 21): Κῦρος ἦδει αὐτὸν (βασιλέα), ὅτι μέσον ἔχοι τοῦ Περσικοῦ στρατεύματος; (Xen. Mem. II, 6, 34): ἐμοὶ ἐγγίγνεται εὐνοια πρὸς οὓς ἂν ὑπολάβω ἐδνοῖκῶς ἔχειν πρὸς ἐμέ; (Arist. Vesp. 467): τῶν νόμων ἡμᾶς ἀπείργεις ὧν ἔθνηκεν ἡ πόλις; (Xen. Cyr. 3, 1, 33): χρήματα σὺν τοῖς θησαυροῖς, οἷς ὁ παιῆρ κατέλιπεν, ἐστὶ τάλαντα τρισχίλια; (Plat. Apol. p. 21): ἤλθον ἐπὶ τινα τῶν δοκούντων σοφῶν εἶναι; (Arist. Eth. III, 5, 3): ἐφ' ἡμῖν ἔσται τὸ ἐπιεικέσι καὶ φάυλοις εἶναι; (Arist. Pac. 603): εἰ βούλεσθ' ἀκοῦσαι τήνδ', ὅπως ἀπώλετο, ξυνίετε; (Her. 2, 106): τὰς δὲ στήλας, τὰς ἴστα Σέσωστρις, αἱ μὲν πλεῖνες οὐκέτι φαίνονται περιεῦσαι.

Im Deutschen z. B. (Goethe): doch alles dieses bleiben leere Worte; (Nibel. 1677, 1): nu sít willekommen swem iuch gerne siht (al. l. swer); (Nib. 1331, 4) si gedächte ouch maneger leide, der ir dâ heime geschach; (Kleist, Kät. I, 2): Du sollst sogleich vor jene Schranken treten und Rede stehen auf was man fragen wird; „Worauf glaubst du, daß ich warte?“; (Herder): Wen von uns am ersten Gott hinwegnimmt, steht dem anderen bei; (bei Fischart): Den liebsten Bulen, den ich han, der ligt beim Wirt im Keller; (Goethe): Nur allzu hoch stand jene, heimlich mir, durch wundersam Geschick, verbundene Frau, um welche noch dein Hof in Trauer wandelt und meiner Brust geheime Schmerzen teilt.

Im Französischen z. B. (Boufflers): Ne demandez-vous pas qui des deux au bonheur Mène plus sûrement, de l'esprit ou du

coeur?; (Comines): Et toute sa garde qui estoient trois cents chevaux; (Chénier): Est-ce à moi de mourir? Tranquille je m'endors Et tranquille je veille; (Molière): je suis prêt à soutenir cette vérité contre qui que se soit; (Code Napoléon): Le procès-verbal sera signé par le demandeur, à moins qu'il ne sache ou ne puisse signer; auquel cas il en sera fait mention; (Molière): c'est à sa table, à qui l'on rend visite; (Marmontel): La lettre que j'ai présumé que vous recevriez; (Boileau): Plus d'une Pénélope honora son pays; (der Singular scheint in der Attraktion des Verb. durch un begründet. Mätzner, frz. Gr. p. 405).

Im Englischen z. B. (Sherid.): Lead me which way you please; (Milton P. L. 1, 34): He it was, whose guile . . . deceiv'd The mother of mankind, what time his pride Had cast him out from Heav'n; (Mätzner, engl. Gr. 2, 2, p. 531); Him we serve's away (= he whom we serve is away); Is it me you mean?: She was accompanied by a venerable looking man, whom I presumed to be her father. [cf. Schmitz, engl. Gr. p. 279, 288; der auch die bekannte Auslassung des Relativs auf Attraktion zurückführt. (p. 277 sq.)]

#### f) Anakoluth.

Anakoluthie ist Inkonsequenz, vermöge welcher die Konstruktion eines Satzes in anderer Art fortgesetzt wird, als sie angefangen wurde. *Ἀκολουθία*, die richtige Folge und Anordnung der Wörter im Satzbau, wird von den Alten dem Hyperbaton entgegengestellt; so bei Longin (de subl. sect. XXII), Dionys. Hal. (de adm. vi Demosth. p. 168); *ἀκόλουθος, ἀνακόλουθος* bei Apoll. Dysc. ist etwa mit „gleichmäßig, ungleichmäßig“ zu übersetzen. So wird z. B. de constr. I, 18, besprochen, daß *ὦ* (des Vokativ) mit dem Artikel weder nach Form noch nach Bedeutung zusammenstimme. Tryphon meine: *μὴ δεῖν τὰ ἄρθρα ἐν ἀκολουθίᾳ εἶναι καθότι καὶ ἄλλα πολλὰ ἀνακόλουθα κατὰ πτώσεις καὶ τὰ συνόντα γένη κ. τ. λ.* dann (I, 19) von demselben *ὦ*: *διὰ τῆς πάμπαν ἀνακολουθίας τὸ ἀκωνάνητον τῶν ἄρθρων.* (Bei Bekker: *ἀκολουθίας* offenbar unrichtig statt *ἀνακολ.*) — Der Anakol. II, II, 353 wird in den Scholien bei Aristonicus bezeichnet: *ὅτι ἀκαταλλήλως εἴρηται.* Der terminus der *ἀνακολουθία* findet sich bei Servius z. B. zu Virg. Aen. 2, 331: *Millia quot magnis umquam venere Mycenis*, wo er sagt: *subaudi tot, et est anakoluthon*, *nam dixit quot, quum non praemiserit tot*; ebenso zu Aen. 3, 541: *sed tamen idem olim curru succedere sueti*, wozu er bemerkt: *sed*



tamen, anakoluthon; nam quamquam non praemisit. Porphyryon zu Hor. od. IV, 14, 20: „indomitas prope qualis undas exercet Auster Pleiadum choro scindente nubes inpiger hostium vexare turmas,“ mirum aliquod sequitur ἀνακόλουθον; cum enim praedixisset „qualis“, non intulit, quod erat consequens „talis“, sed „inpiger“. — Was die ἀκολουθία fordern, war nicht klar bestimmt, und so ist von den Alten mancherlei beachtet und besonders benannt worden, wobei für uns nichts zu beachten ist. Eustathius führt z. B. „κατὰ τοὺς παλαιούς“ als σχῆμα λόγου auf die μετὰκλισις oder κλίσις oder μετάληψις, wenn die Kasus im Fortgang des Satzes wechseln: ὅταν ἡ προτεθεῖσα πτώσις οὐ φυλάξῃ τὴν ἐναντὶς ἀκολουθίαν, ἀλλ’ εἰς ἑτέραν πτώσιν μετακλιθεῖν ἢ μεταληφθεῖν, wie μῆνιν ἄειδε οὐλομένην, ἣ μυρία ἔθρεν ἄλγεα. (vide Eustath. 15, 29 und 103, 28.) Mit mehr Grund wird die διπλόη συντάξεως aufgeführt, welche sich findet, wenn zwei verschiedene Konstruktionsweisen in Beziehung zu demselben Worte stehen. cf. Lobeckii de acyrologia et de diploe dissertationes. Acad. Alb. Regim. 1864. — Derart ist z. B. Ilias, 1, 133: ἐθέλεις ὄφρ’ αὐτὸς ἔχῃς γέρας, αὐτὰρ ἔμ’ αὐτῷ ἦσθαι δευόμενον; andere Beispiele (wie z. B. P, 504; β, 374; α, 278; Ω, 91; X, 236) giebt I. Bekker, hom. Bl. p. 272. — Eustathius (p. 409, 46) führt Soph. Aj. 983 an; ὃ δυνσθέατον ὄμμα καὶ τόλμης πικρᾶς und sagt: διὸ καὶ Σοφοκλῆς ἐν σίχῳ ἐνὶ οὐκ ὤκνησε διπλόην θέσθαι συντάξεως, εἰπὼν, ὃ δυνσθέατον κ. τ. λ. ἔχων γὰρ γάναι, ὃ δυνσθέατον ὄμμα καὶ τόλμη πικρά ὅμως ἐξήλλαξε τὴν φράσιν, διὰ τὸ καὶ οὕτω καὶ οὕτω δύνασθαι λέγεσθαι cet. So Nep. Dat. 3, 1: hominem maximi corporis, terribilique facie; Cic. off. 1, 28, 6: adhibenda est reverentia adversus homines et optimi cujusque et reliquorum.

Die Konstruktion des zusammengesetzten Satzes ist Ausdruck eines besonnenen Denkens, welches mit schon entwickelten Vorstellungen, ihm einfach gewordenen, operiert und sie vom Begriff des Ganzen aus überschaut und ordnet. Es kann nun solche Struktur dadurch gestört werden, daß die Übersicht über das Ganze fehlt, sei es aus Unfähigkeit zu so besonnenem Denken, wenn die Seele dem zu starken Andrang verschiedener und doch verwandter Vorstellungen nicht gewachsen ist, sei es aus Lässigkeit, welche um die Form des sprachlichen Ausdrucks sich unbekümmert zeigt, sofern nur der Inhalt genügend angegeben ist. Da also aus mangelnder Durchführung der Satzkonstruktion auf eine Schwäche des Redenden in der Sprachtechnik, oder auf Überfülle und Heftigkeit zuströmender Vorstellungen, oder auf Abwesen-

heit jeder Spannung geschlossen werden kann, so lassen sich solche Anakoluthieen, die im lebendigen Verkehr gar häufig vorkommen, und der Rede zweifelsohne eine gewisse Färbung geben, auch mit Bewußtsein zur Charakterisierung verwenden. Bei Aeschylus, Choeph. 744, malt so der Dichter vortrefflich die Sprachweise der Amme:

*Τὰ μὲν γὰρ ἄλλα τλημόνως ἦντλον κακά·  
Φίλον δ' Ὀρέστην τῆς ἐμῆς ψυχῆς τριβὴν,  
"Ὅν ἐξέθρεψα μητρόθεν δεδεγμένη —  
Καὶ νυκτιπλάγκτων ὀρθίων κελευσμάτων cet.*

Droysen übersetzt die Stelle:

All andres Leid trug ich geduldig bis ans End;  
Dafs aber mein Orestes, meiner Seelen Lust,  
Den aus der Mutter Schofs ich nahm und auferzog  
Mit aller Unruh nächtens, wenn das Kindchen schrie,  
Und all den vielen Plagen, die ich vergebens nun  
Ertrug, — denn solch ein unverständlich Kindchen muß  
Wie's liebe Vieh man ziehn, nicht wahr? mit klugem Sinn;  
Da kann es denn nicht sprechen, solch ein Wickelkind,  
Ob's Hunger, ob es Durst hat, ob sich naß gemacht,  
Der kleine Magen macht was je nach seiner Not;  
Das muß voraus man merken, und, glaub' mir, man irrt  
Sich auch, und wäscht dem Kinde dann die Windeln rein,  
Versieht zugleich der Wäscherin und Amme Dienst;  
Und ich versah die beiderlei Geschäfte selbst,  
Und hatt' Oresten seinem Vater aufzuziehn; —  
Nun muß ich Arme hören, dafs er gestorben ist,  
Muß nun zum Herrn gehn — cet.

So in feiner Zeichnung bei Goethe (Herm. u. Dor. Terps.) die Mutter:

Montag morgens — ich weiß es genau; denn tages vorher war  
Jener schreckliche Brand, der unser Städtchen verzehrte —  
Zwanzig Jahre sind's nun; es war ein Sonntag wie heute,  
Heiß und trocken die Zeit, und wenig Wasser im Orte.  
Alle Leute waren, spazierend in festlichen Kleidern,  
Auf den Dörfern verteilt und in den Schenken und Mühlen.  
Und am Ende der Stadt begann das Feuer. —

Hermogenes (περὶ ἰδ. Rhet. Gr. ed. Sp. Vol. II, p. 379 sq.) bemerkt, dafs der λόγος ἀληθείας, um die Naturwahrheit starker Erregungen darzustellen, auch eine Verletzung der ἀκολουθία nicht

scheuen dürfe, und in der That ist ja u. a. auch die rhetorische Aposiopesis grammatisch ein Anakoluth. Auch die Sorglosigkeit um den Satzbau kann durch den Anakol. zu bestimmter Wirkung sich aussprechen. So zeichnet der Satzbau bei Plato (Apol. p. 19) die erhabene Unbekümmertheit des Sokrates, mit der er vor seinen Richtern redet „*διὰ τῶν αὐτῶν λόγων — δι' ὧν περ εἴωθα λέγειν καὶ ἐν ἀγορᾷ ἐπὶ τῶν τραπεζῶν*“ (p. 17)“ in der Anakoluthie: *τούτων γὰρ ἕκαστος* (Gorgias, Prodikus, Hippias) *ὃ ἄνδρες, οἷός τ' ἐστὶν ἰὼν εἰς ἑκάστην τῶν πόλεων τοὺς νέους, οἷς ἔξῃσιν τῶν ἐαν- τῶν πολιτῶν προῖκα ξυνεῖναι ὃ ἂν βούλωνται, τοὺτους πείθουσι τὰς ἐκείνων ξυνουσίας ἀπολιπόντας σφίσι ξυνεῖναι χρήματα διδόντας καὶ χάριν προσειδέναι.* So trägt der Anakoluth bei Horaz, Sat. I, 7, 10—18, die geringe Sorgfalt zur Schau, mit welcher diese Satire, nichts weiter als ein lustiger Schwank, an den Mann gebracht wird. —

Unbeabsichtigte Anakoluthe, wenn z. B. der Nachsatz fehlt, wie Liv. II, 12; Cic. or. II, 23 (*ἀνανταπόδοτα* vid. oben p. 467), sind zu übergehen, wie es für die Wortbildung ohne Belang ist, wenn sich jemand in einem Worte verspricht, aber es kann eine Satzfügung, wenn sie streng durchgeführt wird, den Ausdruck weit-schweifig, unbeholfen, matt zu machen drohen, und dann bricht der kühn Redende ab und sucht durch Übergang zu anderer Struktur sich zu helfen. Da berühren sich denn Attraktion und Anakoluthie, wenn z. B. der Nachsatz seine Konstruktion durch einen vorangehenden Zwischensatz bestimmen läßt, wie Cic. de rep. 1, 37: *Si, ut Graeci dicunt, omnes aut Graios esse aut barbaros, vereor, ne Romulus barbarorum rex fuerit*; Herod. 1, 65: *Οἱ μὲν δὴ τινες πρὸς τοῦτοις λέγουσι καὶ γράσαι αὐτῷ* (Lykurg) *τὴν Περσίην τὸν νῦν κατεστεῶτα κόσμον Σπαρτιήτησιν, ὡς δ' αὐτοὶ Λακεδαιμόνιοι λέγουσι, Λυκοῦργον ἐπιτροπεύσαντα Λεωβάτῳ, ἀδελφιδέου μὲν ἐωῦτοῦ, βασιλεύοντος δὲ Σπαρτιητέων, ἐκ Κρήτης ἀγαγέσθαι ταῦτα*; Tieck: Scheusal, das ich nicht anschau, viel weniger mit ihm etwas verhandeln mag; Shakesp. (John 4, 2): *to seek the grave of Arthur, whom they say is kill'd to night.* — Auch sonst wirkt Wechsel der Konstruktion z. B. aus der indirekten Rede in die Rede belebend, z. B. bei Goethe (Götz): Da warf ich den Räten das Papier wieder dar, und sagt': ich wüßst nicht darnach zu handeln, ich weiß nicht, was mir be- gegnen mag, das steht nicht im Zettel, ich muß die Augen selbst aufthun; bei Wolfr. v. Eschenbach (Parzival 438): *Der helt si vrāgen began umbe ir site und' umb' ir pflēge, daz ir sô vërre*

von dem Wege sitzt in dirre wilde?; Xen. (Cyp. I, 4 ext.): ἐνταῦθα δὴ τὸν Κῦρον γελάσαι — καὶ εἰπεῖν αὐτῷ ἀπίοντα θαρξέν, οὐ παρῆσαι αὐτοῖς ὀλίγον χρόνον· ὥστε ὀρεῖν σοι ἐξέσται καὶ βούλη ἀσκαρδαμνκτεῖ. —

Ein Begriff drängt sich zuweilen vor, ohne daß ihn die Konstruktion in dieser Form angemessen zu verwenden weiß. So (Luther): Ein Herr, der zu Lügen Lust hat, des Diener sind alle gottlos; Rückert (Weish. d. Br.): „Die Menschen, die das Licht nicht sehn in meinem Herzen, Der Ernst im Angesicht war Störung ihren Scherzen.“ Plat. (de leg. III, p. 668): ἀποβλέψας γὰρ πρὸς τοῦτον τὸν στόλον, οὗ περὶ διαλεγόμεθα, ἔδοξε μοι πάγκαλος εἶναι; Ter. (Hec. III, 1, 6): Nam nos omnes, quibus est alicunde aliquis objectus labos, omne, quod est interea tempus, priusquam id rescitum est, lucro est. (Donat. schol. nennt dies σύλληψις); (V. Hugo): Elle, me la rends-tu? Goethe befreite sich auch sonst leicht ans schleppender Konstruktion, wie z. B. (W. Meist. Lehrj.): „ich habe gefunden, sagte Serlo, daß, so leicht man der Menschen Imagination in Bewegung setzen kann, so gerne sie sich Märchen erzählen lassen, eben so selten ist eine Art von produktiver Einbildungskraft bei ihnen zu finden.“ Shakesp. (Merch. of Ven. IV, 1): thy currish spirit Govern'd a wolf, who, hang'd for human slaughter, Even from the gallows did his fell sool fleet. And whilst thou lay'st in thy unhallow'd dam, Infus'd itself in thee. —

Zuweilen bezeichnet der Redende, daß er zu einem unterbrochenen Anfange zurückkehrt. So Cic. (ad Fam. 1, 9): Scripsi etiam — nam me jam ab orationibus dijungo fere referoque ad mansuetiores Musas, quae me maxime jam a prima adolescentia delectarunt, — scripsi igitur Aristotelico more tres libros de oratore. —

### III. Enallage in der Wortstellung.

Quintilian (IX, 3, 2) teilt die schemata lexeos in zwei Arten; die eine betrifft die „loquendi ratio“, welche vorzugsweise der Grammatik angehört, die andere „maxime conlocatione exquisitum“ sei mehr rhetorischer Art. Daß die Lehre von der Wortstellung überall und namentlich im Lateinischen das Gebiet der Rhetorik berührt, ist richtig, aber richtig ist auch, was Hermogenes (περὶ μεθ. δειν. Rhet. Gr. Sp. Vol. II, p. 438) sagt: τὸ ὑπερβατὸν οὐ μόνον ἐστὶ καλὸν σχῆμα, ἀλλὰ καὶ ἀναγκαῖον — γίνεσθαι σαφηνεῖας ὄργανον τὸ ὑπερβατόν. Bei der Konstruktion der Sätze

in den verschiedenen Sprachen findet sich diese *σαφήνεια*, die Klarheit und Bestimmtheit des Sinnes, teils durch die deutliche Ausprägung der Flexionen gesichert, an welchen die Beziehung und die Zugehörigkeit der Satzelemente erkannt wird, teils dadurch, daß man den Worten eine bestimmte und feste Stellung giebt. Daher gestattet großer Reichtum an grammatischen Formen große Freiheit der Wortstellung, wie sie besonders dem Sanskrit eigen ist; Armut zwingt zur Fixierung der Wortstellung, welche also im Chinesischen, dem die Flexionen überhaupt fehlen, allein das Verständnis ermöglicht. Die Geschichte des sanskritischen Sprachstamms zeigt allmähliches Schwinden der grammatischen Formen, woraus sich erklärt, daß im Verhältnis zum Griechischen und Lateinischen die neueren Sprachen in ihrer Wortstellung gebunden erscheinen. Das Neuhochdeutsche, welches sich mehr Freiheit bewahrt hat, als Englisch und Französisch, weil ihm noch verhältnismäßig viele Wortformen zu Gebote stehen, zeigt sich doch gegen Altdeutsch, ja noch im Vergleich zum Mittelhochdeutschen vielfach beschränkt; das Englische hat von der Freiheit des Angelsächsischen einige Fähigkeit zu kühnerer Wortstellung gerettet; das Französische, jetzt zu fast vollständiger Stätigkeit in der Stellung der Satzelemente gelangt, war ebenfalls in früheren Perioden in geringerem Maße gebunden.

Die Wortstellung flexionsreicher Sprachen ist allerdings nicht etwa eine willkürliche. Zur Deutlichkeit der Rede gehört, daß innerhalb des Satzbaus die Beziehungen sich ungezwungen darbieten, nicht erst aufzusuchen sind; die Darstellung der Vorstellungsreihen muß das zusammen Angesehene auch in naher Verbindung halten, entsprechenden Bildern entsprechende Stellung geben, gegensätzliche entgegen setzen, das nacheinander Erfasste seiner Folge gemäß ordnen, so daß also wenigstens die negative Regel überall zur Geltung kommt, daß aus der Wortstellung für die Übersichtlichkeit des Zusammenhangs der Satzelemente ein Hindernis nicht entstehen darf. Anaximenes (*τέχνη ῥητ.* 25. *Rhet. Gr. Sp.* Vol. I, p. 211) giebt so die Vorschrift: *σκόπει δὲ καὶ τὴν σύνθεσιν τῶν ὀνομάτων, ὅπως μῆτε συγκεχυμένη μὴ θ' ἐπερβατὴ ἔσται· τὰ γὰρ οὕτω λεγόμενα δύσγνωστα συμβαίνει.* Aber andererseits bietet die Freiheit der Stellung immer noch sehr reiche Mittel, die musikalische Seite der Sprache in Wohlklang und Rhythmus hervortreten zu lassen, und sie bietet auch die Mittel, jene rhetorischen Wirkungen leicht zu erreichen, durch welche die Darstellung des Inhalts nach individuellem Bedürfnis modifiziert wird.

Während daher im Griechischen und Lateinischen das Rhetorische der Wortstellung dem *usus*, also der Grammatik der Sprache selbst angehört, treten in den neueren Sprachen Abweichungen von der regelmässigen Wortfolge auffallender hervor und werden sogleich als beabsichtigt d. h. als rhetorisch empfunden; der Rhythmus des Satzes aber, welcher sich bei den alten Sprachen auf den kunstvoll verteilten Gliedern des Lautkörpers wiegt und die Periode auch zu einem musikalischen Ganzen abrundet, ordnet sich bei den neueren der Betonung unter, und man gewinnt so an begrifflicher Bedeutsamkeit und Schärfe, was man an sinnlicher Schönheit aufgeben muß. Es ist ebenso in der gebundenen Rede bei den Alten der *numerus*, welcher den Lautkörper gliedert, bei den Neueren der Reim, welcher der betonten, d. h. der bedeutsamen Silbe nachgeht.

Was die hierher gehörige Terminologie betrifft, so nennt Apoll. Dysc. (de constr. II, 14) das Hyperbaton eine Umstellung: τὸ „καὶ μ' ἐγίλησεν“ οὐ συμπλέκεται κατὰ τὸ ἀντωνυμικόν, κατὰ δὲ τὸ ῥῆμα, καὶ ἔσσι τὰ τοῦ λόγου ἐν ὑπερβατῷ, so daß es im Gegensatz zu denken ist zu τὸ ἐξῆς (die logische Wortfolge) (ib. I, 39). Dem Quintilian ist eine um der Eurhythmie willen erfolgende Versetzung der Wörter („verborum concinna transgressio“) hyperbaton (IX, 3, 91); über ihren Wert sagt er (VIII, 6, 62): fit frequentissime aspera et dura et dissoluta et hians oratio, si ad necessitatem ordinis sui verba redigantur, et, ut quodque oritur, ita proximis, etiamsi vinciri non potest, alligetur. differenda igitur quaedam et praesumenda, atque ut in structuris lapidum inpolitorum, loco quo convenit quodque ponendum. non enim recidere ea nec polire possumus, quo coagmentata se magis jungant, sed utendum iis, qualia sunt, eligendaeque sedes. Betrifft die Versetzung nur zwei Wörter, so heißt sie *anastrophe*, z. B. *mecum*, quibus de rebus (l. c. 65). Als Beispiel des Hyperbaton führt er an: *animadverti, iudices, omnem accusatoris orationem in duas divisam esse partis* (Cic. p. Cluent. 1), denn „in duas partis divisam esse“ wäre richtig, „sed durum et incomptum“. Er fügt hinzu: *poetae quidem etiam verborum divisione faciunt transgressionem: hyperboreo septem subjecta trioni* (Virg. Georg. 3, 381), was wir *Tmesis* genannt haben (vide oben p. 425 sq.); — sofern nun in diesem Fall für das Verständnis zweierlei zusammenzufassen sei, könne man das Hyperb. einen *tropus* nennen, doch wäre nach vieler Ansicht es doch eher eine Wortfigur (vid. IX, 1, 3). Nach I, 5, 40 könnten Hyperbaton und *Anastrophe* auch vielleicht zum

Soloecismus zu nehmen sein. — Die „verborum concinna transgressio“ empfiehlt schon Cicero (de or. III, 54); Cornificius (rhet. ad Her. IV, 32) sagt: transgressio est, quae verborum perturbat ordinem perversione aut traiectione cet. — Über die Stellung des Hyperbaton zum Begriff der Enallage bei dem Ps. Plutarch (de vit. et poes. Hom.) und bei Phoebammon vide oben p. 480: Phoeb. rechnet zum Hyperb. auch die oben (p. 539 sq.) erwähnte *πρόληψις αλτίας* und die *προεπίξευξις*, welche das zu mehreren Gegenständen gehörige Prädikat nach dem ersten im Plural hat (Schema Alemanicum), cf. Eustath. p. 606, 40; p. 1667, 34. — (Vide oben p. 540.) Hermogenes (περὶ ἰδ. Sp. Vol. II, p. 337) unterscheidet bei dem *ὑπερβατόν*, ob es *κατὰ παρένθεσιν* eintrete oder *καθ' ὑπέρθεσιν*, im ersteren Falle mache es den Vortrag periodisch und zu ausführlich, im zweiten bewirke es Schönheit; ebenso Anon. *περὶ σχημ.* (Rhet. Gr. Sp. Vol. III, p. 136); Alexander (*περὶ σχημ.* Sp. Vol. III, p. 38 sq.) nennt zum Hyperb. und zur Anastrophe noch die *παρεμβολή*, eine Parenthesis, welche ohne Schaden für den Sinn auch wegbleiben kann (so auch Ps. Plut. l. c. II, 31), wie z. B. (Hdt. 1, 6): *Κροῖσος ἦν Ἀνδρὸς μὲν τὸ γένος, παῖς δὲ Ἀλκιάτιω, τύραννος δὲ ἑθνέων τῶν ἐνιὸς Ἄλκως ποταμοῦ — ὃς ῥέων ἀπὸ μεσημβρίας μετὰ Σύρων καὶ Καππαδοκῶν καὶ πρὸς Βορέην ἄνεμον εἰς τὸν Εὐξείνιον ἑξίησι πόντιον — οὗτος οὖν Κροῖσος* cet. Herodian (*περὶ σχημ.* Sp. Vol. III, p. 95) bringt die Parenthesis als *σχῆμα διὰ μέσου* (wie Ilias 4, 286); Tiberius (*περὶ σχημ.* Sp. Vol. III, p. 74) teilt das Hyperbaton ein in Parenthesis und Anastrophe [bei Plin. ep. 8, 7, 2 sind Parenthesen überhaupt als Hyperbaton bezeichnet]; Gregor. Cor. (*περὶ τρόπ.* Sp. Vol. III, p. 218) unterscheidet ein Hyperbaton *ἐν λέξει*, *ἐν λόγῳ*, auch *ἐν ταῖς συλλαβαῖς*, cf. auch Zonaeus, Anon. *περὶ σχημ.*, Tryphon, Kokondrios, Georg. Choerob. im Vol. III bei Speng. p. 170. 188, 197, 238, 248; Longin de subl. sect. XXII; Dion. Hal. jud. Thuc. 31; Eustath. der (p. 29) *δύο εἶδη τοῦ ὑπερβατοῦ* unterscheidet: *ἐννοίας διακοπή* und *διακοπή λέξεως* (Tmesis), vide auch p. 231, 10; p. 1001, 24 und p. 773, 31, wo es *τῶν στοιχείων μετάρθσεις* ist, Versetzung der Laute; Greg. Cor. (de dial. p. 449 ed. Sch.), der ebenso die Tmesis als Hyperbat. bezeichnet; und Apollon. Al. de constr. ed. B. p. 308, 311. — Donatus (ars gr. III, 6) führt das Hyperbaton unter den Tropen auf als „transcensio quaedam verborum ordinem turbans“ und nennt als Arten: *ὑστερολογία*, *ἀναστροφή*, *παρένθεσις*, *τμησις*, *σύγχυσις*; Charisius (inst. gr. IV, 4) nennt die

Tmesis: *διακοπή*, die Parenthesis: *διάλυσις* und läßt unter den Arten die Hysterologia aus; Diomedes (p. 456 P); Servius (Aen. VII, 346): *figura perturbata: ὑπερβατόν*, namque talis est ordo cet. (cf. Aen. IX, 31. XII, 161.), Isidorus (origg. I, 36, 16), Beda (rhet. Lat. ed. Halm p. 614) stimmen mit Donat überein. Im Carmen de fig. ist *ὑπερβ.* mit transcensus übersetzt (Rhet. L. H. p. 69).

### 1. Das Hyperbaton.

Wir verstehen unter Hyperbaton die Abweichung von der gewöhnlichen Wortstellung im Satz. Um ein Beispiel zu geben von der oben erwähnten ungemein freien sanskritischen Satzgliederung führen wir aus Meyers Übersetzung der Sakuntala an (p. 6): „Wagenlenker! von dieser Gazelle sind wir doch weit mit fortgerissen worden. Sie dagegen — auch jetzt noch — anmutvoll den Hals umwendend, den Blick wiederholt auf den Wagen werfend, Der stets ihr folgt: Den Rückteil, weil sie den Pfeilschuß fürchtet, Beinahe ganz in den Vorderteil des Leibes einziehend: Mit halbverzehrtm Grase, das dem Vor Mattheit geöffneten Munde entfällt, Den Weg bestreuend: Noch immer, o sieh, im flüchtigen Sprung, Mehr in der Luft als auf der Erde, So eilt sie dahin!“ — Meyer citiert (Einl. p. XI) aus Rückert folgende Beschreibung solchen Satzbaus: „Der Sanskritdichter liebt, den Faden des Gedankens über sich selbst zu einem Knäuel aufzuwickeln, in dessen Mitte nun der Anfang verborgen ist, sodann diesen Knäuel vor unsern Augen gemach in Worten abzuwickeln und von uns zu fordern, dem abrollenden Faden mit Aufmerksamkeit zu folgen, bis am Ende der Anfang zum Vorschein kommt. Oder mit anderen Worten: er faßt den ganzen Gedanken eines Gedichtes in einem einzigen, vielverzweigten Satz zusammen, der, wie ein Baum oder wie ein Epigramm, in eine Spitze aufsteigt. Die ganze dichtverwobene Laubmasse einer solchen indischen Vegetation nach unserer Art in einzelne Ränkehen und Blüten aufzulösen, zerstört den eigentlichen Zauber jener Poesie.“

Inversion der Wortstellung tritt teils aus Rücksicht auf den Lautkörper des Satzes ein, um den Wohlklang und rhythmischen Fluß der Rede zu fördern, teils, um die Bedeutung eines Satzteils auch durch die Stellung vor den übrigen hervortreten zu lassen. Was jenes phonetische, in den alten Sprachen besonders gepflegte Hyperbaton betrifft, so kommt hier das oben (p. 385 bis 396) im allgemeinen Angegebene über Vermeidung von Mißklängen,



Härte, Hiatus, Monotonie des Rhythmus cet. in Betracht, dem wir hier die Bemerkung hinzufügen, daß die Wortstellung des Satzes nicht den Rhythmus der ungebundenen Rede mit dem der gebundenen vermischen darf, daß also metrische Reihen nicht in die sogen. prosaische Rede gehören. [vid. Quintil. IX, 4, 72: *versum in oratione fieri multo foedissimum est totum, sed etiam in parte deforme* — (l. c. 74) *ut T. Livius hexametri exordio coepit: Fac-turusne operae pretium sim cet.*] Der Wechsel in den Stellungen der Wörter, wie ihn das Auseinanderrücken gleichartiger Satzglieder, das Nebeneinandertreten solcher, die nach Laut oder Sinn verwandt oder entgegengesetzt sind, hervorbringt, giebt der griech. und lat. Rede großen Reiz. Überall sieht man, wie Rücksicht auf Rhythmus und Wohlklang bestimmt: Plat. (Legg. 642): *γοβονμένων τὸν Περσικὸν Ἀθηναίων στόλον*; Cic. (N. D. 2, 2): *quis enim Hippocentaurum fuisse aut Chimaeram putat*; Plat. (Prot. 327): *οἷσι ἂν τι, ἔφη, μᾶλλον, ὃ Σώκρατες, τῶν ἀγαθῶν ἀνελιγῶν ἀγαθοὺς ἀνελιγὰς τοὺς νύκτις γίνεσθαι ἢ τῶν γαίλων*; Plat. (Soph. 251): *ἄλλο ἄλλῳ μηδὲν μηδενί*; Cic. (Lael. 1): *ut tum ad senem senex de senectute, sic in hoc libro ad amicum amicissimus de amicitia scripsi*; Cic. (off. 1, 7): *Homines hominum causa generati sunt, ut ipsi inter se aliis alii prodesse possint.* (vide oben p. 393 sq. über „*τὰ ἴσα σχήματα*“ des Hermog.) Über engere und weitere Satzgebilde erstreckt sich vielfach eine architektonische Anordnung einzelner Satzglieder oder, in Perioden, auch ganzer Sätze. Man bemerkt, daß entweder dieselben grammatischen Formen im Anfange mehrerer aufeinander folgender Sätze oder Satzglieder wiederkehren, wodurch dann auch das Folgende zu gleichartiger Stellung kommt, was man Parallelismus, auch Konzinnität d. h. ebenmäßige Gliederung in der Stellung (Cic. or. 44; 60) nennen könnte, oder daß die entsprechenden Glieder in umgekehrter Ordnung sich zusammenstellen, was (nach der Form des griech. X) gewöhnlich Chiasmus (lat. decussatio, nach Form der röm. X) genannt wird.

Für die Stellung der ersteren Art ist neuerdings vielfach nach Vorgang von Nügelbach, Lat. Stilistik (§ 168, 3) der terminus: Anaphora gebraucht worden. Da indessen die rhetorische Figur dieses Namens eine Wiederholung desselben Wortes zu Anfang bezeichnet, welche doch nicht allein die Stellung angeht, so dürfte es besser sein, den terminus hier zu vermeiden. Fälle, wie Cic. Cat. 1, 9: *tu ut unquam te corrigas? tu ut ullam fugam meditare? tu ut ullum exilium cogites?* bieten in rhetorischer Beziehung

Anaphora, in Bezug auf die Satzgliederung, welche mit dem Rhetorischen nichts zu thun hat, Konzinnität. Als Beispiel für diese: Caes. (b. G. 2, 27): ausos esse transire latissimum flumen, ascendere altissimas ripas, subire iniquissimum locum. — Käme es aber auf Einführung eines bestimmteren terminus an, so ist auch dieser in dem *ισόκωλον* der Alten schon vorhanden. Da wir diese Figur noch bei den rhetor. Figg. besprechen, führen wir hier nur an den Anon. (*περὶ σχημ.* bei Speng. Vol. III, p. 155): *Ἰσόκωλόν ἐστι γράσις δύο ἢ καὶ πλειόνων κώλων ἀπηκριβωμένων ἀλλήλοις πρὸς ἀντιστρόφον ἐμφέρειαν, οἷον* (Ilias 7, 93): *αἰδέσθην μὲν ἀνήρασθαι δεῖσαν δ' ὑποδέχθαι. καὶ ἄλλως* (Od. 15, 74): *χρὴ ξεῖνον παρὲν ὄντα φιλεῖν, ἐθέλοντα δὲ πέμπειν.* Quintilian (IX, 3, 80), der das *ισόκωλον* als „*membris aequalibus*“ definiert, giebt als Beisp. (Cic. p. Caec. 1): *si, quantum in agro locisque desertis audacia potest, tantum in foro atque judiciis impudentia valeret.* Cornificius, bei dem *ισόκωλον* „Compar“ heisst (IV, 20) hat u. a. das Beisp. *Alii fortuna facilitatem dedit, huic industria virtutem comparavit.* Im Carm. de figg. vs. 82 heisst das Isok. *Parimembre.* (Weiteres unten im T. II.)

Der Name Chiasmus für Stellungen, wie Caes. (b. G. 6, 16): *pro vita hominis nisi hominis vita reddatur*, oder Cic. (Tusc. 3, 31): *quamdiu vixit, vixit in luctu*, erscheint passend, aber die Alten hätten wohl die Bezeichnung *προὑπάντησις* (*προαπάντησις*, *προσυναπάντησις*) für die von uns gemeinte Stellung gebraucht. Im Carmen de fig. (rhet. Lat. min. H. p. 69) heisst es: *Προὑπάντησις. Fit praeoccursio, si reddas priu' posteriori. Ut: „Pluvias cernas nolle istos ac cupere illos: Artrantes cupiunt imbrem noluntque viantes.“* So Zonaeus (Rhet. Gr. Sp. Vol. III, p. 170): *προαπάντησις γίνεται, ὅταν δύο τινὰ θέντες πρὸς τὸ δεύτερον ἀπαντήσωμεν πρότερον, οἷον καλὸν παιδεία καὶ πλοῦτος, ἐφ' ὅσον ὁ μὲν τὸ σῶμα κοσμεῖ, ἡ δὲ τὴν ψυχὴν καλλύνει.* (Ebenso Anon. *περὶ σχημ.* l. c. p. 187.) Alexander (l. c. p. 40) nennt die Figur *προσυναπάντησις* und citiert z. B. Ilias 4, 450: *ἐνθ' ἄμα οἰμωγὴ τε καὶ εὐχολή πῆλιν ἀνδρῶν ὁλλύντων τε καὶ ὁλλυμένων*, wo *ὁλλύντων* auf *εὐχολή*, *ὁλλυμένων* auf *οἰμωγὴ* geht.

*Χιασμός* wird von Hermogenes (*περὶ εὐρέσ.* bei Speng. Vol. II, p. 243) genannt, wenn bei vier Satzgliedern das vierte dem ersten entspricht, das dritte dem zweiten; er stellt dieser *περίοδος χιαζομένη* die *ἀναστρεφόμενη* gegenüber, bei der das dritte dem ersten, das zweite dem vierten Gliede entspricht. (cf. die Komment. des Max. Planudes (Rhet. Gr. ed. Walz Vol. V, p. 245sq.)

und Anon. schol. (l. c. Vol. VII, P. II, p. 815.) *Χιασμός τὸ σχῆμα* bemerkt Schol. zu Aristid. Panath. 188, 8. (cf. auch Schol. 117, 19.) — Vide auch Ernesti lex. techn. gr. s. v. *χιάζεσθαι*. — Beispiele für chiasmische Wortstellung: Plat. (Legg. 882) *καὶ πρὸς ἄνδρας γυναιξὶ καὶ ἀνδράσι πρὸς γυναικάς*; Id. (de rep. 494): *πᾶν μὲν ἔργον, πᾶν δ' ἔπος λέγοντάς τε καὶ πράττοντας*; Hom. (Od. 8, 63): *τὸν πέρι Μοῦσ' ἐφίλησε, δίδου δ' ἀγαθὸν τε κακὸν τε· ὀφθαλμῶν μὲν ἄμερσε, δίδου δ' ἠδεῖαν αἰοδῆν*; Cic. (Fin. 3, 3): *ratio nostra consentit, pugnat oratio*; Id. (N. D. 2, 50): *Cornibus tauri, apri dentibus, morsu leones se tutantur*. Im Dtsch. ist z. B. Parallelism. der Stellung bei Goethe (Tasso): Antonio geht frei umher und spricht Mit seinem Fürsten; Tasso bleibt dagegen Verbannt in seinem Zimmer und allein; Chiasm. bei Schiller: Du beugtest Dich; drum hat er dich erhoben; und: Ihn mußt' ich ehren, darum lieb' ich ihn; Racine: Je l'évite partout, partout il me poursuit; Delille: Pour elle il s'embellit, et s'embellit par elle (cf. Mätzner, frz. Gr. p. 632); Il s'est plaint de tout le monde, et personne ne s'est loué de lui. — D'Héroïne d'un grand parti elle en devint l'avanturière. — Qu'elle s'est servie de Dieu et du peuple, et qu'elle n'a servi ni le peuple ni Dieu. u. a. m. bei Géroze. (Études littéraires cet. Archiv für neuere Spr. LIII. Bd. Hft. 2. Jahrg. 74.) Byron: To rave with Dennis, and with Ralph to rhyme; Scott: Hearts firm as steel, as marble hard (cf. Mätzner, engl. Gr. II, 2, p. 564).

In den alten Sprachen zeigt sich der Parallelismus, Chiasmus und die aus beiden gemischte Satzgliederung von entscheidender Wichtigkeit für die lautliche Seite der Rede, so daß namentlich für das Lateinische diese Figuren „als die den Organismus der Periode und des Satzes beherrschenden Mächte“ gelten können (vide Nägelsbach, lat. Stil. § 166); der deutschen Sprache würde „eine nach lateinischer Weise bis ins innerste gegliederte Prosa ihre Innigkeit, ihre Seele rauben“. Freilich warnt auch Cicero (or. 62) vor der in *quadrum numerumque redacta oratio*: *detrahit praeterea actionis dolorem, aufert humanum sensum actoris, tollit funditus veritatem et fidem*.

Inversion der gewöhnlichen Wortstellung bloß aus Gründen des Wohlklangs und Rhythmus fällt in den neueren Sprachen überwiegend der gebundenen Rede zu, wie wenn z. B. im Dtsch. einander beigeordnete Worte getrennt werden, wie (Schill.): Streng herrscht und blind der eiserne Befehl; (Goethe): Seine Wort' und Werke merkt' ich und den Brauch; oder wenn der Gen.

sich von seinem Subst. trennt; (Goethe): Es geht die Sonne mir der schönsten Gunst auf einmal unter; oder ihm vorangeht (Bürger): Des Landes Heerstrom wuchs und schwoll; oder wenn Attribute nachgestellt werden (Goethe): Vereint er sich Dämonen, gottgesandten; auch das Possessiv (Uhland): Roland gedacht' im Herzen sein, Was ist das für ein Schrecken! oder wenn eine gebräuchliche Inversion unterlassen wird, wie (Schill.): Nach dem heil'gen Grab sie wallen Auf der Brust das Kreuz; (Goethe): In seinen Armen das Kind war tot; oder Vorrücken des Pronomen stattfindet (Goethe): So üb' ich, weil er's verdient, an Tasso die Geduld; oder des Relativsatzes (Goethe): Die ich rief, die Geister, werd' ich nun nicht los; u. d. m.

Das rhetorische Hyperbaton sucht in den alten Sprachen im allgemeinen zur Hervorhebung des bedeutsamen Begriffs die erste Stelle im Satze oder die letzte; die erste Stelle ergreift besonders gern der vordringende Affekt, die letzte wählt eher zu mehr bleibender Wirkung die Reflexion. So Aristoph. (Ran. 1454): *τὴν πόλιν νῦν μοι γράσων πρῶτον, τίσι χρῆται πότιρα τοῖς χορηστοῖς*; Plat. (Gorg. 474): *τά γε κατὰ τοὺς νόμους καὶ τὰ ἐπιτηδεύματα οὐ δῆπου ἐκτὸς τούτων ἐστὶ, τὰ καλὰ*; Cic. (Mil. 4): *Silent leges inter arma*; id. (off. 3, 11): *Est hominum naturae, quam sequi debemus, maxime inimica crudelitas*. Auch im Deutschen können Satzglieder durch diese Stellungen hervorgehoben werden, z. B. Schiller: Abtreiben wollen wir verhaßten Zwang; die alten Rechte, wie wir sie ererbt von unsern Vätern, wollen wir bewahren; (im Nebensatz stellt sich das hervorzuhebende Subj. nach; (Schiller): Sollen wir erleiden, was uns in seiner Macht kein Kaiser durfte bieten?) Freiligrath: Dann schreitet majestätisch durch die Wüste die Giraffe; aber es zeigt sich, wie schon bemerkt, jede von der gewöhnlichen abweichende Stellung auffallend genug, um zu rhetorischer Wirkung kommen zu können. So z. B. wiegt ein nachgesetztes Attribut schwerer, (Schiller): Den Feldherrn hatten wir noch nicht gesehn, den allvermögenden, in seinem Lager; Héliand (5): *That wolda thô wisarô filo liudô barnô lobôn, lêra kristes, hêlag word godas, endi mid irô handon skriban berehtliko an buck, hwô sia skoldin is gibodskip frummian, firihô barn*. Ebenso der vorgesetzte Genetiv (Sch.): Das Leben ist der Güter höchstes nicht, der Übel größtes aber ist die Schuld; auch die an das Verbum gezogene Präposition (Fichte): Legt ab jene Verachtung für gründliches Denken; u. d. m.

Im Französischen sind Inversionen in Fragesätzen, nach *aussi, peut-être* cet. im usus; für Berücksichtigung der Euphonie bleibt etwa in der Stellung des Vokativs und adverbialer Bestimmungen einige Freiheit; zur Erreichung rhetorischer Wirkung findet sich indes besonders in der gebundenen Rede auch das Hyperbaton. Paul Ackermann hebt in seiner Schrift: „Du principe de la Poésie et de l'éducation du poète“ p. 75 bis p. 107 die für die frz. Sprache möglichen Mittel zur Inversion hervor; sie eigneten besonders zwar der „*langue poétique*“, aber, wie er (p. 76) sagt: *N'oublions pas — que la prose diffère moins de la poésie par la nature des moyens d'effet que par leur nombre.* Er beklagt, daß das moderne Frzsch. „*une langue oratoire et didactique*“, ja „*géométrique*“ geworden und in Pedanterie verfallen sei, will auf die „*spontanéité pure*“ und „*vie presque toute instinctive de notre vieille langue*“ zurück und stellt als Vorbilder la Fontaine und Béranger hin. (Man vergleiche Mätzner, frz. Gr. p. 614—652.) — Wir geben einige Beisp. des rhet. Hyperb. (Surville): *Hors de son nid ne sort même l'hironde*; (Béranger): *Au toit du pauvre il répand l'allégresse, A l'opulence il sauve des ennuis*; (Corneille): *Et des mêmes présents qu'il verse dans mes mains, J'achète contre lui les esprits des Romains*; (Delavigne): *Non, non, de mes amis aucun n'eût fait cela*; (Le Bas): *Viennent ensuite les députés de la Grèce*; (Regnard): *Ah! Ah! nouvelle est la maxime*; (Molière): *A recevoir le monde on vous voit toujours prête*; (Chateaubriand): *Père de la puissance, le désir ou l'espérance est un véritable génie*; (Acad.): *Somme toute, c'est un pauvre homme.* —

Im Englischen ist nur in der gebundenen Rede das Euphonische mitbedingend für die Stellung; für das rhet. Hyperb. sind einige Beispiele: (Shakesp.): *High sparks of honour in thee have I seen*; (Byron): *Time presses, floats my bark*; (Shakesp.): *For die you shall*; (Milton): *Thou My being gav'st me*; (Shakesp.): *adversity's sweet milk, philosophy*; (Milton): *Of all thy sons The weal or woe.* — (cf. Mätzner, engl. Gr. II, 2, p. 539 sq.) —

## 2. Anastrophe.

Die Inversion, welche nur zwei Wörter betrifft, hat man Anastrophe genannt, und man bezeichnet mit diesem Ausdruck auch zuweilen die Tmesis oder Diakope. (vide oben p. 551 sq.) Diomedes (Art. Gr. p. 456), der Anastrophe als „*inversio dictio-*

num contra rectum ordinem orationis“ definiert, unterscheidet sie von der Tmesis (diacope) so, daß sie sei: duorum verborum ordo praeposterus nullo interposito extrinsecus verbo, ut (Virg. Aen. V, 663): transtra per et remos oder (Virg. Aen. II, 355): lupi ceu, während bei der Tmesis ein fremdes Wort dazwischentrete, wie (Virg. G. III, 381): septem subjecta trioni. Ebenso Charisius (IV, 4). Carmen de figg. (Rhet. Lat. ed. Halm p. 69) sagt von der Anast.: „Esse reversio et in prosa solet, ut fit in istis: Pauxillam ob culpam,“ — „male quod vult“ — „praecipiti in re,“ — „Trojanos facit ire ut divus Homerus aves ut.“ (Ilias 3, 2: ἴσαν, ὄρνιθες ὤς). Gewöhnlich bezeichnet Anastrophe, die Nachstellung der Präposition, mit welcher Zurückziehung des Accents (Apoll. Dysc. de constr. 4, 1; 4, 2) (auch ἀναβίβασις, ὑπερβιβασμός [Schol. Thuc.\*]) genannt) verbunden ist. Eustath., der zu B. 52, 4 es so nimmt, versteht auch darunter Umsetzungen, wie θυμοδακῆς statt δακέθυμος. (p. 1590, 43.) Umstellung der Präpos. findet sich auch im Lat. wie Virg. (Aen. 1, 13): Italiam contra; (1, 32): maria omnia circum; Hor. (Sat. I, 3, 53): acres inter; im usus ist sie in Fällen, wie multis de causis, magna ex parte, summa cum cura cet., wo der Adjektivbegriff den Nachdruck hat. — Im Dtsch. gehört dahin wohl, wenn man verbindet: demnach, dagegen, kopfüber, bergauf cet.

### 3. Synchysis.

Wird durch Inversionen die Deutlichkeit des Sinnes und die Harmonie des Ausdrucks beeinträchtigt, so nennt man dies Synchysis. Hermogenes (περὶ ἰδ. Rhet. Gr. Sp. Vol. II, p. 286) stellt sie der Klarheit gegenüber: ἐναντίον δὲ ἐνκρίνειας σύγχυσις, ἣ δὴ γίνεται, ὅταν χωρὶς τῶν ποιούντων ἐνκρίνειαν περιβάλλῃ τις καὶ μεσιὸν ποιῇ τὸν λόγον, ἥπερ καὶ κακία ἐστὶ λόγον. — Servius (Aen. II, 348): obscuritatem fecit hoc loco et Synchysis (statt Synchesis, Sinthesis) i. e. hyperbati longa confusio. — Donatus (ars gr. III, 6) definiert: Σύγχυσις est hyperbaton ex omni parte confusum, ut: Tris Notus abreptas in saxa latentia torquet. — Saxa vocant Itali, mediis quae in fluctibus, aras (Virg. Aen. I, 108). Diomedes (p. 456) nennt die Synch. ein „hyperbaton obscurum“, ebenso Charisius; Beda wie Donat. (vid. Cit. oben p. 551 sq.) Man nennt auch Verletzung des Metrums: σύγ-

\*) Bei Ap. Dysc. (de constr. 4, 3) ist ὑπερβιβ. Nachstellung der Präposition und auch anderer Wörter.

χυσίς μέτρον (Walz, rhett. III, p. 209); Unklarheit der Beziehung, wie, wenn gesagt wird: *δεινόν ἐστι τοῦτον τύπτειν τοῦτον* nennt Anaximenes (rhet. c. 25) ebenfalls „*συγκεχυμένον*.“\*) Weiteres bei Eustath. p. 1354, 29. — Beispiele sind etwa: Plat. (legg. 855): *θανατόν δὲ ἢ δεσμούς ἢ πληγὰς ἢ τινας ἀμώργους ἔδρας ἢ σιᾶσεις ἢ παρασιᾶσεις εἰς ἱερὰ ἐπὶ τὰ τῆς χώρας ἔσχατα — γίνεσθαι δεῖ* (nämlich: *ἢ σιᾶσεις εἰς ἱερὰ ἢ παρασιᾶσεις ἐπὶ τὰ τῆς χ. ἔ*). (Vide Braun, de Hyperbato Platonico p. 5); Hor. (sat. I, 5, 72): *ubi sedulus hospes Paene macros arsit, dum turdos versat in igni* (nämlich: *hospes paene arsit, dum versat t.*); Klopstock (Wingolf): *Kömmst Du von den unsterblichen sieben Hügeln, Wo Scipionen, Flaccus und Tullius, Urenkel denkend, tönender sprach und sang; Ders. (Zürchers.): Hallers Doris, die sang, selber des Liedes wert, Hirzels Daphne, den Kleist innig wie Gleimen liebt.* —

#### 4. Hysteron-Proteron. (Hysteroiogia.)

Gregor. Cor. (*περὶ τροπ.* Rhetor. Gr. Sp. Vol. III, p. 225) sagt: *ὑστερολογία ἐστὶ μέρος λόγου, ὅταν ὁ δεῖ πρῶτον λέγειν ὕστερόν τις ἐπιφέρῃ, οἷον* (Od. 10, 417): *ἄμα τράγεν ἡδ' ἐγένοντο, ἀντὶ τοῦ ὁμοῦ ἐγένοντο καὶ ἐτράγησαν* cet. (Greg. rechnet auch hierher z. B. *δοῦπήσε δὲ πεσών*). Georg. Choerob. (l. c. p. 255) nennt die Hysterol. *λόγος „πρωθύστερος“*; Donatus (l. c.) hat: *hysterologia vel ὕστερον πρότερον*; er definiert: *est sententiae cum verbis ordo mutatus, ut* (Aen. I, 179): *torrere parant flammis et frangere saxo*. Acron zu Hor. ep. I, 1, 48: *ὕστερον πρότερον*; ebenso bei Diomedes und Beda (l. c.); bei Eustath. (p. 80 p. 97 u. s.); auch *πρωθύστερον*.\*\*)

Das Hyst. Prot. giebt in dem Vorangestellten den eigentlichen Inhalt der Aussage und läßt dann, wie zur Erklärung, das zeitlich Frühere, aus welchem jenes hervorging, nachfolgen. Bei Homer

\*) Apollon. Dysc. (de constr. I, 5) nennt es *σύγχυσιν* — Verdunkelung — *τοῦ γένους*, daß z. B. *τῶν* die Geschlechtsunterschiede nicht zeigt; in Bezug auf den Numerus z. B. Ariston. II. VIII, 73, 74: *σύγχυσις τοῦ δυνικοῦ σχήματος*.

\*\*) Servius (zu Virg.) nennt meist Hysteroiogie, was sonst Anastrophe heisst. Aen. II, 162: *hysterologia unius sermonis est, ut* (V, 663): *Transtra per et remos*. (ib. I, 307, 388; II, 731; VI, 171) doch hat es ihm auch nicht selten die Bedeutung von seinem „Hysteron Proteron in sensu“ (I, 78, 264; III, 300, 589 u. sonst) z. B. II, 10; IV, 14, 33; XI, 191; Ecl. VI, 42; Ge. I, 267. — Prothysteron hat er Aen. IX, 565. —

ist die Fig. häufig, z. B. (Od. 4, 723): ὅσσαι μοι ὁμοῦ τράγεν ἡδ' ἐγένοντο (vide Ameis zu d. St.); Od. 4, 476: ἰκέσθαι οἶκον εὐκτίμενον καὶ σὴν ἐς πατρίδα γαῖαν; Od. 5, 229: ἀντίχ' ὁ μὲν χλαῖνάν τε χιτῶνά τε ἔννυ' Ὀδυσσεύς; (cf. Classen, Beobachtungen über den homerischen Sprachgebrauch p. 200). Auch sonst z. B. Soph. Oed. tyr. 820; Eur. Suppl. 918; Xen. Mem. 3, 5, 10. — Bei Virgil (Aen. II, 353): Moriamur et in media arma ruamus; Ter. (Heaut. III, 1, 21): valet atque vivit; Hor. (Sat. II, 3, 294): mater delira necabit — febrimque reducet. Von den Neueren: Nibel. 2033 sq.: Dô sprach zuo dem kûnege der starke Gêrnôt: slâhet uns éllênden, und lât uns zuo z'iu gân hin nider an die wîte. Wolfram (Parz. 119, 3): die hiez sie vaste gâhen vogeles wûrgen unde vâhen. Goethe (H. u. Dor. Polyh.): Da versetzte der Vater und that bedeutend den Mund auf.

### 5. Parenthesis.

Quint. (IX, 3, 23): „quod interpositionem vel interclusionem dicimus, Graeci παρένθεσιν, παρέμπτωσιν vocant, dum continuationi sermonis medius aliqui sensus intervenit.“ Rut. Lup. (Rhet. Lat. H. p. 10): „aliquid interponitur, quod neque ejus sit sententiae neque omnino alienum ab ea sententia“; Jul. Rufinian. (l. c. p. 51) übersetzt parenth. mit interruptio oder interjectio, wie Carm. de figg. (l. c. p. 68); Charisius, Diomedes (welche für Parenth. auch διάλυσις setzen), Donatus, Beda vide oben p. 551 sq. Serv. (Aen. I, 65): parenthesis est, quotiens remota de medio sententia integer sermo perdurat. — Der terminus παρέμπτωσις findet sich bei Dionys. Hal. (ep. ad Amm. II, p. 133 ed. Sylb.): ἐνθνημημάτων τε καὶ νοημάτων αἰ μεταξὺν παρεμπιτώσεις πολλὰι πινόμεναι διὰ μακροῦ τὴν ἀκολουθίαν κομίζονται; auch bedeutet παρεμβολή dieselbe Sache, wie Ps. Plut. (de vit. Hom. II, 31) definiert, ferner Alexander (περὶ σχημ. Rhet. Gr. Sp. Vol. III, p. 39) und Tiberius (l. c. p. 81). (vid. oben p. 551.) Den Begriff der Parenthesis bezeichnen auch ἐπεμβολή (Hermogenes π. ἰδ. Sp. II, p. 328), μεταξυλογία (Theon prog. Sp. II, p. 82), διὰ μέσου (Porphyr. zu Hor. od. III, 5, 6).

Der Zwischensatz hängt syntaktisch mit dem Hauptsatz zusammen, die Parenthesis ist ein an sich selbständiger Satz, welcher in einen anderen eingeschaltet wird, weil sein Inhalt zwar wichtig genug scheint, um die Konstruktion zu durchbrechen, aber



nicht der Darstellung selbst angehört, sondern ein Subjektives — Erläuterung, Urteil, Ausdruck des Affekts — herzubringt. Zuweilen, z. B. wenn die Parenth. erläutert, könnte sie auch wohl dem grammatischen Bau eingefügt werden, aber an Gewicht würde sie dadurch verlieren; man vergleiche z. B. Ilias (I, 5): αὐτοὺς δὲ ἐλώρια τεῦχε κύνεσσιν — Διὸς δ' ἐτελείετο βουλή —, ἐξ οὗ — cet. mit Od. (8, 82): τότε γὰρ ἔα κυλίνδετο πῆματος ἀρχὴ Τρωσὶ τε καὶ Δαναοῖσι Διὸς μεγάλου διὰ βουλὰς. (Ilias I, 5 wird übrigens von mehreren Gelehrten nicht als Parenthes. gefaßt; vide Ameis im Anh. zu d. St.) — Wir führen noch einige Beispiele an. Schiller: Aber mit zärtlichem Liebesblick — Er verheißt ihm sein nahes Glück — Empfängt ihn Fräulein Kunigunde; Ders.: Er hört — schon kann er nicht mehr sehn — die nahen Stimmen furchtbar krähn. — Virg. (Ecl. IX, 23): Tityre, dum redeo — brevis est vita — pasce capellas, Et potum pastas age, Tityre, et inter agendum Occursare capro — cornu ferit ille — caveto; Ders. (Aen. I, 65): Aeole — namque tibi divom pater atque hominum rex Et mulcere dedit fluctus et tollere vento — Gens inimica mihi cet. Hom. (Ilias 7, 390): κῆματα μὲν ὅς' Ἀλέξανδρος κοίλῃς ἐνὶ νηυσὶν ἡγάγετο Τροίηνδ' — ὡς πρὶν ὤφελ' ἀπολέσθαι — πάντ' ἐθέλει δόμεναι; Soph. (Philoct. 847): ἀνὴρ δ' ἀνόμματος, οὐδ' ἔχων ἀρωγὰν, ἐκτέταται νύχιος — ἀλεῆς δ' ὕπνος ἐσθλός — οὐ χερὸς, οὐ ποδὸς, οὐ τινος ἄρχων; Lamartine: Un soir, t'en souvient-il? — nous voguions en silence; V. Hugo: Parce que chaque matin — voyez-vous — la force me manque (Mätz. frz. Gr. p. 566); Shakesp. (Hamlet. III, 4): You are the queen, your husband's brother's wife; And — 'would it were not so! — you are my mother! — Ders. (Hamlet. II, 2): When I had seen this hot love on the wing — As I perceiv'd it, I must tell you that, Before my daughter told me, what might you — think, cet.













